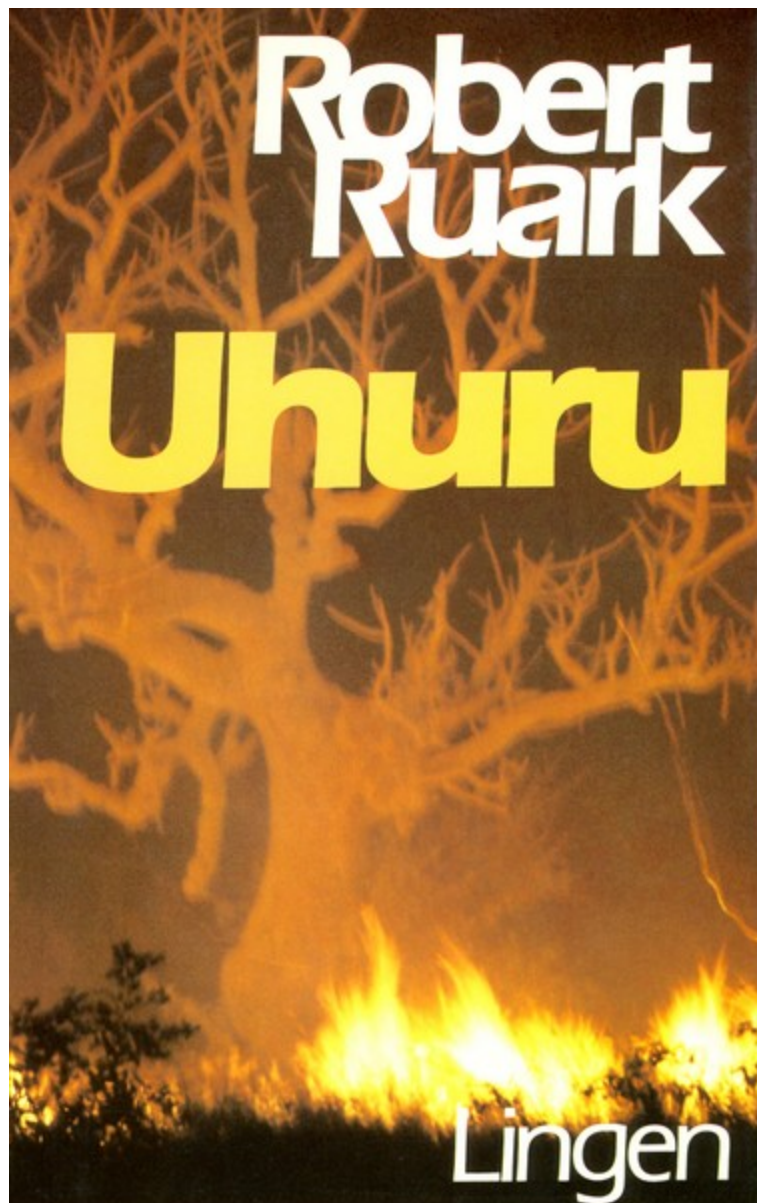




Robert Ruark

Uhuru

Inhaltsangabe

Die Angst der weißen Farmer und die Intrigen zwielichtiger Politiker, Idyllen am Lagerfeuer und blutige Eideszeremonien der Mau-Mau-Krieger, Liebesaffären, Mord und aufregende Safaris verbinden sich in diesem großen Roman aus Afrika zu einem Geschehen von ungewöhnlicher Spannung. »Ruark erspart dem Leser nichts, aber auch gar nichts. Er nennt alles offen beim Namen ... Die Tragödie Afrikas dröhnt wie Buschtrommeln durch das Buch, dessen innere Wahrheit niemand, auch nicht bei den unglaublichsten Vorgängen, bezweifeln wird.«

Dies ist kein Buch für einen geruhsamen Feierabend – es ist ein Buch für starke Nerven.

Harold Matson
in Dankbarkeit
und Freundschaft

Aus dem Amerikanischen übertragen von

Egon Strohm

Sonderausgabe für Lingen Verlag, Köln

© by Robert Ruark

Alle deutschsprachigen Rechte bei

Blanvalet Verlag GmbH, München

Titel des Originals ›UHURU‹

Gesamtherstellung: Lingen Verlag, Köln

und Bercker Graph. Betrieb GmbH, Kevelaer

Schutzumschlag: Roberto Patelli

Printed in West Germany

Dieses eBook ist umwelt- und leserfreundlich, da es weder
chlorhaltiges Papier noch einen Abgabepreis beinhaltet! ☺

Der Titel dieses Buches lautet *Uhuru*. Das ist das in diesen Tagen am häufigsten vorkommende Wort in Ostafrika. Es bedeutet soviel wie ›Freiheit‹ und wird je nach persönlicher Neigung gebraucht und missbraucht. Manchmal kann dies tragische Konsequenzen zeitigen.

Kritiker müssen dieses Buch mit Fug und Recht als rüde und maßlos bezeichnen. Ich bekenne mich schuldig, aber der afrikanische Kontinent *ist* in seinem augenblicklichen Zusammenstoß mit der Umwelt raubeinig und ohne Maß, und ich habe nicht versucht, Fakten und Aktualität zu verniedlichen. Zwanzig Hauptcharaktere, schwarz und weiß, jung und alt,

Männer und Frauen, die in einer dauernd wechselnden Szenerie agieren, brauchen Platz, um sich darin bewegen zu können.

Uhuru ist ein semitisches Wort, das sowohl im Arabischen wie im Hebräischen vorkommt und sich über den Sklavenhandel in das Kisuaheli, die lingua franca Ost- und Zentralafrikas, eingeschlichen hat. Uhuru ist gleichbedeutend mit *l'Indépendance* im Kongo oder *freedom* in Westafrika. In den letzten Monaten ist es so sehr zum täglichen Sprachschatz geworden, daß es von Schwarzen und Weißen gleichermaßen gebraucht wird und beinahe im selben Sinn, in dem *liberté, fraternité, égalité* Teil des halbmodernen Frankreichs geworden sind.

Selten bekommt man heute in Ostafrika eine Zeitung in die Hand, ohne nicht ein Dutzend Mal auf das Wort Uhuru zu stoßen. Man kann durch keine Straße gehen, ja nicht einmal durch das hinterwäldlerische Kenia fahren, ohne mit dem alten ›V‹-Zeichen Churchills oder der erhobenen Hand der Nazis begrüßt zu werden. In beiden Fällen gelte einem der Ruf ›Uhuru!‹ als Begleitmusik in die Ohren. Man kann keine Unterhaltung zwischen Weiß oder Schwarz, Reich oder Arm belauschen, ohne immer wieder auf dieses Wort zu stoßen.

Jeder eingeborene Afrikaner hat seine eigene Auslegung von Uhuru. Einigen bedeutet es die mythische Beschreibung eines gleich um die Ecke liegenden Landes Utopia voll faulen Wohlbehagens, Alkohols in Hülle und Fülle und eines köstlichen Traumzustandes, in dem das Geld auf den Bäumen wächst und alle menschlichen Probleme gelöst sind. Dem Nomaden bedeutet es unübersehbare Herden herrlich nutzlosen Viehs und prachtvoller, das Land ruinierender Ziegen – mit grenzenlosen Vorstellungen von saftigen Weiden und Strömen klaren Wassers zwischen zwei Sonnentagen. Für den Elfenbein-Wilderer ist es identisch mit Abschaffung der Wildhüter und muffigen Jagdverboten. Für den Fleischesser heißt es Fleisch in rauen Mengen und Gratissalz nach Herzenslust. Dem Trunkenbold bedeutet es ein Meer von Honigbier; dem Frauenheld einen Harem, der sich bis zum Horizont erstreckt. Dem afrikanischen Kleinbauern ist es das reiche, fruchtbare Land des weißen

Mannes, das an dem magischen Tag von Uhuru ganz gewiß ihm gehören wird, an dem Tag, an dem der weiße Mann vom Kontinent vertrieben und das ganze, sorgsam gepflegte Land wieder an den Afrikaner zurückfallen wird. Dem vorsätzlichen Gesetzesbrecher bedeutet Uhuru die Konzession, zu rauben und zu stehlen, straflos zu töten und die Regeln anständigen menschlichen Benehmens rücksichtslos und ungestraft verletzen zu dürfen.

In den Augen des weißen Mannes nimmt Uhuru eine etwas andere Färbung an. Uhuru wird als Bedrohung aufgefasst – Bedrohung des weißen Eigentums, Bedrohung der weißen Frau, Bedrohung des mühevollen, tüchtigen weißen Lebens und seiner bisherigen Bequemlichkeit mit ihrer Fülle schwarzer Boys, die auf jeden Wink sofort herbeieilen und unterwürfig »Ja, Bwana« murmeln, ganz gleich, wie widersinnig der Befehl lauten mag. Uhuru ist eine Bedrohung seiner Konzeption von sich selbst als eines weißen Herrn über eine unterdrückte schwarze Rasse und repräsentiert eine plötzliche, gewaltsame Umordnung der alten Poona-Vorstellung von 1902 vom Bwana Mkubwa oder dem ›Großen Weißen Gott‹. Für einige Weiße, die das Land lieben, auf diesem Land geboren wurden und den Afrikaner schätzen, sind die grimmigen Aspekte von Uhuru eine echte Tragödie, denn diese Menschen sind auch Afrikaner, sie können nirgendwo anders hin und kein anderes Leben führen. Für sie kann Uhuru die Opferung einer lebenslangen Knochenarbeit und die Zerstörung der von ihnen selbstlos und mit Liebe geschaffenen Schönheit bedeuten.

Schließlich scheint Uhuru gegenwärtig jedermann in den Knochen zu liegen; wobei es jedem überlassen bleibt, etwas Gutes oder Böses daraus zu machen. Uhuru ist heutzutage im wahrsten Sinne des Wortes ein Shauri ya Mungu – ›Höhere Gewalt‹. Aus diesem Grunde gibt es offensichtlich keinen anderen passenden Titel für das vorliegende Buch.

Dies ist eine wahre Geschichte. Die Charaktere mögen erfunden sein, aber es gibt nichts in diesem Buch, das sich nicht zugetragen hat, sich nicht zuträgt oder sich in naher Zukunft nicht zutragen wird. Ursprünglich sollte es ein Roman werden, ein Phantasieprodukt, aber leider habe ich festgestellt, daß mein Wissen vom Schwarzen Erdteil, das sich in meinen

Phantasieprodukten niederschlug, täglich in der Welpresse faktisch bestätigt wurde.

Es gab während des nötigen Quellenstudiums zu diesem Buch eine Zeit, in der ich meinen eigenen Augen und Ohren nicht traute. Ich mußte mir immer wieder vorsagen: »Ich *bin* in Kenia, und diese Dinge *sind* wirklich.« Ich mußte mich daran erinnern, daß ich in einem Bongo-Fallenstellerlager auf dem Gipfel des Aberdare-Gebirges mit einem in dritter Generation in Kenia ansässigen Siedler saß, der einst einen Turm gebaut hatte, in den er während des Mau Mau-Aufstands Frau und Kinder sperrte – während er mit geschwärztem Gesicht einem Mau Mau-General namens Nderitu nachjagte. Das Unglaubliche an der Sache war nur, daß General Nderitu zur selben Zeit letztes Jahr Angestellter der Nationalparks war, was wiederum meinem Freund ermöglichte, seiner Fallenstellerei auf seltene Antilopenarten nachzugehen. Und wieder zur selben Zeit hockte General Nderitu am Feuer vor dem Zelt. General Nderitu hatte seine Politik nicht geändert, wenn er auch zeitweise seine Panga * weggepackt hatte. Er ruhte sich lediglich zwischen zwei Unternehmungen aus.

Die Zeiten haben sich geändert in Kenia, seitdem ich mein Buch *Something of Value* ** geschrieben habe. Der Titularchef der wichtigsten politischen Partei des heutigen Kenia ist ein früherer Mau Mau-Häftling. Häftling (englisch *Detainee*) ist ein höfliches Wort für Leute, die man hinter Stacheldraht steckte, weil sie an dem Massenmord teilgenommen hatten, den der geistige Führer eines Großteils der schwarzen Bevölkerung Kenias, Jomo Kenyatta, noch vor kurzer Zeit organisiert und gelenkt hatte. Während dieses Buch geschrieben wurde, forderte man mit viel Geschrei die Freilassung Kenyattas, der erster Staatschef werden sollte, wenn Kenia Selbstregierung bekäme.

Sie werden die Namen wirklich lebender Menschen in diesem Buch finden – Namen von Männern wie James Gichuru, Kenyatta, Tom Mboya

und anderen Angehörigen der auftauchenden afrikanischen politischen Szene, die heute voll Leben und Tatendurst sind. Man kann ohne diese realen Menschen in einem Roman über das heutige Kenia nicht auskommen, wie es auch idiotisch wäre zu verschweigen, daß das New Stanley Hotel in Nairobi einer Familie namens Block gehört. Oder daß Sir Patrick Renison der gegenwärtige Gouverneur von Kenia ist.

Der Mann Peter Poole, der eine große Rolle in diesem Buch spielt, lebte wirklich und wurde letzten August wegen kaltblütiger Ermordung eines Afrikaners gehängt. Einige meiner fiktiven Charaktere haben ebenfalls Afrikaner kaltblütig getötet, aber was bedeutet schon ›fiktiv‹, wenn die Ermordung Patrice Lumumbas aus politischen Gründen durch seine eigenen Kongolesen ein Faktum ist?

Um einen bestimmten Romaneffekt zu erzielen, habe ich einen Mediziner eingefügt. Aber es gab ihn; er war in Wirklichkeit sehr real. Sein Name war wirklich Kinyanjui, und er hatte einen Zauberkreis um den aktivsten Farmbetrieb, den ich kenne, gezogen – Sasumua. Er gehört meinen sehr guten Freunden, der Familie Nightingale, die im Süd-Kinangop-Gebiet von Kenia lebt und während der Mau Mau-Unruhen nie eine Tür verriegelte, weil sie der Macht des Zaubers vertraute, den der alte Kinyanjui auf die Farm legte. Kinyanjui ist heute tot; ob durch weißes Gift oder schwarzen Zauberspruch oder aus Altersschwäche, ist schwer zu sagen. Aber leider ist es wahr, daß der Zauber nicht mehr um Sasumua liegt.

Einer der erschreckendsten Aspekte der heutigen Schriftstellerei im Bereich des Zeitromans ist die Tatsache, daß der arme Schriftsteller in zunehmendem Maße angesichts der Konkurrenz der so viel phantastischeren, jede Phantasieschöpfung übertreffenden Tagespresse nur allzu schnell mit der Zeitgeschichte selbst ins Handgelenk gerät.

Fünf Jahre nach dem Erscheinen von *Something of Value* erhärtete der berühmte Corfield-Report die nackten Tatsachen, auf die sich mein Roman gestützt hatte. Noch während ich in dieser Woche am letzten Kapitel des vorliegenden Buches schreibe, finde ich meinen Romanschluß auf der

zweiten Seite von Lord Beaverbrooks *Daily Express*. Und auf der dritten Seite steht die tatsächliche Replik eines ›erfundenen‹ Entwurfs von mir, den ich zuerst nicht zu bringen wagte, weil ich selbst ihn für einen zu unglaublichen Gag hielt, den ich mir nicht leisten durfte.

Wenn man lange in Afrika gelebt hat, gewöhnt man sich beinahe, wenn auch nicht ganz daran, die Geschichte vorauszusagen. So war es letztes Jahr im Kongo. Ich wußte, daß es im Kongo zum Platzen kommen würde, und schrieb entsprechend in einigen Artikelserien. Nur stimmten meine Zeitangaben leider nicht ganz. Der Kongo brauchte vierzehn Tage länger zum Explodieren, als ich mir ausgerechnet hatte.

Auf derselben Linie liegt die von mir völlig frei erfundene Ermordung eines afrikanischen Politikers in diesem Buch, lange, bevor es jemandem gelang, Mr. Lumumba das Lebenslicht auszublasen. Und gewiß war es nicht meine Phantasie, die die Tatsache schilderte, daß ein weißer Freund namens Venn Fey letztes Jahr Frau und Kinder aus Kenia fortschickte, weil er aus verlässlicher Quelle erfahren hatte, daß sein jüngstes Kind als Menschenopfer für eine schwarze Schwurzeremonie ausersehen war. Die nachfolgenden Ausbrüche von blutigsten Eideszeremonien und Vergeltungsmorden für alte Mau Mau-›Schulden‹ haben meine Fabulierereien längst in den Schatten gestellt. Daran hat auch nichts geändert, daß ein Berg nach dem Namen von Venns Großvater ›Fey's Peak‹ benannt wurde.

Ich muß den Leser um Nachsicht bitten, wenn ich mir mit Daten und Zeitangaben aus dramatischen Erwägungen die üblichen dichterischen Freiheiten erlaube. Denjenigen, die sich als lebende Menschen in meinen erfundenen Charakteren wieder zu finden hoffen, muß ich sagen, daß sie enttäuscht sein werden, da meine Phantasieschöpfungen so gemischt und verschmolzen sind, daß sie sich nie mit einer bestimmten, lebenden Person decken. Nur die als spezifisch echt benannten Personen sind echt. Die Geographie habe ich absichtlich durcheinandergebracht und sogar die Jahreszeiten verfälscht.

Dann möchte ich noch erklären, daß die Worte ›Nigger‹, ›Wog‹, ›Coon‹, ›Nig‹ und ähnliche vulgäre Ausdrücke nicht von mir stammen, sondern bedauerlicherweise in der Umgangssprache Kenias und sonst wo durchaus im Schwange sind, übrigens erstaunlicherweise auch unter schwarzen Afrikanern. Den Mzungu nennen auch sie den ›gottverdammten weißen Mann‹.

Und zum Schluß möchte ich den Leser darauf aufmerksam machen, daß Afrika und seine Probleme groß sind und daß ich nur einen allerdings wesentlichen Ausschnitt zu zeigen vermochte, der vielleicht typisch für die Zeit ist. Ich verschreibe keine Heilmittel und stelle keine Moralregeln auf. Ich kann nur bezeugen, daß ich mich bemüht habe, die Wahrheit zu schreiben, obgleich ihre Form fiktiv sein mag.

Robert Ruark

Erstes Buch

1

Brian Dermott pfiff beim Fahren leise vor sich hin. Von Zeit zu Zeit sang er mit misstönender Stimme Ausschnitte aus Liedchen. Augenblicklich war es: » Get me to the Church on Time.« Vor sich links konnte er die süße reizende Insel der Borna des Distriktkommissars sehen, und im nächsten Augenblick stünde das Schilderhäuschen vor ihm. Er sah, wie die heiße Morgensonne blitzende, sinnlose Heliogramme von den Dächern der Somali-Hütten-Stadt, von den aus Benzinkanistern zusammengestoppelten Bruchbuden in die Luft sandte. Unterwegs auf der staubigen Straße war er an ein paar Somali vorbeigekommen, die Männer stolz vor ihren Frauen einhergehend, diese wiederum unter ihren schweren Kopflasten zügig ausschreitend. Sah man sie so schreiten, mit ihren fetten, schwingenden Hintern, schlanken, ebenmäßigen Schultern und arrogant steilen Brüsten, glaubte man das kühle Trillern einer arabischen Flöte zu hören. Brian Dermott streckte die Hand aus und schubste den neben ihm zusammengekauerten, schlafenden Eingeborenen an.

»Wach auf, Nugu«, sagte er. »Wir kommen jetzt in die Stadt. Wird Zeit zum Anziehen. Setzt dich auf und versuch, wie 'n Mensch auszusehen, wenn's dir auch schwer fällt.« Der Eingeborene grinste, langte nach hinten und zog ein verflicktes, zerlumptes, khakifarbenes Jägerjackett hervor, das er sich überzog. Brian Dermott hatte englisch gesprochen, außer dem herzlich gemeinten Ausdruck Nugu – Affe –, aber seine Bedeutung war klar. Wenn Kidogo die Zivilisation verließ, zog er alle Kleider außer den Shorts, die er aus Ehrerbietung für die Kunden trug, aus. Wenn er

zurückkam, zog er sein einziges Hemd und die Stadtausgehshorts an und war damit nach allgemeinem Maßstab korrekt angezogen. Jetzt schubste er Brian Dermott in die Rippen. »Wewe nugu vilevile«, sagte er.

»So, ich auch?« erwiderte Brian lächelnd. »Hab' ich ganz vergessen. Gib mir mein Hemd.« Der Eingeborene Kidogo langte wieder nach hinten und brachte Brians Safari-Jacke hervor. Kidogo strich sie glatt, schüttelte den Staub heraus und reichte sie seinem Herrn, der das rüttelnde Steuerrad mit den Knien festzwängte, während er sich das verblasste Jagdhemd über seinen nackten braunen Oberkörper streifte.

»Fix und fertig für den Trubel der Stadt«, meinte Brian und hielt vor einem Schilderhäuschen. »Jambo, Baba.« Brian nickte dem Askari zu, der salutierte. Ein mit Zebrastrifen bemalter Schlagbaum sperrte die Straße vor dem Schilderhäuschen ab. Brian streckte die Hand aus, und der Askari ging in sein Häuschen zurück und holte ein großes flaches Buch im Leineneinband heraus. Brian fand die Spalte ›Aus‹ gegenüber einer Linie, auf der sein Name, die Nummern seiner Wagen, seine Geschäftsadresse und die Nummer seines Postschließfachs standen, dazu die Namen der Weißen seiner Begleitung und die Anzahl der Eingeborenen. Die Eintragung zeigte, daß seine Geschäftsadresse ›Brian Dermott Safaris Ltd. Nairobi, Box 60.019‹ war. Das Ankunftsdatum war Mittwoch, der 10. August 1960 gewesen. Er trug als Abreisedatum den 17. August 1960 ein.

Wie erleichtert er sich fühlte, sagte er sich grausam wieder, Valerie aus seinen Gedanken verbannt zu haben und ihre physische Gegenwart los zu sein. Seltsam, wie kalt und unbewegt er gewesen war, als er sie zum Flugzeug brachte – sehr wohl wissend, daß er sie zum letztenmal sah – von unvorhergesehenen Zufällen abgesehen. Es hatte keinen Abschiedsschmerz gegeben – nichts dem Schock des Verlustes vor acht Jahren Vergleichbares, als sie noch seine ihm gesetzlich angetraute Frau gewesen war. Diesmal hatten sie sich beinahe gleichgültig Lebewohl gesagt; sie hatte ihm einen kühlen Kuß auf die Wange gehaucht, schön und gut riechend wie immer. Die liebe Valerie, die in Kenia nie Wurzel geschlagen hatte und klug genug gewesen war, es schließlich ehrlich zuzugeben. Geister könne man bannen,

hieß es im Volksmund, indem man den Dingen, die einem Angst einjagten oder einen bedrückten, mutig ins Auge sehe. Jawohl, er war wieder ganz lebendig, ganz er selbst.

Brian Dermott fühlte sich sauwohl. Fühlte sich wohl über die Safari. Sie hatte gut angefangen. Nette Leute, die neuen Kunden. Manchmal konnte man's nicht gleich von Anfang an erkennen, aber die da sahen viel versprechend aus. Paul und Kathleen, Geschwister. Soweit auch keine Probleme bezüglich der Tiere. Wilde *oder* zahme. Löwen und Elefanten streng nach der Regel. Die Kunden fest in der Hand.

Ein Glück, daß sie nett waren. Es war nämlich gar nicht so einfach, die geschiedene Frau in ein Flugzeug zu verfrachten und in der nächsten Stunde eine neue Safari-Tour mit einem frischen, mit einem anderen Flugzeug ankommenden Klientenschub zu beginnen. Eine schwierige Sache, es sei denn, die Neuankömmlinge wären sympathische Leute.

Es war ganz natürlich, daß er sich etwas niedergedrückt gefühlt hatte. Als Valerie vor drei Monaten wieder nach Kenia gekommen war, hatten sie sich beide der überspannten Hoffnung hingegeben, die alten Fäden wieder knüpfen zu können. Aber es ging einfach nicht. Zu viele alte Schmerzen und zuviel Leere lagen zwischen ihnen. Sie hatte recht, schließlich die Konsequenzen zu ziehen. Es war nichts mehr übrig geblieben. Selbst das Bett, obgleich die körperlichen Beziehungen in ihrer Unerfülltheit nicht mehr tragisch waren, war ein Versager gewesen. Die Körper waren da, aber was sie früher aneinandergeschweißt hatte, war nicht mehr. Im Nebel verschwunden, wie die Kikuyus sagten. Aus und vorbei.

Dabei war sie immer noch schön – schöner, als er sie in Erinnerung hatte, mit ihren großen Zigeunerinnenaugen und dem spanisch aufgemachten Haar. Und sie war zu ihm zurückgekommen, nach beinahe acht Jahren. Anfänglich waren sie beide verlegen gewesen, gehemmt und zögernd in ihrer Unterhaltung. Und nach dem ersten Versuch, ihre körperlichen Beziehungen wiederzubeleben, war zwar die Verlegenheit zwischen ihnen überwunden, aber sie hatten sich immer noch nichts zu sagen gehabt. Es war eben nichts da.

Sie hatte sich geweigert, auf die Farm zurückzugehen, was er ihr im Hinblick auf die bösen Erinnerungen nicht hatte verübeln können. Sie machten eine kurze Picknick-Safari, so wie die erste, und auch das war schmerzvoll gewesen. Anfänglich hatten sie in seiner Junggesellenetage gewohnt. Aber das bedrückte sie, worauf sie sich ein Cottage im *Norfolk* genommen hatten. Aber auch das hatte sie bedrückt. Schließlich waren sie in ein Appartement des *New Stanley* gezogen, das erst kürzlich renoviert worden war und daher keine Erinnerungen an das alte Leben im alten Nairobi barg.

»Wenn ich ganz ehrlich sein soll, Darling, ich war ein Schaf, zurückzukommen«, hatte Valerie gesagt, die langen Beine auf dem Sofa einziehend, während Brian ihr einen Drink aus dem kleinen Kühlschrank in der Ecke des Zimmers mixte. »Ich dachte, daß die Zeit vielleicht –« Sie schüttelte den Kopf. »Aber die Zeit hat nichts geändert, weder dich noch uns. Dreiundfünfzig hatte ich Angst und Langeweile. Und jetzt habe ich, glaube ich, noch mehr Angst vor den Veränderungen in Kenia. Und außerdem hängt mir dieses ganze Geschwätz über Uhuru zum Halse heraus. Die Leute haben kein anderes Thema mehr, bloß immer Uhuru, Uhuru, und ich schwöre dir, die Siedler fürchten die kommende Freiheit mehr als damals, wo jeder mit einem Gewehr herumlief, Mau Mau.«

Brian wandte sich um, reichte ihr ihren Drink und machte sich selbst eine Flasche Coca-Cola auf. »Ich nehme an, daß ich die Ursache deines Missbehagens bin«, sagte er. »Nicht die Leute oder die veränderten Verhältnisse oder das arme alte Uhuru.«

Valerie zuckte leicht die Schultern und nippte an ihrem Glas.

»Ich glaube, wir hatten mehr voneinander, als du noch jünger und weniger selbstbewusst warst«, sagte sie. »Ich bin gar nicht so sicher, ob mir der forsche Dermott auch nur halb so gut gefällt wie der schüchterne Junge damals, der zitterte, als er mir den ersten Kuß gab. Auf jeden Fall ist jetzt alles falsch. Wenn du mir eine Flugkarte nach London besorgen wolltest, Darling, war' ich dir dankbar. Ich glaube, es ist besser, wenn ich in mein

eigenes Buschreservat zurückgehe.« Sie lächelte ihn an. »Es tut mir wirklich leid, Brian. Ich hätte nicht herkommen sollen.«

»Du siehst phantastisch und einfach umwerfend aus, Liebling«, sagte Valerie Dermott zu ihrem geschiedenen Mann, als er ihr auf dem Flughafen aus seinem Landrover half. Ihre Augen glitten rasch über ihn hin. »Ist das eine Farewell-to -Arms-Uniform, die du da trägst, oder was?«

»Nein.« Er blickte kurz an seinem vierknöpfigen Kordjackett mit dem gebauschten Rücken und der aufgesetzten Borte hinunter; auf die enganliegenden Reithosen und die Jodhpurstiefel. »Mein Empfangsanzug für Kunden. Ich spare Benzin. Du fliegst ab – Kunden kommen an. Ich verliere eine Frau und gewinne neue Kunden, alles in einem Abwaschen. Der Anzug ist mein Empfangskomitee-Aufzug. Macht großen Eindruck. Sportlich genug, um ihnen Vertrauen einzuflößen. Wie mein Schnurrbart.« Er lächelte. »Komm. Geben wir deine Flugkarte ab. Dann haben wir noch Zeit, an der Bar einen Abschiedsdrink zu nehmen.«

»Wir sind ein nettes Paar, beinahe Zwillinge.« Sie strich mit den Händen an ihrem streng geschnittenen beigefarbenen Reisekostüm hinunter. »Schade, daß wir nicht von vorn anfangen, sondern Schluß miteinander machen – endgültig.« Sie zog ein Taschentuch hervor. »Verflucht noch mal, ich hatte mir doch geschworen, nicht zu heulen!« Sie schnäuzte sich kräftig. »Wäre ich doch bloß nicht freiwillig hergekommen. Jetzt küß mich, – und dann verdrück dich irgendwo, während ich ins Flugzeug steige.«

Und damit hatte sich's, dachte Brian Dermott, als er den wohlgeformten, stolzen Rücken in dem enganliegenden Kostüm zu dem schlanken, niederen Düsenklipper aufs Flugfeld hinausgehen, die langen, schönen Beine die Laderampe besteigen und die breiten Schultern sich zum letztenmal umwenden sah. Er hatte noch einmal gewinkt und war dann in die Bar ins Obergeschoß gegangen, um noch ein Coca-Cola zu trinken. Natürlich hätte er lieber etwas Härteres getrunken, das seiner Stimmung mehr entsprochen

hätte. Aber das ging nicht mehr. Er wollte seinen neuen Kunden nicht mit einer Fahne entgreeten. Das paßte nicht zu seinem Operettenkostüm und der Note gebieterischen Vertrauens, das er sich zugelegt hatte, und mit der er die Herrschaften die nächsten sechs Wochen sicher durch den Busch führen wollte.

Es gab keinen Irrtum darüber, was die Kunden, die da aus dem Flugzeug stiegen, für Leute waren. Aus Paul Drakes Briefen ging hervor, daß er Bankier war. Von der Schwester hatte Brian Dermott noch keinen Eindruck. Er war aber darauf gefaßt, daß sie genau wie eine Bankiersschwester aussehen würde, ohne Zweifel hochelegant und nie ohne den neuesten Nerz.

Da waren sie also: er bankiersmäßig, sie elegant. Und natürlich hatte sie den neuesten Nerz an. »Wüstenglut« war die diesjährige Modefarbe. Nächstes Jahr würde es eine andere, von Revlon Frères kreierte Farbe sein. Brian war inzwischen eine Autorität in allen Tierarten geworden, die in Afrika nicht vorkamen.

»Drake«, hatte der neue Kunde gesagt und Brian fest die Hand gedrückt. »Meine Schwester, Mrs. Crane. Sie sind natürlich Brian Dermott. So können nur Sie aussehen. Ich heiße mit Vornamen Paul, und meine Schwester hört auf den Namen Kate. Lassen wir also den Mister und die Mistreß weg. Puh, ich hoffe, wir kommen recht bald aus der Stadt heraus. Ich habe Städte satt.« Er blickte zu seiner Schwester hinüber. »Kate auch. Paris war totlangweilig.«

»Wenn Sie wollen, schon morgen«, hatte Brian erwidert und bei sich gedacht: *Da schwimmt die Hinrichtung davon.* »Zum Wagen geht's hier hinüber.« Er sprach mit den afrikanischen Trägern, die mit den Drakeschen Koffern auf einem Gepäckwagen warteten. Brian bemerkte, daß die Koffer *nicht* aus Plastik waren, sondern aus solidem, altmodischem und sehr teurem Schweinsleder. Es waren die richtigen Koffer für Leute, die kein

Vergnügen daran empfänden, in der Stadt herumzulungern, um einer Hinrichtung beizuwohnen.

Der neue Kunde – Brian bezeichnete sie in Gedanken immer als ›Kunden‹, bis sie etwas Gutes oder Schlechtes getan hatten, das sie von den verschiedensten Typen, die er für Geld auf die Jagd mitnahm, unterschied – war dünn und hatte scharfe Züge. Alter: etwa fünfzig. Schütteres graues Haar und scharfe, aber müde Augen hinter der goldumrandeten Brille.

Seine Schwester neigte zur Hagerkeit und mochte fünfunddreißig sein, vielleicht sogar vierzig. Bei Amerikanerinnen war es immer schwer, das Alter zu schätzen. Sie hatte noch keine Krallen oder Giftzähne gezeigt, aber das konnte man sowieso erst nach etwa drei Wochen feststellen. Ihre Augen hatten übrigens etwas Seltsames an sich.

Auf den ersten Blick gefiel ihm der Kunde aus mehreren Gründen, ganz besonders aber aus einem. Während der Fahrt zum ersten Camp über die trockene Waschbrettstraße, bei der sie dann und wann auf dem in die ausgefahrenen Geleise gewehten Staub ins Schlittern gerieten, waren sie auf etwas gestoßen, das aus der Ferne wie ein Mensch aussah. Brian fuhr so lautlos wie möglich, bis er nahe an den schwarzen Fleck herankam und sie sahen, daß es tatsächlich ein menschlicher Körper war. Er lag totenstill da.

Als Brian aber neben ihm hielt, merkten sie, daß er lebendig und ein Eingeborener war. Er lag im warmen, weichen Staub mitten auf der Straße in tiefem Schlaf. Er atmete gleichmäßig und schien nicht betrunken zu sein, wollte sich wohl nur ungestört im Sonnenschein ausruhen, als wäre die Straßenmitte seine angestammte Schlafstätte.

»Sollen wir den Herrn wecken?« fragte Brian leise.

»Nein«, flüsterte der Kunde zurück. »Lassen wir ihn in Ruhe. Sein Jahrhundert wird ihn noch früh genug wecken.«

Sie waren weitergefahren, und Brian war schon bereit, den Kunden sympathisch zu finden, noch bevor er ihn den Löwen schießen und über den Elefanten weinen sah. Guten Kunden war schwer beizukommen. Meist waren sie das eine oder das andere; einige sehr schlecht, wenige sehr gut; meist in verschiedenen Graden nett oder zwischen nett und nicht nett.

Dieser hier sah so aus, als gehörte er zu der besseren Sorte, die dazwischenlag.

»Wir werden sehen«, sagte Brian halblaut, seinen Namen hinschreibend und seinen Füller wieder zuschraubend. »Auf jeden Fall sind wir noch nicht zu Hause.«

Er nickte, gab dem hochgewachsenen Askari das flache Registrierbuch zurück und klammerte seinen Füller in die Brusttasche seiner Buschjacke. Der Somali in seiner steif gestärkten Khakiuniform machte noch mal eine zackige Ehrenbezeigung, indem er die Hand an sein Wüstenkäppi mit dem Nackentuch legte, und ließ den Schlagbaum hochgehen. Langsam hob sich die Stange, beinahe in lässigem Wetteifer mit dem militärischen Gruß, und Brian Dermott ließ die Kupplung seines Landrovers los. Der Wagen glitt vorwärts, lockerer Sand wirbelte unter seinen Hinterrädern hervor, und Brian Dermott war wieder in Kenia. Genau genommen, war Brian Dermott gerade aus Kenia gekommen, wenn auch nicht aus dem Kenia, das in den Augen der Touristen Kenia ist. Und richtig hieß diese Gegend auch ›Nordprovinz‹; aber alle Welt nannte sie den NGD. Der NGD – Der Nördliche Grenzdistrikt – lag seiner geistigen Natur nach ebenso wenig in Kenia wie in Somali, Äthiopien oder im Sudan. Der Nördliche Grenzdistrikt war genau das, was sein Name bedeutete – ein willkürlich umgrenztes Ödland, in das sich viele teilten und das doch niemandem gehörte. Es war ein ausgedehntes Gebiet aus Sand, Bergen, Dschungel, Dornenwäldern, mit einem träge dahintreibenden Fluss, donnernden Gießbächen, trockenen Flussbetten, mit Eiseskälte und unerträglicher Hitze, mit grauen, vulkanischen Felsbildungen und einem riesigen, buntschillernden See, mit blendendhellem Sand und trockenen, verkümmerten, verkrüppelten Bäumen und wildem, geradezu fleischfressendem Pflanzenwuchs.

Es war eine Art Privatresevat des Elefanten und des Rhinozeroses, die sie zu gleichen Teilen mit den wandernden Viehzüchtern, den weit umherschweifenden Somalis und ihren riesigen Kamelherden, diesem schlechtgelaunten Reichtum, der sich selbst trug, bevölkerten. Es war das Land der noch üblergelaunten Borran mit ihrem hochbeinigen, schwankend-höckrigen Vieh; das Land der wilden Suk und kriegesischen Rendille, der prachtvollen Gestalten der Samburu, Krieger und Nomaden alle, wild vereint im Hass gegeneinander und in gemeinsamer Gier nach Wasser.

Die Nordgrenze gehörte auch dem armseligen Reststamm der von Rachitis geplagten El Molo, kaum hundert krummbeinigen Überbleibseln einer ausgestorbenen Zivilisation, die den Rudolf-See nach Fischen und Krokodilen durchkämmten, und die sich über eine lange, lange Zeit hinweg aus den namenlosen Stammesleuten herausgebildet hatten, deren Skelette nun aufrecht in den aus Lavagestein und seltsam rötlich-umkreisten Signatur-Totem-Steintafeln aufgehäuften Grabhügeln saßen.

Und die Nordgrenze gehörte auch den räuberischen Gelubba, die über die abessinische Grenze stießen, um ihre Speere in Blut zu tauchen, wie kürzlich, als sie das ganze Turkana-Dorf Porr am Nordende des Sees ausgelöscht hatten. Die Gelubba töteten fröhlich, aus Sport, nicht aus Gewinnstreben, und nur ganz gelegentlich machten sie sich die Mühe, einem Opfer die Hoden abzuschneiden, um sie dem Vater einer begehrten Maid zum Geschenk zu machen. Sie machten sich nicht die Mühe, solche leicht verderblichen Trophäen so weit entfernt von ihrem Ausgangspunkt zu sammeln; auf ihrem Rückmarsch nach Hause gab es noch genügend Menschen zum Töten.

Die Nordgrenze wurde von den dünnbesetzten, selbstgenügsamen Polizeiposten regiert, deren paar Dutzend Männer sich redliche Mühe gaben, eine Art von Gesetz und Ordnung in einem grenzenlosen, sandigen Fegfeuer aufrecht zu erhalten, das einen in Maralal zu Eis einfrore, in der Wüste Chalbi ertränkte und in Baragoi halbgar kochte. Das Merkmal des Nordens war ein Wegweiser, auf dem stand: ›Archer's Post‹ nach links und

›Shaffa Dinka – Garba Tulla‹ nach rechts. Folgte man dem Archer's Post-Weg, kam man an einen sich sanft windenden Fluss namens Uaso Nyiro. Seine schlammigen Ufer waren mit schlafenden Krokodilen, die wie angespülte Baumstämme aussahen, übersät, und in seinen im Wind knarrenden Palmen leuchtete es von den blitzenden Schwingen der hin und her fliegenden großen blauen oder grünen Wildtauben. Und wenn man den Weg lang genug weiterverfolgte, kam man zu den Lugas, den ausgetrockneten Flussbetten und den unzähligen Haufen trockenen Elefantenmistes – Lugas mit so reizenden Namen wie Kinya und Kinna, Serarua und Seralippe, Laisamis und Merille.

Wandte man sich aber auf dem sandigen, kurvenreichen Pfad nach rechts, kam man nach Shaffa Dinka mit seiner einzigen Straße und seinen Reihen blechgedeckter Hütten, zu den schläfrigen Somalis und Turkanas, die im dampfenden Schatten der überhängenden Dächer dösten, auf klumpigen, hartgestampften Lehm Böden hockend, gleichgültig den Fliegen gegenüber, die ihnen in die Nasenlöcher krochen, über die Augen und wundverkrusteten Lippen. Vielleicht hielt man vor einer winzigen indischen Duka, einem Allerweltsladen, an, um ein paar Worte mit dem Besitzer, einem fast schwarzen Bengali, und seiner unförmigen Frau im schimmernden Sari, mit langem, fettigem, in schweren dicken Zöpfen über die Schultern hängendem Haar zu wechseln. Man konnte Nachrichten vom Safari-Funk und mancherlei Klatsch mit einem Sikh-LKW-Fahrer austauschen.

Vielleicht kaufte man sich Benzin und Coca-Cola, Whisky und Gin, Bier und Orangenlimonade, Ersatzteile für den Wagen, süße Kekse und Sardinen, Mixed Pickles, Käse, Flit, Rasierklingen und Medikamente. Und, wenn einem der Sinn danach stand und man gut mit Penicillin versorgt war, auch die Dienste der hüftenschwingenden Somali-Hure mit ihren kohl bemalten Augenlidern, die jeden beäugte, vom nasenlosen Aussätzigen bis zum rotbärtigen Hadschi, der sich den Backenbart zum Zeichen dafür, daß er nach Mekka gepilgert war und den heiligen Stein in der Kaaba geküßt hatte, mit Henna färbte.

Das Leben im NGD war rau und einfach. Es wurde von Sonne und Regen, Hitze und Kälte, Nässe und Trockenheit bestimmt. Es spielte sich um die ausgetrockneten Flussläufe, die Lugas, die indische Duka, den Polizeiposten und die Borna des DG ab. Dorthin, in die trockenen Flussbetten, flogen die Sandhühner, um morgens und abends zu einer ganz bestimmten Zeit ihre winzigen Schlucke vom köstlichen Nass zu nehmen; dorthin kamen die Elefanten, um mit ihren Stoßzähnen den Sand aufzuwühlen und nach tiefer gelegennem Wasser zu graben, das aus unterirdischen Quellen sickerte; dorthin die kleinen schwarzgrauen Esel mit dem schwarzen Streifen auf dem Rücken, Somali-Canaries genannt, die graziös mit ihren kleinen Hufen neben den Elefanten hertratteten; wo das Rhinoceros seinen Mist in großen, strohigen Haufen fallen ließ, und wohin die Somalis ihre Kamele, die Borran ihre Rinder und Ziegen brachten, immer auf der Suche nach Wasser, das sich erbärmlich-dürftig um die flechtenbewachsenen Felsen ansammelte und in schmutzig-grünen, kupfergetönten Pfützen stand; faules, nach Dung und Tierurin stinkendes Wasser, aber immerhin Wasser, kostbarer als das eigene Leben und viel kostbarer als das eines anderen, dessen Dolch kürzer, dessen Speer weniger schnell war. Die riesigen, von Felsen eingesäumten sonnenglühenden Sandflächen der ausgetrockneten Flüsse blendeten die Augen, waren von einer Million Hufspuren und Fußstapfen gezeichnet, Fußstapfen von Tier, Mensch und Vogel und ganz gelegentlich, an den steil abfallenden, mit lockerem Geröll bedeckten und steil wieder ansteigenden Furten, von den Räder Spuren eines Landrovers oder einsamen LKWs.

Nordgrenze war, wo der DG – der Distrikt Commissioner (Distrikt-Kommissar) – und seine Polizisten das Gesetz repräsentierten. Der DC konnte einen hineinlassen oder ausschließen, er konnte seine Verordnungen und Regeln ändern, die einen nach genau abgemessener autokratischer Entscheidung banden – oder manchmal auch, in der Vergangenheit, aus einer augenblicklichen Laune heraus, die einer stechenden Hitzewelle folgte, verhängnisvoll bei Mächtigen, – wegen einer marodierenden Elefantenherde, einer Räuberbande aus Somaliland, eines Raubzuges von

Sklavenjägern aus Äthiopien, eines Stammesmordes oder selbst einer rein häuslichen Unstimmigkeit zwischen dem DG und seiner Frau.

Und natürlich tankte und verproviantierte man sich in den Dukas, ließ seine Post da und empfing Post und Nachrichten, und man betrachtete die winzigen Städtchen, die eine einsame Duka hatten, als neutrales Gebiet, das man in Frieden betrat, auch wenn man auf dem Weg zum Krieg war. Die Borna des DC stand immer außerhalb der Stadt, sauber mit Kandelaberwolfsmilch eingezäunt, die riesigen grünen stacheligen Krügen glich und manchmal leuchtend in Blüte stand – es sei denn, die Elefanten zerstörten den Zaun und zertrampelten die Blüten. Gleich neben der Borna standen das Gefängnis, die Post und vielleicht sogar ein Miniaturkrankenhaus für die Messerstechereien, Hitzschläge, Schusswunden und anderen Berufskrankheiten des NGD. Die Zivilisation konzentrierte sich auf die Post, in der man telefonieren konnte, wenn die Leitungen in Ordnung waren, telegrafieren, wenn Strom vorhanden war, und die Steckbriefe von Somali-Mördern und Turkana-Viehräubern aushingen.

Verließ man die Nordgrenze, wandte man sich traurig einen Augenblick um und sagte dem Ololokwe, dem wundervollen alten Berg mit seinem viereckigen Gipfel Lebewohl, der wuchtig links emporragte, wenn man von Archer's Post nach Norden aufbrach. Und man sagte der hämmernden trockenen Tageshitze und der schneidenden nächtlichen Kälte Adieu und dem samtenen, beinahe pelzigen Himmel, der so niedrig über einem hing, daß man glaubte, hinaufreichen und sich einen Stern pflücken zu können, um seiner Geliebten ein Halsband daraus machen zu lassen.

Man wußte, daß man wieder ins saubere, propere Touristenreklame-Kenia kam, wenn man sich vom Ololokwe verabschiedete, wenn man die schmutzige, wilde, verräterische, vom Tod gezeichnete, aufreizende, heiße, kalte, gebirgige, wüstenöde, von Allah vergessene und vom Scheitan gemiedene, furchtbare, entsetzliche, lockende, hässliche ... *bezaubernde* Nordgrenze verließ, das Land, das Brian Dermott von allen Flecken der Welt am meisten liebte.

Wenn man den Ololokwe verließ, hielt man am Schilderhaus an, schrieb seinen Namen ins Buch und fuhr dann, wie Brian Dermott jetzt, nach Isiolo, der einstraßigen Grenzstadt mit der großen Borna und den verstreuten, leichten Hütten und Wellblechduccas. Und man hielt bei Gandhi, um ein Coca-Cola zu trinken, den Tank aufzufüllen und nach Nachrichten zu fragen. Es war eine gute Duka; die Inderin trat eifrig aufs Pedal ihrer Nähmaschine, und der kleine Mhindi-Ehemann stand unterwürfig hinter dem Ladentisch. Aber es war doch nicht dasselbe wie zur Zeit des alten Gandhi – des alten, witzereißenden, getränke anbietenden Gandhi, der diesen Spitznamen erhalten hatte, weil er dem Mahatma ein wenig ähnlich sah. Guter alter leichtlebiger Gandhi, der einem so freigebig junge, saftige Somali-Mädchen anbot – allzu freimütig und großzügig, bis eines Nachts ein hakennasiger, turbangeschmückter Somali ihm einen scharfen Dolch in den Leib stach und das freie, leichtsinnige, Mädchen und Getränke anbietende Leben sich in einem heftigen Blutstrahl verströmen ließ.

Der Inder erzählte gerade von einer Zebraherde, die gestern nacht bis in die Straße gedrungen war, und der DC beklagte sich immer wieder über die Elefanten, die den Garten seiner Borna in Grund und Boden trampelten. Brian hörte kaum hin, weil er daran dachte, daß er zum Ololokwe Kwaheri gesagt hatte und sehr bald zum Kerinyagga Jambo sagen würde, dem majestätischen, schneebedeckten, strengen, knorrigen Mount Kenya, wo Gott wohnte, wenn Er zu Hause war.

»Ich dachte, du seist auf Safari«, sagte der Mhindi. »Wo seid ihr denn? Doch noch nicht zu Ende? Das war' aber sehr kurz, nicht?«

»Nein«, antwortete Brian, seine Coca austrinkend, »ist noch nicht zu Ende. Wir sind da hinten, auf der Seralippe. Haben gestern einen großen Elefanten geschossen, weißt du.« Er zwinkerte dem Inder zu.

»Was führt dich dann zurück? Warum feierst du den großen Elefanten nicht mit den Bwanas? Hoffentlich kein Verdruss, keine Krankheit?«

»Nein«, erwiderte Brian, sich vom Barstuhl schwingend. »Kein Verdruss, keine Krankheit. Nichts dergleichen.«

Er ging zur Tür und sah, daß der afrikanische Gehilfe seinen Tank aufgefüllt hatte.

»Schreib's auf«, sagte er zu dem indischen Ladenbesitzer. »Ich bin bald wieder zurück. Jetzt muß ich nach Nairobi, will mir doch mal das Hängen ansehen.«

Der afrikanische Gehilfe schraubte den Tankverschluss fest zu und blickte zu Brian auf.

»Eines Weißen«, fügte Brian hinzu und stieg ein. Seine Worte hingen wie die von den Rädern seines Wagens aufgewirbelten Staubwolken in der Luft.

2

Valerie Dunstan-Dermott setzte sich auf ihren Platz und schnallte sich an. Sie hörte das ›Tschunk‹, mit dem die Kabinentür zugeschlagen wurde, und stellte mit Befriedigung fest, daß das Flugzeug fast leer war. Fein – da konnte sie die beiden Armlehnen herausziehen und, wenn sie Glück hatte, die ganze Strecke bis Rom schlafen. Sie würde etwas trinken und dann eine Tablette nehmen.

Sie öffnete ihre Handtasche und nahm ihren Kompaktpuder heraus. Ihre Augen brannten noch von den unvergossenen Tränen, und ihre Nase war leicht gerötet, Sie war tief im Herzen krank, aber ehrlich erleichtert, daß sie Kenia verlassen konnte. Diesmal war es endgültig, wie alle ihre Gedanken an Brian endgültig geworden waren. Schluß. Aus. Beide waren sie miteinander fertig. Und doch hatte sie sich früher nie richtig von ihm geschieden gefühlt. Jetzt erst fühlte sie sich wirklich und ein für allemal frei.

Sie seufzte, während die riesige, beinahe leere Maschine, leise über den Asphalt humpelnd, zur Startbahn rollte. Ihr Instinkt, 1953 aus Kenia wegzugehen, war richtig gewesen. Wäre sie damals nicht gegangen, würde sie ganz bestimmt jetzt gehen – wie so viele gingen, die tapfer ausgehalten

hatten, nachdem die Politik der Regierung sich geändert hatte und das Land unwiderruflich in schwarze Hände geraten würde. Es war schon längst nicht mehr ein Land des Weißen Mannes, in dem man sicher, glücklich und in Frieden leben konnte. Sie war froh, daß sie nicht mehr da war, wenn der arme Bursche Poole nächste Woche gehängt wurde. Irgendwie, als kneifende, in die Sicherheit Londons zurückeilende Engländerin fühlte sie sich schrecklich schuldig für die Hinrichtung Peter Pooles. Fühlte sich schuldig im selben Sinne, wie sie sich für die Veränderung, die in ihrem früheren Mann Brian Dermott vorgegangen war, schuldig fühlte – auch für Kenia, ja, auch für sich selbst.

Jetzt raste die Maschine mit fauchenden Düsen die Piste entlang, und als die Räder sich stoßend vom Boden hoben und die Jet langsam stieg, empfand sie wieder eine beinahe schmerzende Erleichterung. Sie schnallte den Sicherheitsgurt los, zog ihre Jacke aus und legte sie sauber gefaltet auf den Nebensitz, damit die Stewardess sie nachher mitnehmen könnte.

Jetzt war sie weg, fort und davon – sicher aus Kenia heraus. Nie würde sie wieder ›nach Hause‹ kommen, denn zu Hause war nicht mehr zu Hause, wie Brian Dermott nicht mehr ihr Mann war. Nicht mehr ihr Mann. Sie stellte die Sessellehne zurück, kreuzte die Beine und ließ die Gedanken in die Vergangenheit wandern, während das Düsenflugzeug monoton in den Himmel sumnte.

Als Valerie Dunstan-Dermott Kenia auf dem Höhepunkt der Mau Mau-Unruhen verließ, um in London zu leben, hatte sie zunächst versucht, den Leuten, die sie auf Parties traf, zu erklären, daß sie einen ziemlich komplizierten Kleinkrieg in Ostafrika hinter sich gelassen habe. Die Leute, die sie auf solchen Gesellschaften kennen lernte, stimmten ihr voll und ganz zu; im Osten passierten ja immer die schrecklichsten Dinge, und Whitehall geschah es ganz recht. Da waren Zypern und Palästina, und dann dieser unmögliche Nasser in Ägypten, und es gab ›Unruhen in Uganda mit dem

Mau Mau-Stamm«, wobei Uganda in ihrer Vorstellung natürlich eine Stadt in der ostafrikanischen Kolonie Nairobi oder Kenia eine Stadt in Rhodesien oder in irgend so einem Kaff war. Auf jeden Fall geschah es den Siedlern recht, die die armen Eingeborenen so scheußlich behandelten, worauf Valerie es aufgegeben hatte, überhaupt darüber zu sprechen. Der Tag damals in Knightsbridge hatte ihr den Rest gegeben, als eine ehrenwerte Dame mit einer Büchse herumging und für den leidenden ›Mau Mau-Stamm« sammelte.

Nach einer Weile sagte Valerie den Leuten nicht mehr, daß sie in Kenia geboren und aufgewachsen sei. Sie hatte es satt, sich den immer gleichen Kommentar: »Oh, wie hochinteressant!« anzuhören, dem unweigerlich eine höfliche Bemerkung über Löwen oder einen halbvergessenen Tunichtgut von Vetter folgte, der zur Strafe für seine Sünden in die Kolonien abgeschoben worden war. Dabei pflegten solche Leute ihr über die Schulter zu starren oder abschätzend ihr Kleid zu mustern, je nachdem, ob sie in weiblicher oder männlicher Begleitung war. In den Augen der meisten Londoner hörte Afrika in Suez auf und fing erst kurz vor Johannesburg wieder an. Man hatte zwar eine vage Vorstellung, daß dazwischen irgendwo der Kongo liegen mußte, aber der wimmelte ja von Belgiern und Gorillas und war daher ohnehin ein hoffnungsloser Fall, selbst wenn man das entsetzliche Klima übersah.

»Oh, da haben Sie ja 'ne Menge amüsanter Dinge in Afrika getrieben.« Das war die andere stereotype Bemerkung, die sie häufig hörte und schließlich zu überhören lernte, da sie den Leuten nie ganz klarmachen konnte, daß Kenia nicht völlig von liederlichen jüngeren Söhnen und Flüchtlingen aus den frühen Romanen Evelyn Waugh's bevölkert war. Sie brauchte ja nicht mehr zu sagen, daß sie aus Afrika stammte – sie sah lateinisch aus, hatte als Mädchen und junge Frau zehn Jahre in England Schule und College besucht und war auf jeden Fall hübsch genug, um als ›diese entzückende junge Mrs. Dunstan-Dermott mit den unglaublichen Augen und dem herrlichen Haar« auf eigenen Füßen zu stehen. Weder die unglaublichen Augen – leicht schräggestellt und von zigeunerhaft

blaugrüner Farbe –, noch das herrliche Haar – glatt und schwarz wie Krähenflügel in der Sonne – hatte dadurch an Wert verloren, daß Valerie den Staub von Kenia mit dem Londoner Asphalt und seinem gelbwogenden Nebel vertauscht hatte. Als sie auf die Dreißiger zuging, wurde sie, wenn sie im *Mirabelle* lunchte oder spät noch im *Café de Paris* tanzte, häufig mit einem Filmstar verwechselt.

Valerie Dunstan – sie dachte eigentlich nie an sich als Valerie Dermott – war für ihre Zeit beinahe symptomatisch; sie war typisch für viele Nachkriegsleute der gehobenen Mittelklasse, die keine Chance bekommen hatten, sich zu entwickeln und zu festigen, und die weder durch Kindersegen noch durch finanzielle Sorgen belastet waren. Als Valerie sich in einem Verfahren ohne Widerklage von Brian wegen böswilligen Verlassens scheiden ließ, hatte er ihr anständigerweise zweitausend Pfund pro Jahr ausgesetzt, reichlich Geld für eine allein stehende Frau. Sie hatte es nicht gefordert, er hatte es ihr freiwillig angeboten, und sie hatte ohne Zögern angenommen.

Bei diesem Einkommen konnte sie sich eine kleine zweistöckige Luxuswohnung in der Hill Street nehmen, die aus einem großen, hohen, blaßgrün getäfelten Wohnzimmer, zwei Schlafzimmern ein Stockwerk höher und einer bequemen modernen Küche neben der Diele bestand. An der Rückseite hatte sie eine winzige Terrasse, Blumenkästen vor den Vorderfenstern, und alles in allem, Miete und Abgaben, kostete sie fünfhundert Pfund im Jahr. Die Möbel waren im chinesischen Stil gehalten, und aus Kenia hatte sich Valerie ein paar exotische Gegenstände kommen lassen – einige afrikanische Ebenholzköpfe, Leopard- und Zebrafell, die sie zu Puffs verarbeitet und über den kohlrabenschwarzen Teppich ihres Wohnzimmers verteilt hatte. In ihrem Kamin brannte sie Holzscheite, und sie besaß einen guten Fernsehapparat und eine ausgezeichnete Plattensammlung für ihren Hi-Fi.

Valerie liebte ihre Wohnung. Sie lag einen Katzensprung vom Grosvenor und Berkeley Square entfernt – und gar nicht weit vom *Mirabelle* und *Les Ambassadeurs*, von *Siegi* und dem *White Elephant*, von all den

Annehmlichkeiten von Shepherds Market und Curzon Street und natürlich auch einer richtigen, deftigen Kneipe wie dem *Red Lion*. Sehr bequem war auch die Nähe des Dorchester Hotels und die ruhige Eleganz des kleinen Bon Vivreur-Clubs für Damen-Lunches. Nichts fehlte im Curzon Street-Viertel – Taxen, Zeitungskioske, Banken, Kinos, Fleischerläden, Apotheke, Weinhandlung, Gemüsehändler, Blumenläden, Tabakläden – alles, was sie brauchte, lag um die Ecke. Ihre Putzfrau kam drei Stunden an sechs Tagen der Woche und hielt die Wohnung tadellos sauber. Sie kannte keine Nachbarn, hatte an keiner neugierigen Pförtnerin vorüberzugehen und konnte ihr Leben ohne Klatsch und üble Nachrede leben. Sie pflanzte Geranien in ihre Blumenkästen und machte sich kleine Mahlzeiten aus Kotelett mit Salat, wenn sie nicht zum Essen eingeladen war. Sie ging ins Kino und ins Theater, las eine Menge, saß vor dem Fernsehschirm und spielte ihre Platten. Die Wohnung war genau groß genug für gelegentliche Cocktailparties, ein verlängertes Frühstück oder kaltes Büfett an Sonntagen, aber nicht so geräumig, daß sie zu großen Gesellschaften verleitete. Valerie trank mäßig, hielt ihre kleine Hausbar aber immer gut assortiert, um ihren Freunden, die vor dem Theater oder nach einer langen Nacht manchmal auf einen letzten Trunk hereinschneiten, etwas anbieten zu können.

Sie war eine auffallend schöne Frau, groß, mit wunderbaren langen Beinen, blütenblassem Teint und einer Figur, die ihr zu essen erlaubte, was sie wollte und wieviel sie wollte. Sie zog sich einfach an, in Beige, Blau oder Schwarz, Farben, die ihre schillernden Augen und ihr schimmerndes Haar ganz besonders zur Geltung brachten. Und sie sah großartig in Slacks und Shorts aus, in Skihosen und Jodhpurs. Sie hatte überreichlich Gelegenheit, ihren Körper in diesen die Figur testenden Kostümen zur Schau zu stellen, denn sie schwamm, ritt und lief gut Ski und wurde dauernd übers Wochenende aufs Land eingeladen. Sie hatte genügend Geld, um ins Ausland zu reisen, wenn ihr der Sinn danach stand. Sie fuhr regelmäßig nach Südfrankreich, gelegentlich nach Italien und Spanien und meist, mindestens einmal im Winter, in die Schweiz, nach Gstaad oder St. Moritz. Häufig wurde sie auch als Gast, dem man alle Nebenkosten

bezahlte, eingeladen, weil Valerie Dunstan eine lustige, gutaussehende Person war, die sich nie betrank und sich bislang nie in einen häßlichen Scheidungsprozess hatte verwickeln lassen. Wenn sie mit einem Mann schlief, dann ohne Aufhebens und mit gutem Geschmack, so hieß es jedenfalls. Die meisten ihrer Bekannten sagten, sie habe aus ihrem Leben etwas gemacht.

Valerie hatte England gehasst, als sie es nach der Schule und zwei aufregenden Liebesaffären verlassen hatte, um nach Kenia zurückzukehren und Brian Dermott zu heiraten. Das war 1952 gewesen. Aber ein kurzer Aufenthalt in Kenia als Brian Dermotts Frau hatte sie vom Kolonialismus geheilt, genauso, wie sie der junge amerikanische Marineoffizier gegen Uniformen immun gemacht hatte. Sie war nicht auf Kenia in seiner modernsten Prägung vorbereitet – war im Jahr 1952 in der Erwartung nach Hause gefahren, in einem grünen, freundlichen Land leben zu können, bald zu heiraten und sich unter Hunden, Polo-Ponys und bei angeregten Sonntagsunterhaltungen im *The Brown Trout* oder sonst einem komfortablen Gasthaus wohlfühlen und an Gewicht und Jahren zuzunehmen. Sie hatte sich darauf gefaßt gemacht, ihre Kinder auf einer Farm ›in der Nähe des Mount Kenya zu starken, frischen und gutaussehenden Menschen zu erziehen, dafür zu sorgen, daß sie keine Trunkenbolde, Homosexuelle und Schlappschwänze wurden‹.

Sie war nicht nach Kenia gekommen, um sich ihre guten Aussichten durch einen plötzlichen Rassentumult zerstören zu lassen, der sie beinahe aus dem Hochzeitsbett heraus in die Rolle einer Haushälterin für einen Großteil der ruinierten Familie ihres Mannes zwang. Sie war nicht darauf vorbereitet gewesen, einem Haushalt vorzustehen, in dem man außer dem Schlüsselbund auch eine Pistole tragen mußte und die Dienstboten täglich bei Sonnenuntergang in ein Gehege einschloss, zu ihrem Schutz wie zum eigenen. Sie war nicht auf ein Leben vorbereitet, in dem jedes Knarren einer Holzdielen einen entsetzt zusammenzucken ließ, und jeder knirschende Schritt draußen einen Feind ankündigen konnte.

Valerie hatte sich eine eigene Familie gewünscht, sobald sie und Brian eine gründen konnten. Und sie hatte ihre Familie schneller bekommen, als sie erwartet hatte: die alte Pflegemutter ihres Mannes wurde plötzlich Witwe, verlor den zähen, kleinen Mann, auf den sie sich ihr Leben lang gestützt hatte; die Schwester ihres Mannes, die bei dem Überfall, bei dem ihr Pflegevater so schrecklich umkam, entsetzliche Brandwunden im Gesicht davongetragen hatte – und schließlich den vaterlosen jüngeren Bruder ihres Mannes, einen stillen, schüchternen Jungen, der mit derselben Selbstverständlichkeit eine Pistole trug wie sein großer Bruder Brian, ihr fremdgebliebener Mann.

Valerie hatte einen zahmen Mann für sich allein haben wollen, den sie in dem hübschen, von Brian an das Familienhaus angebauten neuen Flügel lieben konnte und von dem sie wieder geliebt würde. Statt dessen hatte sie ihren Mann an die dunklen Wälder abgeben müssen, in die er gegangen war, um Menschen zu jagen. Gelegentlich war er heimgekommen, mit Blut an den Händen, krank im Herzen, abstoßend schmutzig und meist total betrunken, um die Dinge, die er getan hatte, zu vergessen. Nachts knirschte er grauhaft mit den Zähnen und schwitzte in seinen bösen Träumen das ganze Bett durch. Mit der Zeit wurde es noch schlimmer, und die Spannung nahm zu; sie und Brian hatten keine körperlichen Beziehungen mehr miteinander, denn was immer Brian da oben in den Bergen tat, es hatte ihn seiner Potenz beraubt, und die Erotik wurde zu einem häßlichen Trugbild nagender Enttäuschung ihrerseits, bis sich ihr Mann erschreckenderweise damit abfand, sie nicht mehr zu berühren.

Es war schade, dachte Valerie oft, daß sie nicht wie ihre Schwägerin Eleanor geartet war, die richtige, robuste Pioniersfrau, die alles überlebt hatte – sie hatte sogar den schwarzen Waisenjungen derselben Kikuyu-Gangster, die ihren Pflegevater getötet hatten, bei sich aufgenommen, der dann schließlich ihr Gemütsleben genauso wieder einrenkte, wie sie ihr von Brandwunden entstelltes Gesicht hatte in Ordnung bringen lassen. Nell Dermott war jetzt mit einem britischen Arzt, George Locke, verheiratet. Sie schienen beide sehr glücklich gewesen zu sein, als sie sie in London

besucht hatten, damals, als Nell ihr Gesicht von dem Gesichtsspezialisten in Harley Street hatte wiederherstellen lassen. Sie hatten ihr Nachrichten von zu Hause und von Brian gebracht. Schade, daß es keine Harley Street-Chirurgen gab, um die Verletzungen zu reparieren, die sie durch Kenia und seine Menschen empfangen hatte, dachte Valerie manchmal, wenn sie sich an einem neblig-öden Londoner Sonntag verloren und einsam fühlte.

Es war nicht ihre Schuld, daß sie nicht wie Nell Dermott geartet war, dachte Valerie. Heroismus war ihr nicht gegeben. Vom eigenen Mann ins Badezimmer eingeschlossen zu werden – bevor man diese Sache völlig aufgab –, während man dafür sorgte, daß man nicht empfangen hatte, entsprach nicht ihrer Vorstellung von Eheglück. Sie war nicht tapfer, hasste es, in einem Land eingepfercht zu leben, in dem der grenzenlose Raum ebenso selbstverständlich zum täglichen Leben gehörte wie die Möbel. Sie hasste die endlose Plackerei der Hausarbeit in einem Land, das für seine unbegrenzte Zahl billiger schwarzer Dienstboten bekannt gewesen war; sie hasste die Atmosphäre von Angst und Misstrauen, Misstrauen gegen jeden Schwarzen, selbst gegen alte Diener wie Brians Juma – und vor allem hatte sie nichts von dem Zugehörigkeitsgefühl und der zähen Leidenschaft des alten Siedlers für das Land in sich. Gewiß, Valerie Dunstan war in Kenia geboren, aber ihre Eltern waren als Jungverheiratete nach Afrika gekommen und waren vor dem zweiten Weltkrieg gestorben, lange, bevor es brenzlich wurde.

Natürlich hatte sie geweint, als sie und Brian sich nach dieser häßlichen Szene in Nairobi getrennt hatten. Keinen traf eigentlich eine Schuld – sie war jung und tödlich gelangweilt, auf dieser einsamen Farm, in der der Tod umging, eingesperrt. Sie war nie wirklich verheiratet gewesen und hatte es satt, verheiratet zu sein und keinen Mann zu Hause zu haben, der ihr zeigte, daß sie verheiratet war.

Der Aufstand in Kenia war wie ein Krieg, in dem die Männer alle draußen waren. Die Frauen waren verzweifelt, nervös und wütend über die Spaltung ihres Lebens, und es gab Tausende einsamer, attraktiver Männer unter den nach Kenia geschickten Truppen. Sie war jung, gesund und schön und

mochte Männer physisch, und früher oder später hätte sie das alte Untreue-Spiel gespielt, das Kenia seit fünfzig Jahren berühmt gemacht hatte. Viele hatten sich ihm eifrig hingegeben – Nairobi war plötzlich hinter den Tränen sehr lustig geworden.

Nun, es war nicht soweit gekommen. Das verlorene Baby hatte dafür gesorgt. Brian war in die Wälder zurückgegangen, und sie hatte französischen Abschied genommen und war nach England ausgekniffen. Vielleicht wäre sie, wenn sie das Kind nicht verloren hätte, dageblieben, aber ... nun ja. Das Baby war zwar gezeugt, aber nie geboren worden, und damit hatte sich's. Und diesmal, bei ihrer neuerlichen Rückkehr, hatte sie England geliebt, und sei es nur, weil es so anders als Nairobi war.

Einst, als vereinsamtes Schulmädchen, hatte sie sich nach der knalligen Schönheit Kenias gesehnt, nach seiner sich unendlich dehnenden Landschaft, seinen blauen, steinigen Hängen, den lang gestreckten grünen Hügeln und dem windgekräuselten Meer seines goldenen Grases. Sie hatte dem scharfen, kühlen Hauch der Abendluft in den White Highlands nachgetrauert, dem Gefühl noch ungekosteter Freiheit, der erschreckenden Grandiosität der großen dunklen Wälder des Aberdare und der hautnahen Gemeinschaft mit der wilden Tierwelt: grasende Zebras neben dem Vieh und dann und wann ein Löwe, der friedlich wie ein großer Hund neben der Landstraße hockte. Voll Heimweh hatte sie an die etwas schäbige Großräumigkeit der gemütlichen Farmhäuser Kenias gedacht und an die großzügige Lebensweise, bei der es gar nichts ausmachte, hundert Meilen auf scheußlichen Straßen auf einen Drink zu einem Freund zu fahren – sie hatte das Leben in der Erinnerung romantisch verbrämt, hatte es herrlich gefunden, daß man grundsätzlich alle Türen unverschlossen ließ und war tief erschrocken, bei ihrer Rückkehr feststellen zu müssen, daß auf einmal alle Türen verschlossen und alle Fenster verbarrikadiert waren.

Jetzt liebte sie England all der Dinge wegen, um die Kenia sie betrogen hatte; der zarten Süße seiner sanften Landschaft wegen, seiner schattigen, sich windenden Straßen, eingesäumt mit zarten weißen Hagebuttenblüten und dem üppigen Schauer gelber Forsythien. Sie liebte den rieselnden

Regen und sogar den drückenden Nebel, der einen dicht umgab und aus einem Zimmer eine Insel machte. Liebte die verwitterten alten grauen Gebäude, den geschäftigen Verkehr und die großen Obst- und Blumenstände, die Theater und Lichter von Piccadilly, den Strand, die Klubs und Restaurants von Mayfair; liebte die zauberhaften Läden mit ihrem soliden, tröstlichen Wirrwarr von Silber und Leder und Wollwaren. Aber am meisten schwelgte sie in der *Sicherheit* Londons – manifestiert in dem an der Ecke stehenden, zuverlässigen Bobby mit seinem gesunden rosigen Gesicht; in der Wachablösung der Bärenmützen vor dem Buckingham-Palast; in der fast nie mangelnden Höflichkeit und dem Humor der Taxifahrer und Liftboys; selbst die sprichwörtlichen Cockney-Flüche der Karrenschieber und die kupfergrünen Taubenexkrementen auf den alten Denkmälern flößten ihr ein warmes Gefühl der Geborgenheit und des Wohlbehagens ein. Vielleicht würde sie eines Tages wieder heiraten, wenn sie jemandem begegnete, der sie nicht langweilte, und wenn sie es riskieren könnte, auf die Unterhaltszahlungen zu verzichten. Sie hielt es nicht für wahrscheinlich, daß sie sich noch einmal ernstlich verlieben würde – nach den vergangenen drei Monaten bezweifelte sie, ob sie Brian überhaupt jemals wirklich geliebt hatte. Gewiß, er hatte sehr gut ausgesehen und war damals ein romantischer Typ gewesen, als die weißen Großwildjäger an Stelle der Düsenpiloten und Filmschauspieler die Phantasie der Öffentlichkeit beschäftigten. Aber ihn *lieben*? Sie wußte noch nicht einmal, ob sie nach dem ersten rasenden Zueinanderstreben zweier junger, schöner und gesunder Körper auf die Dauer im Bett zueinander gepaßt hätten. Diese letzten drei Monate im Bett waren auf jeden Fall nichts Besonderes oder überragendes gewesen. Sie war sich nicht klar, ob an Brian außer seiner physischen Kraft, seinem Charme und seinem guten Aussehen wirklich noch etwas dran war – ebenso wenig, wie sie sich, wenn sie ehrlich sein wollte, klar war, ob an ihr etwas dran war.

Valerie Dunstan, in der klimageregelten Einsamkeit des Düsenflugzeuges sitzend, sagte sich, daß sie eine Pflanze sei, eine gesunde, schöne, ziemlich glückliche Pflanze. Sie war nicht ernstlich abgeneigt, sich gelegentlich

einen attraktiven Mann ins Bett zu nehmen, wenn er sie nur eifrig genug umwarb. Im allgemeinen machte es ihr Spaß, und sie brauchte bloß den Finger zu heben, um es zu bekommen, und wenn es ihr lästig wurde, konnte sie es jederzeit abschütteln. Sie wollte keine ernststen Verwicklungen mit gebrochenem Herzen, Elend und vor allem Verdruss und Unsicherheit am Ende. Ihre erste wirkliche Liebe hatte sie bei dem amerikanischen Marineoffizier gelassen; und ihre Illusionen über eheliche Geborgenheit waren in einer ausgebrannten Scheune auf einem lang gestreckten grünen Hügel in den White Highlands von Kenia in Britisch Ostafrika mitverbrannt.

Der Lautsprecher der Maschine machte die Fluggäste jetzt darauf aufmerksam, daß links der Gipfel des Mount Kenya zu sehen sei. Sie kam zu dem Schluß, daß sie den Berg nicht sehen wollte und barg ihr Gesicht in den Händen. Was sie wieder sehen wollte, war ihre kleine Wohnung in Hill Street. In London, das von nun an ihre Heimat war. Für immer!

3

Es war gar nicht schwierig gewesen, sich von den Kunden zu trennen, dachte Brian, als er an dem zum Meru führenden Abkürzungsweg vorüberkam und auf der langen steilen Straße nach Nanyuki und von da mehr oder weniger bergab nach Nairobi fuhr. Es war fast ebenso leicht gewesen wie der Abschied von Valerie. Dann und wann hielt er es für ein gesundes Geschäftsprinzip, die Kunden sich selbst zu überlassen. Besonders nach einem zu Kopf steigenden Jagderfolg – über einen der Großen Fünf, Löwe, Leopard, Büffel, Rhinoceros oder, wie es gestern der Fall war, einen wirklich guten Elefanten. Tolles Anfängerglück, dieser Jumbo, fast zu gut, um wahr zu sein. Wer hätte aber auch gedacht, daß sie so schnell auf drei feine Bullen stoßen würden, die dick und zufrieden wie satte Teufel in einem gottverlassenen Eingeborenengarten, bis zum Knie in

Geißblatt stehend, grasten? Die Elefanten waren so nahe, und der Wind so gleichmäßig richtig, daß es auf den ersten Anhieb geklappt hätte. Aber er hatte die Pirsch etwas schwieriger als nötig gestaltet. Bei diesen Preisen erwarteten die Kunden etwas Gefährliches, wollten es schwer haben, damit sie später darüber prahlen konnten. Brian hatte seinen Feldstecher am Lederriemen auf die Brust fallen lassen, Kidogo, seinem Ersten Gewehrträger, zugeblinzelt, und zusammen hatten sie die Sache ein wenig aufgemöbelt. Kidogo brauchte er nichts über Elefanten oder Kunden zu sagen. Ein Blick, ein Fingerschnalzen, eine Kinnbewegung, und Kidogo wußte Bescheid und reagierte entsprechend. Sie hatten eine richtige Schau beim Anpirschen gemacht, waren halbgeduckt von Busch zu Busch geschlichen, auf Bäume geklettert, hatten mit ihren Feldstechern herumgefuchelt, immer dabei die Windrichtung geprüft und sich den Anschein gegeben, als bereite es Schwierigkeiten, den richtigen Elefanten zum Abschuss zu wählen.

Brian prustete noch in der Erinnerung daran vor Lachen. In Wirklichkeit war unter den drei Bullen nur ein richtiger Bursche gewesen, und der fiel auf wie ein Flusspferd in der Badewanne. Schmutziggraue große Zähne, bestimmt hundert Pfund pro Stoßzahn, vielleicht sogar hundertzehn, kam ganz auf Dicke, Alter und Größe des Nervs an. Die anderen Kolosse waren ebenfalls über dem Durchschnitt, und Brian hätte seinen Kunden auch einen von denen schießen lassen, wenn die Safari ihrem Ende zugegangen wäre und er hätte befürchten müssen, daß seine Lizenz verfallen könnte. Aber hier war es ja die erste Safari-Woche, schon mit einem guten Löwenabschuß, und da stolpert man geradezu über einen Hundertpfünder und zwei anständige *Askari* keine Viertelmeile von der Hauptstraße und ein halbes Dutzend Meilen vom Lager entfernt und auf offener Wildbahn dazu. Die beiden Begleitbullen würden leicht achtzig und siebzig Pfund schwere Zähne haben, und selbst ein Siebzigpfünder war gutes Elfenbein heutzutage. Und auf einen Hundertpfünder plus zwei große Burschen zu stoßen ... Früher, als Brian noch als Fleischjäger für die Verwaltung der Kriegsgefangenenlager tätig gewesen war, hätte er den Großen mit dem

rechten Lauf, den zweiten mit dem linken und den dritten nach schnellem Wiederladen erledigen können, während der noch schwankend und unentschlossen zur Flucht dastünde, darauf wartend, daß seine Gefährten zusammenzuckten, zur Seite kippten und niederstürzten.

Nun, es waren nicht mehr die alten Tage der Fleischjagd, in denen man manchmal ein paar Hundert Elefanten aus den plündernden Herden herauschießen mußte. Heute hatte man nur eine Lizenz, und da stand nun dieser große, dicke, schöne und ausgezeichnet schießbare Jumbo mit den langen grauen Stoßzähnen im Gesicht. Da konnte man natürlich nur den einen schießen, und die anderen würden sich freundlicherweise davonmachen. Worauf Brian, noch immer mit großer Angabe und vorsichtigem Getue, obgleich er in einem roten Feuerwehrwagen hätte herangebraust kommen können, denn der Wind blies ihm direkt in den Hals, den Kunden hinter einen großen rosafarbenen Ameisenhaufen führte, in demselben Augenblick, als der größte Bulle davontrotten und seine Gefährten in bauchrumpelnder Unterhaltung sich selbst überlassen wollte.

Der große Bulle stand hin- und herschaukelnd da, seine großen Ohren schlugen nach den Fliegen mit einem klatschenden Geräusch, während er mit der Spitze des S-förmig erhobenen Rüssels den Wind prüfte; dann gab es einen Mordsplumps, als er Verdauung hatte. Da stand er, einsam, riesig, ein roter Ockerfleck auf dem kahlen, staubigen Lehm Boden, einem kleinen, hartgebackenen Eiland in dem dürrn, grauen Sansevieriabusch und Dornenakaziengestrüpp, ohne jede Witterung von Brian, dem Kunden und Kidogo, als wäre er ein zahmer indischer Elefant in einem Zoo statt eines wilden afrikanischen gewesen, der in freier Wildbahn auf eigenem Grund und Boden mit seinen triumphalen zweihundert und mehr Pfund Elfenbein herumstrolchte. Brian seufzte bedauernd in sich hinein bei dem Gedanken, daß er dieses mächtige lebende Monument in sieben Tonnen schnell aufdunsenden Fleisches verwandeln mußte. Es wäre nicht so schlimm, wenn er selbst der Jäger wäre. Aber hier handelte es sich um einen guten, vertrauenswürdigen Kunden, der Geld bezahlte, um den Elefanten schießen zu dürfen.

»Setzen Sie sich ruhig auf den Hügel hier«, flüsterte Brian. »Halten Sie stetig auf die Linie zwischen Ohreinschnitt und Auge – und dann drücken Sie ab, genau eine Idee, ein Haar breit über dieser Linie. Der hat genau die richtige Haltung für einen Kopfschuss. O. K. Schießen Sie ihn. Er gehört Ihnen.«

Die große, doppelläufige Büchse hatte geknallt. Der Elefant stürzte und fiel zusammen wie ein angestochener Ballon. Und dann kniete er, Vorderknie gebogen, Hinterläufe gespreizt und zurückgestreckt, auf dem Boden. Der Rüssel hatte sich noch einmal scharf aufgerichtet und lag nun ausgestreckt vor dem Bullen, beinahe wie im Gebet.

»Prachtschuß!« rief Brian, dem Kunden auf die Schulter klopfend. »Direkt ins Ziel getroffen! Aber geben Sie ihm noch eins hinter die Schulter. Wir wollen nicht, daß er wieder aufsteht und davonläuft, so daß wir ihm hinterherlaufen müssen.« Mit einem Seitenblick hatte Brian die anderen Bullen davonlaufen sehen, als er in voller Sicht vor ihnen aufstand. Gut. Manchmal blieben die *Askari* da, standen um ihren gefallenen Führer herum und komplizierten die Lage. Gelegentlich so sehr, daß man schießen mußte, um sich zu retten. Und das bedeutete Schwierigkeiten mit dem Wild-Department. Zu komisch, wieviel Schwierigkeiten man mit dem Wild-Department bekommen konnte, wenn man nicht mehr zu ihm gehörte.

Der Kunde feuerte wieder; sie konnten den Einschlag der Kugel nicht hören, weil sie zu dicht vor dem Bullen standen, keine zwanzig Yards entfernt, und der Knall des Gewehres das fleischige Aufklatschen der Kugel erstickte. Aber Brian sah, wie das Fleisch zuckte. Er langte hinüber und nahm dem Kunden die Büchse ab, gab sie, ohne zurückzublicken, an Kidogo, den Gewehrträger, weiter.

Eigentlich war der zweite Schuß unnötig, aber Brian Dermott, früherer Wildhüter und erfahrener Berufsjäger, ließ es sich immer angelegen sein, das gefährliche Großwild zweimal zu erlegen. Dafür war er viel zu lange Berufsjäger von Tier und Mensch gewesen.

»Ein Prachtschuß, Bwana«, sagte Brian noch mal zu seinem Kunden mit beinahe ehrlicher Herzlichkeit und klopfte ihm wieder auf die Schulter. »Im

allgemeinen empfehle ich diesen Kopfschuss Anfängern nicht. Zu riskant. Jetzt kann ich Ihnen ja sagen, daß wir den zweiten Schuß nicht brauchten. Aber Sie ...« Und dann hielt Brian inne. Der Kunde weinte. Seine Schultern zuckten unter seinem Schluchzen, und Tränen rannen ihm die verschmutzten Wangen hinunter.

Brian hob das Kinn zu Kidogo, der ihm ein paar Yards abseits in den Schatten einer kleinen, skrofulös aussehenden Palme folgte.

»Hi Ndovu mzuri sana«, sagte der Gewehrträger. Er war ein schlanker, sehr schwarzer Ndrobo mit mageren, krummen Beinen und krausem, wolligem Drahthaar. Ein paar lange weiße Haare sprossen an seinem Kinn, und seine Schlitzaugen gaben ihm das Aussehen eines alten, sehr schwarzen Chinesen. Kidogo war wahrhaftig ein Wilder. Er kam von den Wandrobo, dem Waldvolk, den keinem Stamm angehörenden Jägern, Bienenjägern, Wilderern, Honigdieben, Elefantenfressern.

Wahrscheinlich war er hauptsächlich ein Samburu mit etwas Turkana-Blut dazwischen, obgleich er sich einen Nandi nannte, aus Gründen, die nur er selber kannte. Und seinen wahren Namen hatte er sicher auch vergessen. Seit urdenklichen Zeiten hatte man ihn *Kidogo* – »Kleiner« – genannt. Er wußte nicht, was er war, aber Brian hielt ihn für den besten Allzweck-Gewehrträger, den es je gegeben hatte. Er war schon bei Brians verstorbenem Vater gewesen. Mit seiner großen, ausgeprägten Ferse und den Greifzehen konnte er wie ein Pavian einen Baum hinaufklettern. Er konnte Spuren lesen, behauptete er wenigstens, sogar wenn es sich nur um die Erinnerung eines Schattens auf einem glatten Steinboden handelte, und er kannte sich mit Elefanten, Leoparden und im Busch aus wie wenige. Er wußte von den meisten Dingen soviel wie Brian Dermott selbst und noch viel mehr von vielen anderen. Er war seit Brians Geburt bei ihm gewesen; erst als seine Kinderfrau, dann als Kinderfrau für Brians Schwester Eleanor und den kleinen Bruder Philip. Später, nach dem Tode des Vaters, war er alles gewesen, was Brian Dermott an Familie blieb – bis natürlich die Kinder zu Tante Charlotte und Onkel Malcolm auf deren große Farm zogen,

während Brian Kidogo mitnahm und mit sechzehn Jahren als Buschmann auf eigene Rechnung davonzog.

»Hi mzuri tu verdammt guter Kunde vilevile«, sagte Brian Dermott in Erwiderung auf Kidogos Bemerkung, daß dies ein sehr guter Elefant sei. Auch der Kunde sei verdammt gut. Und das war er. Nur sehr gute Kunden weinten, wenn ihnen klar wurde, daß sie den wahren König der Welt soeben in eine formlose, gedunsene Fleischmasse verwandelt hatten, die von Fliegen wimmelte und nur noch Blut, Mist, Samenerguss und Verwesung war. Wenn er weinte, mußte er ein sehr guter Kunde sein und verdiente seinen Bullen, dachte Brian.

»Nipe Tembo yangu«, sagte Brian, worauf Kidogo in sein einziges Schmuckstück, eine Ledertasche, griff und Brian eine flache, gerillte Silberflasche mit Tembo – schottischem Whisky – reichte. Die Zeit des Tränenvergießens war vorüber. Jetzt kam ein anständiger Schluck dran, um den guten Abschuss zu feiern. Und dann konnten sie ins Lager zurückfahren, während Kidogo mit Katunga, Muema und Chalo zurückkehrte, um die Stoßzähne aus dem riesigen Schädel mit den großen, tiefen, melancholisch aussehenden Einbuchtungen an den Schläfen herauszuhauen. Es war eine langwierige, heiße und blutige Schwitzarbeit, die große Fertigkeit und Sorgfalt erforderte, da das Elfenbein wegen des dicken, breiigen Nervs im Innern an der Stelle, wo der Zahn in den Schädelknochen übergang, papierdünn und sehr spröde war. Einige Fuß lang war es zart wie Eierschalen-Porzellan und konnte leicht brechen oder beschädigt werden. Es wäre schade, ein so feines Paar zu verpfuschen. Brian hatte solch ein gutes Paar seit Jahren nicht mehr gesehen. Wer war das gleich, der die letzten guten Stoßzähne erbeutet hatte? Ach ja, der kanadische Zellstoff-Fabrikant mit seiner scharfen Frau.

Der Kunde hatte seine Erregung überwunden. Er wischte sich über die Augen. Die Tränen hatten kleine Rinnsale in den roten Staub auf seinem verschämten Gesicht gegraben. Brian reichte ihm die Flasche, ohne ihn anzusehen.

Der Mann sah dankbar aus. Eine der Eigenschaften, denen Brian Dermott seinen ungeheuren Erfolg und seine Beliebtheit bei den Kunden verdankte, und zwar weiblichen wie männlichen, war die Fähigkeit, Kraft, Zähigkeit und Tüchtigkeit mit einer fast femininen Intuition und Sympathie zu verbinden. Im Augenblick ist dies der einzige Mann in der Welt, der je einen Elefanten geschossen und dann Tränen darüber vergossen hat. Unnötig, ihm zu sagen, daß die meisten Leute wünschten, sie hätten ihn nicht geschossen, besonders, wenn sie gut geschossen hatten.

»Komisch«, sagte der Kunde, sich mit der Hand über den Mund wischend und Brian die Flasche zurückreichend, »Sie sehen auf einmal anders aus. Sie kommen mir kleiner vor, mehr meine Größe. Als wir hier herausfahren, sahen Sie zehn Fuß groß aus, und ich fühlte mich dagegen wie ein Zwerg.« Das gehörte auch zur Safari-Kur. Man paßte sich dem Land an. Irgendwie geschah das immer, so oder so. Einige wurden kleiner in dem Maße, in dem das Land sich ausdehnte.

»Ich bin der alte geblieben«, grinste Brian breit, seine weißen, ebenmäßigen Zähne entblößend, die seinem sonnverbrannten Gesicht einen flüchtigen Ausdruck von Kleinem Jungen gaben. Er deutete spöttisch auf sich: »Derselbe alte Mshenzi-Shanty-Ire. Keine Veränderung bei mir. Sie haben sich verändert. Die Wakamba sagen, die ganze Welt verändere sich, wenn ein Mann seine erste Frau nehme, den ersten Löwen brüllen höre und seinen ersten Elefanten töte.« *Oh, mamma mia*, Dermott, verhöhnte Brian sich im stillen. Brian Dermott, der afrikanische Philosoph, der sogar exotische Eingeborenensprichwörter erfinden konnte, die auf alles und alle passten.

Aber es war wirklich ein guter Kunde, besser als die meisten, sehr reich und für einen Reichen und noch dazu Amerikaner ganz sensibel. Er hatte sich angestrengt, war ein guter Schütze und schoß sparsam, wollte nicht gleich alles niederknallen, was ihm vor die Flinte kam. Als sie daher im Lager aufgeräumt und abgewaschen hatten, Brian wieder Brian Dermott und aus dem rauen Naturburschen ein aalglatter Gesellschaftsjäger geworden war, ging es ganz leicht. Brian sah im Schein des Lagerfeuers

sehr männlich und vertrauenswürdig aus. Er hatte sich geduscht und rasiert, seinen mit Grau durchzogenen, bronzefarbenen Haarschopf angefeuchtet und gekämmt, und seine vollen, kräftig geschwungenen Lippen gaben seinem Gesicht einen knabenhaften Ausdruck, einem Gesicht, das außerdem eine scharfe Indianernase und seltsam goldene Katzenaugen hinter unmöglich langen, mädchenhaften Wimpern aufwies. Brian trug jetzt eine lange weißgebleichte Körperhose, eine hellgraue Abendjacke aus Tweed und einen lustigblau gepunkteten Schal in einem weißen Seidenhemd aus einem Geschenkpaket, das italienische Kunden ihm extra aus Rom geschickt hatten.

»Ich glaube, noch 'n Schluck kann uns bei dieser festlichen Gelegenheit nicht schaden«, meinte Brian, stand auf und nahm dem Kunden und seiner Schwester die leeren Gläser ab. Sie war dunkel- aschblond, mit Silbersträhnen im Haar; eigentlich auf eine hungrige, gequälte Art ganz hübsch. Die grauen Augen waren irgendwie vorwurfsvoll-fragend, Rehaugen. Sie hatten den ungewöhnlichen Glanz unvergossener Tränen, der grauen Augen manchmal anzuhaften schien.

Wird nicht viel ausmachen, wenn ich auf ein paar Tage verschwinde und sie sich selbst und den Boys überlasse, dachte er, einen Scotch mischend und zwei Cocas einschenkend. Ich sehe schon die Zeichen an der Wand: Schwesterlein unterliegt der schwarzen Magie des Films; afrikanischer Mond, Hyänen in der Nacht, das Gefühl der ungeheuren Weite, allen Daseins glitzerndes Sternchen am fernen Firmament und der weiße Jäger, der mit jedem Augenblick besser aussieht. Wird wohl am besten sein, ihr einen kleinen Urlaub von meinem Charme zu geben. Es wird sowieso eine lange Safari werden, und es hat keinen Zweck, alles gleich in der ersten Woche abzuschießen.

»Übrigens«, sagte Brian, die bläulich-lodernden Scheite anstoßend und sich im Feuerschein seinen Kunden zuwendend, »hätten Sie viel dagegen, wenn ich Sie ein paar Tage allein ließe und schnell mal nach Nairobi verschwände? Ich möchte mir nämlich gern diese Hinrichtung ansehen, die morgen abend stattfinden soll – oder auch nicht. Ich dachte, ich könnte

morgen ganz früh losfahren und sehen, was da passiert. Ich würde es dann Ihnen überlassen, ob Sie inzwischen ein paar Sandhühner und Sporenvögel schießen. Natürlich nur, wenn Sie nicht mit der Großwildjagd fortfahren wollen. Oder wollen Sie mit mir in die Stadt zurückfahren ...?» Er ließ die letzte Frage in der Luft hängen, ohne ernstlich zu befürchten, daß sie bejaht würde. Beide schienen die großen Städte nicht sonderlich zu lieben. Vielleicht hatte es etwas damit zu tun, daß Schwester Katie nicht trank? Sie sah aus, als wäre sie mal eine Trinkerin gewesen – nach der Art zu schließen, wie sie ihren Bruder beobachtete, ihr Glas hielt, als wollte sie sich vergewissern, daß sie auch wirklich Coca ohne Alkoholzusatz trank. Mit diesen stillen Wassern wußte man nie Bescheid. Von sich aus hatten sie noch nichts Persönliches verlauten lassen, und Brian hatte es sich zum Grundsatz gemacht, seine Kunden nie auszufragen. Wenn sie sich ihm anvertrauen wollten, gut – sie taten's früher oder später beinahe immer. Die Schwester hatte eine sehr hübsche, zu ihrem Stil passende dunkle Stimme, die sich für eine Beichte ausgezeichnet eignete.

Der Kunde nahm einen Schluck Whisky, ehe er sich zu seiner Schwester umwandte.

»Ist das dieser Poole, der jeden Abend in den Nachrichten erwähnt wurde?« fragte seine Schwester mit ihrer kehligen Stimme.

»Ja«, antwortete Brian. »Peter Poole. Eine ziemlich ungewöhnliche Sache. Soll morgen abend gehängt werden, weil er einen Afrikaner getötet hat. Wenn's dazu kommt, wird's das erstemal in der Geschichte Kenias sein, daß man einen Weißen hängt, weil er einen Nigger umbrachte. Kann ziemlichen Tumult in Nairobi geben.«

»Wie meinen Sie: Tumult?« fragte der Kunde. »Er ist doch einwandfrei schuldig, nicht wahr? Soviel ich gelesen habe.«

»Nun, er hat noch eine Chance. Man hat ein Gnadengesuch bei der Königin persönlich eingereicht, und es kann auch auf Unzurechnungsfähigkeit plädiert werden, nach dem, was ich gestern abend gehört habe«, erwiderte Brian. »Wenn er davonkommt, kann es auf Seiten der ansässigen Nigger beträchtliche Aufregung geben – aus politischen

Gründen natürlich. Schließlich hat man letzte Woche eine ganze Herde Afrikaner gehängt, weil sie einen alten weißen Farmer umgebracht haben, und es ist gar nicht ausgeschlossen, daß es Unruhen gibt, wenn nicht energisch durchgegriffen wird.«

»Und wenn man diesen Peter Poole nun wirklich hängt?« fragte die Schwester des Kunden. »Was dann?« Seltsam, wie viele Frauen der guten amerikanischen Gesellschaft heisere Stimmen hatten.

»Nun«, meinte Brian, »wenn man ihn hängt, würde ich mich nicht wundern, wenn die weißen Siedler verdammt sauer drauf reagierten. Wir sind schließlich in Kenia, wissen Sie, Land des Weißen Mannes und so weiter, und es gibt immer noch einen Kern alter Siedler, die für das Leben eines Schwarzen nicht allzu viel geben.«

»Was meinst du dazu, Paul?« wandte sich die Schwester an ihren Bruder. »Willst du mitfahren?«

»Ich denke nicht daran.« Der Bruder schüttelte den Kopf. »Nachdem wir innerhalb einer Woche einen Löwen und einen Elefanten erlegt haben und alles so frisch und neu ist, hätte ich gar nichts gegen ein paar Tage einzuwenden, an denen ich im Lager herumlungern und meine Seele wieder finden könnte, die ich wie verlorenes Gepäck irgendwo weit hinter mir gelassen habe. Unser Freund Brian hier hat uns alles auf einmal aufgetischt. Das läßt sich schwer auf einmal verdauen. Möchtest du mitfahren?« Die Frage klang förmlich höflich. Seine Augen sagten *Nein*, du willst nicht fahren.

»Natürlich nicht«, antwortete seine Schwester. »Ich bin deiner Meinung, Paul. Ich möchte mich auch ein wenig sammeln. Es kam alles so plötzlich – und war so schrecklich neu und erregend. Ich möchte nicht, daß – durch andere Leute – in unsere Safari noch mehr Aufregungen hineingeschleppt werden.«

»Dann lassen wir Ihren Mister Poole also sausen, was?« sagte der Kunde sanft. »Fahren Sie ruhig ein paar Tage nach Nairobi, Brian. Katie und ich beschäftigen uns hier. Ich werde angeben und sie muß mir zuhören, und wir können beide ein bißchen ausruhen und Krimis lesen. Einverstanden?«

»Großartig«, sagte Brian. »Wenn Sie's so haben wollen. Mwende spricht ganz gut englisch, und Muema und Aly können sich verständlich machen. Muema ist ein guter Mechaniker. Ich nehme den Rover und lasse Ihnen den Generatorwagen da. Muema kann Sie nach Buffalo Springs zum Baden fahren. Es ist nur eine gute Stunde von hier, und das Wasser ist wunderbar. Aly wird Ihnen ein Picknick zusammenstellen, und Sie können Vögel schießen, bis Ihnen die Schulter wehtut. Diese Lugas, die Serarua und die Kinna, wimmeln von raubgierigen Perlhühnern und diesen großen gelbhalsigen Frankolinen und Sandhühnern. Ich glaube«, fuhr er grinsend fort, »Sie werden, um ein amerikanisches Sprichwort zu benutzen, auch ohne mich tanzen können. Trotzdem ist es sehr nett von Ihnen, daß Sie nichts gegen meinen kleinen Abstecher in die Stadt einzuwenden haben.«

»Schon gut«, meinte der Kunde. »Aber lassen Sie sich in nichts hineinziehen. Mir gefällt das hier, und ich möchte nicht, daß unserem Jäger etwas zustößt. Riecht's da nicht nach Essen?«

»Doch. Mwende!«

»Ndio Bwana«, klang es von der Kochstelle zurück.

»Lete chakula upesi sana!« rief Brian. Dann sagte er zu den Kunden: »Hinrichtung oder nicht Hinrichtung, Unruhen oder keine Unruhen, ich möchte dabei sein. Ich muß das miterleben. Es ist ein echter Wendepunkt in der Geschichte Kenias, eines Landes, in dem sich alles über Nacht zu ändern scheint. Dieses Ereignis morgen wird im Kalender rot angestrichen werden. Es wird in der Geschichte das Jahr bezeichnen, in dem ein weißer Mann namens Peter Poole gehängt oder auch nicht gehängt wurde, weil er einen Afrikaner tötete. So wird Geschichte wohl gemacht, nehme ich an. Ah, da kommt das Essen. Memsaab?« Er hielt der hübschen, silberblonden, gequält aussehenden Schwester die Hand hin und half ihr aus dem Liegestuhl. »Wenn ich mich nicht irre, serviert Aly uns heute abend Gerenuk-Koteletts, das Beste, was ein Lager in diesem und jedem anderen Lande bieten kann.«

»Das will ich gerne glauben«, murmelte die Schwester des Kunden heiser, zum Messezelt vorangehend und, wie Brian feststellte, in ihren gut

geschnittenen Slacks von hinten noch besser aussehend als von vorn, was für eine lange Safari bestimmt attraktiv genug war. Er hoffte nur, daß Bruder und Schwester für sich behielten, was immer sie beschäftigte und verzehrte, und daß sie ihn damit in Ruhe ließen.

4

Die beiden Kunden schliefen noch, als Brian in der rosigen Morgendämmerung das Lager verließ. Als sie sich Gute Nacht wünschten, hatte er ihnen gesagt, sie sollten sich gehörig ausschlafen. Wenn alles gut ginge, würde er morgen spät abends wieder zurück sein – er wollte auf der Rückfahrt von Nairobi nur mal haltmachen und seine Familie besuchen – oder, wenn alle Stricke rissen, übermorgen noch rechtzeitig zum späten Frühstück oder frühen Lunch.

Die Kunden schienen etwas überrascht, daß er eine eigene Familie, ein Privatleben hatte. Für sie war er fix und fertig und ohne Anhang ins Leben gesprungen, wie ein Genius, den man mit Hilfe einer grünspanigen alten arabischen Lampe beschwor.

Nun, der Tag war schön, die Luft war prickelnd und frisch, und die Frankoline liefen am frisch gehackten Straßenrand entlang, ihre gelben Häse leuchteten wie Narzissen in der Sonne. Nashornvögel flogen in weiten Schleifen in den Busch, und ein ganzer Tornado von Webervögeln wirbelte und drehte sich in trichterförmigen Massen über dem Land. Kidogo saß dösend neben ihm, und Brian spürte noch die angenehme Wärme seines Morgentees im Magen. Die Zigarette zwischen seinen Lippen schmeckte besser als irgendeine andere des Tages, und der Landrover sumnte wie ein Nähmaschine. So der richtige hübsche Tag, um sorglos im frühen Morgentau dahinzufahren, auch wenn er zu einer Hinrichtung fuhr. Kein Zweifel, eine Hinrichtung hatte einen gewissen festlichen Aspekt.

Die Kundin – wahrscheinlich würde sie sich wie die meisten anderen entpuppen. Zuerst würde sie ihn fragen, wieso er Berufsjäger geworden war, und schließlich würde sie wissen wollen, wie er als kleiner Junge gewesen sei. Ja, ja, er konnte sich lebhaft vorstellen, daß diese neue Kundin ihn eines Tages auffordern würde, wie so viele es getan hatten, ihr zu erzählen, *wie Sie als kleiner Junge gewesen sind*. Immer dieselbe Frage. Seltsam, daß sie immer darauf kamen. Kurz vorher oder kurz nachher.

»Möchte gern wissen, wie Brian Dermott als kleiner Junge wirklich war?« sprach Brian laut, wie er oft vor sich hinsprach, wenn er am Steuer saß. Er dachte in der dritten Person an sich, auch so ein Trick, den er sich in seinen einsamen Jahren angewöhnt hatte – möglicherweise aus einer Art bewusster Anstrengung heraus, sich über sich selbst klar zu werden.

»Wie war unser Held als kleiner Junge? Daß ich nicht lache, was war er nicht als kleiner Junge?« Kidogo hörte gar nicht hin. Er schlief, in der anderen Ecke zusammengerollt; seine glänzende Haut sog die frühe Morgensonne ein. »Bevor die ganze Scheiße anfing, meine ich?«

Wenn man Näheres über diesen Burschen Dermott als kleinen Jungen erfahren wollte, dachte Brian, müßte man erst einiges von seinem Vater wissen. Kegan Dermott-Robert Joseph Kegan Dermott, bitte sehr, später weitgehend und offensichtlich treffend nicht ›Kieg‹, sondern ›Keg‹ genannt. Keg – im Englischen ›Fässchen‹ heißend. Sehr bezeichnend.

Keg Dermott war unter den Chronisten als Fremder, als Gast, als nur kurz Verweilender bekannt. Er kam, blieb eine Weile, ›hielt sich auf‹ und verschwand wieder in grünere Felder. Er hatte sich als Matrose vor dem Mast aufgehalten, war um das Kap gesegelt, als es noch Segler gab, die um das Kap segelten. Er und das Jahrhundert waren etwa zur selben Zeit in Kenia aufgetaucht – das Jahrhundert, Keg Dermott, der alte Oberst Grogan, der heute noch lebte, und John Boyes, damals König der Kikuyus genannt. Brians Vater sagte immer, sein Schiff sei davongefahren und habe ihn in Mombasa sitzen lassen, aber Brians Vater kniff stets ein Auge zu, wenn er das sagte. Damals war Mombasa noch ein kleiner arabischer Hafen, mörtelweiß und rosa getönt in der Sonne blendend, mit schlanken, graziös

gefiederten, im Winde schwankenden, rauschenden Palmen, mit hinter den Wellenbrechern schaukelnden, an ihren Ankerketten zerrenden arabischen Dhaus, mit den dünnen, hohen Flötentönen und dem Klimpern der dreisaitigen Mandolinen, die leise über das mondsilberne, vom Sternenschein gesprenkelte Wasser klangen, um sich mit dem dumpfen, schweren Stakkato der Trommeln an der Küste zu vermischen. Mit fünfzehn desertierte Keg Dermott kaltblütig von seinem Schiff. Kenia hatte ihn schon gepackt, als er an seinem ersten Landurlaubstag den heißen afrikanischen Staub roch.

Brian war sich nie ganz klar, ob sein Vater all das vollbrachte, was er behauptete, vollbracht zu haben. Der alte Herr hatte so seine irische Art, die Geschichte nach seiner Phantasie umzuschreiben, je nach dem Stand des Mondes und der Leere oder Fülle seiner Flasche. Als Brian geboren wurde, war sein Vater in den Vierzigern – ein hagerer, langnasiger, langsam sprechender Irländer, mit rotbraunem Haar, durchdringenden, gelbgrauen Katzenaugen, hohlen Wangen und einem verkniffenen Mund. Seine lange, reizbare Nase zuckte, wenn er lachte, und das tat er meist. Das war eben sein Fehler, sagten die Leute. Er lachte immer, und sei es auch nur über sich selbst. Die Schwermut, der Ernst durchzog seine Fröhlichkeit bloß wie magere Streifen ein fettes Stück Speck, und das auch nur selten.

Keg Dermott hatte zwei positive Dinge in seinem Leben getan: er hatte Brians Mutter geheiratet, und es überraschte allgemein, daß Norah Shevlin, Tochter des Distriktkommissars, einen solchen Vagabunden nahm. Aber ehe er Norah Shevlin kennen gelernt und geheiratet hatte, hatte er geheimnisvollerweise Geld verdient – und hatte sich aus Irland seine Schwester kommen lassen. Er ließ sie, Waise, die sie damals in Kerry war, im Jahr 1911 kommen. Sie war zwanzig, eine tizianrote Schönheit mit lohfarbenen Augen, als sie in Mombasa ankam. Die Uganda-Eisenbahn, bei der Keg Dermott kurze Zeit einer Gruppe indischer Arbeiter vorgestanden hatte, fuhr jetzt pünktlich.

Keg Dermott setzte seine Schwester Charlotte in den Zug und quartierte sie dann in einem Häuschen in der schlampigen Wellblechbudenstadt

Nairobi ein. Nach drei Monaten war sie mit einem kleinen, blauäugigen schottischen Landmesser namens Malcolm Stuart verheiratet, der im Jahr 1906 aus Aberdeenshire nach Kenia gekommen war, um das Land kartographisch zu erfassen. Zu Fuß. Charlotte Stuart, geborene Dermott, lud ihre paar Habseligkeiten auf einen Ochsenkarren und machte sich in nordwestlicher Richtung zu einem hohen Berg, den die Eingeborenen Kerinyagga nannten, auf den Weg, um Malcolm Stuart bei seinen Vermessungen zu helfen. Dabei maßen sie sich selbst einen hübschen Fleck auf einem Gelände namens Nyeri ab, dicht neben einem Ort namens Naro Moru, und nahmen nach Recht und Gesetz von dem Land Besitz. Malcolm Stuart nannte es Glenburnie, nach den das grüne Land durchziehenden Bächen und den sanften Hügeln, die mit ihren breiten, die steilen Abhänge des Aberdare-Gebirges einsäumenden Heidekrautgürteln Schottland so ähnlich sahen. Charlotte schenkte Malcolm Stuart vier Kinder. Zwei Mädchen starben früh. Der älteste Sohn, nach seinem Vater Malcolm getauft, wurde von einem Büffel getötet, den ein Eingeborener verwundet, krank und rachsüchtig im Busch hatte liegen lassen. Das vor Schmerzen wahnsinnige Tier war unerwartet aus einem Dornengestrüpp hervorgebrochen, hatte den noch nicht sechzehnjährigen Malcolm durchbohrt und war auf ihm herumgetrampelt, bis er nur noch ein blutiger Fleischklumpen war. Der überlebende Junge, Ian, hatte lange genug gelebt, um im zweiten Weltkrieg von den Deutschen abgeschossen zu werden und posthum einen Haufen Medaillen, einschließlich des DSC und DFC mit Spange, verliehen zu bekommen, die jetzt alle neben dem Porträt des blonden jungen Ian, das ihn als Fliegerleutnant mit seinen neuen goldenen Abzeichen, lächelnd und mit einem riesigen RAF-Schnurrbart zeigte, in einem hochkant gestellten Samtetui auf dem Klavier standen.

Brians Erinnerung an seine Mutter war ziemlich undeutlich, glich in ihren ruckweise auftauchenden Bildern einem alten Stummfilm. Das meiste seiner Erinnerung ging auf ein Porträt zurück, ein schlechtes, von einem unrasierten Malervagabunden zusammengeschmiertes Ölgemälde, der damit seine Wochenrechnung für Brot und Bier bezahlt hatte, als Brian

noch ein ganz kleiner Junge gewesen war. Auf dem Porträt hatte sie große veilchenblaue Augen und lockiges kastanienbraunes Haar, ein typisch irisches Peg-of-My-Heart-Gesicht mit lustiger Stupsnase und süß lächelndem Mund. Das meiste davon hatte sich im Gesicht seiner Schwester Nell vererbt. Nach Brians Geburt hatte Norah Dermott ziemlich klein und pummelig ausgesehen, aber sie kam aus einer stämmigen Familie, nach den fleckig-vergilbten Fotografien ihres Vaters und ihrer Brüder zu schließen. Von seiner Mutter hatte Brian die feste Fleischlichkeit auf den langen Knochen seines Vaters geerbt. Auch hatte er etwas von den Katzenaugen seines Vaters, und unter dem bronzefarbenen Haar schimmerte dessen Rotbraun.

Der Grund, weshalb er sich nur undeutlich an seine Mutter erinnerte, lag nicht etwa in seinem zu jugendlichen Alter, denn Brian war, als sie nach der Geburt Philips starb, schon zwölf und ziemlich groß. Aber er war nie ein Muttersöhnchen gewesen, war schon als Baby seinem Vater nachgelaufen und nahm den Interruptus des gelegentlichen Schulunterrichts, der ihn von Keg Dermott trennte, bitter übel. Brian profitierte wenig Schätzenswertes von der Schule – viel wertvoller war ihm, was er von Keg Dermott mit dem wilden rötlichgrauen Haar und den gelben Tieraugen gelernt hatte.

Keg Dermott ließ sich nicht zusammenfassend charakterisieren. Bei der geringsten Berührung zerfloss er wie Quecksilber. Hatte er sich an einem Ort niedergelassen, zog es ihn schon zu einem anderen. Ferne purpurrote Berge sah er in seiner Phantasie. Er kaufte sich Land und ließ es verfallen, wenn er überhaupt anfang, es zu bebauen. Er jagte dem Gold in Kakamega und Tanganjika nach, bis es in Ostafrika nur noch gelegentlich Gold zu finden gab. Er suchte nach Diamanten in Tanganjika, war aber längst tot und vergessen, als John Williamson eines Tages einen seltsamen Felsbrocken mit dem Absatz in den Boden stampfte, aus Angst, seine Boys würden ihn umbringen, wenn sie wüssten, was dieses Stück Kohlenstoff bedeutete, so daß Keg nie auf die grundlose Diamantenader stieß, die Williamson in den fünfziger Jahren zum bedrohlichen Konkurrenten De-Beers machte. Aber wie Williamson finanzierte Keg seine im Monde

liegenden Expeditionen mit da und dort gepumpten Fünfpfundnoten, einem übrigen losen Pfund und einer gelegentlichen Zehnschillingnote, wie es eben kam und wo er sie kriegen konnte.

Die Leute behaupteten, Keg könne in einen Herrensitz einziehen und in einer Woche sähe der wie eine Wellblechbude aus. Er konnte mit seinen Händen beinahe alles machen, bloß kein Geld halten. Er fing eine Sägemühle an und verlor sie beim Kartenspiel. Früher hatte er bei der Eisenbahn gearbeitet und war der Sache überdrüssig geworden. Als der erste Weltkrieg auch nach Ostafrika hinübergriff, nahm Keg Dermott keine Notiz davon. Er war auf Elefantenjagd.

Keg Dermott war noch zu jung gewesen, um an der Löwenjagd in Tsabo teilzunehmen, als die Uganda-Eisenbahn von Mombasa nach Westen vorgetrieben wurde; aber da er irgendwie gelernt hatte, mit einem Gewehr umzugehen, schloß er sich dem tobenden Rausch der Freibeuter an, als König Leopolds Besitz am Lado durch dessen Tod frei und die reiche belgische Enklave zu einer Bonanza für die nichtsnutzigen, bärtigen Raubeine wurde, die in dem Niemandsland ein Eldorado herumliegenden Goldes und leicht zu erbeutenden Elfenbeins sahen. Keg Dermott hatte Narben an seinem Körper, die er als ›meine Brüsseler Spitzen vom Lado‹ bezeichnete, wenn er den seine Brust und Beine überziehenden narbigen Striemen und bösen roten Strähnen mit den Fingerspitzen nachfuhr – das hier stammte von einem Leoparden; dieser Knochen war von einem Büffel gebrochen worden – diese identischen Schrammen in Brust und Rücken waren das Geschenk eines Massai, der ihn mit einem eingefetteten Speer glatt durchbohrt hatte. So erzählte er wenigstens.

Und immer folgte ihm wie ein Schatten der hagere, schlitzäugige Ndrobo mit den scharfen Zügen namens Kidogo, dessen wirklicher Name viel zu lang und unaussprechlich war. Es war nie ganz klar, wie die beiden Männer zusammengefunden hatten. Es wurde nie davon gesprochen, ob Keg Dermott Kidogo, wie es so schön heißt, das Leben gerettet hatte oder umgekehrt. Oder ob sie vor langer Zeit bloß eine Gariba Wasser oder einen Kürbis Pombe oder einen Streifen Biltong zusammen getrunken und

gegessen hatten. Kidogo, mit Keg Dermott etwa gleichaltrig, war schon bei ihm gewesen, als Charlotte Dermott im Jahr 1911 nach Mombasa kam. Er war immer noch bei ihm, als Keg an einer ganzen Anhäufung afrikanischer Krankheiten starb: an Schwarzwasserfieber, perniziöser Amöbenruhr, alten Malaria und einer Reihe exotischer Magenschmarotzer, einschließlich einer geschwollenen und gewaltsam niedergehaltenen Trinkerleber.

Dies soll nicht heißen, daß Keg Dermott ein lärmender Trunkenbold oder prahlerischer Krachmacher oder vor sich hinstierender Zecher gewesen wäre. Er liebte den Sprit, wie er die Bücher liebte, einfach und von ganzem Herzen. Etwa zur selben Zeit, als der Gedanke an eine feste Anstellung als uninteressant von ihm abgelehnt wurde, hatte er sich von einer unstillbaren Lust nach Alkohol und Literatur durchdrungen gefühlt. Eine Neigung zum Trinken und eine Abneigung gegen die übliche Plackerei war nichts Neues im frühen Kenia – seine unbändige Leseleidenschaft aber wurde von den eingewanderten Schotten als verrückt und von den entwurzelten Iren als glatter Quatsch bezeichnet. Keg Dermott wurde von den meisten Leuten, die ihn kannten, als Sonderling angesehen, und sei es auch nur, weil sein Englisch oft zu einwandfrei und elegant, immer aber wegen der undeutlich-irischen Aussprache der Silben verschwommen klang und mit kunstvollen Negativpartizipien statt der geraden angelsächsischen Ausdrucksweise prunkte.

Keg Dermott trank, und er las Shakespeare. Er trank mehr und las Darwins ›Über die Entstehung der Arten‹ und Gibbons' *Decline and fall*, er trank noch mehr und zitierte Synge und dessen Würdigung durch Yeats; er trank noch mehr und verwechselte Kipling mit Coleridge. Seine Freunde waren Addison, Swift und Boswell, und er streute lateinische Ausdrücke à la Charles Lamb in seine Sprache. Manchmal redete er in glänzenden allegorischen Bildern und verstand es meisterhaft, kleinen Jungen phantasievolle Geschichten zu erzählen, besonders, wenn es sich um Tiergeschichten handelte.

So wurde Brian zur Verzweiflung seiner Mutter aufgezogen: hinter seinem Vater und Kidogo im Busch hertrottend. Und immer mit einer reichen

Sammlung handfester und legendärer Helden, die manchmal hoffnungslos in seiner Phantasie durcheinander gerieten.

Aus dem freudlosen Interieur des jeweils schäbigen Häuschens, das die Dermotts gerade bewohnten, folgte Brian seinem Vater und dem Schwarzen Kidogo in fremde und wunderbare, in ihrer Mannigfaltigkeit glänzende Welten. Da war Kegs versunkenes Reich von Kobolden und Druiden, von irischen Königen mit feuerroten Bärten, von schwertgegürteten Lords, die ihre unerschrockenen Heerscharen gegen die Missetäter führten. Da gab es Fehden und hehre Burgen, gute und böse Elfen, schwarze Hexen und blonde Märchenprinzen – und es gab auch düstere Hinrichtungen und nutzlosen Aufruhr und Wasserburgen mit breiten Wallgräben.

Und dann war da auch Kidogos Welt, seine geheime Privatsphäre von in der Nacht spukenden Vorfahren, von menschlichen Verwünschungen, verhexten Tieren und Menschen; von lang gesuchter Rache und aller Art schrecklichen Unglücks auf Grund übernatürlichen Zaubers und des gerechten Zornes des auf dem Berg thronenden Gottes. Es gab tolle Geschichten von alten Schlachten und kühnen Überfällen, von Kriegerhäuptlingen und Menschen-Massenopfern. Und in anderen Geschichten wurden die Menschen zu tierischen Fabelwesen gemacht, und oft wurden die Tiere bestraft, indem sie in Menschen verwandelt wurden.

Aber es war ebenso eine freie, luftige Existenz unter der hellen Sonne und dem schützenden Himmel, an der Wärme des Feuers und unter den Sternen der Nacht; ein Leben unter schneebedeckten Berggipfeln und zwischen langen, grünen, in die Ferne rollenden Hügeln. Es war durch irische und afrikanische Mythen bereichert und wunderbar in einen von der blühenden Phantasie der Älteren geflochtenen Wandteppich gewoben, der für das Kind Wirklichkeit war. Es war eine Welt, in der es keine Angst vor Mensch oder Tier gab – eine Welt fühlbarer Erregung bei jedem Erwachen, ob die Erregung von lebenden Tieren und Menschen herkam oder den beinahe greifbaren Menschen, die auf Kegs Befehl springlebendig seinen Büchern entstiegen.

Tiere – Brian schlief schon mit drei Jahren mit Löwenjungen im Bett. Keg Dermott brachte immer etwas Nutzloses und Hungriges nach Hause, sagte seine Frau, das man pflegen und füttern mußte, bis es groß genug war, daß es einen selbst auffressen konnte. Die meisten wuchsen auf und verschwanden dann wieder abtrünnig in der Wildnis, und jahrelang traf Brian gelegentlich auf einen Löwen im Busch, der zahmer schien als die anderen und ihm irgendwie bekannt vorkam.

Helden? Brian kannte von Kindheit an die Geschichten von Tippoo Tib, dem halbarabischen Sohn eines schwarzen Sklaven, der durch Sklavenbesitz, Elfenbein und Macht beinahe Kaiser geworden war. Er kannte Leute, die Tippoo Tib *gekannt* hatten. Er kannte auch Leute, die Mahomet gesehen hatten, den sagenhaften uralten Elefanten, dessen Stoßzähne so massig waren, daß sie sich nach unten ins Bodengras bogen und wieder emporkurvten wie Kufen eines Schlittens, den Brian allerdings nur vom Hörensagen und von Bildern kannte.

Speke, Selous, Burton, Thompson, Livingstone und Stanley waren für ihn beinahe Freunde aus zweiter Hand. Graf Ludwig Teleki war von Mombasa zum Rudolfsee gewandert? Nun, Brian war zwar nicht von Mombasa zum Rudolfsee an der abessinischen Grenze gewandert, aber verdammt noch mal! Er war mit Keg Dermott von Rumuruti über Maralal und Baragoi zum Rudolfsee gewandert und *hatte dabei noch gejagt*, und er hatte keine zwei Jahre dazu gebraucht.

Er las natürlich von den Kriegen, und die Lektüre erregte ihn, aber irgendwie fehlte ihr die Realität. Als ganz junger Bursche hatte er an der Kenia-Uganda-Grenze nach einem Überfall der Suk gegen die Karamojong Tote herumliegen sehen – hatte tote Massai in ihrem Löwenkopfschmuck, zerzaust und blutbeschmiert, nach einem Gefecht mit den Wakamba gesehen. Der Tod war ihm vertraut – die Wogs brachten sich immer mit Pangas, Speeren oder Knüppeln, mit Gift und Zaubersprüchen aller Arten um. Ein amoklaufender Elefant, durch Musth oder das Schwelen einer alten Speerwunde oder durch Ameisen im Rüssel wahnsinnig geworden,

trampelte immer mal einen unglücklichen Eingeborenen oder gelegentlich vorbeikommenden weißen Siedler zu Tode.

Dem Tod mußte man ins Auge sehen, komme er von Mensch oder Tier, und Schmerzen mußte man eben ertragen. Er hatte einen von einem Löwen angefressenen Massai gesehen, der verächtlich lachte, als er mit einer Segeltuch-Nadel wieder zusammengenäht wurde. Er selbst hatte sich nach einem Schlangenbiss einmal ein Kreuz in die Wade geschnitten, die klaffende Wunde voll Pulver gefüllt und angezündet, um das Gift unwirksam zu machen. Der Tod war etwas, woran er gewöhnt war: er hatte Eingeborene gesehen, die ihre sterbenden Verwandten noch lebend aus den Hütten trugen und den Hyänen überließen, damit die Shamba nicht durch das Sterben entweiht wurde und deshalb niedergebrannt und aufgegeben werden mußte.

So viel hatte sein Vater ihn gelehrt, und viel mehr noch Kidogo, der hagere, wilde Ndrobo mit den baumelnden, durchstochenen Ohrlappen und den Greiferfersen. Sie hatten ihm das Buschhandwerk beigebracht, ihn in das Leben und die Gewohnheiten der Tiere und Vögel, in die Natur der Blumen und Kräuter und natürlich in die Natur des Afrikaners eingeführt. Brians erste Sprache war Kikuyu, dann Kisuaheli. Etwas später erst lernte er Englisch. Als er älter wurde, erwarb er ein paar oberflächliche Kenntnisse in Somali, Massai und Turkana und in den seltsamen Dialektmischungen der sich kreuzenden Stämme. Man schickte ihn in Nyeri in die Schule und später in die Prince -of -Wales-Schule in Nairobi, aber Brian war dem Lehrplan schon weit voraus. Sein Interesse an alter Geschichte war so stark und echt wie seine Fähigkeit, einem Tier nachzuspüren, und die unbekümmert drauflos arbeitenden Finger seines Vaters hatten ihm mehr technische Kenntnisse als ursächlichem Hintergrund eines wirren Haufens unerklärlich erscheinender Theorien beigebracht, als er je von einem verknitterten, kreideverstaubten Professor lernen konnte.

Für Brian bedeutete der Tod seines Vaters in gewissem Sinne das Ende seiner Erziehung. Keg Dermott wußte, daß er sterben würde, und sah dem

Ereignis ohne letzte Ölung, ohne spätes Bereuen oder Heroismus in Ruhe entgegen.

»Du bist ein Mann, mein Junge«, sagte er zu Brian Dermott. »Paß auf deine Geschwister auf und vergiß nie, daß du ein geborener Gentleman und in den Dingen, auf die es ankommt, besser erzogen bist als die meisten anderen. Und behalte Kidogo an deiner Seite; er ist ein guter Bursche und für einen Wog höchst ungewöhnlich. So, und jetzt noch ein Schlückchen, wenn noch was in der Flasche ist.« Sprach's, nahm den letzten Schluck und starb, und Brian begrub ihn unter einem großen Kaffernbaum, der seine rosigen Blüten in glücklich-fröhlicher Freigebigkeit über das Grab schüttete – das Grab, das bis auf einen Steinhaufen zum Schutz gegen die Hyänen unbezeichnet war.

Brian hätte es gar nichts ausgemacht, weiter in dem schäbigen Häuschen unter den großen Kap-Kastanien zu leben, die in einer Ecke von Tante Charlottes ausgedehntem Landbesitz standen – wo schon sein Vater ganz zufrieden gewohnt und jede Unterstützung von anderer Seite abgelehnt hatte. Seine Schwester Nell ging auf die zwölf zu, war also alt genug, die Hauswirtschaft zu führen. Sein Bruder Pip war etwas über drei, ein kräftiger kleiner Bursche im kurzen Hemdchen, der schon fließend, wenn auch mit begrenztem Vokabular, Kikuyu sprach.

Doch jetzt wagte Tante Charlotte sich einzumischen, wo ihr unsinnig stolzer, aber zugegebenermaßen wurzelloser Bruder sich früher jede schwesterliche Einmischung verboten hatte. Tante Charlotte überfiel die kleine Dermottsche Shamba wie eine Bande Massai-Krieger, drückte das Baby Pip an ihren mütterlichen Busen, nahm Nell bei der schmutzigen Hand und kündigte mit Fanfarentönen an, daß sie von heute an alle *ihre* Kinder seien und eine anständige Erziehung in dem großen Haus auf dem Hügel in Glenburnie bekämen.

Brian war nicht lange genug dageblieben, um die Früchte dieser Erziehung voll genießen zu können. Er hatte gesehen, daß das Baby und seine Schwester in der Obhut seiner Tante in dem geräumigen, alten Haus von

Glenburnie sicher untergebracht waren, und er hatte festgestellt, daß genug Leute vorhanden waren, um die Shamba zu betreiben. Mehr als genug.

Brian und sein Vetter gingen etwa um dieselbe Zeit aus dem Haus – Ian zum Militär, um gegen die Deutschen zu kämpfen; und Brian schnappte sich Kidogo und ging wieder in den Busch. Diesmal als Mtoto – als Lehrling – bei einem grämlichen, schweigsamen schottischen Wildhüter.

Es war daher kein Zufall, daß Brian ein Jahr später, noch zu jung, um gegen die Deutschen in den Krieg zu ziehen und in der verzweifelten Hoffnung, er würde lange genug dauern, daß er wie sein Vetter Ian, der sich seine Sporen bei der RAF in England verdiente, auch noch drankäme – es war daher nicht überraschend, daß Brian, wenn auch noch nicht gleich Wildhüter, so doch immerhin Forstwart wurde. Der alte Typ des Wildhüters starb an Kenias mörderischer Kombination von Einsamkeit, Höhenlage und daraus resultierendem hohen Blutdruck aus. Es fehlte mehr denn je an Arbeitskräften im Wild-Department, denn es war Krieg, und alle tauglichen Männer meldeten sich freiwillig, um so schnell wie möglich als Helden in die Geschichte einzugehen, während das Land verkam, das Rindfleisch und Weizen liefern sollte. Der junge Dermott, hieß es, schmisse den Laden ja allein und hätte schon vorher die meiste Arbeit für den Alten getan, – er und dieser phantastische Wog, Wie-hieß-er-gleich, ein zahmer Wilder, der einer ungesetzlichen Absicht schon auf die Spur kam, bevor der Wilderer sie noch ausgebrütet hatte.

Und so war Brian Dermott mit sechzehn schon ein König geworden, genau wie sein Vater, Keg Dermott, der ungefähr im gleichen Alter ein König geworden war, als er seinem Schiff nachblickte, das ihn in Mombasa ›sitzen ließ‹. Brian Dermott hatte nur eine Sorge: würde der Krieg lange genug dauern, daß er noch daran teilnehmen könnte?

Sonst hatte er überhaupt keine Sorgen. Natürlich hatten Onkel Mac und Tante Charlotte ihre schweren Zeiten gehabt, Dürreperioden, Überschwemmungen, Heuschreckenplagen und Rinderpest, aber sie hatten Gottes Zorn lange genug getrotzt, um den rebellischen Boden Kenias ein für allemal unterzukriegen. Und der Krieg machte jetzt jeden reich, der eine

Farm hatte und fleißig war, solange das Wetter keine Dummheiten machte und die Armee förmlich nach Rindfleisch und Weizen schrie. Pip hatte wieder eine Mutter und mehr als ein Paar Jeans; die junge Nell, die sehr bald eine dralle junge Dame sein würde, hatte in Tante Charlotte nicht nur eine neue Mutter gefunden, sondern auch die stete, solide Heimat, die ein junges Mädchen zum Aufwachsen braucht – auf jeden Fall in Onkel Mac auch einen verlässlicheren Vater, der sie auf seine kurzangebundene schottische Art liebte. Und er, Brian, würde bestimmt eines Tages nach Hause kommen, um bei der Farmarbeit zu helfen – sofern Vetter Ian ihn haben wollte –, wenn Onkel Mac ein wenig altersschwach und Tante Charlotte es langsam müde würde, die faulen Nigger anzutreiben.

Brian hatte schon immer Tiere geliebt; jetzt hatte er zehn Millionen Lieblinge, wenn nicht mehr. Er kannte das Gesicht jedes Löwen im Umkreis von fünfhundert Meilen, wußte, wann die alten in andere Gegenden zogen und neue Rudel kamen. Er notierte sich Geburten und Todesfälle und trug sie in sein privates Standesamtsregister ein. Den meisten Löwen gab er altrömische Namen – Nero, Tiberius, Claudius. Einige rannten in großen Sätzen hinter ihm her, wenn er in dem alten Halbtonner, den er von dem verstorbenen Wildhüter geerbt hatte, durch die Steppe ratterte. Er schoß die kranken, alten und jagduntauglich gewordenen Löwen ab, ehe sie sich an Vieh oder gar an Menschen heranmachten, als Ersatz für das Wild, das sie nicht mehr zu fangen vermochten; er tötete die lahmen oder schwerkranken, ehe die Hyänen sie niederrissen und lebend auffraßen.

Er lebte von der Jagd – seine Flinte holte ihm Perlhühner, Sandhühner und Frankoline herunter; seine Büchse lieferte ihm Thompsongazellen, Impala und gelegentlich einen Büffel oder eine Elenantilope für den Tisch. Seine Fährtensucher und deren Familien ernährte er mit dem Fleisch der großen Tiere, der Topi, Kongoni und Zebras. Es gab immer reichlich Fleisch im Lager; die Haut der Leute und ihrer Frauen glänzte in der Sonne vor Gesundheit – und von dem frischen Tierfett, mit dem sie sich einrieben. Er führte ein glückliches Regiment – das sah man den dicken Hintern der

Eingeborenen an, in denen sich das Fett von regelmäßig verspeisten zehn Pfund Fleisch pro Tag deutlich speicherte. Aber er schoß nie um des Tötens willen. Er sah Tiere nicht gerne sterben, nicht einmal aus Notwendigkeit.

Sie streiften viel zu Fuß durch das Land, der junge Irländer und der alte Ndrobo, Brian mit einer leichten Büchse und wenig Gepäck -Tee, Zucker, Tabak, einer Feldflasche voll Whisky, alles zusammen in den wasserdichten Poncho gewickelt, unter dem sie beide schliefen, trocken und warm durch die Nähe ihrer Körper. Kidogo trug die zweite, schwere Büchse über der einen Schulter und seinen Speer als Wanderstab in der anderen Hand. Dazu einen Beutel mit schwarzem, getrocknetem Biltong, das wie breite Lakritzenstreifen aussah, einen Teekessel und Extramunition für den Fall, daß die von Brian in seinem breiten Ledergürtel mit der Messingschnalle mitgeführte, den er von seinem Vater geerbt hatte, nicht ausreichte. Diese paar Lebensmittel und Ausrüstungsgegenstände waren ihnen genug, tagelang, wochenlang, wenn sie Wildwanderungen folgten, Schlingen zerstörten, Wildfallgruben auffüllten, in Fallen gegangene Tiere befreien und dann und wann Vieh oder Ziegen reißende Löwen oder Leoparden schossen, die die Eingeborenenmanyattas heimsuchten oder die Frauen von den Wasserstellen verjagten. Diese Geschöpfe schoß Brian mit Trauer im Herzen, nachdem er sich überzeugt hatte, daß sie schuldig waren und unschädlich gemacht werden mußten.

Brian war knapp siebzehn, als er seinen ersten Menschen tötete. Sie hatten ein Wilderernest aufgestöbert, die Fußschlingen zerstört, die Speere, Bogen und Pfeile sichergestellt. Zwei Männer waren geflohen, einer aber hatte Brian und Kidogo aufgelauert. Ein vergifteter Pfeil war zischend an Brians Ohr vorbeigesaut und in einem Baumstamm stecken geblieben. Als der Bogenschütze davonrannte, schimmerte es zwischen den Büschen auf, und als wieder ein Stück schwarzglänzende Haut durch eine Dschungellücke zu sehen war, schoß Brian. Sie waren weit von jedem Krankenhaus oder Erste-Hilfe-Station entfernt; der Eingeborene hatte einen Lungenschuß mit einer abgeplatteten Kugel bekommen, die beim Austritt eine schreckliche Rückenwunde verursachte. Ehe der entsetzte Junge ihn hindern konnte,

hatte Kidogo dem Sterbenden die Kehle mit einer einzigen Bewegung durchgeschnitten. Brian wollte ihm Vorwürfe machen, aber der alte Mann hob die Hand und sagte ruhig:

»Er mußte auf jeden Fall sterben, Kleiner Bwana. Es ist nicht gut, etwas, was sterben muß, leiden zu lassen. Wir erledigen unsere Tiere immer, wenn sie nach der Piga nicht ganz tot sind.«

»Ich glaube, ich muß das melden«, meinte Brian nachdenklich. »Wie macht man denn das – einen Bericht schreiben, daß man einen Wilderer, der einen Pfeil auf einen abgeschossen hat, tötete?«

Kidogo hatte das Englisch nicht verstanden, aber der Tonfall sagte ihm genug.

»Es hat keinen Zweck, das hier zu erwähnen, Kleiner Bwana«, erklärte er. »Es wird nur Schwierigkeiten geben, und wir müssen zur Borna gehen und dem Bwana Di-Si, dem Bwana Polisi und dem Bwana Nyama den Fall auseinandersetzen. Du wirst nur viele Berichte schreiben und die Borna wird möglicherweise Blutgeld an die Familie des Mannes zahlen müssen. Er wollte dich töten; statt dessen hast du ihn getötet. Lassen wir ihn liegen. Die Hyänen werden seine Gebeine zerstreuen, und die Ameisen besorgen den Rest.«

Worauf sie den Bogen und die Pfeile des Mannes verbrannt hatten und wetermarschiert waren. In der nächsten Woche mußte Brian drei Elefanten und ein halbes Dutzend Büffel schießen, um marodierende Herden auseinander zutreiben, und es tat ihm leid, weil die Tiere nichts Böses getan hatten. Sie hatten bloß ihr Futter gesucht.

Brian war beinahe zwei Jahre lang im besten Sinne des Wortes glücklich in seinem Busch mit seinen zehn Millionen Tieren. Mit achtzehn besuchte er seine Familie, weil er eingezogen werden sollte. Aber es kam nicht soweit: Man schickte laufend italienische Gefangene aus Äthiopien und von der libyschen Front nach Kenia, und diese Gefangenen mußten ernährt werden. Es gab jedoch kein Vieh zu ihrer Ernährung, da das Siedler-Beef für den Export zur Verpflegung der alliierten Streitkräfte benötigt wurde. Die riesigen Ebenen von Südrumuruti, die Laikipia, auf der die Massais

einst gelebt hatten, wimmelten von Zebras, Grantgazellen, Kongoni und Topi wie ein Mshenziköter von Flöhen. Eines Tages würde das Wild auf jeden Fall vertrieben werden müssen, um Viehherden Platz zu machen, und die verdammten Makkaronis mußten ja auch was zu essen haben.

Und so wurde Brian plötzlich aus einem Tierhüter in einen staatlich lizenzierten Schlächter verwandelt. Auf Befehl der Regierung, mit Staatsgeld und Staatsbenzin, schlachtete er das Wild ab – schoß es von amerikanischen Jeeps aus, die von den Kriegsschauplätzen nach Kenia einsickerten; schoß aus dem Winkel seines den Wagen steuernden Arms, über das Steuerrad des rüttelnden Jeeps gebeugt und neben der galoppierenden, davonschiebenden Wildherde herfahrend.

Keg Dermott hatte Brian in Büchern Bilder von amerikanischen Prärien gezeigt, die mit Büffelkadavern bedeckt waren, nachdem ein ganzer Sioux- oder Schwarzfuß-Stamm seine bemalten Pferde in die Bisonherde hineindirigierte und seine Pfeile auf einige Fuß Entfernung in die Herzen und Lungen der Tiere geschossen hatte. Von seinen Afrikaner-Nachbarn hatte er Geschichten über die alten Burenvoortreks gehört, wie die Burschen auf ihren rassigen Hengsten mit ihren gebogenen kurzen Hälsen in die Herden der fettarschigen Zebras und mitten unter die ausschlagenden Wildebeeste gesprengt waren, die einst, vor hundert und mehr Jahren, die südafrikanischen Steppen bevölkert hatten – sich nur mit den Knien haltend und links und rechts mit langen Messern in die Widerriste der dicht zusammengedrängten Tiere stechend. Sie hatten getötet, bis sie alle grasenden Tiere ausgerottet hatten, den Büffel und den Elefanten, die Elenantilope, den Gamsbock, die Sabelantilope – bis es in Südafrika nichts mehr gab als Weinberge, Gold, Diamanten und Menschen.

Und jetzt machten sie in Kenia genau dasselbe – er, Brian Dermott, und Hunderte mit ihm, genau dasselbe. Schaut ihn euch an: hinter ihm der sich setzende Staub, während er anhielt, um sich mit einem Lappen den Schweiß aus den Augen zu reiben und sich eine Zigarette anzuzünden. Auf der Steppe, soweit sein Auge reichte, lagen schwarze Hügel von Tierkadavern; ein paar Biester, die noch nicht ganz tot waren, reckten die Häuse und

versuchten, sich aufzurichten, nachdem er sie aus dem rumpelnden Wagen während der Fahrt mit einer Hand schießend, zu weit hinten getroffen hatte – wie ein verfluchter Bure zu Pferd unterschiedslos alles niedermähend. Vierzig, fünfzig, sechzig, siebzig Tiere pro Tag erlegte er, um Fleisch für die Makkaronigefangenen zu machen und Pflanzungsgelände für die Farmer zu schaffen, die nach dem Krieg sicher in Scharen nach Kenia kämen. Und der Krieg schien sich schnell seinem Ende zu nähern, und zwar zugunsten der Alliierten.

An seinem letzten Tag als Fleischjäger ließ Brian den Wagen stehen, ging zur Seite und übergab sich. Dann stieg er wieder ein, gab seine Gewehre bei der Polizei ab und meldete sich bei der Armee. Mit der Armee marschierte er eine ganz schöne Strecke durch Somaliland und Äthiopien, aber einen Feind, auf den er hätte schießen können, bekam er nicht zu Gesicht. Als der Frieden kam, war er Gefreiter in Addis Abeba.

5

Als Brian entlassen worden war und heimkam, hatte sich vieles geändert. Alle Steppentiere um Rumuruti und den Kinangop waren ausgerottet – die Laikipia war so kahl und braun wie der Hintern eines Inders. Nur grasendes Vieh war zu sehen. Es gab nichts mehr zu schießen, nichts in der Nähe von Nanyuki bis hinunter zum Uaso Nyiro, außer dem Bergwild, den Elefanten, Büffeln, Leoparden und Buschböcken, die im Bergdickicht lebten – und natürlich die scheuen Bongo, die man nur in den dichtesten wilden Weinbeerbüschen der Aberdare antraf, wenn man über den Gipfel des Kinangop herunterkam; und dann noch ein paar im Mau-Wald.

Auch im Massailand, um den Kilima Njaro, in der Tsavoebene und auf dem Gebiet des großen Wildwanderweges in der Serengeti in Tanganjika hatten die Wilderer schwer gehaust. Die Elefantenwilderer hatten von Sultan Hamud bis Mombasa reiche Elfenbeinbeute gemacht, die sie zu

hohen Preisen an die Inder zur Herstellung von Billardkugeln und Schmuckstücken verkauften. Die eingeborenen Wilderer, die Wahindi und ihre arabischen Mittelsmänner bis hinauf nach Lamu waren reich geworden, weil die Kontrolle dieser Gebiete durch weiße Wildhüter und Jäger aufgehört hatte.

Sie waren größtenteils eingezogen worden und jagten Deutsche, Italiener und Japaner statt Waluangulu-Elefanten- und Nashorntöter und Waikoma-Löwenmähen-Liebhaber.

Kenia wimmelte auf einmal von neuen Gesichtern, jungen, blaßhäutigen ›angehenden‹ Farmern, die zum Dank für ihren Militärdienst vom König mit Land bedacht worden waren: Kenia hatte Hochkonjunktur. Nairobi war im Begriff, endlich eine richtige Stadt zu werden statt einer überquellenden Blechbuden-Ansammlung, gruppiert um schreiende indische Händler mit Gefeilsche, Handel und Wandel. Neue Gebäude schossen aus dem Boden, und auf dem Flughafen Eastleigh herrschte zum ersten Mal ein dichter Verkehr aller möglichen Luftlinien. Es schien, als sei jetzt alle Welt im Flugliniendienst tätig. Auch die Safaris lebten wieder auf, und die ersten Film- und Kameraexpeditionen wurden organisiert. Das Wild-Department und die Nationalparks brauchten Leute, wie auch die Heuschreckenkontrolle Leute brauchte, um die verdamnten Insekten daran zu hindern, mit dem Land davonzufiegen; wie das Gesundheits-Department Leute brauchte, um die Syphilis-Welle unter den Eingeborenen einzudämmen. Und die Farmen – na, die brauchten allerhand. Da lag viel im argen, da mußte viel renoviert, modernisiert und nachgeholt werden. Die Bwanas waren alle im Krieg gewesen, hatten das Land den alten Leuten überlassen müssen, den überarbeiteten Frauen und Müttern und dem Kern der treuen Eingeborenen, die nicht zum Militär davongelaufen oder in die Stadt gegangen waren, um Taxichauffeur oder Schwarzhändler zu werden.

Brian kam, noch in Uniform, nach Hause und wurde sogleich mit einer Geschäftsofferte überfallen, ehe er überhaupt seiner Tante Charlotte und seiner Schwester, die jetzt eine richtige kleine Dame zu werden versprach, und eine verdammt hübsche dazu, den Begrüßungskuss hatte geben können.

Sie blühte förmlich, die kleine Nell mit der irischen Stupsnase ihrer Mutter, den blauen Augen und dem Haar, das nicht so rot wie Brians oder das seines jüngeren Bruders Pip war. Pip spross schon nach allen Seiten; im Augenblick allerdings schien er nur aus Armen und Beinen zu bestehen. Vetter Ian war im Krieg gefallen; Onkel Mac und Tante Charlotte vertraten jetzt den Familienstandpunkt und verlangten, daß Brian nach Hause komme und die Farm wieder in Ordnung bringen helfe – daß er den Büffel aus den Weizenfeldern schösse, die Leoparden aus den Schweineställen und die Elefanten aus dem Maisfeld. Es gab Zäune zu reparieren, Scheunen neu zu bauen, verwildertes Land wieder in Schuß zu bringen und neu zu bestellen, die Pferdekoppeln einzuzäunen, Unterholz zu verbrennen, das Vieh zu verarzten – Brian seufzte, schauderte und bat um Bedenkzeit. Er müsse sich das erst noch überlegen, meinte er. Eigentlich wollte er als Nationalparkhüter arbeiten. Man hatte ihm auf dem Weg durch die Stadt bereits eine Stelle angeboten. Tiere – wilde Tiere – würden in der Nachkriegszeit ein großes Touristengeschäft sein, und die Wogs, die Fleischjäger und die alten Burensiedler, mit Jagdlizenzen für jedes einzelne Familienmitglied bis hinunter zur Oma versehen, hatten das noch erledigt, was die Elfenbein- und Nashornwilderer übriggelassen hatten.

Nein – Brian würde auf die Farm zurückkommen, wenn man ihn wirklich einmal brauchen sollte, aber im Augenblick glaube er sich glücklicher zu fühlen, wenn er mit dem alten Kidogo als Rückhalt wieder das Land durchstreifen und im Zelt oder in einer schilfgedeckten Banda kampieren könnte. Er hatte so viel verwahrlostes und ausgedörrtes Ziegenland in Somalia und Äthiopien gesehen, daß sich seine hungrigen Augen nach dem Anblick des Kilima Njaro am frühen Morgen und dem Kerinyagga mit seinem schimmernden Wolkenhalsband sehnten. Er wollte wieder weite goldene Steppen und tiefgrüne Sümpfe, ein paar träge gähnende Löwen und wandernde Zebras sehen. Die Bezahlung war nicht hoch, das wußte er, aber er brauchte nicht viel Geld.

Brian hatte sich also von Tante Charlotte und seiner hübschen Schwester Nell mit einem Kuß verabschiedet. Kwaheri, sagte er und zog davon, um

wieder König zu sein, seine Wilderer zur Strecke zu bringen und glücklich mit seinen Lieblingen zu leben. Bis er eines Tages in Nairobi im Hotel Norfolk mit einem schönen, ihm bekannt scheinenden Gesicht zusammenstieß. Es stellte sich heraus, daß es der kleinen, langbeinigen Val Dunstan von der übernächsten Farm gehörte – Miß Valerie Dunstan, die während des Krieges und danach in England zur Schule gegangen und jetzt für einige Zeit nach Kenia heimgekehrt war.

Das war Anfang 1952, nachdem Brian schon drei volle Jahre lang selbständiger Wildhüter mit einem sauberen Steinhaus, uniformierten Askaris, Blumen in der Borna und einem richtigen Registrierbuch am Grenztor seines Reiches gewesen war. Es war ein hübsches Haus, schmuck getüncht und peinlich sauber gehalten, aber es war eine atmosphärelose, geradezu keimfrei nüchterne Junggesellenhütte, eine Thingira. Sie brauchte eine Frauenhand, das Walten einer Frau, um sie gemütlicher zu machen. Brian hatte nicht viel Zeit, sich um Blumen zu kümmern und sie zu pflegen, sie wuchsen ohnedies wie Unkraut, denn der kleine Fluss, der an dem riesigen Hain gelbgesprenkelter Fieberbäume und purpurfarbener Jacarandas, in dem das Haus stand, vorbeifloß, hatte reichlich Wasser.

Brian hoffte sehnlichst, daß Valerie einmal mit ihm hinausfahren würde – es waren ja nur ein paar Stunden von Nairobi –, um sein Haus und seine Tiere zu sehen, den gezähmten Leoparden und ein neues Elefantenbaby, und dazu die Millionen Tiere der Steppe. Wahrscheinlich hatte sie schon lange nicht mehr richtiges Buschland mit seinen hundezahmen Löwen und den hier sogar arglosen Büffeln gesehen.

Valerie Dunstan fing den kräftigen, gesunden jungen Mann mit der scharfgeschnittenen Nase, die ihn vor dem Odium der Hübschheit bewahrte, der bronzefarbenen Haut, die beinahe seine Augen- und Haarfarbe in ihren verschiedenen Lohfarbenschattierungen traf, mit einem langen, abschätzenden Blick ein. Dann warf sie einen noch tieferen Blick auf die langen, an den Spitzen von der Sonne goldgebleichten Wimpern, auf die großen, ebenmäßigen, beim Lächeln blitzenden Zähne und das über seine Augen huschende Leuchten, wenn er von den Tieren sprach, als gehörten

sie ihm alle – dies alles fing sie mit einem umfassenden Blick ein und sagte, sie würde mit Vergnügen mitkommen und sich sein Haus und seine Tiere ansehen. Sie habe schon so lange keine wilden Tiere mehr gesehen, daß sie wahrscheinlich einen Löwen nicht mehr von einer Hyäne unterscheiden könne.

Sie waren gefahren und hatten sich die Tiere angeschaut, und so natürlich, wie der Mond sanft und lustig über den schläfrigen, sternenübersäten Himmel segelte, hatte Brian Dermott Valerie Dunstan geküßt, oder Valerie Dunstan hatte Brian Dermott geküßt, mit Lippen gleich dem Rot der Hibiskusblüte, die sie sich ins schwarze Haar gesteckt hatte.

Sie hatten ihre eng aneinandergepreßten Körper in der nachtkühlen, mimosenduftenden Luft ineinander verschmolzen, hatten eine Hyäne heulen und einen Löwen jenseits des glühenden Sicherheitsgürtels ihres Feuers brüllen hören; und hatten sich verlobt.

Natürlich war es herrlich draußen im Busch, und sie würden immer mal kleine Picknick-Safaris organisieren und zurückkommen können, aber in Wirklichkeit steckte kein Geld in diesem Parkhüterberuf, und sie kannte die ausgezeichnete Farm, die ihm eines Tages als Alleinbesitzer – oder beinahe Alleinbesitzer gehören würde, wenn seine Tante und sein Onkel stürben. Auf der Farm würde sie sich nicht einsam fühlen, hätte ihn immer um sich. Sie hatte sein Schwesterchen sehr gern, seine Tante Charlotte war eine reizende Frau, und Onkel Mac war ein Darling, und der junge Pip zum Abknutschen, und natürlich lag die Farm so nahe bei Nyeri und Nairobi, daß man sich beinahe als Städter fühlen und doch alle Vorteile des Landlebens genießen konnte.

Sie küßte ihn wieder, und Brian Dermott war dem Beruf eines professionellen Großwildjägers auf dem Umweg über eine unerwünschte Farm und ein paar Dutzend Tote schon einen Schritt näher gekommen, bevor er aus seinem Wolkenkuckucksheim auf die Erde zurückkehrte und seine Füße wieder den roten Boden von Kenia berührten.

6

Möchte mal wissen, wie viele noch frei herumlaufen, sinnierte Brian vor sich hin, als sie weit hinter Meru dahinfuhren. In dieser einsamen Gegend mußte da und dort noch ein alter Mau Mau im Versteck liegen. Völlig im Busch untergetaucht, würde mich nicht wundern. Wir haben sie ja nicht alle überprüft, als wir sie damals in den Bergen aufstöberten. Wahrscheinlich leben noch einige in Höhlen wie der alte Athi, schleichen heimlich herunter und stechen Vieh ab. Auch in den Städten haben wir sie nicht alle erwischt. Konnten sie nicht alle ausräuchern. Mau Mau hier wie die Nazis in Deutschland. Nachdem sie den Krieg verloren haben, können sie sich ums Verrecken nicht mehr an die NSDAP erinnern. Eigenartig, heute daran zu denken, daß vor sieben Jahren neunzig Prozent der erwachsenen Kikuyu-Bevölkerung einen Bluteid leistete.

Und jetzt fängt's wieder an, dachte Brian. Die KKM oder GKM, die Landbefreiungs-Armee, oder wie immer sie heißt. Würde mich gar nicht wundern, wenn dieses seltsame Eideszeremoniell von Zeit zu Zeit auf unserer eigenen Farm abgehalten würde. Schwer zu sagen, wer schuldig war und nicht erwischt, und wer nicht und doch eingelocht wurde. Aber wie Tante Charlotte ganz richtig sagt, jemand muß schließlich die Arbeit tun, und wenn sie alle neun großen Bluteide geleistet hätten. Auf jeden Fall sind eine Menge der gerisseneren Unterführer heute die großen Politiker.

»Nun, hier herum gibt's bestimmt noch ein paar, die nicht mehr mitmachen wollen.«

Er wandte den Kopf und sprach laut auf Englisch zu Kidogo, der, das Kinn auf der Brust, neben ihm saß.

»Nini?« fragte Kidogo. Er hatte gedöst.

»Ich sagte, es gäbe hier noch ein paar von diesen gottverdammten Mau Mau-Brüdern in der Gegend, die sich nicht mehr mausig machen wollten«, rief er auf Kisuaheli gegen den Wind. Kidogo nickte und sah froh aus bei der Erinnerung.

»Nicht mal bei KANU und KADU und KeNAP. Oder sonst einer dieser ABC-Parteien.«

»Ndio, Bwana«, sagte Kidogo, nach vorn links deutend. »Sieh, Bwana. Erinnerst du dich noch, hier machten wir den großen Glücksfang mit den Bandenführern? Ho.« Kidogo lachte. »Dort drüben war's, auf dem Hang über dem Bambus. Ich saß in einem Baum. Ich konnte sehr gut sehen, wie der Bwana Don die Bombom in die Hütten warf. Sie gingen hoch, daß es nur so krachte! Menschen flogen wie Vögel durch die Luft.« Kidogo flatterte mit den Händen, um Flügel zu imitieren. »Und dann war da diese Frau. Sie rannte heraus und hielt die Hände an die Brust, so.« Kidogo schlug sich mit den Händen an die Brust. »Und dann blieb sie auf einmal stehen, einen Fuß hoch, so.« Kidogo hob den nackten Fuß, der bislang lose über der Tür des Landrovers gebaumelt hatte, und hielt ihn steif in die Luft.

»Sie war zu komisch. Als hätte man ihr eine Schlinge um den Hals geworfen.«

Brian grunzte. »Ja, komisch war sie, kann man wohl sagen«, sagte er auf Englisch. »Komisch, weil ihr jemand mitten im Lauf eine Kugel in den Leib jagte. Ich vielleicht, kann man nie wissen.«

»Nini?« fragte Kidogo. »Umesema nini? Was sagtest du?«

»Hapana«, antwortete Brian. »Nichts. Zünd' mir eine Zigarette an. Dir auch.«

Komisch ist nicht ganz das richtige Wort dafür, dachte Brian. Es schien hundert Jahre zurückzuliegen. Als hätte es sich nie ereignet, außer in den Nächten, wenn ich plötzlich aus meinen Alpträumen erwache, auf das Kopfkissen einschlage und das Bett völlig durchgeschwitzt vorfinde ... Dann war es wirklich, kein Zweifel. Es wäre nett, wenn ich alle meine Träume in einer Nacht träumen könnte, statt auf viele Nächte verteilt. Don behauptet, er träume nie. Glaub' ich nicht. Harry Slater träumte bestimmt. Er träumte, und nicht nur bei Nacht. Er mußte zum Beispiel geträumt haben, als diese alte Elefantenkuh ihn erwischte. Nun, der träumt nicht mehr. Weder bei Tag noch bei Nacht. Sie hat den alten Harry so richtig in die Gegend gespritzt. Übrigens komisch. Das Töten gefiel ihm, bis er an

jenem Tag seinen eigenen Gewehrträger hatte erschießen müssen. Da begann er es zu hassen. Hatte auf einmal die Nerven verloren. Er hätte den Berufsjäger an den Nagel hängen sollen. Elefantenjagd bei der Wildhege erfordert mehr Konzentration, als acht zusammengefesselte Nigger zu erschießen. Das war auch so ein Tag. Werde nie vergessen, wie gefaßt sie aussahen, als Harry sein Gewehr auf sie richtete. Als ob der Tod von der Hand des weißen Mannes unter ihrer Eingeborenenwürde läge.

Das war einer der Träume. Er begann, wie immer, auf Slaters Farm, und nahm in jeder Nacht eine andere Wendung. Manchmal führte er in eine Höhle. Manchmal führte er auf eine große Wiese, wo sie eine Art Treibjagd abgehalten hatten. Ein andermal wieder in ein kleines Tal, an einen Ort, an dem es sich an jenem Tag so hübsch hätte picknicken lassen. Und er endete stets gleich, in einem Meer von Blut, in dem Brian ertrank, von dem er erstickt wurde, wie damals im Hause Cruikshank. Dann kam es soweit, daß Blut zu Brian wurde, daß er Blut *war*. Alles, was er anfasste und schmeckte, war Blut, bis er in Schweiß gebadet oder manchmal schreiend aufwachte. Selbst wenn er von seiner Frau träumte, erschien ihm Valerie als Leiche ohne Kopf. Jetzt, nachdem er das Trinken aufgegeben hatte, schrie er nicht mehr so viel im Schlaf, denn dazu schlief er nicht tief genug. Schon das Geräusch seines Zähneknirschens genügte, um ihn aufzuwecken. Er döste eigentlich eher, als daß er schlief, und meist konnte er dem Traum davonschwimmen, ehe er von ihm überwältigt und ertränkt wurde.

Harry Slater hatt' 'ne Farm, ei-jei, ei-jei-oh', summte Brian in Gedanken das alte Kinderliedchen, nur daß er statt ›Old MacDonald hatt' 'ne Farm‹, Slater einsetzte. *Und auf der Farm, da hatt' er Wogs, ei-jei, ei-jei-oh. Mit einem Juhu hier, einem Juhu da, hier ein Schrei und da Juhu, hier ein Gellen, dort ein Schrei ... Harry Slater hatt' 'ne Farm ...*

Der war ein sonderbarer Kauz gewesen, der alte Slater. Sehr sonderbar, altjüngferlich, ausgeglichen, wie Junggesellen es im Alter manchmal werden. Groß, weißhaarig, schlaksig-hager, die Sonne und der Staub Kenias hatten die Äderchen in seinen hervortretenden blauen Augen zum Platzen gebracht, so daß sie dauernd blutunterlaufen aussahen. Er war nicht gerade

der Prototyp des romantischen Ideals von einem Berufsjäger. Beim Trinken und ungezwungenen Plaudern am Lagerfeuer war er langweilig und lahm, aber er war in Kenia aufgewachsen und kannte sich mit dem Wild aus, besonders gut mit Bergbüffeln und Waldnashörnern. Stets verschaffte er seinen Kunden gute Trophäen, wenn es ihm auch meist nicht lag, die Frauen zu bezaubern und den Männern zu schmeicheln. Er jagte für sich, auf eigene Rechnung und widmete sich in seiner freien Zeit mit halbem Herzen seiner Farm, wie so viele kleine Farmer in Kenia, die den Betrieb ihrer Landwirtschaft Afrikanern überließen, während sie mit ihren Kunden auf Safari gingen, um Geld zum Kauf von Saatgut, Dünger und Maschinen zu verdienen.

Als um Weihnachten 1952 der Mau Mau-Terror ausbrach und die Mordwelle sich ins neue Jahr ausdehnte und beinahe jeden Abend neue Scheußlichkeiten im Rundfunk gemeldet wurden, war Harry Slaters Farm eine Art Privat-Hauptquartier für eine raue Bande Irregulärer geworden, wie so viele andere Gebirgsfarmen Verbindungsstellen für die Sonderkommandos geworden waren. Sie nannten sich die Shenzis – die Wilden – und setzten sich aus Jägern, Farmern, Polizisten, Fallenstellern, Wildhütern und ein paar sportlichen Geschäftsleuten aus Nairobi zusammen. Besonders die Farmer waren in großer Zahl vertreten.

Damals war das Farmen eine schwierige Sache, weil man Eingeborenenkräfte dazu brauchte und die schwarzen Arbeiter entweder zum Mau Mau überliefen oder von den Mau Mau-Leuten derart terrorisiert wurden, daß sie völlig nutzlos waren. Oder aber sie wurden von der Polizei als Verdächtige zusammengetrieben und eingesperrt. Der Farmbetrieb kam praktisch zum Erliegen und allmählich auch die Berufsjägerei, weil die in Frage kommenden Kunden in London und New York natürlich Zeitung lasen und haufenweise die Safaris absagten. Was man ihnen nicht mal übel nehmen konnte. Schließlich sollten sie tausend Dollar die Woche bezahlen, um womöglich den Kopf abgeschlagen zu bekommen. Eine ziemlich stupide Art, sein Geld auszugeben, selbst wenn man es als Geschäftskosten von der Steuer absetzen konnte.

Harry Slaters Farm war kein Prunkstück unter den Farmen, aber sie lag hoch in den Aberdare-Bergen und war fast völlig vom Mau Mau-Terror umgeben. Dadurch wurde sie zum natürlichen Sammelplatz für Farmer, die nicht mehr farmten, Berufsjäger, die nicht mehr jagten, und Wild-Department-Burschen à la Brian, die sich nicht mehr mit den Eingeborenenwilderern herumärgern wollten und sich statt dessen zusammentaten, um Menschen zu jagen. Brian Dermott war beinahe ständiges Mitglied dieses Korps, ebenso Don Bruce, auch Jägerfarmer und Brians bester Freund, Terry Tolliver, der Polizist, Hal Adams, ein anderer Wildhüter, und dann die ganze toll zusammengewürfelte Bande von Leuten, die man sonst gewöhnlich in den Bars von Nairobi traf und dann wieder aus den Augen verlor.

Vor Ausbruch der Mau Mau-Unruhen hatte sich Harry Slaters kleiner Besitz ganz nett herausgemacht. Das Haupthaus war eine alte Siedlerhütte gewesen, die Harry sehr akkurat und mit viel Liebe in ein komfortabel eingerichtetes halbes Jagdhaus umgewandelt hatte, das aus einem kombinierten Wohn-Ess-Schlafzimmer mit Zedernholzmöbel und einem großen, grauen Feldsteinkamin bestand, wo Harry oft seine Kunden unterbrachte, wenn er Büffel oder die großen dunklen Leoparden in den Bergen jagte. Als sich die Farm jedoch mit Kommandotrupps füllte, jagten sie mal ein Wochenende keine Kikuyus, sondern holten sich harzausschwitzende, roh gesägte Bretter aus Harrys asthmatischer kleiner Sägemühle, machten aus dem großen Zimmer einen Schlafsaal mit doppelstöckigen Betten und errichteten einen Anbau, der als Waschraum diente und mit einer rostigen Blechwanne und einem petroleumbeheizten Wasserkessel ausgerüstet war. Es gab einen kleinen, unkrautverwilderten Gemüsegarten, ein paar Stück herumstreunendes Vieh, eine Schar magerer Hühner und ein paar Milchziegen. Als aber das Unkraut den Garten restlos überwucherte, die Mau Mau das Vieh abschlachteten, die Leoparden die Ziegen rissen und die Schakale und Servalkatzen die Hühner stahlen, gab Harry Slater es auf, so zu tun, als betriebe er eine Farm, und baute ein Stacheldrahtgehege, in das er die Verdächtigen sperrte. Gelegentlich quoll

es von Verdächtigen über und mußte ausgelichtet werden, wie Brian früher die Nashornherden gelichtet hatte, um Platz zu schaffen für Wakamba-Shambas. Es war nie allzu schwer, jemanden für diese schmutzige Arbeit zu finden, weil es unter den ›Shenzis‹ immer einen Neuankömmling gab, der Frau oder Kind, einen nahen Verwandten oder Freund durch die Mau Mau verloren und gar kein Verständnis für die Raumbedürfnisse der zusammengedrängten Gefangenen oder sonstige Unterbringungsprobleme hatte. Meldete sich niemand freiwillig zu der Säuberungsaktion, packte Harry Slater die Sache persönlich an.

Brian war einer der ersten Anwärter auf diesen Job. Innerhalb von vierundzwanzig Stunden hatte er im Dezember 1952 einen Pflegevater, ein Großteil seiner Schwester und, wie es sich schnell herausstellte, seine ganze Frau verloren. Er hatte nur noch Kidogo, der sein Hasserbe mit ihm antrat. Brian hatte nichts mehr für Wildhüterei übrig, nachdem man nicht einmal mehr die Menschen unter Kontrolle halten konnte. Er hatte auch keine Lust mehr, in dem neuen Flügel, den er für sich und seine junge Frau an das Haus seines Pflegevaters auf Glenburnie Farm angebaut hatte, das Leben eines Siedlers zu führen. Brians junge Ehe – und sein ganzes Leben – war von einem Mau Mau-Überfall unterbrochen worden, bei dem sein Pflegevater Malcolm Stuart entführt, später getötet und als Opfer einer Schwurzeremonie zerstückelt worden war, und seine Schwester schreckliche Brandwunden davontrug, als sie die Scheune, in der sie sich versteckt hatte, anzündeten. Es war ein reiner Glückszufall gewesen, daß Charlotte an jenem Tag Brians Bruder und Frau zum Arzt nach Nairobi gefahren hatte. Ihre Rückkehr hatte die Mordbrenner vertrieben und Brians Schwester Nell vor dem Feuertod bewahrt. Zuerst hatten sie Nells Schreie nicht hören können, weil die Pferde einen Heidenlärm machten. Wie es sich herausstellte, hatte Nell furchtbare innere und äußere Verbrennungen erlitten. Die Mau-Mau-Angreifer in Kenia ließen anscheinend stets Verwundete und Verstümmelte zurück, um die Überlebenden an die Toten zu gemahnen. Brian verfluchte sich immer noch, daß er nicht da gewesen war. Er war hinter Wilderern an der Grenze von Tanganjika her gewesen,

weit von jedem Telefon oder Telegrafen entfernt. Als er das Gesicht seiner Schwester nach Abnahme des ersten Notverbandes sah, verlor er jeden Sinn für den vernachlässigten Zustand des Weizens oder gar für die Freizeitjagd auf Waluangulu-Elefantenwilderer als ehrenamtlichen Dienst für das Wild-Department.

Als er seine junge Frau Valerie zum Abschied küßte, hatte Brian geglaubt, es werde nicht allzu lange dauern, bis alles wieder im Lot sei, die Schuldigen bestraft wären und das normale Leben wieder seinen Gang ginge. Die harten Ränder seines Jagdfeldstechers hatten zwischen ihm und der weichen Brust seiner Frau gelegen, und seine Pistole hatte sich zwischen ihre Schenkel gedrückt, als sie sich zum Abschied kurz umarmten, eilig, denn Brian war ungeduldig, aufzubrechen. Eigentlich symbolisch, daß die wesentlichen Werkzeuge seines Berufes stets zwischen ihm und Val gelegen hatten, ob er nun die Mörder von Tieren oder Menschen jagte. Der Mau Mau-Terror hatte sich fortgesetzt, und die Ehe, die nie so richtig begonnen worden war, hatte sich auch noch eine Weile hingeschleppt, erlitt bald aber ihre ersten Schocks und scheiterte schließlich ganz. Valerie war nach England gegangen, wo sie sich vor all den schrecklichen kleinen Ärgernissen sicher fühlte, wie zum Beispiel vor Brians betrunkenen Impotenz im Bett. Und Brian war in die Berge zurückgegangen, um Wogs zu jagen.

Das war alles, was Brian von Valerie gehabt hatte; das und ein paar Erinnerungen, die ihm bei den unpassendsten Gelegenheiten einfielen. In den schweren Träumen, aus denen er fast schreiend erwachte, wären sie am Platze gewesen; aber hinterhältigerweise drängten sie sich immer zwischen ihn und seine Tagesarbeit, oder schoben sich zwischen ihn und ein neues Mädchen, das er gerade küssen wollte, wie der Menschenjagd-Feldstecher und die Pistole sich zwischen ihn und Val geschoben hatten. Oder sie tauchten plötzlich auf, wenn er sich auf einen angeschossenen Leopard im Busch hätte konzentrieren oder sich um das Wohl eines Kunden in einer kitzligen Situation mit einem Elefanten oder Büffel hätte kümmern sollen. Das verdross ihn, denn er wünschte nicht zu sterben, wie Harry Slater

später starb, bei einer Routinearbeit, einer Herdenverminderung da oben, nördlich des Tana-Flusses.

Die Zeit, in der er wirklich mit Val verheiratet gewesen war, war zu kurz gewesen; das war's. Das mußte der Grund gewesen sein. Heute konnte Brian darüber lachen, ein kurzes, bellend-krächzendes Pavianlachen. Es gab keine wirkliche Valerie Dunstan. Sie hatte nie eigentlich existiert, und ganz bestimmt nicht als Valerie Dermott.

Alles, was von Valerie Dunstan noch übrig blieb, war der Unterhaltsscheck, den die Bank jeden Monat nach London schickte. Manchmal dachte er nebenbei an sie, aber ohne viel Interesse.

Die Träume, die Brian am wenigsten schreckten, waren die sportlicheren, die jeder geträumt hatte. Bei Gott, sie hatten großartigen Sport getrieben, nachdem sie einmal abgehärtet waren und Menschen als Tiere betrachteten. Als Brian später mal in Schottland Sumpfhühner schoß, waren die Treibjagden genau dasselbe gewesen, nur daß er dabei bequem auf einem Stocksitz in einer torfigen Senke saß, statt auf einem kahlen Baumstamm. Und was von den Treibern aus dem Busch gejagt wurde, waren tatsächlich Sumpfhühner, keine Menschen.

7

Die dürre Bräune des Nordens verschwand allmählich, als Brians Landrover im kleinen Gang die steile Straße nach Nanyuki hinauffuhr. Die Bäume wurden jetzt größer und grüner – Zedern, Podo und wilde Feigen – die Wälder tiefer, dunkler und dichter. Die weiten Weidesteppen der Laikipia mochten von der Sonne gelb gebrannt sein, aber um ›Den Berg‹ war es immer grün und schön; Forellen standen still in Teichen, und Buschböcke bellten auf den kleinen Lichtungen und in den Schluchten, beinahe hinterm Haus. Brian liebte diese hohen grünen Hügel um Nanyuki, Naro Moru und Mwega. Da hatte er schon als kleiner Junge gejagt und

gefischt, war so wild herumgerannt wie irgendein Ndrobo-Junge, war auf Büffeljagd gegangen und hatte gelegentlich auch dem Nashorn auf den Hängen und dem Buschbock in den grasigen Tälern nachgestellt. Einmal hatte er einen flüchtigen Schuß auf ein Bongo gewagt, die seltenste, scheueste Antilope von allen, drüben auf den hohen Hügeln über dem Moor diesseits des Kinangop. Später hatte er in demselben Berggelände, in dem er beinahe das Bongo erlegt hatte, Menschen gejagt. Brian warf Kidogo einen Blick zu, und der eingewurzelte Wildhüter in ihm sann dem Bongo nach. Diese Tausende hungriger Mau Mau-Waldgangster hatten Hunderte, vielleicht Tausende der großen, rot-weiß gestreiften, gespenstig scheuen Bongos in Fallen gefangen und getötet. Vielleicht starben das Bongo und die letzten wilden, unverdorbenen Wandrobos wie Kidogo aus, und wenn die letzte Handvoll tot war, gab es vielleicht überhaupt keine mehr.

Auch hier kein Regen, trotz der immergrünen Wälder mit ihren turmhohen Feigenbäumen und aromatischen Zedern. Kein Wolkenbällchen am Himmel, obgleich sie auf der Laikipia geradezu nach Regen schreien mußten. Braun wie der eigene Hut, und das Vieh an den schnell versiegenden Wasserlöchern brüllend. Auf dem Kinangop würden sie fürs erste noch nicht schreien, aber wenn sie schrien, konnte man es weit über die Aberdares hören. Leidenschaftliche Farmer, diese Leute vom Kinangop. In der dritten und vierten Generation schon in Kenia ansässig. Raue Pioniere, wie Brians Familie. Hatten sich's zur Regel gemacht, nie einen Fleck Land brach liegen zu lassen, und hatten immer mit den Wogs zusammengelebt. Vor acht Jahren war alles verblüfft gewesen, als die Mickey Mäuse die ganze Familie Ruck auslöschten – Vater, Mutter und Kind. Brian hatte in dieser Gegend gecampt, als er *das* im Radio hörte. Gott, wie lange war das schon her!

Brian fuhr weiter und kam schließlich nach Nanyuki, in die Stadt, die einer der gesellschaftlichen Mittelpunkte seiner sorglosen Jugend gewesen war, das Nanyuki der Rennbahn und der Kasernen, des Polizeipostens und der großen Duka des alten Patel, dessen ganze Familie ihn heute noch mit *Master* Brian anredete. Wenn er geradeaus steuerte, konnte er direkt den

Hügel hinunter an Thomson's Falls vorbei und weiter nach Gil Gil fahren und dann in Naivasha, zu einem Drink und zum Tanken, halten. Von da ab bequem und langsam den Hang mit seiner weiten Aussicht über das gelbe, wogende Rift-Tal hinauf, das sich an dem erloschenen Vulkan Longonot bis nach Tanganjika und zu jenem anderen Berg erstreckte, auf dem der Massaigott lebte, dem Kilima Njaro. Ob, sang es in seinem Hirn misstönend, als ich noch jung war und soff, hielt ich immer in Naivasha, um schnell einen zu kippen, und kroch dann den langen Berg hinauf, hielt keine Sekunde an, bis ich die beiden Ngong-Buckel sehen konnte, und dann schnell in die Njogu-Kneipe und noch einen gehoben, und wenn ich dann das Dorf erreichte, war ich bester Stimmung. Die alte Njogu-Kneipe, in die ich nie mehr gehe, wie ich nie mehr auf der Thomson's Falls-Straße fahre, wenn ich's vermeiden kann ...

8

Es war alles ganz klar geworden, damals auf dem Berg nahe der Stelle, die die Mau Mau-Gangster mit Njoguini bezeichneten. Brian und Don hielten am Rand des dichten Waldes an, um sich im Schatten eines großen heiligen Feigenbaumes, den die Kikuyus Mugumo nannten, auszuruhen, wo die Gegenwart Ngais oft fast körperlich fühlbar war, und wohin einige der frömmeren Gang-Führer, wie etwa Dedan Kimathi, der sich Feldmarschall titulieren ließ, gingen, um zu beten und sich mit neuem Geist erfüllen zu lassen. Es war auf dem Gipfel des Aberdare, in den fürchterlich verfilzten Bambusdickichten, die selbst einen Elefanten abschrecken konnten, und in denen es manchmal wie von Gewehrschüssen knallte, wenn die Sonne den Bambus wärmte und das sich ausdehnende Gas die Stengel zum Platzen brachte. Njoguini lag knapp 4000 Meter hoch auf dem langen Berggrat des dicht bewaldeten Hochlandes, das sich von Mount Kenya zu den Aberdare-Wäldern erstreckt.

»Ich muß schon sagen, du bist ein reichlich hässlicher Vogel«, erklärte Don Bruce, als er und Brian Dermott sich an die radieschenartigen Luftwurzeln des Feigenbaums lehnten, die sich gleich Fingern in den Boden gruben. »Da, nimm 'ne Zigarette. Kann auf lange Zeit die letzte sein.«

»Nicht hässlicher als du, Othello«, erwiderte Brian, still vor sich hinlachend. »Aber ich stimme dir zu, wir geben ein herrliches Paar geschwärtzter Komödianten ab.«

Beide Weiße trugen zerlumppte Jacken aus schlecht gegerbtem Buschbockleder, die Fellseite nach außen. Ihre Hosen waren geflickt und unter den Knien zerfetzt. Ihr langes Haar war falsch – verknotete Perücken, mit Schnüren zu kurzen Zöpfen geflochten. Ihre Gesichter waren braunschwarz gefärbt, genau wie ihre Arme und Beine und der ganze Körper unter dem Leder. Brian trug einen Munitionsbeutel aus Leopardenfell über der Schulter – Don dasselbe aus Affenhaut. Unter ihren Felljacken hatten sie Gürtel mit Pistolen und langen, sehr scharfen Messern verborgen. Dazu an den Gürteln kurze Würgeseile mit geschnitzten Holzgriffen, die aus Klaviersaiten gefertigt waren.

»Ein Glück, daß wir beide Niggeraugen haben«, meinte Brian. »Wenigstens brauchen wir in diesem dämlichen Negermummenschanz keine Haftschalen zu tragen wie ein paar von unseren kinderblauäugigen Burschen.«

Don Bruce lachte kurz auf. Sein Rotschopf war unter einer Perücke verborgen, und mit seiner kleinen Stupsnase und den braunen Knopfaugen sah er wirklich wie ein groß geratener Afrikaner aus.

»Mit dem Mist auf dem Leib würd' ich mich nicht nach Hause trauen«, meinte er. »Meine alte Peggy würde mich bestimmt niederschießen. Was für 'n Jahr haben wir eigentlich?«

»1955.«

»Mir kommt's später vor. 1955, und ich renne immer noch hinter diesen verfluchten Mickey Mäusen im wilden, nassen Dschungel her. Ich glaubte, es sei mindestens schon 1960. Als ich die Spurenleserschule übernahm,

glaubte ich, diesen Quatsch hier endgültig hinter mir zu haben. Möchte bloß wissen, was für ein Schwachkopf mich dafür vorgeschlagen hat.«

»Ich«, sagte Brian fröhlich. »Ich bin der Schwachkopf. Es ist meine letzte Shauri, und ich wollte dich aus alter Freundschaft dabeihaben. Ich bin nun mal sentimental.«

»Vielen Dank, ehrt mich klotzig. Ich war glücklich auf meiner Farm, und außerdem glaubte ich, du seist mit den Millionären auf Safari. Wie sieht's denn mit dieser neuen Sache aus?«

»Abgeblasen«, erwiderte Brian. »Für den Augenblick jedenfalls. Jemand anders nimmt sie mit. Die Polizei hat mich gebeten, bei der anscheinend letzten und endgültigen Razzia diese spezielle Rolle zu spielen. Viel ist ja außer Ihm und ein paar Leutnanten nicht mehr übrig.«

»Na«, meinte Don, sich eine Zecke vom Bein reißend und sie auf dem Daumennagel knackend, »ich hoffe bloß, ich brauch' nächste Woche nicht mehr mit diesen Wilddieben unter schimmeligen Häuten zu schlafen. Ich stinke allein schon genug, ohne die zusätzliche, köstliche *essence du Mau Mau*, die sich die tapferen, aber ungewaschenen Ritter des Waldes im Laufe der Jahre angeschafft haben. Als ich das letzte Mal von einem dieser Maskeradespielchen heimkam, erklärte Peggy, ich hätte eine ganze Woche wie ein Skunk gestunken. Sie schrubbte mich ab, bis ich wund wurde, aber ich stank immer noch.«

»Ich denke, wir werden heute nacht nicht bei ihnen schlafen müssen. Eigentlich müßte Kidogo jede Stunde – oder jeden Tag – mit neuen Informationen über diesen letzten Einsatz erscheinen, den uns die Intelligence -Burschen freundlicherweise zugeschustert haben. Ich hab' mit ihm abgemacht, daß wir uns hier in einer Woche träfen. Allem Augenschein nach ist hier seit mindestens einer Woche niemand gewesen. Endlich allein, Geliebter.«

Don Bruce grunzte. Er schnitt einem Kletteraffen, der den Baum herunterlief und schnatternd am Waldrand hocken blieb, eine Fratze.

»Pst«, sagte Brian. »Dort, am Rand der Lichtung. Armer kleiner Stinker.« Er deutete mit dem Kinn. »Da drüben.«

Ein winziger roter Wald-Dick-Dick, nicht viel größer als ein Foxterrier, kam aus dem Wirrwarr faulenden Unterholzes, hoher Farne und gestürzter Bambusse herausgehinkt. Sein linker Vorderfuß schleifte nach. Er war wohl in eine Falle geraten und hatte sich freigebrochen.

»Hunde«, sagte Don leise. »Schau. Er hat noch 'n Stück Draht ums Bein gewickelt. Mau Mau-Falle.«

Unwillkürlich langte Brian nach dem Patchet, dem halbautomatischen Schnellfeuergewehr, das an einer der knorrigen Mugumo-Luftwurzeln lehnte, zog die Hand aber wieder zurück.

»Darf's natürlich nicht schießen. Darf kein Geräusch machen. Hätt's beinah vergessen«, murmelte er. »Wart 'n Moment. Rühr dich nicht. Vielleicht kann ich den armen, kleinen Burschen erlösen.«

Er fummelte unter seiner haarigen Jacke nach seinem Messer. Der kleine Bock stand wachsam, weniger als zwanzig Yards entfernt, und schnupperte in den von den Männern wegführenden Wind. Er hatte sie noch nicht gesehen, und der Wind wehte ihre leisen Stimmen fort. Brian balancierte das Messer einen Augenblick in der Hand und warf es dann seitwärts. Es traf die kleine Gazelle hinter der Schulter und drang beinahe bis zum Heft ein. Das Tier wankte, fiel, strampelte mit den drei heilen Beinen und lag still.

»Gut gemacht, Kamerad«, sagte Don Bruce bewundernd. »Kannst immer noch Messer werfen, was?«

»Es ist ein gutes Messer«, erwiderte Brian. »Und ich hatte einen guten Lehrmeister. Den alten Kidogo.« Er ging zu dem toten Tier hinüber, zog das Messer heraus und wischte es an dem dunkelroten Fell ab. »Armer, kleiner Bursche«, murmelte er.

»Jesus«, sagte er dann, sich wieder neben Don setzend, »wie ich Fallenstellen hasse! Ich hasse jede Art Schlingen und Fallen. Wenn sie wenigstens die Tiere, die sie fangen, töten würden, statt sie sich verfransen, erwürgen oder irgendwas brechen zu lassen. Armes, kleines Biest. Wenigstens werden dich die *Fisi* heut' nacht tot statt lebend fressen.«

»Armer, alter unverbesserlicher Wildhüter«, entgegnete Don. »Armer, alter Naturbursche alias Menschenjäger.«

»Teufel noch mal, gegen das Töten dieser Menschen hab' ich nichts«, sagte Brian. »Die haben's verdient. Mehr noch. Aber bei den Tieren bin ich dagegen. Ich mach' jede Wette, die Micks haben Tausende von Bongos seit 52 mit Fallen erledigt. Da kamen nicht mal die alten Mwathi mit ihren Schlingen und Fallgruben mit.«

»Stimmt. Sie – psssst!« Don hob das Kinn in Richtung des dichten Waldes. Ein Pfiff!

Brian antwortete mit zwei kurzen, scharfen Pfiffen, die mit einem langen erwidert wurden. Er nickte befriedigt.

»Das ist Kidogo & Co.«, sagte er, auf seine Armbanduhr blickend. »Auf die Minute pünktlich. Noch drei, vier Stunden bis zum Dunkelwerden.«

»Gut der Mann«, meinte Don. »Möchte wissen, was der heute abend für Überraschungen für uns in petto hat.«

Der alte Ndrobo war für seine Begriffe übertrieben angezogen. Er trug eine Jacke aus Buschbockfell, die haarige Seite nach außen, und zerlumpte Shorts. Er war sogar soweit gegangen, sich eine Mütze aus Servalkatzenfell anzuschaffen. Dazu trug er einen Schrotstutzen und einen Speer.

Kidogo nahm seine Mütze ab und kratzte sich den weißwolligen Schädel. Zwei weitere Männer, ähnlich angezogen, waren vor ihm aus dem Busch getreten. Es waren beides frühere Mau Maus, vor kurzem gefangengenommen, die es augenblicklich für ratsam hielten, mit den Pseudobanden-Führern der weißen Sicherheitsstreitkräfte, Leuten wie Brian und Don, gegen ihre alten Kameraden aus dem Busch zusammenzuarbeiten. Sie hatten keine Gewehre.

Kidogo grinste und streckte die Hand nach einer Zigarette aus.

»Kühe«, sagte er. »Ngombe, mingi, mingi sana. Watu, mingi, mingi sana.«

»Wie viele Kühe, wie viele Männer?«

»Weiß ich nicht genau. Vielleicht dreißig, vierzig Männer. Auch Frauen. Vielleicht fünfzig, sechzig Kühe. Gestern nacht großer Überfall in Mwega. Sind vielleicht fünfunddreißig Meilen weit mit den Ngombe

hergekommen.« Wieder grinste er. »Sie machten Knoten in die Kuhschwänze und ließen sich von den Kühen die Berge hochziehen.«

»Woher weißt du das?«

Kidogo hustete und sah verlegen drein.

»Zwei Mann des Trupps blieben zurück. Einer von ihnen hat's mir erzählt.«

»Wo sind die beiden?«

»Wamekufa. Sie starben. Sie wurden im Kampf, bei der Gefangennahme, schwer verwundet. Es waren sehr widerspenstige Männer.«

»O Gott!« Brian sah Don ratlos an. »Was macht man da? Dauernd predige ich ihm, daß wir Gefangene haben wollen, und jedes Mal bringen sie's fertig, beim Widerstand gegen ihre Gefangennahme zu sterben. Wo ist der Trupp?«

Kidogo wandte sich um und zeigte in die Richtung, aus der er gekommen war.

»Hinter diesen Bergen dort«, antwortete er. »Sieben Meilen vielleicht, können auch etwas mehr sein. Ehe sie starben, sagten die Männer, ihr Ziel sei eine neue Stelle in einer Lichtung auf dem Boden eines kleinen Tals. Man könne sie nicht sehen, wenn man nicht sehr hoch oben stünde, und dann auch nicht gut. Das Gelände ist bis zur Talsohle hinunter dicht mit Bambus bestanden.«

Einer der Afrikaner war damit beschäftigt, seinem Kameraden den Zopf neu zu flechten. Die Zöpfe ermöglichten ein leichteres Entlausen. Brian ging hinüber und berührte den einen Mann mit der Fußspitze. Der Zöpfeflechter blickte grinsend auf. Er hatte eine böse, halbverheilte Narbe, die ihm wie ein zorniger roter Streifen über das dunkle Gesicht lief.

»Erst vor kurzem tapferer Verbündeter geworden«, grunzte Brian. »Trägt noch das Stigma der Bekehrung zum wahren Glauben im Gesicht. *Du* «, sagte er zu dem grinsenden Mann. »Kimathis Leute bei den Kühen?«

»Ja«, antwortete der Mann schnell, allzuschnell. »Kimathis Leute. Seine Frau ist bei ihm und vielleicht sein Bruder.«

»Das ist eine verdammte Lüge«, sagte Brian. »Kidogo hatte ganz recht, den Burschen hier mitzunehmen. Zufällig weiß ich, daß Kimathi den Viehdiebstahl verboten hat. Macht zuviel Krach – und zu viele Spuren, macht die Leute leichtsinnig. Kimathi würde einen Heidenstunk machen, wenn er's wüsste. Kidogo!«

»Bwana!«

»Leg ihnen Handschellen an. Hier! Nimm meine für den einen. Und binde sie zusammen. Mindestens einer ist ein verfluchter Lügner – das alte Narbengesicht Al Capone hier«, sagte er, in Englisch zurückfallend, als er sich wieder an Don wandte. »Müssen aufpassen unterwegs. Sie können zwar nicht weit laufen, aber rufen oder sonst einen Schwindel versuchen. Wenn sie's Maul aufmachen, sofort auf stille Art zum Schweigen bringen.«

Er nickte Kidogo zu. »Kama wanafanya Kelele, wenn sie einen Laut von sich geben –« Und fuhr sich mit dem Zeigefinger quer über die Gurgel.

»Jawohl, Bwana«, erwiderte Kidogo glücklich. »Hoffentlich macht der mit der Narbe zuerst Krach.«

Es war nicht schwierig, die Spur zu finden. Die Plünderer hatten sich soweit wie möglich auf den Elefantenfährten gehalten, das Vieh vor sich hergetrieben und darauf verzichtet, ihre Spuren zu verwischen. Der Elefant und das Nashorn der Berge hatten ganz deutliche Pfade durch das schwere Dickicht vom Wind gestürzter Bambusstauden niedergewalzt, und der Weg war durch Kuhfladen und geknickte Bambussprößlinge, zertrampelte Farne und abgerissene Zweige des niederen Buschwerks klar gekennzeichnet.

»Wir werden die Feuer erst sehen, wenn wir ganz dicht davorstehen, Bwana«, sagte Kidogo. »Wenn sie aber da sind, wo die Männer vor ihrem Tod behaupteten, werden wir das Vieh sicherlich brüllen hören, ehe man uns hören kann. Wir können also eine ganze Weile fest drauflosmarschieren, und wenn es ganz dunkel wird, mit einer nach unten gehaltenen Stablampe. Von unten werden sie uns nicht sehen können. Jedenfalls nicht in diesem Bambus. Er ist dichter als eine Schlafmatte.«

»Wo sind meine anderen Leute?«

»Nicht weit weg. Ich befahl ihnen, dicht bei einem anderen Mugumo, den ich kenne, zuwarten. Dort werden sie sein. Es sind alles gute Männer, glaube ich, und Muema führt sie in meiner Abwesenheit. Was machen wir mit diesen gefesselten Stachelschweinen? Wär's nicht einfacher, ihnen die Kehle durchzuschneiden?«

»Nein. Kommt nicht in Frage. Nairobi könnte sauer reagieren. Wenn wir die anderen Leute erreichen, binden wir sie an, stecken ihnen Knebel aus Rinde in den Mund und lassen sie bei dem Mugumo zurück. Ich kann nichts dafür, wenn sie sich vor der Dunkelheit fürchten.«

»Ich versteh' nicht, weshalb du dir mit denen soviel Mühe machst«, meinte Kidogo. »Sind doch keine Menschen. Bloß Kikuyus.«

Als sie ein Weilchen weitergestolpert waren, winkte Kidogo mit der Hand nach hinten und gab plötzlich einen Laut wie ein Affenbaby von sich. Der Ruf wurde beantwortet, und er rief noch zweimal.

Dann nickte er Brian zu.

»Das sind unsere Leute«, sagte er. »Komm. Sie werden mehr wissen.«

Ein Finger schnalzte zweimal, es klang wie ein knackender Zweig, während sie sich der Stelle näherten, wo die anderen neun Männer nach Angabe Kidogos warteten. Im nächsten Augenblick schlurfte es im Busch, und Muema, Brians Mkamba-Gewehrträger mit der gebrochenen Nase, glitt wie eine Schlange durch den Bambus.

»Fünfundvierzig Leute«, sagte er schnell. »Jetzt nur noch zwanzig Kühe. Es waren mehr, aber ein Trupp brach aus, verstreute sich, und der Anführer erlaubte den Leuten nicht, ihm zu folgen. Anscheinend haben sich zwei oder drei kleine Shambas zusammengetan, um ein Fest oder so etwas Ähnliches zu feiern. Sie haben ihre Weiber mitgebracht, um das Fleisch mitzunehmen und zu dörren,nehm' ich an.«

»Wer ist der Anführer?«

»Ich weiß es nicht. Ich hab' einen Mann lange auf die anderen einreden sehen, aber ich kenn' ihn nicht. Der Anführer ist bestimmt nicht Kimathi. Ich kenne diesen Mutterschänder. Sollte ihn kennen; hatte ihn schon mal im Visier, aber leider versagte die Flinte.«

»Nun«, sagte Don Bruce, »offenbar werden wir heut' nacht keine Feldmarschälle erwischen. Was machen wir jetzt, Daddy?«

Brian zupfte nervös an seinem Schnurrbart.

»Das mit den Frauen gefällt mir nicht«, erwiderte er. »Aber es gibt keine Möglichkeit, vierzig bis fünfzig Leute mit unseren zehn Jungs dingfest zu machen – jedenfalls nicht, wenn wir die Übermacht nicht ein bißchen vermindern. *Aghhh* – – –«, er gab einen unterdrückten Kehllaut von sich.

»Gefällt mir nicht, aber wir können nichts anderes tun. Wir werden einen Halbkreis um's Lager ziehen, so nah wie möglich herankriechen und warten, bis sie sich die Bäuche mit Fleisch voll gestopft haben und ihren Rausch an den Feuern ausschlafen. Du nimmst Muema und vier Mann, ich Kidogo mit den anderen vier. Schade um diese zwei da. Könnten sie gebrauchen – wenn ihnen zu trauen wäre. Trotzdem, ohne sie haben wir ein paar Extrawaffen mehr.«

»O.K. Wann fängt der Tanz an?«

Brian zog sich die Perücke vom Kopf und stopfte sie in seinen Beutel, ehe er antwortete.

»Wir brauchen diese Flohfänger nicht mehr«, meinte er und sah auf seine Uhr. »Es wird neun oder zehn werden, bis wir auf sie stoßen. Wir haben zunehmenden Mond – nicht viel –, aber doch genug zum Sehen, wenn wir uns die letzten paar hundert Meter anschleichen. Ich würde vorschlagen, daß ich einen großen Bogen zur entgegengesetzten Seite schlage, nachdem du auf unserer Seite in Stellung gegangen bist. Sagen wir – vier Uhr dreißig etwa. Bis dahin sollte jeder der Burschen den Bauch voll und angenehme Träume haben.«

Plötzlich verzog Don Bruce das Gesicht zu einem breiten Grinsen, so daß seine Zähne wie eine Perlenreihe in der Nacht blitzten. Gegen sein dunkles Gesicht stachen nur das Weiße seiner Augen und seine Zähne ab.

»Was ist komisch dabei?«

»Ich weiß nicht. Mußte bloß gerade denken: da bin ich nun, Vater zweier Kinder und eines kommenden dritten, der ehrliche Farmer und Steuerzahler Don, hier draußen in der finsternen Nacht mit geschwärztem Gesicht, einer

Perücke auf dem Kopf und in der Absicht, eine Bande von Fremden um die Ecke zu bringen, die ihre erste richtige Fresserei seit Monaten, möcht' ich wetten, ausschlafen. Und es könnte sogar Vieh von dir oder mir sein, das sie fressen. Mir scheint das alles ein ziemlich lächerlicher Zeitvertreib für erwachsene Männer, das ist alles.«

»Bin voll und ganz deiner Meinung«, entgegnete Brian. »Ich bin auch zu alt zum Indianer- und Cowboyspielen. Aber so ist's nun mal. Übrigens ist es dunkel genug für eine letzte Zigarette, bevor wir aufbrechen. Wir können's riskieren. Steck den Kopf in den hohlen Baum und zünd uns zwei an, aber halt die Hand über die Glut. Das wird bestimmt die letzte sein, bis wir bei Sonnenaufgang das Kotzen kriegen werden.«

9

Sie marschierten los, gebückt, auf dem vom Wind geknickten schlüpfrigen Bambus am Boden ausrutschend, leise durch die Zähne fluchend, wenn sich ihre Füße in den langen Ruten verfangen, die mit der quälenden Vehemenz von Schlingfallen nach ihnen griffen. Von Zeit zu Zeit, wenn der Wald einem besonders dichten Bambusgürtel Platz machte, war es einfacher, auf den Fährten des Kleinwildes entlangzukriechen. Dabei folgte jeder den Füßen des Vordermannes. Kidogo hatte die Führung, ihm folgte Brian. Plötzlich machte Kidogo ein leises, schnalzendes Geräusch wie ein Nachtkäfer, indem er die Zunge gegen den Gaumen schnappen ließ, und gab Haltzeichen mit der Hand. Entfernt und undeutlich war ein langes, gurgelndes Brüllen durch die Finsternis geklungen.

»Ngombe«, flüsterte Kidogo, als Brian lautlos neben ihn kroch. »Kühe dort drüben. Vielleicht dreiviertel Meilen. Ich kenne den Platz. Die Männer hatten recht. Dort haben sie ihr Lager aufgeschlagen, weil man von keiner Richtung aus das Feuer sehen kann – nur direkt von oben. Und es ist sehr schwierig, direkt hinaufzukommen, weil der Hang stufenweise ansteigt und

sehr dicht bewachsen ist. Das ist gut für uns, Bwana. Es gibt keine offenen Lichtungen – nur Buschwerk, Wildfährten und die kahle Stelle in der Senke bei dem kleinen Bach. Ich glaube, es ist eine Salzlecke da.«

Hoffentlich haben sie da kein nervöses Nashorn aufgescheucht, auf das wir dann stoßen, dachte Brian. Das war eine der schlimmsten Aussichten in diesem Einsatz. Die großen Tiere, Büffel, Elefant und Nashorn, waren infolge der Beharkung der Wälder durch die RAF in den letzten paar Jahren so verstört worden, daß sie alles angriffen, was ihnen vor die Nase kam.

Brian griff an sich hinunter, prüfte seine Ausrüstung. Pistole. In Ordnung. Handfesseln – fehlten. Die trug einer der Männer am Mugumo-Baum. Würgeseil – all right . Die Klaviersaite mit den Holzgriffen war sicher in seinem Gürtel verstaubt. Messer. *Messer? Messer!*

»Ich hab' beim Kriechen mein Messer verloren«, flüsterte er in Kidogos Ohr. »Ich hab' mein *Messer* verloren.«

»Du brauchst es nicht«, sagte Kidogo. »Vielleicht sollten wir Bwana Don lieber Bescheid sagen, daß er aufschließen und seine Leute mitbringen soll.«

»Richtig.« Brian schnippte mit den Fingern, es klang wie Zweigknicken, und der Mann hinter ihm kroch längsseits. »Gib dem Bwana hinten Bescheid, er soll mit seinen Männern vorkommen.«

Er wartete, bis Don Bruce auf Knien und Ellbogen Zoll um Zoll heranrobbte. Die zwei maskierten Weißen und die beiden Schwarzen, Kidogo, der Ndrobo, und Muema, der Mkamba, lagen in Form eines Kreuzes zusammen auf dem Boden. Die vier Köpfe berührten sich beinahe, und ihre flüsternden Lippen waren dicht vor dem Gesicht des anderen.

Nachdem Kidogo das Gelände kurz beschrieben hatte, sagte Brian mit zusammengepressten Lippen, die sich kaum bewegten:

»Wir gehen um den Gipfel herum, Don. Du hältst an, wenn du das Vieh deutlich hören kannst – sagen wir, eine Viertelmeile vom Geräusch entfernt. Benutz das Geräusch, um dich zu bewegen – Unsinn, wie komme ich dazu, *dir* zu sagen, wie du dich bewegen sollst? Gib mir zwei Stunden Zeit, den Gipfel mit meinen Leuten zu umgehen. Sagen wir drei – jetzt ist es neun.

Das wäre dann Mitternacht. Schwärme so gut aus, wie du kannst, und postiere Muema in die Mitte, damit er seine Seite unter Kontrolle hat. Ich traue keinem dieser anderen Burschen.«

»So dicht wie möglich 'ran oder sichere Entfernung, und dann Sprungauf marsch-marsch, oder was?«

»Du kannst nicht Sprungauf machen. Dafür ist der Busch zu dicht, sagt Kidogo. Sie wären alle verschwunden, bis du hinkämost. So dicht wie möglich 'ran also. Aber sieh um Himmels willen zu, daß niemand vor einen anderen zu liegen kommt. Verstanden, Muema?«

»Ndio, Bwana.«

»Ich denke, vier Uhr früh wäre die richtige Zeit, loszuschlagen.«

»Und wenn wir den Zeitplan nicht einhalten können? Oder etwas Unvorhergesehenes passiert und einer meiner Boys – oder deiner – aufdrehen muß, damit die ganze Sache nicht schief geht?«

»Deswegen sag' ich ja, ich brauch' drei Stunden, den Berg zu umgehen. Wahrscheinlich könnt' ich's in der halben Zeit schaffen, aber gib mir volle drei, bevor du angreifst. Sollt' ich früher schießen müssen, dann fall ein, ob du fertig bist oder nicht. Ich tu' dasselbe bei dir. Aber wir müssen versuchen, unsere Kindlein stillzuhalten, bis Mama um vier das Zeichen gibt. Mama bin ich, mit Mamas kleinem Baby hier.« Er tätschelte das halbautomatische Schnellfeuergewehr im Dunkeln. »Versteht saa kumi, Muema? Saa kumi, Kidogo? Nicht, ehe Bwana Don oder ich schießen? Hapana piga mpaka saa kumi?«

»Tumefahamu. Verstehe«, hauchten beide Afrikaner im selben Atem.

»O.K.«, sagte Brian. »Dann also los. Lass es dir nicht langweilig werden, Don. Und fang nichts an, bloß um dich warmzuhalten.«

»Werd' ich nicht. Meine finanziellen Sorgen halten mich warm genug.«

»Machte bloß Spaß. Viel Glück, Kamerad. Wiedersehen beim Köpfezählen.«

»Viel Glück.«

Die werden sich nicht langweilen, dachte Brian – nicht bei dem Gedanken, nur drei oder vier Stunden warten zu müssen. Diese Jungs

können in Kälte und Dauerregen zwei, drei Tage pausenlos stillliegen, ohne auch nur mit dem Ohr zu wackeln. Die brauchen zwischendurch nicht auszutreten.

Sie konnten den größten Teil der langen Strecke aufrecht zurücklegen, krochen nur stellenweise durch den verfilzten Bambus, wofür Brian Gott dankte, da sie die letzten fünf- oder sechshundert Meter ohnehin robben mußten, und das konnte leicht zwei Stunden schmerzvollen Schlängelns in Anspruch nehmen. Seine Hüfte fühlte sich unangenehm leicht an ohne sein langes, heftlastiges Messer. Es war, als hätte er einen alten Freund verloren. Vielleicht hatte es einer der Burschen von der Nachhut aufgelesen. Auf jeden Fall würden sie zurück sowieso wieder denselben Weg einschlagen müssen, um die beiden geknebelten Johnnys am Mugumo-Baum mitzunehmen. Das Messer mußte er wiederhaben. Es war wirklich ein sehr alter Freund und kannte seine Hand.

Plötzlich kam ihm ein Gedanke, und ein kalter Schauer kroch ihm den Rücken hinauf. Er fuhr sich unter die Buschbockjacke und zog das Würgeseil hervor. Das ging leichter, wenn man schnell zu Rande kommen und hart zupacken mußte, als bloße Hände, obgleich er es schon einige Male mit den Händen gemacht hatte. Die Schwierigkeit mit Händen und steifgewinkelten Ellbogen war nur die, daß man immer noch das Knie dazu brauchte und Platz auch. Die Wogs, fettbeschmiert von Kopf bis Fuß, waren so schlüpfrig wie Schlangen. Sie ließen sich schwer packen. Außerdem machte so einer einen Mordskrach, schlug mit Armen und Beinen um sich, wenn man ihn erwürgte. Da war so ein Seil etwas ganz anderes.

Seine Finger tasteten es in der Dunkelheit wissend ab. Die schlanke, runde Klaviersaite verwickelte sich nie, sondern behielt die ziemlich steife Form der Schlinge bei. Die mit Sandpapier abgeschmirgelten Handgriffe fühlten sich in seinem Griff glatt an. Er steckte das Würgeseil nicht in den Gürtel zurück, sondern schlang es sich um den Hals und schob die Holzgriffe in seine haarige Jacke. Jetzt fühlte er sich wohler. Er lächelte leise, hämisch in der Dunkelheit. Jetzt konnte er, wie die Frauen sagten, Handarbeit leisten.

Kidogo und er krochen auf einen schwachen Lichtschimmer zu. Der Bambus war so dicht geworden, daß das Vorwärtskommen sehr schwierig wurde. Brian mußte an riesige, nasse glatte Finger denken, durch die man sich zwängte; sie ließen einen ein Stück durch, bevor sie einen wieder zurückzogen und in der gigantisch-triefenden Hand zusammenpressten. Plötzlich hielt Kidogo an, Brian kroch längsseits und winkte den anderen, aufzuschließen.

Am Himmel war eine leichte Feuerglut, ein explodierender Funkenregen in der Luft, aber man konnte weder Menschen noch Vieh sehen. Der Abhang fiel mählich ab. Also mußten sie bei der Einkreisung des Lagers sehr dicht an den Rand der Lichtung herankriechen, ehe sie überhaupt etwas sehen konnten.

»Hat keinen Zweck, den Elefanten durch den Feldstecher zu beobachten, wenn man ihn mit dem Speer töten muß.« Kidogo grinste ihn an. »Sie sind da, und da bleiben sie. Wir werden den Rest auch noch schaffen müssen, um dicht heranzukommen. Es ist besser, erst sehr spät nahe heranzugehen – aber wir können's auch nicht riskieren, zu lange zu warten, damit wir schießen können, wenn der Bwana Don und seine Leute zuerst schießen. Das ist möglich: auf ihrer Seite ist es freier als bei uns. Vielleicht sieht sie jemand und schlägt Alarm.«

»Du bist der Boss«, erwiderte Brian.

Sie kämpften sich schwitzend um den Gipfel des Grates in einem langen, weit ausholenden Halbkreis herum, zogen dabei den Halbkreis bergab enger, bis sie um Mitternacht auf drei- oder vierhundert Yards an das Camp herangekommen waren, das sie zwar immer noch nicht sehen, aber hören konnten, als wären sie in Tuchfühlung. Ein fahler Mond stand am Himmel, doch sein Licht war zu schwach, um den Wald zu durchdringen. Das Geräusch war jetzt furchtbar, aufgeschrecktes Viehgebrüll und ein neues Seufzen und Stöhnen, das vorher nicht zu hören gewesen war.

»Jetzt gehen wir dicht 'ran«, sagte Kidogo. »Dicht 'ran und warten, bis du schießt, Bwana. Dann schießen wir alle. *Kwaheri*. Paß auf dich auf.«

»Du auch, Baba«, antwortete Brian, den alten Mann an der Schulter berührend. Baba. Vater. Na, dachte Brian, bei solchen besonderen Einsätzen ist er ein verdammt verlässlicher Vater. Er kroch Zoll um Zoll weiter, auf die Geräusche und den Feuerschein zu, der jetzt den Himmel hell erleuchtete.

10

Bei Donald Bruce ging es leichter, als er es sich hatte träumen lassen. Der Busch war auf seiner Talseite etwas schütterer, was das Kriechen erleichterte, aber die Gefahr, entdeckt zu werden, auch erhöhte. Es schien ganz schnell zu gehen – denn die Zeit schleppte sich im allgemeinen hin, wenn man in dem nassen, klebrigen Kompost von Bergdschungel herumrobbte, sich die Hände aufriss, die Knie wundstieß und von zurückschnellenden Ruten und böartigen Dornenzweigen schmerzend ins Gesicht geschlagen wurde. Ihm war der Überfall recht, wenn ihm auch der Gedanke als solcher verhasst war. Wenn man's tun mußte, dann mußte man es eben tun; was nicht hieß, daß einem die Sache gefiel. Einige Jungs seiner Bekanntschaft fingen schon an, Gefallen daran zu finden; wenn man aber keinen Geschmack daran finden konnte, dann war es besser, es so schnell wie möglich hinter sich zu bringen und heimzugehen. Das meiste konnte man sich zu Hause abwaschen.

Im allgemeinen mochte er die Eingeborenen. Nur die Art, wie sie mit Tieren umgingen, mochte er nicht. Offenbar hatten sie kein bewusstes Gefühl für Grausamkeit. Tier war eben Tier. Er hatte mitangesehen, wie sie einer Ziege jeden größeren Knochen gebrochen und dabei den Schwur wiederholt hatten: *Wenn ich lüge, so möge dieser Eid mich töten, und meine Knochen mögen gebrochen werden, wie ich die Knochen dieser Ziege breche.* Er hatte mitangesehen, wie lebenden Schafen und Ziegen die Gedärme herausgerissen wurden, wie sie wieder zusammengenäht wurden,

nachdem man ihnen verschiedene Teile herausgenommen und was anderes hineingestopft hatte. Hatte gesehen, wie man ihnen als Teil des Opfers die Augen herausgerissen und sie auf Kei-Apfeldornzweigen aufgespießt hatte. Er hatte gesehen, wie sie Vögel gefangen und ihnen mit Dornen in die Augen gestochen hatten, um sie zu blenden. Sie hatten gelacht, wenn der Vogel wild herumflatterte. Sie lachten immer; es war ein Mordsspaß für sie, wenn etwas verwundet oder verkrüppelt wurde.

Sie hatten kein Gefühl für Tiere – nicht das geringste. Ein Tier hatte kein Empfindungsvermögen. Und dieselbe fühllos-grausame Einstellung hatten sie auch Menschen außerhalb ihres Freundes- oder Familienkreises gegenüber. Damals hatte er versteckt gelegen, wie er gleich wieder versteckt liegen würde, und hatte eine Mau Mau-Schwurzeremonie beobachtet. Das war zu Anfang des Terrors gewesen. Er hatte sie in denselben kalten, nassen Bergen beobachtet. Bei dieser Zeremonie waren Herz und Hirn eines kleinen Kindes benutzt worden. Daß es ein *schwarzes* Kind war, eines ihrer eigenen, hatte die Sache nur noch schlimmer gemacht. Und was sie noch entsetzlicher machte, war, daß der Vater des Kindes, der den Eid nicht leisten wollte, zusehen mußte, wie sein Sohn langsam tranchiert wurde. Dann hatte er den Schwur geleistet, hatte Stücke seines eigenen Fleisches gegessen. Und dann hatte Don Bruce seine Patchett liebend gern gehoben.

Er würde sie liebend gern wieder heben, bald, denn was sie mit dem Vieh anstellten – er kroch näher, hielt den Atem an, als er das Bild am Feuer zum ersten Mal deutlich sah –, war so schlimm oder schlimmer, als sie mit den Menschen verfuhrten. Sein Finger umspannte den Sicherheitsbügel – er wagte nicht, seinen Händen am Abzug zu trauen –, und er beobachtete weiter.

Der Trupp hatte das Vieh in die kleine, kahle Talsenke getrieben, die auf allen Seiten von hohem Bambus umgeben war. Auf einem steilen Felsbrocken saß ein Mann. Er konnte die Umrisse des Mannes gegen den Hintergrund des lodernden Feuers ausmachen.

Ein Teufelsballett von Mensch und Tier spielte sich um das Feuer ab, das Bambusstengel von der Dicke eines Schenkels verzehrte, hoch aufloderte, einen Mordskrach machte und eine Unmasse Funken in den Himmel jagte. Er hoffte, das Feuer würde herunterbrennen, bevor Brian den Startschuss gab. Es würde schwierig sein, zwischen dem Knallen der explodierenden Bambusstauden und dem Knall eines Gewehres zu unterscheiden, bis man die Kugeln in den Dreck einschlagen und die Menschen fallen sähe. Wenigstens würden sie bergab und in den Boden schießen. Nach den vielen Jahren der Freundschaft ließ es sich gar nicht ausdenken, wie es wäre, wenn er sich seinen Freund Brian Dermott durch einen unglücklichen Zufall aufs Gewissen lüde. Er hatte schon genug auf dem Gewissen.

Ein bitterer Geschmack kam ihm hoch. Die Trupps waren sehr systematisch organisiert, dachte er, sich auf die Unterlippe beißend. Da war eine Frau, die den Schwanz einer brüllenden Kuh hielt, während zerlumppte Männer lachend die Beine des Tieres mit Pangas und Simis abschlugen – oder schlimmer, darauf einhackten und weiterhackten, bis die Knochen brachen und das Tier wie ein lebendes Fass über den Boden rollte.

Der Reihe der niedergemetzelten Tiere entlang bewegten sich Männer, drehten die Köpfe der beinlosen Rinder herum, um ihnen die Halsader durchzuschneiden und das Blut herauszulassen. Hinter den Männern gingen Frauen, die das sprudelnde Blut in Bambus- und Kürbiskübeln auffingen. Hinter den Frauen kamen die Schlächter, die die Vorderblätter abhackten, die Rippenteile mit der schweren Sägeseite der Pangas abtrennten, mit roten Händen in die Gedärme nach Leber und Lunge griffen und unentwegt auf ganze Hinterhände einhieben. Andere häuteten die toten Tiere ab, und Frauen saßen mit gekreuzten Beinen auf dem Boden, reinigten die großen Därme vom Inhalt und warfen sie auf einen immer größer werdenden Haufen. Andere Frauen säuberten die Kuhmägen von dem verdauten grünen Futter, um an die Flecke heranzukommen, Frauen, große Kugeln rohen Fettes aus den Magenhöhlungen schabend und sich den Talg mit blutigen Fingern in den Mund stopfend. Ihre Hände und Arme waren

blutgefärbt, ihre Gesichter verschmiert und bluttriefend in dem flackernden Feuerlicht.

Das noch lebende Vieh mit seinen abgehackten Beinen stöhnte und brüllte und verendete schließlich mit langen, heiser-rasselnden Seufzern, wenn ihm die Kehle durchgeschnitten wurde und es verblutete. Die Killer töteten, die Abhäuter zogen das Fell ab, und die Schlächter schlachteten. Nach einer Art Übereinkunft sammelten die Frauen der Schlächter die Viertel und Rippenteile ein und schleppten sie an den Rand des Busches. Dann nahmen sie Pangas und rodeten einen Teil des Unterholzes frei, hieben die jungen, grünen Bambusstauden ab, und nun sah Don halbwüchsige Kinder trockenes Feuerholz von kräftigerer Art als Bambus auflesen. Keine zwanzig Meter von ihm entfernt saß ein Baby girrend und piepsend auf dem Boden, während seine Mutter Fleisch aufhäufte und eine andere Frau ein Feuer nährte. Das Kind spielte mit den Zitzen eines Euters, das von einer jungen Kuh abgeschnitten worden war, steckte sich eine Zitze in den gierig gespitzten Mund. Das aufflackernde Feuer erhellte das im Schatten liegende Gesicht des Babys, ließ es aufglänzen.

Don Bruce sah auf das Leuchtzifferblatt seiner Armbanduhr. Zwölf Uhr dreißig. Noch mußte er dreieinhalb Stunden bäuchlings im nassen Gras liegen und einer Orgie zusehen, einer mit Blut gemalten und vom hochauflackernden Feuer beleuchteten Scheußlichkeit, die seine Vorstellung von Dantes Inferno bei weitem übertraf. Eine Frau unter ihm hatte eine ganze Kalbsrippe auf einen gespitzten Bambusspeer gespießt, und der Duft stieg ihm köstlich in die Nase, obgleich der Anblick der noch lebenden Tiere mit den Beinstümpfen hier und der Männer dort, deren Arme tief in den Eingeweiden herumwühlten, genügt hätte, einen Geier zum Kotzen zu bringen. Erst zwölf Uhr vierzig jetzt. Es würde eine sehr lange Nacht werden. Er ließ das Kinn auf den gekreuzten Armen ruhen, sah dem Teufelstanz im Feuerschein zu und horchte dabei auf die keuchenden Seufzer der beinlosen Kühe.

11

Weiter hinunter gehen wir besser zunächst nicht, dachte Brian Dermott und streckte die Hand aus, um Kidogos nacktes Bein vor ihm zu berühren. Ich weiß, was sich da unten abspielt – brauch' es gar nicht zu sehen. Vier kleine Lichtpunkte zeigten sich jetzt tiefer im Busch. Das bedeutete, daß die Frauen ihren persönlichen Anteil am Schlachtfleisch wegschleppten und Kochfeuer anfachten. Sie würden das große Feuer herunterbrennen lassen, sobald die Schlächtereie vorbei war. Offenbar ist Freund Donald sozusagen Gast bei ihrem Festmahl, Zaungast, dachte er. Kidogo hatte gesagt, man könne von jener Seite auf weitere Entfernung sehen – der Busch sei dünner und unregelmäßiger. Auf jeden Fall sieht es steil genug aus, daß wir uns wohl kaum gegenseitig beschießen werden. Es wäre mir gar nicht recht, Peggy Bruce zur Witwe zu machen, hochschwanger, wie sie ist, mit ihrem neuen Mtoto im Bauch.

Langsam drehte er den Kopf zu dem alten Mann hin, der den Hals reckte, bis sein Ohr Brians Lippen berührte. »Jetzt ziehen wir uns auseinander«, sagte er. »Du paßt auf drei deiner Burschen auf und gehst so nah wie möglich an zwei Feuer heran. Schieß nicht, bis ich schieße, außer du mußt, und lass die anderen überhaupt nicht schießen, bevor du loslegst.« Er spürte an den Ohrlappen des alten Mannes, daß er nickte. »Meinen Burschen lass' ich hier. Sag's ihm. Ich krieche jetzt noch ein bißchen tiefer und nach links hinüber, von wo aus ich die beiden oberen Feuer aufs Korn nehmen kann. Sag meinem Burschen, er soll sich auf das linke, ihm zunächst liegende, konzentrieren. Du übernimmst die beiden unteren, ja? Und kümmere dich nicht um das große Feuer oder den Posten auf dem Felsen. Schieß in die Schläfer.« Das Ohr des alten Mannes bewegte sich wieder, und Brian glitt davon, bis er auf eine Wildfährte traf, die sich auf das kleine Amphitheater zuschlängelte.

Das war schon besser. Jetzt konnte er in die Arena hinuntersehen und, was noch vorteilhafter war, er hatte einen ziemlich guten Überblick über die

beiden kleinen oberen Feuer. Er würde nur gelegentlich mal von der Fährte herunterkriechen und seinen Kopf durch den dichten Busch stecken, um sich zu orientieren. Niemand würde diese Feuer in der Nacht auf die Dauer verlassen, nicht, nachdem sie mit dem Essen angefangen hatten. Essen-schlafen-aufwachen-essen-weiterschlafen. Großer Gott, wie die unter dem Vieh gehaust hatten! *Agghh*. Er unterdrückte einen Brechreiz in der Kehle. Das war weder der Ort noch die Zeit, zimperlich zu sein.

Finster wie in der Bauchhöhle eines Elefanten ist das hier, dachte Brian. Was das da unten im Feuerschein um so entsetzlicher machte. Ich möchte bloß 'n paar Burschen von Whitehall hier neben mir im nassen Gras haben. Da könnten sie sich mal die Eier abfrieren und diese Bande zukünftiger Premierminister beobachten, wie sie um die verstümmelten Kühe tanzen, mit ihren bluttriefenden, innereiverschmierten Selbstbestimmungsvisagen. Wirklich, das ist hier ein nettes, kosiges Nest, direkt hinter diesem reizenden Felsen, unter dem wahrscheinlich eine Schlange haust.

Er schaltete die Gedanken ab, lag kalt und hellwach da und blickte auf die Wildfährte. Die Freßorgie und das Tranchieren der Tierrümpfe da unten wollte er gar nicht mit ansehen. Das ging unentwegt weiter. Ohnehin erlebte er es akustisch deutlicher mit, als ihm lieb war. Seine Finger strichen über den Mechanismus seines kurzläufigen Gewehrs, liebkosten den Sicherheitsbügel. Er rückte ein wenig und nahm, ohne besonderen Grund, die Würgeschlinge vom Hals. Er fühlte das kalte Holz der von Tauperlen überzogenen, nassen Griffe und den dünnen, nassen Draht. Es war ein altes probates Mittel der lautlosen Kriegsführung der Kommando-Trupps, das er von einem der Jungs im Lager der ›Shenzis‹ gelernt hatte. Der Bursche war in einer irregulären Truppe gewesen, die im Krieg damals den Deutschen Saures gegeben hatte. Diese Kerle von den Sonderkommandos wurden in Gummibooten an die Küste geschickt, mit geschwärzten Gesichtern, langen Messern und verschiedenen, von jedem einzelnen persönlich entwickelten Killerwerkzeugen. Eigentlich einfach. Man brauchte sich nur hinter einen Wachtposten zu schleichen und aufzupassen, bis er den Kopf abwandte. Dann warf man ihm die Schlinge übers Kinn und zog sie mit einem Ruck

zu, zog eng zu und drehte sie mit den kleinen Holzgriffen zusammen. Und zzz – wie ein Drahtschneider durch einen großen Käse. Keine unterdrückten Schreie, kein Stoßen und Umsichschlagen und sonstiger unnötiger Lärm. Nicht bei diesem handlichen kleinen Klavierstimmer. Kein Menschenjäger sollte ohne so was sein. Drei Uhr morgens jetzt. Tatsächlich, die Zeit vergeht schon, wenn man warten kann. Man braucht nur seinen Gehirnkasten ›auf Eis zu legen‹ wie eingemachte Garnelen in Aspik.

Hsst . Brians Hirn kroch aus der Kühltruhe in die Gegenwart zurück. Etwas näherte sich auf dem Wildpfad. Vom Feuer her. Auf ihn zu. Er erstarrte. Ein Mann; ein Mann, der sich keine Mühe gab, leise aufzutreten. Warum muß sich bloß dieser Kerl da von allen Wildpfaden des Aberdare ausgerechnet diesen aussuchen, um zu schießen? fragte sich Brian. *Warum nicht einen anderen? Warum muß er bei der Wahl seines Klos so gottverdammnt wählerisch sein ?*

Die Schritte kamen stetig näher. Es war natürlich ein Mann, der die Fährte entlangschlurfte. Noch näher. Warum erledigt er sein Geschäft nicht und verschwindet? Brian war wütend. Hoffentlich wird der Nugu rechts drüben nicht nervös und haut mit seinem Messer zu. Schießt nicht, Gicheru oder Kungo oder Percy oder wie immer ihr heißt. Soll der Junge sich amüsieren. Es wird sowieso sein letzter Schuß in diesem Leben sein.

Da waren jetzt die Füße. Sie hielten auf der Wildfährte direkt vor Brians Gesicht an, kaum einen Meter entfernt. Brian lag mit den Füßen hügelaufrwärts, das Kinn hügelaufrwärts, und sah die nackten Waden des Mannes. Seine Beine waren nackt, weil er Shorts trug. Brian wußte, daß er Shorts trug, weil der Bursche sie jetzt auszog. Er war hierher gekommen, um sich zu erleichtern, das war klar – und es leuchtete Brian durchaus ein. Zuviel fettes, frisches Fleisch, zu schnell gegessen, und dazu einen zusammengeschrumpften Magen. Macht natürlich Durchfall, klar. Das ist's, was ihn aus dem Schlaf der Gerechten neben dem kosigen Feuer am Busen seiner geliebten Familie geweckt hat. O Gott, bitte, lass es ihn kurz machen, lass ihn wieder verschwinden. Brian beobachtete fasziniert, wie der Mann

seinen Hintern senkte. Hatte der Bursche keine Sehnen in den Knien? Runter, runter, und plötzlich stutzte der Mann wegen eines leisen Geräuschs im Gebüsch. Vielleicht war ein Tier auf einen Stein getreten, oder einer von Brians Leuten hatte sich leise bewegt.

Der hockende Mann, aufgeschreckt, verlor das Gleichgewicht, streckte die rechte Hand aus, um sich zu stützen und legte sie dabei fest auf Brians pelzbemütztes Haupt. Er hielt den Atem an, und im selben Augenblick schnellte Brian vor. Brians Brust krachte gegen die Schulter des Mannes, als schon die Schlinge aufblitzte und sich wie eine silberne Schlange um den Hals des Mannes legte. Brian hielt den Körper des Mannes mit seinem eigenen nieder, riß einmal scharf mit beiden Händen und drehte und zog dann an den Griffen. Plötzlich hatte der Körper, der unter ihm konvulsivisch zuckte und sich bäumte, als er die um sich schlagenden Arme packte und die wild stoßenden Beine festhielt – plötzlich hatte dieser Körper keinen Kopf mehr.

Nach einer Weile bewegte sich nur noch der Hals des Mannes, und alles andere war außer einem leisen Zittern still. Langsam stieg Brian von dem kopflosen Leib herunter, indem er sich mit Armen und Beinen einen Zoll hochstützte. Von seinem Kinn und Hals tropfte es. Dann rutschte er rückwärts langsam vollends von der Leiche herunter, nahm seine Perücke aus dem Munitionsbeutel und wischte sich Gesicht und Hals sorgfältig ab. Dann warf er die Zopfperücke weg. Das Blut vorn auf seiner Jacke konnte er nicht entfernen. Es mußte so bleiben, bis es auf dem Buschbockfell verkrustete. Das würde in dieser Höhe nicht lange dauern. In der Kälte gerann Blut schnell.

Puh, was für eine Schweinerei! dachte Brian, über den Toten aufgebracht. Schweinerei von Blut und anderer Leute Stuhlgang. Ich kann's nicht riskieren, hier zu bleiben, falls die alte Dame des Burschen ihren Daddy in der Nacht vermisst und ihn suchen kommt. Gehe wohl am besten einfach zum Lagerfeuer hinunter und suche mir eine bequeme Stelle, wo ich meine Bunduki anlehnen kann, damit ich für die Eröffnung der Schau ausgeruht bin, wenn jemand nervös wird. Eine gute, sichere Schussweite für Elefanten

sind dreißig Fuß, das ist klar, und das müßte für so einen Packen schnarchender Mickey Mäuse auch genügen.

Mit einer Handvoll Blätter säuberte Brian seine Würgeschlinge und steckte sie in den Munitionsbeutel. Er wollte sie im Augenblick nicht mehr um den Hals haben.

Er versuchte nicht, sich durchs Dickicht zu schlängeln, sondern robbte vorsichtig auf Händen und Knien den Wildpfad hinunter, das Gewehr vor sich herschiebend. Je mehr sich die Fährte der Lichtung bei der Salzlecke näherte, desto breiter wurde sie, und er kam gut vorwärts. Er hielt häufig an, um zu horchen, und blickte dabei auf seine Uhr. Es war jedenfalls schon drei Uhr dreißig und noch ausreichend Zeit. Jeder würde jetzt an Ort und Stelle sein und auf den ersten Ton der alten Stimmgabel warten.

Ah. Das war gut, genau hier. Netter kleiner Felsbrocken. Die richtige Höhe, um den Ellbogen aufzulegen. Auch bequem für die Knie. Ich darf keinen Krampf in den Knien kriegen. Reserveladestreifen: in Ordnung. Feuergeschwindigkeitsregler: l-a-n-g-s-a-m. Schloß: in Ordnung. Nichts in der Rohrmündung. Keine Zweigchen, Steinchen, verhängnisvolle Dinge wie blondes Haar, Lippenstiftflecken? Keine. Gut soweit. Nun wollen wir mal sehen, was wir außer dem heruntergebrannten Feuer und dem gottverdammten Kuhfleisch hier noch vor uns haben. Wie die Burschen schnarchen! Vielleicht hatten die Kerle zu ihrem Fressen auch noch was zu saufen? Vielleicht machen sie sogar hier oben noch ihre eigene *Pombe*. Ich wundere mich bei diesen Burschen über nichts mehr. Stell dir vor: eine ganze Viehherde vierzig Meilen durch den Busch getrieben, der an einigen Stellen sogar eine Schlange abschrecken würde. Und Abstechen und Schlachten, als wär's das Schlachthaus bei Nairobi. Dann schlagen sie sich den Wanst voll und legen sich schlafen, als ob nichts passiert wäre. Ich werde die Wogs nie ganz verstehen. Die haben immer noch eine Überraschung für einen in petto.

Eins – zwei – drei – vier – fünf – sechs – sieben – acht – elf Männer und fünf Weiber am kleinen Freiluftherd. Und an der anderen Feuerstelle? Sieben – neun – vierzehn und bloß drei Weiber. Mach' 'ne Wette, die Weiber

kriegen in diesen linden, mondhellen Nächten 'ne ganze Menge zu tun. Was für eine Vorstellung! Irgendwo müssen sie Wachtposten aufgestellt haben. Spielt keine Rolle, wenn sie alle so nahe herangekrochen sind wie ich. *He! Paß auf, Mensch, du rollst ja ins Feuer und verbrennst dich!*

Ein Mann, die Knie bis zum Kinn hochgezogen, hatte im Schlaf eine Hand ausgestreckt und berührte ein Häufchen Glut. Als er fluchend und sich die Hand reibend aufsprang, blickte er Brian direkt ins Gesicht.

Brian hob leicht sein Schnellfeuergewehr und zerfetzte den Mann in zwei Teile, dann senkte er die Mündung und strich mit dem Lauf in langsamer Schwenkung über die schlafenden Gestalten am Feuer hin. Er schob einen neuen Ladestreifen ein und beharkte das zweite Feuer, zwanzig Meter entfernt, wo die Schläfer auffuhren und sich verwirrt umblickten, als die Gewehre von Brians Leuten auf zwei von vier Seiten des Kessels zu sprechen begannen. Der Posten glitt vom Felsen, und Brian sah ihn fallen, niedergemäht vermutlich von Don, nach dem kurzen Feuerstoß zu schließen. Als er nach einer Weile das Feuern einstellte, sah er auf die Uhr: es war vier Uhr zwei. Er nickte sich ein Selbstlob zu und stand auf, um Feuereinstellung anzuordnen. Die paar, die entronnen waren, waren fort. Die, die nicht davongerannt waren, gingen nirgends mehr hin.

12

Als die Morgendämmerung ein zaghaftes, zitronengelbes Leuchten über den Himmel gezogen hatte, stand Brian auf und rief die Männer auf der Lichtung zusammen. Auf seiner Seite hatte es keine Verluste gegeben. Die wenigen Gangster, die davongekommen waren, hatten keinen Schuß abgegeben. Was ganz logisch war, dachte Brian. Denn sie sahen ja nichts, worauf sie hätten schießen können, auch wenn die meisten mit ihren komischen, selbstgefertigten Gewehren davongerannt waren, von denen seine Leute jetzt ein paar liegen gebliebene einsammelten. Sein Blick fiel

auf eins – eine ziemlich phantastische Nachbildung der Mauser-Konstruktion, dachte er bewundernd, besonders, wenn man berücksichtigte, daß sein Besitzer das Schloß aus einem messingnen Türriegel gebastelt hatte. Ein paar verstümmelte Kühe und ein halbes Dutzend Menschen, meist Frauen, lebten noch. Brian sah Don Bruce zu dem Vieh hinübergehen und hörte das kurze *bump bump* seiner Waffe, als Don dem Vieh die Mündung dicht an die Köpfe hielt, um ihm den Gnadenschuss zu geben. Ein verwundeter Mau Mau-Mann machte einen schwerfälligen Versuch, aufzustehen, die Panga in der Faust. Don schwenkte träge seinen Gewehrlauf herum und schoß den Mann in den Kopf.

»Du, du!« sagte Don Bruce zu dem toten Mann. Und dann zu Brian: »Wie würde dir *das* jeden Morgen zum Frühstück gefallen, zusammen mit deinem *East African Standard*?«

Er wies mit dem Hand auf den schwarzen, kahlen Kreis abgebrannten Grases, auf dem einige seiner Leute das große Feuer mit Fußstößen wieder anfachten. Es war immer noch sehr kalt im Morgentau, die Sonne stand noch nicht hoch genug, um die klamme Feuchtigkeit aus der scharfen Bergluft zu brennen. Es war eine Schlachthauszene aus der Hölle: das tote Vieh und die toten Menschen, vermischt mit halb ausgeweideten Tierrümpfen und Haufen frischen, blutig-rohen Fleisches, und das in einer Arena, die von Vieh- und Menschenblut klebte. Die Fliegen waren schon trunken und bewegten sich schwerfällig, und die Geier segelten in faulen, langsamen Kreisen am Himmel.

»Ich hab' nur einmal etwas Schlimmeres gesehen als das hier – auf einer Elefantenjagd im Turkanaland«, sagte Brian zögernd. »Alle Turks kamen von meilenweit her mit Weibern, Messern und Speeren. Sie krochen buchstäblich den Elefanten in den Hintern, um nach Leckerbissen zu suchen. Ein Bursche, der in einem Jumbo herumstöberte, wurde von seinem Vetter, der mit seinem Speer draußen arbeitete, tot gestochen. Aber wenigstens waren die Elefanten tot, ehe die Turks begannen, sie in Stücke zu schneiden. Nicht wie die da –« Seine Augen wanderten über die auf dem verkohlten Rasen verstreut herumliegenden schwarzen Leichen, glitten zu

den wenigen Verwundeten hinüber, die sich jetzt aufsetzten und aus dumpfen, schmerzenden Augen starrten. Sie waren mager, schmutzig und stanken gen Himmel. Nach den vernarbten Dornenwunden und den schmutzstarrenden, geflickten Kleidern, der Länge ihrer Bärte und ihres Haars zu schließen, mußten einige der Männer schon zwei oder drei Jahre in den Bergen gewesen sein. In ihren stinkenden Felljacken und behelfsmäßig zusammengestoppelten Shorts sahen sie viel mehr nach Tier als nach Mensch aus und waren alle in miserabler, halb verhungelter Verfassung. Das Leben in den Bergen war in den letzten zwei Jahren schwer gewesen – ein langer, verzweifelter Schrei nach den überheblichen Tagen am Anfang, als die Bewegung noch beliebt war und die Frauen in den Shambas einen steten Kurierdienst mit Lebensmitteln, Kleidung, Arzneien und Waffen zu ihren in den Wäldern versteckten Helden unterhielten.

»Das ist eine Art Elefantenjagd, wenn du's so nehmen willst, und ich will's so nehmen«, fuhr Brian langsam fort. »Alles, was diese Hunde tun, ist unnatürlich und gegen ihren eigenen Glauben und ihr eigenes Volk -Na, schön«, brach er kurz ab, »zählen wir die Leichen, hacken die Hände ab für die Fingerabdruck-Jungs und schauen, ob jemand von diesen Verwundeten transportfähig ist. Persönlich halt' ich's ja für Blödsinn, sie durch diesen scheußlichen Bambus zurückzuschleppen, bloß damit sie vom Gericht in Nairobi gehängt werden können. Was hältst du davon?«

»Ich bin ein schlechter Zeuge«, erwiderte Don Bruce. »Ich war zu früh an Ort und Stelle, sah, was sie mit dem Vieh anstellten.«

»Ich geh' in den Busch«, sagte Brian zu Kidogo. »Der Bwana Don kommt mit. Wir haben viel Munition vergeudet. Deine Leute müssen besser schießen lernen. Geht sparsam mit eurer Munition um.«

Seine Augen huschten kurz über die Verwundeten hin. »Wenn noch 'n paar Kühe am Leben sind, erlöse sie von ihrem Elend.«

Kidogo nickte.

»Ja, Bwana. Es ist nicht gut, die Kreatur leiden zu sehen. Bwana!«

»Was ist?«

Kidogo zuckte mit dem Kopf zum Busch hinüber.

»Neben einem der Feuer. Komm mit. Da ist eine tote Frau.«

Brian ging in den Busch, bis sie an die Stelle kamen, auf die er zuerst geschossen hatte, als der Mann herumrollte und sich die Hand verbrannte. In dem Gewirr von Leichen bewegte sich etwas.

»Mtoto«, sagte Kidogo einfach. »Da. Seine Mutter ist tot, aber das Kind ist unverletzt. Soll ich ...«

Ein kleines schwarzes rundes Gesicht mit erschrockenen Augen guckte aus dem kalten Nest der Arme seiner toten Mutter hervor. Es hatte sich dicht angeschmiegt, wegen der Wärme, aber jetzt fror es in der Morgenkühle doch. Die Nase war ihm gelaufen, der Rotz auf seiner Lippe eingetrocknet. Aber es hatte nicht geweint, weinte auch jetzt nicht. Vielleicht hatte man es von klein auf gelehrt, *nicht* zu weinen, wie es in einigen Büchern von den Indianern hieß, sie hätten ihre Papusen dazu erzogen, nicht zu weinen.

»Ja«, meinte Brian. »Wird wohl das beste sein. Armes Bürschchen, keine Mutter, keinen Vater, keine Zukunft – Nein!« schrie er plötzlich. »Nein, verdammt noch mal, *nein!*« Er trat hinzu und hob das Kind auf, das plötzlich das Mäulchen aufriss und schrie. Brian reichte es hastig Kidogo.

»Wickle es in irgendwas ein und gib's einem der Männer zum Tragen. Wir nehmen es zur Farm mit und geben es einem der Shamba-Weiber zum Aufziehen.«

Kidogo lächelte.

»Das habe ich mir gedacht, Bwana«, sagte er. »Ich hatte ihm schon einen Namen gegeben.«

»Was für einen, Mzee? Dadurch wirst du sein Pflegevater.«

»Pflegevater mit *dir*, Bwana. Ich taufte es Karioki – der dem Leben Wiedergegebene.«

»Na, gut. Und jetzt find irgendwo ein Stück Tuch und putz dem kleinen ›Dem-Leben-Wiedergegebenen‹ die Rotznase, und dann wollen wir diese Burschen hier weiter nach was Nützlichem für den Bwana *Think*, den Untersuchungsrichter, durchsuchen.«

Kidogo griff sich eine Shuka von der Leiche der Kindesmutter und wickelte das Baby darin ein. Das Kind, anscheinend etwa zwei Jahre alt und ganz gut genährt, beruhigte sich, als der Körpergeruch seiner Mutter es mit dem Tuch umfing. Sie gingen wieder zur Lichtung hinunter, wo die Männer methodisch den Leichen die Hände abschlugen und ihre Kleider und Habseligkeiten durchsuchten. Alles in allem waren es neununddreißig Tote – acht Frauen, zwei junge Mädchen, sechs Jungen, eigentlich noch Kinder, der Rest bärtige, narbenbedeckte Veteranen des Untergrundkampfes. Es gab keine Verwundeten mehr – offenbar waren sie in der Zwischenzeit ihren Verletzungen erlegen.

Einige seiner Leute hatten sich frische Fleischstücke genommen und brieten sie am Feuer. Brian wollte etwas sagen, aber Kidogo berührte ihn am Arm.

»Nein, Bwana«, sagte er. »Diese Männer waren gestern noch selbst Mau Mau. Sie waren Mau Mau und Tiere, und jetzt sind sie hungrig, und das Vieh ist ohnehin tot. Sie können das Vieh nicht mehr zum Leben erwecken, und es ist schade, gutes Fleisch liegen zulassen, wenn man hungrig ist. Lass sie essen.«

»All right«, erwiderte Brian. »Aber ich möchte hier weg. Wo ist Bwana Don?«

»Komme schon«, klang Don Bruces Stimme plötzlich von der Mündung des Wildpfades her, wo Brian sich versteckt gehalten hatte. »Sag mal, Brian, ich bin auf dieser Wildfährte da über was gestolpert. Mir blieb die Spucke weg. Schwarzer Gentleman ohne Kopf. Warst du das?«

»Klar. Unvermeidlich. Er mußte ganz groß austreten und benutzte mich als Latrine, kurz vor Beginn der Schau. Es blieb nichts anderes übrig als der alte Rachmaninow-Trick.« Dabei berührte er den Würgedraht an Dons Gürtel. »Cis Moll.«

»Nun, Kumpel, vielleicht interessiert's dich zu erfahren, daß ich ein gründlicher Typ bin. Ich hab' mich im Busch ein bißchen umgesehen, ob ich den Rest unseres Freundes nicht fände. Und ich hab' ihn gefunden. Der Gesichtsausdruck war ziemlich mies, aber er ließ sich identifizieren. Du

hast zwar nicht gerade einen Feldmarschall geköpft, aber ein General war's. Der Mann, der dich besuchte, ist, wie meine Boys mir erzählen, kein anderer als General Kerogi in Person – der alte Giftmischer. Dafür kriegst du wahrscheinlich noch 'nen Orden. Er wird der zweite oder dritte nach Kimathi sein, würd' mich gar nicht wundern.«

Brian grunzte. »Das wird ihn lehren, seine Latrinen im Himmel vorsichtiger auszuwählen«, sagte er. »Los jetzt, um Himmels willen, hauen wir aus diesem Schlachthaus ab. Die Fliegen bringen mich noch um, und es ist nicht fair, die verdienstvollen Geier warten zu lassen.«

»Gut, gut. Einverstanden. Übrigens müssen wir die Burschen am Mugumo noch mitnehmen. He, was hat Kidogo denn da?! So wahr ich lebe und atme, es ist ein Kind.«

»Unseres«, erwiderte Brian. »Deins, meins und Kidogos. Wir sind Ko-Väter. Die Mutter des armen, kleinen Kerls war tot – sie gehörte zu meinen Leuten, nebenbei bemerkt –, und soviel ich weiß, war sein Vater der Herr General, den ich auf dem Wildpfad guillotinierte. Wenigstens können wir den Jungen auf die Farm mitnehmen und ihn einem der Shamba-Weiber in Obhut geben. Tante Charlotte wird nichts dagegen haben. Sie ist verrückt auf Kinder, schwarz oder weiß.«

Don zuckte die Schultern.

»Vielleicht sicherst du dir damit einen besonders guten Platz im Himmel«, meinte er. »Natürlich nicht, wenn der Herr Papa des Balgs dich zuerst zu Gesicht bekommt.«

Sie nahmen ihre Gewehre auf und riefen die Männer, die vor ihnen ausschwärmten, um die Spuren der in den Busch geflohenen Verwundeten und Unverwundeten zu beschnüffeln. Bis morgen würde sich die Erfolgsziffer noch erhöhen, da die Fährtenleser, erfahren in ihrer Kunst und in naturgegebener Kenntnis des Busches, die Männer niederhetzen würden, mit denen sie noch vor einer Woche geschlafen und gegessen hatten. Brian stellte fest, daß Kidogo das Kind nach Art der Kikuyufrauen in einem Bündel auf dem Rücken trug. Seine doppelläufige Schrotflinte hatte er einem der Männer zum Tragen gegeben. Schon glitten die Geier vom

Himmel herunter, um sich im Halbkreis um das geschlachtete Vieh und die verstreut herumliegenden, handlosen nackten Menschenleichen zu hocken.

Sie gingen und krochen abwechselnd durch den Busch, bis sie zu der Lichtung am Waldrand kamen, wo sie die gefesselten Männer zurückgelassen hatten. Die Männer waren nicht mehr da – bloß ein zerfetztes Kleidungsstück, Seilreste, ein Teil von einem Hut, die Handfesseln und ein paar schäbige, blutige Knochen. Zwei vollgefressene Geier erhoben sich schwerfällig vom Boden und flatterten davon, und aus dem Innern des Buschs erklang das Gezänk von Hyänen.

»Du warst ziemlich empfindlich wegen der Hyänen«, sagte Brian, über den blutbespritzten Boden blickend und ein scheußlich aussehendes Schienbein mit der Fußspitze anstoßend. »Muß recht ekelhaft gewesen sein. Arme Burschen.« Er schüttelte sich und besah sich seine Hände.

»Wenn ich vorher nicht sicher war, so bin ich's jetzt«, fuhr er fort. »Die Menschen sind erledigt, die Tiere erledigen sie, und ich bin auch erledigt. Das hier gibt mir den Rest.« Er ballte die Hände und legte sie auf den Rücken, um sie nicht mehr sehen zu müssen.

»Und wenn das Land ohnehin erledigt ist, kann ich ja noch ein bißchen nachhelfen. Was würdest du davon halten, dich einer Safari-Gesellschaft anzuschließen, Don? Wir jagen Großwild für die Reichen und verdienen am Niedergang, vor dem Fall. Die politische Aufklärung überlassen wir den Jungen, die haben einen besseren Magen dafür. Na, was meinst du?«

Don Bruce sah den hohen Mugumo, den Gebetsfeigenbaum, mit seiner kleinen, vieltürigen Kathedrale aus Luftwurzeln an und drehte sich dann unbewußt in Richtung des Mount Kenya.

»Ganz wie du willst, Boss«, erwiderte er. »Wenn die Farmarbeit mir's erlaubt, bin ich dein Mann. Aber jetzt komm – verschwinden wir von hier und machen wir uns sauber, bevor wir uns betrinken.«

»Warum müssen wir uns erst saubermachen, bevor wir uns betrinken?« fragte Brian, den Weg hügelabwärts einschlagend, das Gewehr am Lauf geschultert. Hinter ihm folgte dicht aufgeschlossen Kidogo mit dem Kind. Im fernen Busch wuffte ein Nashorn, und ein Buschbock bellte, und über

den hohen Bäumen segelten die Geier nach wie vor am klaren, blauen Himmel. Don Bruce reichte seinem Freund ein Messer.

»Das hab' ich auf der Fährte gefunden«, sagte er. »Du mußt vorsichtiger mit dem Ding umgehen. Kannst nie wissen, ob dir je wieder ein so feines Messer unter die Augen kommt.«

13

Brian entschloß sich für die soeben dem Verkehr übergebene, Nyeri umgehende neue Straße und steuerte in Richtung Thika und Nairobi. Man schoß mit diesen tüchtigen europäischen Straßen heutzutage übers Ziel hinaus. Noch keine zehn, zwölf Jahre war es her – zehn Minuten, schien es –, da gab es bloß die von den Kriegsgefangenen Makkaronis gebaute Asphaltstraße den Nairobi-Naivasha-Weg hinunter. Bald würde man die lange, gerade, vierspurige Autobahn von Nairobi nach Nanyuki haben, lächerliche zwei Stunden gemächlicher Fahrt, wo man früher, mein Gott, an dem roten Staub beinahe erstickte, die Wege glatt wie Wagenschmiere und bei Nässe mörderisch klebrig waren. Würde gar nicht mehr lange dauern, und es gäbe keine Straßenschilder mit ›Naßwetter‹ oder ›Trockenwetter‹ mehr. Während er so auf Rennbahnrrädern auf der neuen, breiten, schwarz-asphaltierten Straße an Nyeri vorbeisurrte, überkam ihn ein leises Bedauern, daß man nicht mehr durch die kleinen Städte fahren mußte. Auf diese Weise verlor man den Kontakt mit den Leuten. Nyeri war ein so hübsches Städtchen, besonders wenn die Jacarandas, Bougainvillea, Frangipani und Kaffernbäume alle gleichzeitig blühten und die großen purpurnen, rosafarbenen, weißen und roten Blüten sich gegenseitig den Rang abliefen, das Auge des Beschauers wie aufgetakelte Eingeborene auf einer großen Ngoma auf sich ziehend. Und er vermißte es, daß er nicht mehr in Fort Hall bei seinem kleinen indischen Kameraden in der Duka auf ein Bier und ein Wurstbrötchen einkehren konnte. Bier ... selbst auf dem Teermakadam war

sein Mund trocken, und der Gedanke an ein großes, kühles Glas tauchte auf und wurde ebenso schnell wieder beiseite geschoben. Kein Bier mehr für dich, Dermott, mein Junge, sagte er. Und für ein verfluchtes Coke lohnt es sich nicht anzuhalten.

»Hapana simama shambani lako?« hatte Kidogo gefragt, als er Vollgas gab und sich stetig auf sechzig hielt, nachdem sie die Abzweigung nach Naro Moni, wo Tante Charlottes Farm lag, passiert hatten. »Kein Stop an deiner Farm?«

»Hapana«, antwortete Brian. »Wir werden die alte Memsaab und die anderen morgen besuchen. Ich möcht' noch vor dem Lunch in der Stadt sein, und zu Hause halten sie uns nur auf.«

»Ndio«, sagte Kidogo und schief ein. Eine der tröstlicheren Eigenschaften Kidogos ist es, dachte Brian, daß er sich nie mit mir streitet und meine Gründe anzweifelt. Was er sich wohl so denkt, außerhalb des Buschs, wenn er überhaupt denkt? Ich frage mich, ob unter dieser schwarzen Haut noch was anderes steckt als bloß eine lebende Maschinerie – außerhalb des Buschs?

Auf der Nairobistraße herrschte dichter Verkehr. Längs des halbfertigen Straßenbaus gab es die üblichen Sperren aus alten Benzinkanistern und die üblichen zeitvergeudenden Arbeiten, während die mächtigen Walzen den heißen, naßglänzenden Asphalt glätteten. Die sich wellenden Berge hätten grüner sein sollen, aber es hatte hier lange nicht geregnet, und das Getreide der Eingeborenen stand staubig und traurig-karg im Gelände. Oben, hinter ihm, blieben die Felder grün, weil ›Der Berg‹ und die Aberdare-Hänge immer etwas umwölkt waren. Die Siedler hatten sicherlich gewußt, was sie taten, als sie ein Riesenstück des Highlands auswählten und es den schwarzen Farmern übereigneten. Vor einigen Wochen war Brian über das ganze Gebiet geflogen. Aus der Luft bekam man immer ein besseres Bild. Da oben, Flügel an Flügel mit den Vögeln, als Punkt am Himmel, konnte man die Landkarte glänzender, tiefgrüner Kaffee-Shambas, die helleren Weizenanbauflächen und später die von Pyrethrumblüten schneeig bedeckten Felder, die so viel Geld einbrachten, einsehen. Man sah die

schwarzgrünen, gepflegten Baumgruppen, die den Wind abhielten, und die blässeren Schatten des stacheligen Sisals. Sisal bedeutete wieder Geld, sinnierte er. Nach dem Krieg war sein Preis stark abgesunken, als sie alles durch Nylon und andere synthetische Stoffe ersetzen wollten. Aber wahrscheinlich hatte man doch herausgefunden, daß man gewisse Dinge besser aus dem bewährten, alten Material herstellen konnte. Beispielsweise ein Seil zum Hängen, schoß es ihm durch den Kopf. Wenn man Peter Poole heut abend aufknüpft, möcht' ich wetten, daß es nicht mit Nylon geschieht. Es wird ehrlicher, heimatlicher Hanf sein, in Merry Old England zum Seil verarbeitet.

Irgendwo mußte heute großer Markttag sein, schätzte er, als er die Kikuyufrauen, unter riesigen Bananenlasten keuchend, vorbeiströmen sah. Da war eine junge Frau, für den Markt mit ihrer besten Shuka aufgeputzt. Sie trug sogar einen Büstenhalter; die waren in den letzten zwei Jahren sehr beliebt geworden. Ihre Shuka klappte vorn auseinander, um das schreiende Flickwerkmuster ihres selbstgefertigten BH zu zeigen. Auf ihrer Hüfte trug sie ein Baby, auf dem Rücken eine Last Bananen, von den Trageriemen gehalten, die tief in ihre Stirn einschnitten. Im Arm hielt sie ein anderes kleines Kind, und nach allen äußeren Anzeichen zu schließen, wuchs ein drittes Mtoto in ihrem Leib. Das hätte man in den alten Tagen nicht zu sehen bekommen, nicht einmal, als ich noch ein kleiner Junge war, dachte Brian. In den alten Tagen, bevor Büstenhalter modern wurden, brauchten sie viele Frauen, weil die Stammesgesetze ihnen verboten, mit ihren Frauen zu schlafen, während diese noch nährten. Wenn so ein Bursche sich nicht regte und sich ein paar Extrafrauen kaufte, mußte er zwei Jahre, nachdem seine Frau schwanger geworden war, ohne Bettkomfort auskommen. Die waren gar nicht so dumm damals. Selbst das Töten erstgeborener Zwillinge hatte Sinn. Zu anstrengend für die Mutter. Alles, was sie taten, hatte einen bestimmten Grund. Eine Frau konnte nicht auf dem Feld arbeiten, wenn sie ein Kind nährte und ein zweites austrug.

Die Männer hatten sich noch mehr verändert als die Frauen, und dieser Veränderungsprozeß schien sich jedes Jahr fortzusetzen. Man mußte schon

tief in den Busch eindringen, vielleicht bis hinter den Kinangop, um noch die echten, alten Kikuyus anzutreffen. Oben in den abgelegenen Bergen, wo die Pläne geschlossener Hüttensiedlungen noch nicht voll verwirklicht worden waren und die Kikuyus auf kleinen, isolierten Flecken in ihren Bienenstöcken aus Lehm und Flechtwerk hausten, statt in den verdammt großen Dörfern. Dort konnte man gelegentlich noch den Ältesten im Affenhautmantel sehen, und die männliche Standarduniform war nach wie vor der alte Armeemantel und der vom Regen aufgeweichte Hut. Und barfuss liefen auch noch einige. Die Männer aber, die man jetzt sah, selbst außerhalb der Städte, schienen alle verdammt gut angezogen.

Sie sehen wie eine neue Rasse aus, dachte er – schon nach zehn Jahren sehen sie wie eine neue Rasse aus. All die smarten jungen Burschen in der Stadt in ihren Uhuru-Phantasieuniformen, weißes Hemd, schwarze Hose und rotes Halstuch, machen einem das V-für-Viktoria-Zeichen und grüßen laut mit ›Uhuru‹, wenn man ›Jambo‹ sagt. Aus Hallo ist jetzt *Freiheit* geworden. Oder Tod, wenn sie sie nicht kriegen – und vielleicht Tod, weil sie sie kriegen.

»Ja, dir auch Uhuru, Kamerad!« brüllte er einer Gruppe Kikuyu- Männer zu, die dem vorbeifahrenden Wagen das V-Zeichen machten und ›Uhuru‹ riefen. Brian verballhornte das V-Zeichen und stieß die gespreizten Finger nach oben – das ordinäre Zeichen der klassischen Beleidigung in allen britischen Ländern. »Uhuru! Hoffentlich gefällt's dir auch, wenn's mal kommt!«

Uhuru, daß ich nicht lache! *L'indépendance* im Kongo. Die konnten die Freiheit nicht mal buchstabieren, vom Definieren ganz zu schweigen, und noch weniger konnten sie sie praktizieren. Ihre Freiheit bestand aus der Freiheit, sich gegenseitig die Gurgel durchzuschneiden. Brian stieß Kidogo an, der blinzelte und grinste. Seine phantastisch biegsamen, hornigen Füße griffen beinahe ineinander.

»Uhuru«, sagte Brian, ihn aus dem Augenwinkel beobachtend. »Wie willst du denn Uhuru haben, wenn's mal kommt? In der Tüte oder in der Flasche? Wirst du's vom Fleck weg essen oder mit nach Hause nehmen, um erst mal

alles in Ruhe zu zählen? Wirst du's in einer Höhle vergraben? Los, sprich schon, du verfressener künftiger Premierminister.«

»Ha?« Kidogo war noch nicht ganz wach. »Nini?«

»Ich sagte Uhuru! Freiheit, du dämlicher Nugu! Weißt du nicht, was Freiheit ist?«

»Hapana«, sagte Kidogo. »Hapana uhuru. Sina. Ich hab' keine. Hast du mich aufgeweckt, um mich das zu fragen?«

»Klar.« Brian sprach gerne Englisch mit Kidogo. Aber Kidogo kannte wahrscheinlich nur sechs Worte englisch, und die hingen alle irgendwie mit ›verdammt‹ zusammen. »Alles redet heutzutage von Uhuru. Es ist die große Mode. Was bist du eigentlich für ein Mshenzi, was für ein Wilder bist du, daß du nichts von Uhuru weißt?«

»Ich weiß nicht, wovon du redest«, meinte Kidogo würdevoll. »Wenn du mich für etwas Vernünftiges, sagen wir, wegen einer Reifenpanne, brauchst, dann weck mich.« Er drehte Brian den Rücken zu, kauerte sich in die andere Ecke des Vordersitzes und schlief wieder ein. Brian grinste. Es gab nicht mehr viele Kidogos, und einer war eine Million dieser verfluchten, aufgetakelten Zuhälter wert, die man heutzutage zu sehen bekam. Er riß scharf das Steuer herum, um einen Frontalzusammenstoß mit einem Volkswagen voller Afrikaner zu vermeiden, der hinter einem großen moslemischen Baulastwagen auf dem Gipfel der Anhöhe auftauchte. Brian fluchte. Die Afrikaner in dem VW hatten ihn ausgelacht, als er ihnen ausweichen mußte. Der VW hatte vorn und hinten ein Fahrschule-Schild. Man sah jetzt immer mehr Afrikaner in Autos. Früher war ein Fahrrad das Non plus ultra der Wohlhabenheit gewesen.

Er fuhr jetzt durch dicht bepflanztes Sisalland; die großen Speere der saftig dastehenden Pflanzen waren zollhoch mit grauem Staub bedeckt. Eines mußte man zugunsten des Sisal sagen: es dauerte zwar sieben Jahre, bis eine Ernte sich bezahlt machte, aber es war eine zähe, nicht umzubringende Pflanze, wenn sie einmal Wurzel gefaßt hatte. Trockenheit konnte ihr nichts anhaben. Sisal, dachte Brian, ist ein Beispiel für einen der großen Unterschiede zwischen dem afrikanischen Kleinfarmer und dem

weißen Siedler. Man zeige mir mal einen Nig, der bereit ist, sieben Jahre auf den Ertrag einer Aussaat zu warten – oder, genau dasselbe, man zeige mir einen Nig, der bluten und leiden würde, um Kaffee und Tee aufzupäppeln, bis man die geldbringenden Ernten einheimsen kann. Mais, ja, den pflanzen sie an, und Kartoffeln und Weizen, weil man's gleich aussähen und stecken kann, nachdem man das hohe Gras abgebrannt hat, und sofort sprießt was, das man abschneiden und auf dem Markt verkaufen kann. Zuckerrohr pflanzen sie, weil es einfach nichts gibt, was Zuckerrohr am Wachsen hindern könnte. Shauri ya mungu – dieses gute, alte Gottesgeschenk. Aber daß sie einen Baum pflanzen würden, um die Frucht vor dem Wind zu schützen? Im Gegenteil, viel eher würden sie ihn fällen, um ihn fallen zu sehen. Die Blödlinge haben alles abgeholzt, die schönen Zedern, Gummibäume und wilden Hyazinthen, um sie zu verfeuern. Soll der Boden ruhig vom Winde verweht werden. Geschieht ihnen ganz recht, wenn der ganze Klumpatsch im Indischen Ozean verschwindet. Uhuru. Alles frei, um verplempert zu werden – selbst das Land. *Unser* Land, das *wir* geschaffen haben. Jetzt kam Brian nach Nairobi, nach Muthaiga, wie in richtiges, komfortables weißes Land.

Er bog von der Asphaltstraße ab und in eine Kiesauffahrt ein, die sich zwischen sauber gemähtem Rasen unter hohen Jacaranda- und rosigen Kaffernbäumen dahinwand. Einige kürzlich gestutzte Frangipani, alte, mit knorrigen Stämmen und dicken rauen Ästen wie die schwieligen Finger eines Arbeiters, stießen mit ihren wächsernen, rosa-elfenbeinernen Blüten und ihrem zarten Duft nach ihm, als er den Rover vor einem offenen Parkplatz stoppte. Ein wirklich bequemer Wohnblock war's, weit genug außerhalb Nairobis, um ruhig zu sein, und der Muthaiga-Klub lag gleich gegenüber, falls man mal rasch einen heben wollte. Na, und wenn man keinen heben wollte, konnte man ein paar Runden Golf spielen oder sich mit jemandem an der Bar unterhalten. Bißchen langweilig, bißchen Jahrhundertwende, Poona 1902, der alte Muthaiga-Klub, sehr pukka sahib, roch nach Kolonialoffizier, aber immerhin noch das beste, was die Stadt zu bieten hatte. Und es hatte eine Zeit gegeben, da war Muthaiga *der* Bezirk

gewesen, in dem man wohnte. Natürlich war das, bevor die Stadt komplett verrückt wurde und sich nach allen Seiten ausdehnte, über ganz Ngong und nach Hurlingham hinaus. Wir haben mehr Boulevards als Paris und mehr Kinos als London, dachte Brian säuerlich. Wir haben sogar ein Freilichtkino. Diese einstige Büffelsuhle, diese Elefantenfähre ist heute eine Metropole. Sie hat ein Drive-in-Kino. Uhuru am Arsch! Ich starre vor ehrlichem NGD-Dreck und werd' mich waschen und in meinen Hinrichtungsanzug steigen. Sauberes Blau,nehm' ich an, für einen so feierlichen Anlass.

Brian stieg die schmale Treppe zu seiner Wohnung im zweiten Stock hinauf und schloß die Hintertür auf. Auf den ersten Blick bemerkte er, daß jemand den Scheuereimer und Wischlappen auf der Veranda gelassen hatte. Er würde Kidogo ein paar Schillinge geben und ihn auf dem Weg in die Stadt beim Safari-Magazin absetzen. Hätte er eigentlich schon vorher tun sollen, aber er hatte in seiner Zerstreutheit nicht daran gedacht. Könnte den Burschen eigentlich im Wagen weiterpennen lassen. Er wüsste sowieso nicht, was er in einem Hause tun sollte. Hat in seinem ganzen Leben noch auf keinem Stuhl gesessen. Stühle, Sessel, das kam später – nach Uhuru.

Brian öffnete die Tür und machte Licht. Es war eine kleine Wohnung, klein für Kenia-Begriffe, wo man große Familien gewohnt war. Es war auch keine sehr gut möblierte Wohnung. Er hatte sie schon lange – seit Valerie nach London gegangen war. Die Wohnung war genau, was sie schien – angenehmes Absteigequartier eines gelegentlichen Stadtbewohners. Wie hatte diese Amerikanerin, eine eifrige Naturalistenphotographin, sie genannt? Ein ›Huratorium‹? Valerie hatte das auch sofort spitzgekriegt, auf diesem letzten Trip. Sie hatte nicht in ihr wohnen wollen.

Das war's natürlich, kein Zweifel. Ein Ort, wo man seine Stadtkleidung hängen hatte und wohin man eine Frau auf eine schnelle Schäferstunde nahm, wenn sie nach einer langen Nacht in der Stadt willig schien. Ein

Huratorium mit einem großen Diwan, einem Paar Polstersessel, einem kleinen Kamin und einer echten, imitierten Kirmanshah-Brücke aus Mombasa auf dem Boden. Ein nicht zu teurer Plattenspieler und ein Stapel moderner Platten, ein paar ohne Hülle. Eine kleine Bar mit einem verschließbaren Likörschränkchen in der Ecke. Eine Reihe unpersönlicher Bücher – Detektivgeschichten, von den Safaris mitgebracht, und ein paar zeitgenössische Romane in farbenfrohen Umschlägen. Einige schnell erworbene Jagddrucke an der getünchten Wand. Zwei Schlafzimmer, ein Badezimmer und eine kleine Küche mit elektrischer Tiefkühltruhe und einem verschließbaren Speiseschrank. Nichts, was einem wahren Heim gleichkäme. Es gleicht einem Hotelzimmer mehr als ein Hotelzimmer, dachte Brian, und heute bin ich nicht der einzige Bewohner.

Brian ging in die Küche und sah ein halbes Dutzend gebrauchter Gläser im Abwasch, einige Kaffeetassen und ein paar aufeinander gestellte Teller, unabgewaschen, daneben. Im Kühlschrank standen frisches Bier und Coca-Cola und ein angebrauchter Eierkarton. In einer abgedeckten Schale war Butter, und jemand hatte ein Marmeladeglas aufgemacht.

»Pip«, sagte er. »Bruder Philip. Kam in die Stadt, um mit seinem Mädchen Haushalt zu spielen. Schlampiger junger Hund.«

Brian betrat das Schlafzimmer und stellte fest, daß ein Bett zerwühlt war; das Kopfkissen war noch eingedrückt. Ein Hemd, eine Unterhose und ein Paar Socken lagen in einer Ecke, und ein Trenchcoat war über das Fußende des Bettes geworfen.

»Natürlich Pip«, sagte er laut. »Ich werd' ihm ein böses Briefchen schreiben und ihn zum Lunch ins *Norfolk* einladen.«

Brian sang falsch unter der Dusche. Wenn man bedenkt, daß ich stinknüchtern zu einer Hinrichtung in die Stadt kam, dachte er, sich den Nordgrenzen-Lavastaub aus dem dichten graugesprenkelten Haar seifend, bin ich eigentlich ganz lustig. Aber ein anständiger Schluck würde mich natürlich noch lustiger machen. Nach dem Duschen ließ er die Badewanne volllaufen und lag eine Viertelstunde oder länger faul im Wasser. Er spürte, wie sich der Schmutz des Nordgrenzdistrikts langsam aus seinen Poren

löste. Dann drehte er die Dusche wieder auf, diesmal kalt, und brüllte, als die eisigen Nadeln in seine Haut stachen. Er rasierte sich sehr sorgfältig und ging in seinen Shorts ins Wohnzimmer, um sich ein Coca-Cola einzuschenken. Wieder schob er den Gedanken an ein Bier beiseite.

Er öffnete die Tür zum Kleiderkabinett und fuhr mit dem Finger über die Reihe der dort hängenden Anzüge. Eine ganz nette Auswahl für einen armen weißen Jäger, dachte er. Armer weißer Jäger, mein Hintern! Ich bin der Dermott aus der *Saturday Evening Post*. Ich bin der Dermott aus *Readers Digest*, Ich bin der Dermott in *Life Goes on Safari*. Bin der Mode-Jäger, der internationale Salonlöwe. Daß ich nicht kichere, dachte er. Alles Tünche. Ich bin doppelt so unecht wie die Filmstars, für die ich von Zeit zu Zeit als Double arbeite. Im Grunde bin ich eine lausige, busckleppernde Wild-Amme, und ich würde auf Anhieb sofort wieder zurückgehen, wenn ich glaubte, daß das Land noch eine Chance hätte.

Aber es waren nette Anzüge, gut und sorgfältig und mit besonderem Blick für das Ruhige ausgewählt. Die meisten waren englischer Herkunft, einige Abend- und Sportsachen stammten jedoch aus Italien, und er hatte einen ganzen Wandschrank voll amerikanischer Sportdresses, die ihm der amerikanische Kunde, den er in Palm Beach und Nassau hatte besuchen müssen, mehr oder weniger aufgedrängt hatte. Schöne Sachen in Kaschmir, leichte Tweedstoffe, feiner, weicher Feinwollstoff und schwere italienische Seide. Brian war sehr für gute Kleidung, außerdem war es gute Geschäftspolitik, sich elegant aufzutakeln. Jetzt wählte er einen blauen Zweireiher, den er besonders gern trug, und nahm sich ein Paar schwarze Boxcalfschuhe, die sauber und mit Leisten versehen neben anderen in Reih und Glied im Schrank standen.

Nachdem er sich bis auf sein Jackett angezogen hatte, kitzelte er ein paar Worte an seinen Bruder und stellte den Zettel aufrecht auf die Bar. Dann streifte er sich den im Wandschrank hängenden Schulterhalfter über, griff in die khakifarbene Dudelsacktasche, die er immer bei sich hatte, zog einen kurzläufigen .38er Smith & Wesson Polizeispezialrevolver aus dem Futteral und schob ihn in seinen Schulterhalfter. Danach zog er das Jackett an und

strich es an sich glatt. Die Ausbuchtung unter seinem linken Arm war kaum zu sehen. Er schloß die Wohnungstür ab und ging zu seinem Wagen. Kidogo war wach.

»Du siehst sehr maridadi aus, Bwana. Gehst du auf Frauenjagd, oder willst du jemand töten?«

»Weder noch«, antwortete Brian, sich ans Steuer setzend.

»Warum trägst du dann einen Revolver unterm Arm?« fragte Kidogo. »Wenn du niemand töten willst?«

»Geht dich gar nichts an«, erwiderte Brian, auf den Starter drückend. »Ich setz' dich vor dem Laden ab. Du kannst dort übernachten. Morgen fahren wir auf die Farm zurück und bleiben eine Weile bei Memsaab Mkubwa und Memsaab Nell, bevor wir wieder nach Norden zu unserer Safari fahren.«

»Das ist gut«, sagte Kidogo. »Wie zu alten Zeiten im Mau Mau.«

»Wie meinst du das?« fragte Brian, in die Straße einbiegend.

»Nun«, erklärte Kidogo, »in den alten Tagen, wenn du aus der Stadt fuhrst, hast du deine Krawatte und Pistole abgelegt und sie hinten in die Gari geworfen. Und wenn du wieder in die Stadt zurückkamst, hast du die Krawatte umgebunden und die Pistole eingesteckt. Deswegen fragte ich dich, ob du jemand töten wolltest.«

»Nein, will ich nicht«, entgegnete Brian. »Da. *Heia!* Da hast du Geld. Besauf dich nicht. Wiedersehen morgen.«

Kidogo sah etwas enttäuscht aus, als er ausstieg.

»Wir haben schon sehr lange niemand mehr getötet«, meinte er und ging davon, dem Laden zu, in dem Brian seinen Safari-Bedarf und seine Zeltausrüstungen zu lagern pflegte.

Brian blickte ihm nach, sah die dünnen, dornenvernarbten Beine unter den schäbigen Khaki-Shorts, den beinahe gebrechlich scheinenden Körper unter den hageren Schultern in der sonnengebleichten, zerflickten Jacke, sah die großen, auswärts gebogenen Zehen und die langen, hornigen Fersen kleine Staubwölkchen aufwirbeln, während Kidogo auf die Magazinschuppen zuschritt – und spürte plötzlich eine Welle väterlicher Zärtlichkeit für den Wilden in sich aufsteigen, den Wilden in seinen alten Kleidern und dem

Messer in der Scheide, seines Speeres beraubt, einsam und deplaciert fern der Steppe und den Bergen. Er sah in der Stadt so – so *klein*, hilflos und aus seiner gewohnten Kulisse herausgerissen aus. Nackt, unter Elefanten oder auf Menschenfährten, sah er gar nicht klein und hilflos aus. »Dogo!« rief Brian ihm nach, ohne zu wissen, warum.

Kidogo blieb stehen und wandte den Kopf.

»Bwana?« Dabei kratzte er sich hinten am Kreuz.

»Nichts. Paß auf dich auf, wenn du in die Stadt gehst. Daß – daß dir nichts passiert.«

Kidogo zuckte die Schultern und lachte kurz auf.

»Der Elefant kümmert sich nicht um Hyänen«, sagte er. »Warum sollte ich mir über diese Fisi in den Kleidern des weißen Mannes Gedanken machen?«

»Hyänen fressen tote Elefanten«, rief Brian hinter Kidogo her. Und plötzlich war er beruhigt. Kidogo war in der Stadt genauso richtig wie Kidogo im Busch. Wahrscheinlich machten ihn die alten Erinnerungen nervös. Je mehr er von der Stadt Nairobi sah, desto weniger gefiel sie ihm, und desto unbehaglicher fühlte er sich. Vielleicht fühlte Kidogo sich hier wohl, weil er sich keine Gedanken machte.

»Mit mir wird's so schlimm wie mit Pa und seinen sagenhaften guten, alten Tagen«, murmelte er in sich hinein. »Wahrscheinlich ein Anzeichen zunehmenden Alters. Aber wenn ich nervös bin, ist das noch gar nichts im Vergleich zu dem armen Peter Poole zu dieser Tagesstunde. Sein letzter Tag auf Erden heute. Ob sie ihm wenigstens was zu trinken geben?«

Es war erst fünf Jahre her, seit Brian einen Rappenantilopenkopf an seine Bürowand genagelt und ein Namensschildchen an die Bürotür geheftet hatte. Die Firma hatte sofort Erfolg gehabt. Er inserierte das Beste und erfüllte sein Angebot bis zum Rand. Mit seinen Kundinnen schlief er nur, wenn es sich nicht vermeiden ließ; denn die Gefühle der Dame durfte er nicht verletzen und seine Safari dadurch gefährden. Und dann brachte er es doch immer wieder fertig, auch am Schluß der Safari noch ihren Whisky zu

trinken. Aber jetzt trank er ihren Whisky nicht mehr. Seine Leber verbot es ihm.

Eigentlich, dachte er, auf den Stadtkern Nairobis und die bevorstehende Hinrichtung eines Mannes namens Peter Poole zufahrend, hatte er einen langen Entwicklungsweg hinter sich, in guter und schlechter Hinsicht, der einfache Bursche Brian Dermott, der an diesem Augustabend 1960 genauso gut hätte auf seine Hinrichtung warten können. Es war ein langer Weg von dem Wildhüter, der seiner Liebe zu den Tieren gelebt hatte, bis zu dem weißen Jäger, der jetzt vom Tod der Tiere lebte. Der sich für den Tod der Tiere nur entschieden hatte, weil die Tiere sowieso ausstarben, wie das Land zum Teufel ging, wie die Menschen dieses Landes zum Teufel gingen, wie er selbst, Brian Dermott, zum Teufel ging. Wenigstens hatten die Tiere, die er jetzt tötete oder deren Tod er veranlaßte, einen Erinnerungswert, statt anonym und unpersönlich in Schlingen zu verrecken oder in Wildgruben zu verhungern und als Schwarzmarktfleisch verkauft zu werden, während das Elfenbein zu Armbändern verarbeitet und das pulverisierte Horn der Nashörner als Aphrodisiakum an impotente alte Hindus verkauft wurde und ... Er schreckte zurück, als er an Impotenz dachte. An das Wort *impotent* mochte er gar nicht mehr erinnert werden, ebenso wenig wie an das Wort *brennen*.

Ich habe dasselbe Recht auf die Tiere, dachte er, wie so ein verdammter Giriama, der sich ein Rhinozeroshorn abhackt, um es an die Mombasa-Jungs zu verhöckern, die es in ihren Dhaus nach Indien verschiffen und an einen verfluchten, ausgelaugten alten Trottel liefern, damit er es kleinmahlen, in den Tee schütten und falsche Erektionen hervorbringen und noch mehr verfluchte Wahindi-Bälger zeugen kann. Aber vielleicht hätte ich auch mal so 'n Rhinozeroshorn gebrauchen können, dachte er und grinste säuerlich bei der Erinnerung. Dann zuckte Brian leicht mit der Schulter und bog zum Hotel *Norfolk* ab. Meist traf er da Bekannte. Es war die Zeit für den Drink vor dem Lunch im Hotel Norfolk.

14

Hoch über der ordinären neuen Stadt, die sich schlampig wie eine Hure spreizte, zogen die Geier ihre Kreise, drehten sich im Raum, glitten auf steifen Flügeln geduldig im Nichts. Von den kreisenden Punkten abgesehen, war der Himmel über Kenia makellos blau, nur dann und wann, weit hinten dem Rift zu, von einem Wölkchen unterbrochen. Einem sinnlosen Wölkchen, das wehmütig und teilnahmslos über Longonot hing. Staub bepuderte die Reihen der Eukalyptusbäume, die die Governments Road einsäumten; und Staub quirlte seifig unter den Rädern des Landrovers, als Brian Dermott in die mit Schlaglöchern übersäte Gasse einbog, die zur Rückfront des Hotels Norfolk führte. Staub lag schwer auf den Bougainvillea, bedeckte die rotgefärbten Laubblätter. Heute würde es nicht regnen, genauso wenig wie gestern. Es würde sich bloß etwas zusammenballen und dann verziehen.

»Und das soll nun der Anfang der kleinen Regenzeit sein«, sagte er laut beim Schalten. »Das Wetter ist auch total verrückt geworden, wie alles andere. In einem Jahr gießt es zwölf Monate lang. Im nächsten fällt kein Tropfen. Aber wahrscheinlich pisst es bald im Norden, und im Massailand bleibt's trocken wie mein Mund. Alles auf den Kopf gestellt.« Er schüttelte den Kopf und blickte zum Himmel empor. Die Geier segelten noch immer mühelos dahin.

Der gepflasterte Hof stand voll von chromblitzenden neuen Wagen, aber ein schmaler Parkstreifen war noch frei, in den Brian vorsichtig hineinfuhr. Auf den kleinen Veranden der alten Ferienhäuschen saß niemand, und kein Papagei hockte im Baum, um einen zu beschimpfen. Der verschwundene Papagei, wie Moussa in der Bar, gehörte zu den alten, besseren Tagen, als man sich noch auf das Wetter verlassen konnte und -manchmal auch – auf die Menschen.

Brian Dermott schwang sich aus dem Wagen. Ein Junge und ein Mädchen, feuchte Handtücher über ihren Badeanzügen, tauchten auf einem schmalen,

steilen Pfad auf, der von dem neuen hoteleigenen Freibad heraufführte. Brian ging zum Hotel, wandte sich auf der Hinterveranda nach links und dachte: Kann mich nie daran gewöhnen, daß das alte *Norfolk* einen Swimming Pool hat. Auch nicht an das echt französische Trottoircafé im *Neuen Stanley* und an die trinkenden Nigger im Foyer des *Stanley*. Wenigstens scheinen sie die *Norfolk* -Bar nicht zum Stammlokal erkoren zu haben. Bis jetzt jedenfalls noch nicht. Vielleicht scheucht sie der Geist des alten Delamere fort, 'ne Art weiße Vogelscheuche für schwarze Vögel.

Er wandte sich nach rechts in die dunkle, düster-eichene Bar. Ein goanesischer Barkeeper, gedrungen und unlustig, blickte von einer Zahlenreihe auf, die er mit einem Bleistiftstummel auf einer linierten Notizblockseite addierte. Ein afrikanischer Kellner mit rotem Fez, in weißer Drillichjacke und weißem, hinten geschlitztem Sarong stand breitbeinig in der Tür, die nackten, hartsohligen Füße fest auf den Boden gestemmt. Er blickte hoffnungsvoll auf die leere Vorderveranda hinaus, die noch nicht von cocktailtrinkenden Mittagsgästen wimmelte. Ein anderer Kellner, ähnlich angezogen, stand hinter der Bar. Er lehnte sich aus dem quadratischen Durchreichefenster, die Ellbogen auf den Sims gestützt, und sprach in ernstem Ton in Meru auf einen anderen, unsichtbaren Kellner auf der Vorderveranda draußen ein. Brians harte Städterabsätze klapperten auf dem Boden, aber keiner der beiden Afrikaner rührte sich beim Geräusch seiner Schritte.

»Guten Tag, Mr. Dermott«, sagte der goanesische Barkeeper und beugte sich über den Bartisch. »Sie sehen sehr wohl aus.«

»Danke«, erwiderte Brian. »Ich nehme ein Coca-Cola, bitte.«

Möchte bloß wissen, wie viele Gins ich an dieser Bar schon verkonsumiert habe, dachte Brian; an dieser, allein dieser Bar, von den anderen ganz zu schweigen. Wie viele Whiskys, wie viele Biere? Wie oft hab' ich hier gelacht, wieviel Spaß hab' ich gehabt, wieviel Streit an dieser alten Bar? Ehe Moussa ging und alle Fröhlichkeit mitnahm? Moussa fühlte sich einsam im *Stanley*, dachte Brian. In dieser kleinen Bar im Grillroom hat er niemand, mit dem er sich unterhalten kann wie früher in den alten Tagen.

Brian Dermott sah sich um. Niemand in der Bar – niemand in den Nischen, niemand auf den Barstühlen. Nur er, der Goanese und die beiden Kellner in diesem Raum, der so viel Gelächter, so viele Handgreiflichkeiten erlebt hatte; der den *alten* Lord Delamere gesehen hatte, der, seine lange Mähne wie ein zorniger Löwe schüttelnd, auf dem Bartisch auf und ab rannte und plötzlich mit beiden Füßen mitten in das Gewühl von Körpern sprang, lachend und mit den Fäusten drauflosdreschend, dabei einen Massaikriegsruf ausstoßend und mit den kleinen Füßen um sich stoßend. Lang, lang ist's her, dachte er, seit der alte Delamere und seine haarigen Gefolgsleute sich hier besoffen und die Ziegel von den Hausdächern herunterschossen.

Er zündete sich eine Zigarette an und nippte unlustig an seinem Coke. Das ist nun die Geschichte meines neuen Lebens, dachte er. Ein Coke ohne Begeisterung. Was ist schon ein Coke, Pepsi oder das andere Zeug am Ende eines langen, schweren Tages, Staub wie Pelz an den Beinen, das Haar verfilzend, die Wimpern verklebend; Staub zwischen den Zähnen, verkrustetes Tierblut unter den Nägeln, dreckige Pfoten, die Augen rotgerändert von Sonne und Wind, die Lippen gesprungen und schwarz von Sonne, Staub und Durst? Und dann ein Coke, wo man nichts als ein Bier haben möchte, zwei Bier, eiskalt, die Dose mit einem einzigen langen Schluck durch die Gurgel jagend, um den Oberstaub erst mal runterzuspülen; dann den scharfen Biss des Gins in übersprudelndem Sodawasser oder noch schärfer in grünlichem Martini, und dann den Kognak nach dem Kaffee, und dann den dunklen, braunen Scotch vor dem Kamin, bis das Mahl, die Müdigkeit, der Gin und die Zufriedenheit einen in den Schlaf wiegten; Begleitmusik: Hyänengeheul. Und jetzt, dachte er – ich, mimi, Brian Dermott – *jetzt* trink' ich Coke. Ich trinke Coca-Cola und Pepsi-Cola. Ich trinke Zitronensaft, Orangensaft, Limonade, geeisten Tee und Kaffee. Alles, was flüssig ist, bloß keinen Alkohol. Was für ein feiner weißer Jäger ich geworden bin! Eine Schande für die ganze Innung. Ein Tritt in den Hintern der Legende vom ausgepichten Magen. *Wollen Sie noch etwas Tee, Madame?* äffte er in Gedanken höhnisch nach, wie der alte Eric

ihn nachäffte, wenn er Brian einen ›Salonjäger‹ nannte. Wollen Sie ein Coca-Cola, Himmelherrgottsakrament?! Nein, sagt Madame: nein, Himmelherrgottsakrament, Madame will einen doppelten Martini und wenig Vermouth drin, bitte, und dann wird Madame mir sagen, wie gut ich aussehe und wie sie mich bewundert, daß ich mich an meine fünfmal verfluchten Cokes und all die anderen beschissenen Limonaden und sonstigen ekelhaften -aden halte.

Mit Ausnahme dieser neuen Madame, die ich gerade im Busch gelassen habe. Sie trinkt auch Cokes und scheint sich dabei auch nicht wohler zu fühlen als ich.

Trotzdem, Dermott, sagte er zu sich selbst, sag mir, was soll ich tun? Sag mir, was ich sonst tun soll, wenn ich weiterleben will? Wenn das überhaupt ein Leben ist. Alle alten, liebgewordenen Gewohnheiten an den Nagel hängen, selbst eins der kleinen Trösterchen, die Ngai einem im Alter gewährt. Spirit, Schnaps, Pombe, nenn's, wie du willst. Wenn ein Mann genug davon trinkt, ist es ein Teil seiner Persönlichkeit wie ein Schnurrbart oder, bei einigen, ein Revolver. Wie meiner, zum Beispiel, der verdammt unbequem ist. Die kommen auch aus der Mode, dachte er. *Revolver, Pistolen*. Hätte nie gedacht, daß die auch in Kenia mal aus der Mode kommen würden. Überall sonst vielleicht, aber nicht hier. Einer wenigstens hat's festgestellt, daß sie unpassend geworden sind. Heute stellt er's endgültig fest. Am eigenen Leibe.

»Geben Sie mir noch ein Coke«, sagte er zum Barkeeper.

»Übertreiben Sie's nicht, Kamerad.« Ein kleiner, dunkler Mann war hereingekommen, vom hellen Sonnenlicht draußen noch geblendet. »Das sind jetzt zwei Cokes hintereinander. Sie übertreiben nach der anderen Seite. Vergessen Sie nicht, was der Doktor sagte. Mäßigkeit, sagte er. In allen Dingen. Ich muß sagen, Sie sehen sehr gesund aus. Blendender als je.«

»Gehen Sie zum Teufel«, sagte Brian. »Ich wünschte, ich könnte Ihnen dasselbe Kompliment machen. Sie sehen wüst aus. Was trinken Sie?«

»Was Farbiges«, sagte James Bartlett. »Einen Doppelten, Fernandez. Ich möchte noch wüster aussehen. Wissen Sie, Brian, ich bewundere Sie kolossal. Unentwegte Selbstdisziplin und so weiter. Triumph des Willens! Wer hätte sich je träumen lassen, daß der alte Brian Dermott unter die Abstinenzler geht?«

»Ihnen wird man diesen Vorwurf niemals machen können, Sie versoffener Tatsachenverdrehler, jedenfalls nicht, solange andere für Sie bezahlen. Wahrscheinlich haben Sie Ihr übliches blödes Geschwätz für London 'runtergeschrieben, sich in Blut und Schmutz gewälzt und das Elend so richtig schwarz gemalt, damit die Presse dann ihre Falschinformationen für Millionen Leser draus kochen kann. Stimmt's?«

»Bitte, Mr. Dermott«, erwiderte Bartlett, »Sie überschätzen mich gewaltig. Ich bin bloß ein armes Würstchen in der großen Tageszeitung Seiner Lordschaft. Ich bin kein Starreporter für saftige Sachen. Sagen Sie mir nicht, Sie hätten diese Burschen in Schlapphut und Trenchcoat nicht auch schon gesehen! Das *New Stanley* ist voll von ihnen, alle für die Nachwelt und 's morgige Mittagessen schreibend. Seit Seiner Lordschaft der Hintern mit Grundeis ging, mit dem Büffel damals oder Elefanten oder was weiß ich, ist Afrika in Fleet Street e-e-e-norm wichtig geworden!«

»Es war ein Elefant«, meinte Brian. »Ich weiß Bescheid. Es passierte auf einer Safari von mir. Hat Seine Lordschaft ungemein beeindruckt. Ich schoß ihm das Biest vor der Nase weg, noch im letzten Augenblick. Schade, daß ich ihn nicht habe zertrampeln lassen, aber ich fürchtete, es könnte meinem Ruf als weißer Jäger schaden, wenn's auch 'ne Wohltat für die Welt gewesen wäre. So was tut man wohl nicht, selbst nicht nach den laxen Sitten von heute. Kunden verlieren, meine ich. Wenigstens ist noch *etwas* heilig bei uns, und wenn's bloß ein verdammter Kunde ist.«

»Seien Sie nicht so pessimistisch«, entgegnete Bartlett. »Sie haben Ihren Kopf noch auf 'm Hals, was man augenblicklich nicht von allen Leuten sagen kann. Ich dachte, Sie seien auf Safari. Extra wegen der Hinrichtung hergekommen?«

»Mhmm«, antwortete Brian. »Nehmen Sie noch einen. Wenn je einer den Galgen verdient hat, dann er. Spaß ist Spaß, aber heutzutage knallt man keine Wogs mehr am hellichten Tag ab, selbst wenn er Ihrem Hund mal 'n Stein nachwirft.«

»Er hätt's mit geistiger Umnachtung schaffen können, wenn die Verteidigung früher drauf plädiert hätte. Er war ja völlig übergeschnappt. Aber jetzt ist es zu spät. Ich hab' gerade Government House angerufen. Aussichtslos. Er wird gehängt, kein Zweifel.«

»Vielleicht ist er nicht verrückter als wir anderen«, meinte Brian. »Wahrscheinlich denkt er in diesem Augenblick, daß das Ganze nur ein Haufen politisches Theater wegen eines toten Wogs ist und daß die Kavallerie in letzter Minute angaloppiert kommt und ihn rettet, ehe man ihm die Haube überzieht.«

»Vor 'ner Woche hat man fünf Nigger gehängt, weil sie einen alten Farmer um die Ecke brachten«, erwiderte der Zeitungsmann. »Dann noch drei, weil sie gegen irgendein lächerliches Gesetz des Staates verstoßen hatten. Man kann nicht acht Männer an dem einen Donnerstag hängen und eine Woche darauf einen anderen *nicht* hängen, weil er weiß und die Leiche schwarz ist. Das hat sich Poole zeitlich verdammt schlecht eingerichtet.«

Brian schüttelte den Kopf.

»Ich weiß, ich weiß«, sagte er. »Aber trotzdem kann ich's mir nicht vorstellen, daß man hier einen Weißen hängt, bloß weil er einen Wog tötete. Gerechtigkeit oder nicht, früher wurden *Weiß*e nie gehängt. Nicht einmal wegen Mordes an anderen Weißen. Das war ein Grundprinzip.«

»Tja, das ist heute eine veraltete Denkweise«, entgegnete der Zeitungsmann. »Noch ein Coke?«

»*Nein*, auf keinen Fall«, antwortete Brian. »Ich hab' sie bis obenhin satt. Fernandez! Mix mir einen doppelten Martini!« Er wandte sich dem Zeitungsmann zu. »Sechs Monate nuckle ich jetzt schon an dieser gottverdammten Soße, und jetzt hab' ich genug. Komm mir vor wie jemand anders.«

»Well, hoffentlich bin ich nicht die Ursache Ihres Sündenfalls«, meinte Bartlett. »Sie trauern doch nicht etwa dem bevorstehenden Hinscheiden Mr. Peter Pooles nach?«

»Ich traure niemandes Hinscheiden nach«, gab Brian zurück. »Ich proste jetzt meinem verfluchten Schwager zu.« Er machte eine Pause und berichtete sich. »Meinem brandneuen, gottverdammten Prachtschwager.« Er verneigte sich leicht. »Prosit meinem neuen, verdammten Schwager, dem edlen Doktor! Auf deine Gesundheit, Dr. George Locke, der du mich zu meinem eigenen Besten auf den rechten Weg brachtest.« Seine Stimme klang geziert. »Mal wirst du dich übernehmen, Brian. Eines Tages wirst du umkippen, und wenn du wieder zu dir kommst, bist du schwachsinnig, Brian. Oder gelähmt, Brian. Oder tot, Brian. Diese Leber macht's bis zu einem gewissen Grad mit, und dann is's aus, Brian!«

Er verneigte sich wieder und trank seinen Martini mit einem Schluck aus.

»Ngine«, sagte er. »Noch einen, Steward. Diesmal kannst du's Eis drinlassen. Diesmal trinken wir auf meine neue Leber. Auf den Tag sechs Monate hat sie ohne Nachschub auskommen müssen. Die Arme stirbt vor Durst.«

Der Zeitungsmann betrachtete Brian Dermott neugierig. Dermott müßte etwa fünfunddreißig, höchstens sechsunddreißig sein, dachte er, aber trotz seiner komisch-klaren gelben Augen und dem sonnverbrannten, nicht gedunsenen Gesicht sah er gut wie fünfundvierzig aus. Er erinnerte sich, wie er Brian Dermott zum ersten Mal gesehen hatte. Seine Gesichtshaut war damals von den vielen Monaten in den Gebirgswäldern ohne Sonne kränklich-blass gewesen; er trug schmutzige Shorts, zerlumpte Tennisschuhe und eine alte Jagdbluse, die so oft von Afrikanern gewaschen worden war, daß von ihrem ursprünglichen Grün nur noch eine entfernte Erinnerung übrig blieb. Damals trug Brian die Maske eines achttägigen staubgestreiften, lohfarbenen Bartes und über seinen blutunterlaufenen Tieraugen eine ungeschnittene Löwenmähne, die er dauernd mit einem nervösen Ruck zurückwarf. Das war in der Bar des Mawingo-Hotels außerhalb Nanyukis gewesen, lange bevor das *Mawingo* an die Amerikaner

verkauft worden war, die aus ihm eine elegante, moderne Angelegenheit namens Mount Kenya Safari Club machten – Swimming Pool, Schweizer Direktor, Hollywood-Blondinen, fünfhundert Dollar Aufnahmegebühr, alles komplett. Brian Dermott war von mehreren Leuten umgeben gewesen, die nicht die Bohne sauberer aussahen als er, und alle waren sie sehr, sehr betrunken gewesen. Sie feierten ein besonderes Ereignis, von dem all die Mitsäuer immer wieder behaupteten, es erfordere die Verleihung des Adelstitels oder zum mindesten des St. Georgskreuzes. Tatsächlich ergab sich's, daß er für das, was er getan und weswegen er sich damals so betrunken hatte, nur die Georgsmedaille erhielt. Das war lange her, und als Brian Dermott nach London fuhr, um aus den Händen der Königin seine Auszeichnung zu empfangen, hätte er gut denselben Anzug getragen haben können, den er jetzt trug. Hätte auch genauso aussehen können. Beinahe genauso, dachte Bartlett. Mit Ausnahme des kurz geschnittenen Schnurrbärtchens unter der grausamen römischen Münzennase, das seinem Gesicht einen strengen Ausdruck verlieh. Mit Ausnahme der Ausbuchtung in seinem Anzug, die nur auf einen Revolver zurückzuführen sein konnte. Mit Ausnahme seines Alters. Und das war nicht *allein* Schuld des Schnurrbärtchens. Gewiß war er noch genauso schlank. Aber es war eine andere Schlankheit. Früher hatte er sich das Fleisch von den Knochen geschwitzt oder hatte es auf andere Weise verloren.

»Sie entsprechen dem allgemeinen Bild eines weißen Jägers etwa so gut wie ich dem eines Zeitungsmannes«, sagte Bartlett, laut denkend.

»Beide Typen sind in Tatsachenberichten und Romanen gleichermaßen verzerrt dargestellt worden«, meinte Brian. »Aber wie kommen Sie zu dieser erstaunlichen Feststellung?«

»Gott, mir fiel nur ein, wie ich Sie zum ersten Mal sah. Sie werden sich nicht mehr dran erinnern. Sie waren sternhagelvoll und dreckig. Sie sahen aus, als ob ein Hollywood-Regisseur Ihre Person von Stewart Granger hätte darstellen lassen und der Maskenbildner zu dick aufgetragen hätte. In Wirklichkeit sahen Sie eher wie Humphrey Bogart in *African Queen* aus. Jetzt sehen Sie wie ein verdammter Bankier aus. Mit Ausnahme Ihrer

Hände unter ihren gestärkten Manschetten. Die haben sich nicht verändert.« Den Revolver würde er lieber nicht erwähnen, dachte Bartlett. Da hatte sich auch nichts geändert, bloß daß Brian ihn jetzt unterm Jackett trug, statt auf der Hüfte.

Brian warf einen kurzen Blick auf seinen eleganten blauen Zweireiher und die tadellos gewienerten schwarzen Schuhe hinunter, fuhr sich mit der kräftigen, kurzfingerigen braunen Hand an die gemusterte blaue Krawatte und glättete sich das kurz geschnittene Bärtchen. Er lächelte.

»Wenn man zu einer Hinrichtung in die Stadt kommt, trägt man im allgemeinen wohl nicht seine Arbeitskluft«, meinte er. »Die Hinrichtung des jungen Master Peter Poole ist ein hochoffizielles gesellschaftliches Ereignis für Kenia. Gleichberechtigung ist jetzt amtlich, auch wenn sie in Form eines Henkerknotens exerziert wird. Eigentlich dachte ich, ich sähe in meinem sauberen Büroblau ganz hübsch aus. Schade, daß ich mir Ihnen zuliebe nicht ein Paar neue Hände wachsen lassen kann.«

»Der Tag, an dem Sie mal hübsch aussehen, wird ein Unglückstag sein«, meinte der Zeitungsmann. »Ich weiß nicht, früher sahen Sie irgendwie größer aus. Jetzt scheinen Sie ein bißchen eingeschrumpft zu sein.«

»Wußten Sie das noch nicht? Alle weißen Männer sind eine Idee eingeschrumpft«, erwiderte Brian. »Wir stehen in Afrika nicht mehr so groß da wie einst. Solides Leben und zügellose schwarze *Freiiiiiheit* lassen einen einschrumpfen. Sie sehen auch nicht gerade überwältigend groß aus, nebenbei bemerkt.«

»Ich bin immer der kleine Mann gewesen«, entgegnete Bartlett grinsend. »Man hat mich schon als jungen Mann, als Mädchen für alles im Büro in Liverpool, ›Boy!‹ gerufen. Und dabei ist's geblieben.«

Als er »Boy« sagte, blickten die Negerkellner automatisch auf und sahen dann ostentativ wieder weg.

»Wenn ich Sie wäre, würd' ich dieses Wort mit Ausrufungszeichen dahinter nicht mehr gebrauchen«, meinte Brian leichthin. »Es ist eine alte Gewohnheit, die Sie ablegen müssen. Mr. Mboya und Mr. Macleod haben gar nicht viel dafür übrig. Schlechter Stil in dieser tapferen neuen Zeit,

einen Boy *Boy!* zu nennen. Der Wind kommt aus anderer Richtung, wissen Sie. Führt reinigend durch das afrikanische Vokabular.«

»Na, ob jetzt ein Held aus ihm wird?« fragte der Zeitungsmann, die Augenbraue hebend. »Wenn man ihn um zwanzig Uhr an diesem Augusttag des Jahres Unseres Herrn 1960 gut und sicher aufgeknüpft hat?«

»Poole? O nein! Ganz und gar unwahrscheinlich. Poole nicht. Blöder Hund, diesen schwarzen Gentleman sozusagen vor den Augen des Schwurgerichts umzulegen. Wenn er ihn im ersten Impuls, im Affekt niedergeschossen hätte, wäre er vielleicht freigesprochen worden. Das heißt, wenn er einen Revolver bei sich gehabt hätte.« Beinahe hätte Brian, sich übers Jackett streichend, hinzugefügt: »Wie ich.«

»Aber sich extra eine Pistole holen zu lassen, während der Bursche bereits davonlief – nein, das kostet ihn den Kopf. Anweisung aus London. Schließlich ist er von einem weißen Schwurgericht verurteilt worden, und alle seine Eingaben wurden von Weißen angehört und verworfen. Er ist von seinen eigenen Landsleuten verurteilt worden. Kein Held, unser Mr. Poole.«

»Aber«, fuhr der Zeitungsmann beharrlich fort, »kurz nach meiner Ankunft hier, als gerade der Notstand ausgerufen worden war, schoß ein Weißer kaltblütig einen Neger genau vor diesem Hotel, dort drüben beim Theater, nieder und gab ihm dann vor den Augen eines vollbesetzten Touristenbusses den Fangschuss. *Ihn* hat man nicht gehängt.«

»Das, mein Junge, war damals, als Krieg noch richtiger Krieg war«, erklärte Brian. »Das war, als nette alte Damen und kleine Kinder Seitengewehre trugen und ermutigt wurden, sie auch zu gebrauchen. Das war, als ...«

Er machte eine Pause und rührte in seinem Glas. »Wie wär's, wenn wir das Thema wechselten?«

»Einverstanden. Noch einen? Diesmal auf meine Rechnung. Und dann muß ich schnellstens verduften. Witherspoon vom *Clarion* reißt sich um das Vergnügen, mich in seinem Appartement bewirten zu dürfen.«

»Danke. Ja. Ich schlage hier bloß die Zeit tot, während ich auf meinen Bruder Philip warte.«

»Netter junger Bursche, Ihr Bruder. Ich hab' ihn gelegentlich in der Stadt gesehen. Wird langsam ein richtiger Mann. Langer Lulatsch.«

»So alt ist er noch gar nicht, aber er macht sich allmählich. Na, denn prost! Gott, wie das schmeckt! Darin hat sich nichts geändert. Aber ich glaube, ich werd' mich lieber nicht zu tief hineinstürzen. Mein Blut ist hundertprozentig sauber und meine Leber so jungfräulich wie frischgefallener Schnee. Hallo – wenn man vom Teufel spricht – da ist er ja, mein junger Pip. Jambo, Kleiner. Komm und trink einen mit Mr. Tintenkleckser und mir.«

»Du sollst doch nicht ... Oder?« sagte Philip Dermott. »Ich denke, George hat dir verboten ... Ich wußte nicht, daß du in der Stadt bist, Brian.«

»Nun, ich bin's. Kam zur Hinrichtung her. Hab' dir 'n Zettel in der Wohnung zurückgelassen. Was den Schnaps anlangt, George *hat* ihn mir verboten. Aber Brian ist anderer Meinung. Und gewöhn dir diese Gardinenpredigtton ab. Wir sind Blutsverwandte, und ich bin immer noch alt genug, dich übers Knie legen zu dürfen. Was trinkste?«

»Gin und Soda, bitte.« Pip Dermotts Stimme klang ein wenig verlegen. Brian nickte dem Barkeeper zu und strich mit dem Zeigefinger über das Jackettrevers seines Bruders.

»Er ist tatsächlich erwachsen. Ich hab' ihm sein erstes Bier an dieser Bar bezahlt. Damals war er fünfzehn, und es war am selben Tag, als ...« Brians Gesicht verdüsterte sich. Dann lächelte er. »Schätze, damals hatte er sich diesen Drink verdient. Na, viel Glück, Philip, mein Junge. Prost, Lord Beaverbrook!«

»Haben uns ziemlich lange nicht gesehen, junger Mann«, sagte Jim Bartlett, Philip Dermott zuprostend. »Sie scheinen inzwischen einen Fuß gewachsen zu sein. Sind größer als Ihr Bruder. Wie alt sind Sie denn?«

»Zweiundzwanzig. Fast.«

»Das stimmt nicht ganz. Er ist mal gerade einundzwanzig. Pip kommt nach seinem Vater, alles Knochen. Unser alter Herr war auch 'ne Bohnenstange.«

Der junge Philip Dermott war gute zehn Zentimeter größer als sein Bruder. Er hatte die tiefblauen, fast enzianblauen Augen seiner Mutter, und

der beinahe mädchenhafte Mund paßte schlecht zu dem energischen Kinn und seiner Hohlwangigkeit, auch einem Erbe seines verstorbenen Vaters. Das Haar trug er kurz, in drahtigem Militärschnitt. Er war hager, beinahe schlaksig, und würde sich nie zu der harten, gedrechselten Kompaktheit Brians auswachsen. Philip Dermott trug einen sauberen Stadtanzug, einen grauen Flanell.

»Zur Hinrichtung in der Stadt, wie wir alle?« fragte Jim Bartlett.

»Nein. Eigentlich nicht. Teils vielleicht. Hab' was für Tante Charlotte zu erledigen. Auf der Bank. Und einiges anderes noch.«

»Ich glaube, mein kleiner Bruder hat einen Mordsfehler begangen«, sagte Brian zu dem Zeitungsmann. »Er hat sich nämlich so gut wie verlobt. In der Blüte seiner Jugend abgeschnitten.«

Philip Dermott spielte mit seinem Glas und antwortete zunächst nicht. Dann sagte er jäh:

»Brian, Don und Ken haben mich vom *Stanley* hergebracht. Sie wollten dir eine Safari-Funknachricht schicken. Ich weiß nicht, worüber. Hat was mit dem Büro zu tun, glaub' ich.«

»Es hat immer was mit dem Büro zu tun. Warum ich um Himmels willen eine Gesellschaft gegründet habe, statt einfach Brian Dermott zu bleiben, ist mir selbst ein glattes Rätsel. Ich dachte immer, es sei schon anstrengend genug, einen Kunden allein zufrieden zu stellen.« Er wandte den Kopf Bartlett zu. »Jetzt bin ich Oberamme von zehn weißen Jägern, zwei Sekretärinnen, zwei Buchhaltern und einem Direktor. Los, Pip, trink aus. Ich sterbe vor Hunger. War nett, Sie wieder mal zu sehen, Bartlett.«

James Bartlett sah den beiden Brüdern nach. *Die Stadt verändert sich wirklich*, dachte er. *Und die Menschen ändern sich auch.*

Bartlett bahnte sich seinen Weg zwischen den dicht gedrängten Tischen des Trottoircafés hindurch. Kein Zweifel, das alte *New Stanley* war eins der feinsten Lokale diesseits von Suez geworden und besser als die meisten Londoner Hotels. Bartlett winkte ein paar an den kleinen Tischen sitzenden, trinkenden und Sandwiches essenden Leuten zu und ging durch die Halle zum Aufzug. Er hatte sich verspätet, aber Witherspoon würde es ihm nicht übel nehmen. Witherspoon würde in seiner Erinnerung kramen und seinem Kollegen von seinen außerordentlichen journalistischen Leistungen bei den Landungen in X und Y im letzten großen Krieg erzählen. Witherspoon war die Sorte Journalist, die *alle* Landungen mitgemacht hatte, selbst wenn sie in entgegengesetzten Weltteilen gleichzeitig erfolgt waren. Und wer sollte ihm das Gegenteil beweisen, dachte Bartlett; im Düsenzeitalter konnte man tatsächlich zur gleichen Zeit in beiden Teilen der Welt sein, wenn man die Zeitunterschiede in Betracht zog. Früher war's schöner, dachte er, in den Aufzug tretend und auf den Knopf ›Sieben‹ drückend. Er erinnerte sich an den ersten Tag, an dem er aus der Maschine der South African Airways in den kleinen Zubringerwagen des Hotels stieg, nachdem er den uniformierten, in seinen Shorts sehr *pukka* wirkenden Gentleman an der Passkontrolle und die makellosen, beturbanten, bärtigen Sikhs im Zoll passiert hatte. Das war noch der alte Flughafen gewesen. Der neue Flughafen Embakasi sah wie jeder andere aus – wie der in London, in Paris, in New York. Alles sieht heute gleich aus.

Aber es stimmt, man spürt nicht mehr diesen Zusammenstoß, diesen Schlag ins Gesicht wie früher, dachte Bartlett. Damals, als er zum ersten Mal mit erstaunt weit aufgerissenen Augen die Race Course Road entlang durch das Eingeborenendorf, durch die schreienden, stinkenden Basare gefahren war, wo jedweder Geruch des Ostens – nach faulenden Früchten, Staub, Mist, Curry und nassem Mörtel – sich zu einem großartig üppigen Gestank vermischte, und wo es keine Installationen, nur uralte, schmutzige Gewohnheiten gab.

Die Geräusche waren so erregend wie der Anblick und die Gerüche. Fünfzig Dialekte, in das Geschmetter indischer und arabischer

Rundfunksendungen verwoben, und dazu das blecherne Kreischen handgekurbelter Grammophone. Weiber schrien mit schrillen, hohen Stimmen, Hunde bellten, und Kinder krochen und rannten zwischen den schorfig-rosafarbenen, weißschuppigen dunklen Beinen der Erwachsenen herum.

Damals konnte man die echten Buschneger in die Stadt kommen sehen. Da ein stolzer Massai, mit nichts als einem Speer, Drahtschmuck, roter Ockerschminke und einem Ziegenfellmantel bekleidet ... da ein altmodischer Kikuyu in einem Affenhautumhang, mit riesigen, geschnitzten Holzpfpfen in den geweiteten Ohrlappen; Frauen in der aus einem einzigen Stück bestehenden Shuka, auf dem Rücken natürlich das ewige Baby, dessen kleines Wollköpfchen unter der Achsel hervorlugte. Die Männer trugen schreckliche Lumpen, vielfarbige Flicker an Flicker, und ihre Filzschlapphüte schienen viel zu lange im Regen gewesen zu sein.

Die Basare stanken nach Urin, Kot, fauligem Fleisch und klebrigen Süßigkeiten, wimmelten von Fliegen, die in ganzen Wolken über Abfall und Speiseresten in der schmutzigen Straße summten. Die Hautfarbe der Menschen variierte zwischen dem glänzenden Blauschwarz der innerafrikanischen Neger, der helleren Tönung der Wasuaheli von der Küste, den elfenbeinhäutigen Arabern in Djelabah und Caftan, den dunklen Griechen, den gelblichen Ostindern, den wildbärtigen Sikhs in ihren blendenden Turbanen, den Gaunergesichtern der sonnverbrannten Somalis aus den nördlichen Wüsten. Narbige, dunkle Gesichter unter hellroten Tarbooshes, und da eine Araberin mit dem zarten Haik vorm Gesicht, nur ein Paar große Augen waren zu sehen und winzige Füße in Pantoffeln unter einer formlosen Robe.

Es schien alles sehr romantisch, damals, zum ersten Mal, weil man möglicherweise in den nächsten Tagen in die weiten Steppen Afrikas hinausfuhr, um einen Löwen zu schießen, und vielleicht wollte man eigentlich gar keinen Löwen schießen. Alles in der Stadt war romantisch: die auf und ab wogende Menge auf der Delamere Avenue und Government Road, die brodelnden Basare bei der alten Moschee, die schwarzen

Verkehrsschutzleute in sauber gestärktem Khaki und hohen, blauen Wickelgamaschen, die Siedler mit braunen Knien in Shorts und breitrandigen Schlapphüten, die geschäftigen Trinker in den Bars des *Stanley* und des *Norfolk*, die Kellner und Zimmerboys, die in ihren weißen, Nachthemden ähnelnden Kanzus geräuschlos und barfuss über die Fliesen tappten. Jetzt trugen die meisten Hilfskräfte Hosen und Tennisschuhe als Zeichen ihrer Emanzipation.

Das war das koloniale Kenia gewesen – das ›Land des Weißen Mannes‹, wie es hieß – vierzigtausend Weiße und sechs Millionen Schwarze. Das war das Land, in dem jeder Eingeborene, ganz gleich, wie alt, »Boy« genannt wurde. Und das noch vor weniger als zehn Jahren. Mein Gott, wie verwandelte sich eine Welt in zehn Jahren!

Wie sich alles verwandelt hat, dachte Bartlett. Die Eingeborenendörfer und die alten Basarviertel sind ausradiert worden – in der Notstandsperiode niedergebrannt, wie der Mau Mau-Aufstand noch heute so typisch britisch, so beschönigend, genannt wird. Man sieht nicht mehr so viele Eingeborene auf einem Haufen in den Straßen, nicht in den wimmelnden Gruppen von gestern, weil die Erinnerung an die bitteren Mau Mau-Unruhen den Mob bei der Polizei unbeliebt gemacht hat. Außerdem sind Menschenansammlungen *ungesetzlich*, es sei denn, es sei eine Ngoma, ein Tanz oder eine genehmigte politische Versammlung. Und jetzt haben wir Radio Moskau und Radio Peking in Kisuheli laut und deutlich im Lautsprecher.

Die Eingeborenen in der Stadt sahen anders aus, abgesehen davon, daß sie heute besser angezogen waren als früher. Sie hatten auch nicht mehr diesen undurchsichtigen, maskenhaften afrikanischen Blick, sondern sahen heimtückischer, vielleicht schlauer um sich. Und sahen die weißen Bwanas und Memsabs beträchtlich weniger respektvoll an.

Mau Mau war gekommen und unterdrückt worden, und die neue Geheimverbindung, die KKM, schien für den Augenblick auch wirkungsvoll eingedämmt zu sein. Aber in zunehmendem Maße wurden dann und wann Farmen und Personen angegriffen, und die Zeitungen waren

immer voll von Lokalnachrichten über Gewalttätigkeiten. In den alten Tagen hörte man ein leises, fernes Donnergrollen aus dem Afrika von morgen, ein Grollen, das eines Tages zu der verhältnismäßig kurzen, heftigen Bö, Mau Mau genannt, anschwellen sollte, um in einer noch unbekannten Zukunft von einer massiven, schrecklichen, gewaltigen Eruption abgelöst zu werden, als wären alle schmollenden Vulkane der Welt in plötzlichem und gleichzeitigem Rasen explodiert; als hätten alle ruhenden Erdbeben sich zusammengetan, die Erde zu spalten. Als der Aufzug im siebten Stock hielt und die Tür aufging, kam Bartlett plötzlich die Erkenntnis: *Aber Morgen ist heute!*

Er klopfte an die Tür von Nr. 711, Witherspoons Appartement, und fragte sich, was der große Auslandskorrespondent wohl von ihm wolle. Sicherlich handelte es sich nicht um Peter Poole. Das stand bei den Göttern. Vielleicht ein Interview mit dem Großkotz in Lodwar. Jeder wollte Jomo Kenyatta in Lodwar besuchen, aber das Kolonialamt unterstützte so was nicht. Jedenfalls nicht jetzt, wo der Kongo in Flammen stand und die Zeitungen voll von Unruhenachrichten waren. Es herrschte genug dicke Luft im Kasai und in Katanga, ohne daß man die wilden Tiere hier zu Hause noch zu reizen brauchte. Bartlett lächelte schief, als er die unverschlossene Tür von Witherspoons Appartement öffnete. Jetzt, nach nur neun Jahren, sagte er sich, denke ich von Kenia schon als meinem ›zu Hause‹.

Witherspoon war nicht in seinem Appartement. Ein Zettel auf dem Schreibtisch verkündete, daß er im Grill Room sei. Er erwartete Bartlett im kleinen Vestibül vor der Bar oberhalb der Treppe.

»Ich hatte mich gelangweilt und überdies Durst. Deshalb bin ich runtergegangen«, erklärte Witherspoon. Er war ein großer, starker Mann mit blassem Gesicht und einer Löwenmähne.

»Haben Sie einen Tisch? Tut mir leid, daß ich Sie warten ließ«, sagte Bartlett, sich entschuldigend: »Ich bin im *Norfolk* aufgehalten worden.«

»Macht nichts. Ja. Da drüben am Fenster. Kommen Sie.« Er ging die Treppe voran hinunter und hob den Arm. »Albert!« Der blonde Chefkellner, der gerade mit einem Gast sprach, hob den Kopf und winkte.

»Schauen Sie«, sagte Bartlett, als der Ober sie zu ihrem Tisch führte. »Schauen Sie bloß, wer hier aufkreuzt, um zu sehen und gesehen zu werden. Kein anderer als der selbsternannte, selbstgewählte Premierminister in spe *und* die loyale Opposition. Und dazu ein Großteil des künftigen Kabinetts. War natürlich zu erwarten, daß Kamau sich öffentlich zeigen würde, zusammen mit Ndegwa. Schwarze Solidarität. Alle persönlichen Differenzen für den Augenblick hintangestellt, während sie ihre eigene Totenvorwache für Peter Poole halten. Viel wirkungsvoller jetzt als hinterher. Und selbstverständlich zeigen sie sich im teuersten und besten Restaurant des besten und neuesten Hotels der Stadt.«

Albert placierte die beiden Herren mehrere Tische von den Afrikanern entfernt in eine Ecke. Der Barsteward kam, um ihre Getränkeorder entgegenzunehmen, und Bartlett überlegte sich, als er einen Martini bestellte, daß das nun der vierte vor dem Lunch sei und er hinterher bestimmt eine Siesta brauche, besonders, wenn noch Wein getrunken würde.

»Der Fisch sieht gut aus, und wie ich sehe, gibt's auch Mombasa-Austern«, sagte Witherspoon zu Bartlett. »Wollen wir eine Flasche Weißen trinken? Könnten die Sache ruhig gründlich machen. Meinen Artikel für morgen habe ich geschrieben, da kann ich den Nachmittag schon verschlafen. Bis zur Hinrichtungszeit jedenfalls.«

»Mir ist's recht«, erwiderte Bartlett. »Die Seezunge ist hier sehr gut.«

»Eine Flasche Riesling, sehr kalt«, sagte Witherspoon zum Getränkekellner, und zu dem aufmerksam heruntergebeugten Albert: »Je zwei Dutzend Austern und dann Seezunge mit gemischtem Salat.« Dann blickte er durch den Speisesaal zu den afrikanischen Politikern hinüber.

»Als ich zum ersten Mal hierher kam, sahen sie für mich alle gleich aus«, sagte er. »Jetzt unterscheiden sie sich genau wie die Europäer. Aber irgendwie kommen sie einem noch ein bißchen unangezogen in den

Kleidern des weißen Mannes vor. Schauen Sie sich Ihren künftigen Premier an.«

Matthew Kamau (wirklicher Name Kamau bin Muthenge, aber von den katholischen Patres, die ihn erzogen hatten, nach dem Apostel Matthäus genannt) war dünn und hatte die Farbe von regennassem Asphalt. Er war ein gutaussehender Mann und, wie die meisten afrikanischen Politiker, jung. Sein Haar war krauswollig, auf der einen Seite war ein Streifen herausrasiert, aber seine Backenknochen waren ausgeprägt, und seine Nase flachte sich nur an der Spitze ab. Er hatte ein langes Kinn und lächelte jetzt, als er etwas zu dem Mann zu seiner Rechten, Stephen Ndegwa (wirklicher Name: Ndegwa bin Muchiri) sagte. Matthew Kamau konnte nach jedem Schönheitsstandard als gutaussehend bezeichnet werden, und sein Lächeln, das die blendendweißen, ebenmäßigen Zähne in dem dunklen Gesicht sehen ließ, gab ihm einen besonderen Charme. Selbst im Sitzen wirkte er groß. Er trug einen hellgrauen Anzug und eine blaue Krawatte mit weißen Punkten zu einem weichen weißen Hemd. Ein massiver goldener Ring glänzte am Mittelfinger seiner sehnigen, langfingrigen Hand, und die manikürten Nägel hoben sich bläulichweiß gegen seine schwarze Haut ab. Die Augen waren groß, das Weiße blitzte gegen das rötliche Schwarz seiner Iris.

Stephen Ndegwa war ein großer Mann, kräftig und stämmig. Er hatte ein breites, flaches Gesicht, dessen Tönung brauner als die Kamaus war. Auch Nase und Backenknochen waren breit und flach, das Kinn sehr fleischig und stark. Er hatte das Aussehen einer Bulldogge, etwas Seltenes bei einem Kikuyu. Stephen Ndegwa sah eher wie ein stark geschminkter Weißer als wie ein Neger aus, der als Kind nackt auf den Hügeln von Ol Kalou herumgerannt war. Er hatte schwere Lider, und seine Augen bewegten sich langsam in ihren Höhlen. Das Weiße war nicht klar, sondern leicht gelblich und rosa geädert. Wie es hieß, war Stephen Ndegwa im Privatleben ein starker Trinker, während Matthew Kamau auf Abstinenz hielt. In diesem Augenblick waren sie Präsident und Sekretär der neuen Kenya National Amalgamation Party *, KeNAP.

Stephen Ndegwas alte Partei, die *Kenya Moja* – »Ein-Kenia-Partei« – war von den Weißen als gemäßigt bezeichnet worden, wohingegen die Schwarzen sie dann und wann beschuldigten, in zu gutem Einverständnis mit den Interessen der Weißen, zu konformistisch zu sein. Das Jahr 1960 war eine Zeit hektisch wechselnder Loyalitäten, wahnsinnigen Tauziehens. Tom Mboya trat aus seiner alten People's Convention Party aus, um sich aus Gründen rein politischer Zweckmäßigkeit dem kürzlich freigelassenen Mau Mau-Führer James Gichuru in der neuen *Kenya African National Union* anzuschließen. Da Splitterparteien wie die Kenya Africa Democratic Union, Scharfmachergruppen und Jugendgruppen die gemeinsame Front der schwarzen nationalen Politik sprengten, hatte Stephen Ndegwa eine lange Geheimkonferenz mit dem jüngeren Matthew Kamau arrangiert, einem glänzenden Gewerkschaftsführer und in Fragen der ostafrikanischen Unabhängigkeit im Ausland bereits die halbamtliche Stimme Kenias – eine wohlklingendere Stimme als die Mboyas, überzeugender als die Ndegwas.

Kein Zweifel, hieß es in London und Amerika, Matthew Kamau war der kommende Mann, wenn ganz Afrika einmal frei und möglicherweise in einer großen Bruderschaft von Staaten vereint war. Kamau war jetzt überheblich; als Waise und Missionszögling hatte er die höheren Schulen Kenias durchlaufen, hatte Makerere in Uganda absolviert, ein Jahr in Oxford und auf der London School of Economics studiert. Bei Harold Laski hatte er politische Wissenschaft gehört. Häufige Besuche der Vereinigten Staaten, genaue Beobachtung amerikanischer Gewerkschafter wie Walter Reuther, George Meany, David Dubinsky und zuletzt Jimmy Hoffa hatten ihn so nebenbei die politischen Praktiken und ihre Anwendbarkeit gelehrt. Lord Keynes beeinflusste sein wirtschaftliches Denken, aber wie bei Tom Mboya hatten amerikanische schwarze Athleten, braune Kabarettisten und kremhäutige Berufsnegerführer aus ihm, dem obskuren afrikanischen Politiker, eine Art internationalen Steckenpferdes gemacht.

In den letzten Tagen des Jahres 1959, als die afrikanische Unabhängigkeit immer mehr Raum in der öffentlichen Diskussion einnahm und die Presse diesem Götzen immer mehr Spalten opferte, hatte Matthew Kamau sich auf

dem Titelblatt von nicht weniger als drei Wochenmagazinen gefunden – einem mehr als Mboya. Die Kirchen liebten ihn wegen seiner Askese und Frömmigkeit; die ausländischen Gewerkschaftsführer überschütteten ihn mit Geld; die Amüsierwelt machte einen Salonlöwen aus ihm und die Vortragsagenturen rissen sich um ihn. Er ließ Minister warten und war ein gesuchter Lockvogel für die Nachtclubs von Mayfair und Manhattan. Die angekündigte oder auch nur gerüchtweise verlautete Anwesenheit von Matthew Kamau, glatt, gut aussehend, elegant, sicherte schon einen phantastischen Erfolg und einen Kommentar in der Presse bei jedweder von nimmermüden Partyorganisationen gegebenen Gesellschaft.

Weißer Frauen tasteten ihn mit begehrlischen Blicken und Händen ab – einmal nannte ihn ein grober Klatschspaltenschreiber in einer der meist verbreiteten Zeitungen der Welt: »Matthew Kamau – Kenias modernes Gegenstück zu David Windsor in seiner Sturm- und Drangperiode als Prince of Wales.« Diese ziemlich alberne und überspannte Plakatierung gefiel ihm großartig, und er war weiter betont charmant zu jedermann, schwarz und weiß, Mann und Frau, dabei schlau die Umarmungen der Frauen meidend und mit den Männern nur Kaffee trinkend. Solche Zurückhaltung konnte nicht als typisch für seine Genossen bezeichnet werden, die in aller Ruhe die Gunst der von Kamau verschmähten, keuchendsehnsüchtigen Frauen auskosteten, die Gunst von Frauen, die es in einer durcheinander geratenen weißen Welt als etwas Neues und Schickes empfanden, mit afrikanischen Politikern ins Bett zu hopsen, wie sie auch früher mit Harlemer Orchesterdirigenten und senegalesischen Boxern ins Bett gegangen waren.

Matthew Kamau, der es geschickt vermieden hatte, als Mau Mau ins Gefängnis gesteckt zu werden, obwohl mindestens einer der von Jomo Kenyatta hinterlassenen Schuhe in der alten Kenya African Union auf ihn überkommen war, hatte sich bewußt von jeder Verbindung mit einer neuen Partei ferngehalten, bis er sah, wohin die Würfel fielen. Dann hatte er endlich lange und ernst mit Stephen Ndegwa gesprochen, der von den Weißen sowohl als Rechtsanwalt wie als vernünftiger Mann einmütig

geachtet wurde. Kamau hatte es genügt, seine Gewerkschaften zu kontrollieren, seine Vortragstouren zu absolvieren und bei offiziellen Anlässen im Ausland zu glänzen, nachdem er die schmierigen Zänkereien zwischen machtgierigen Politikern wie Mboya und Gichuru, Ngala und Odinga, Argwings-Kodhek und Munyua Waiyaki, Arthur Ochwada und Mungai Njoroge mitangesehen hatte. Kamau blieb im Hintergrund und sah mit Vergnügen zu, wie sie sich gegenseitig um die Ecke brachten. Er war ein ebenso fanatischer Verfechter einer ›unverfälschten Demokratie‹ wie Tom Mboya, der mit seinem Slogan *Ein Mann – Eine Stimme!* so viel Erfolg gehabt hatte. Kamau wollte Uhuru genauso schnell und so vollkommen wie der wilde Oginga Odinga, KANU's rußlandhöriger, kostümierter, seiltänzerischer Vizepräsident, genauso beharrlich wie Mboya, KANU's Eros-ansprechender Sekretär, der außerdem noch modischer Pinup-Boy der internationalen Arbeiterschaft, der internationalen Gesellschaft und Amüsierwelt war. Genauso gebieterisch wie Kwame Nkrumah in Ghana. Aber wichtiger nach Ansicht Kamaus war dies: er wollte seine unverfälschte Demokratie mit der Würde Julius Nyereres in Tanganjika, ohne die todsicher verhängnisvollen kommunistischen Komplikationen à la Sékou Touré in Guinea oder die tragische Clownerie eines Lumumba im Kongo. Er wollte dies alles auch, aber unter seinen Bedingungen, und die Welt sollte ihm dabei noch Kuschhände zuwerfen.

Und so wandte er sich schließlich Stephen Ndegwa zu, dem geachteten Gemäßigten, wie Doktor Kiano angeblich gemäßigt war, wie Doktor Kiano allgemein geachtet war. Das Ergebnis einer kommenden freien, allgemeinen Wahl war klar – eine Million schwarze Wähler gegenüber ungefähr dreißigtausend Weißen, eine physische Mehrheit von sechs Millionen Schwarzen gegenüber sechzigtausend Weißen und Asiaten. Matthew Kamau wollte, daß seine Partei diese schwarzen Wählerstimmen bekam und damit die Ministerien und schließlich auch das Amt des Premierministers; möglicherweise – wer wußte, was noch alles kam? – auch das des Premierministers einer riesigen Föderation von Kenia, Uganda, Tanganjika und Rhodesien. Eines Tages würden auch die

Portugiesen die Herrschaft über Mozambique verlieren, wer konnte das sagen? Alexander der Große hatte seine Welt in einem jüngeren Lebensalter erobert als Matthew Kamau.

Worauf sie eine Partei gegründet hatten – die Kenya National Amalgamation Party, kurz KeNAP genannt, um sich gegen die KANUs und KADUs abzugrenzen. Soweit war's gut gegangen. Kamau hatte die Fackel der Unabhängigkeit geschwungen und seinem organisierten Mob von zwanzig-, dreißigtausend schreienden Menschen die rhetorischen Fragen, die sie so liebten, vorgelegt: »Wem gehört Kenia?« *Gebrüll:* »Uns!«

»Wofür kämpfen wir?« *Gebrüll:* »UHURU!«

»Werdet ihr je aufhören, für die Freiheit zu kämpfen?« *Gebrüll:* »Nein!« aus dreißigtausend hysterischen schwarzen Kehlen.

Jawohl, Kamau konnte die Fackel schwingen, und Ndegwa würde schweigend applaudieren, denn die Früchte reiften, während Mboya und die anderen sich wie wilde Hunde bekämpften; nachdem sie den Kolonialminister letztes Frühjahr im Lancaster House in London übers Ohr gehauen hatten – Iain Macleod erpresst hatten, den Kenia-Afrikanern das allgemeine, gleiche Wahlrecht zu gewähren, eine klare, stillschweigend anerkannte Majorität, mehr ministerielle Macht und bald – sehr, sehr bald – völlige Unabhängigkeit. Gichuru, Kenyatta und Mboya hatten es aufgebaut, waren auf den Winden des Wandels geritten und würden sich zankend von ihnen lösen, wenn sie nicht aufpassten. In der Zwischenzeit war es gut, mit dem sardonischen, stillen, ungeheuer tüchtigen Ndegwa zusammenzuarbeiten, dessen Meinung Matthew Kamau so weitgehend teilte. Mit einer grundsätzlichen Ausnahme:

Kamau wollte seine Unabhängigkeit jetzt, auf einer Platte serviert, sich selbst als ersten Premierminister, und was Ndegwa anbelangte, wer weiß? bestimmt nicht als Präsident oder Außenminister. Aber inzwischen war Ndegwa sehr nützlich.

Ndegwa wußte sehr genau, was Kamau tat, was Kamau tun konnte und inwieweit Kamau vorzuziehen war, solange man faszinierende Redner und Öffentliche-Meinungs-Händler brauchte – inwieweit er all den Mboyas und

Gichurus und dem alten, stark mitgenommenen und im Gefängnis sitzenden Kenyatta vorzuziehen war. Er stimmte mit Kamau weitgehend überein. Mit einer grundsätzlichen Ausnahme:

Ndegwa wollte seine Unabhängigkeit später, schrittweise, wollte die Weißen und Asiaten nach Vernunft und Ordnung in die große afrikanische Majorität integrieren, wollte schließlich selbst Premierminister werden. Und was Kamau anbelangte, wer weiß? Bestimmt nicht als Präsident oder Außenminister. Aber inzwischen war Kamau nützlich.

Und inzwischen plauderten beide Männer ostentativ mit den anderen Mitgliedern ihrer Party. Ndegwa, mächtig und zerknittert, mit sorglos gebundener Krawatte, in einem fleckigen blauen Anzug, zerkrümelte Brot, während er mit dem Mann zu seiner Rechten, einem pantherhaft, beinahe geckenhaft aussehenden Mann namens Abraham Matisia, redete. Matisia bin Matuku war das drittwichtigste Mitglied der Gruppe. Er war ein Mkamba aus Machakos, ebenfalls zu Hause von Missionaren und dann lange im Ausland erzogen. Er hatte sich zuerst als Vize-Kamau im Kambaland ausgezeichnet bewährt, wo die Wakamba, in mancher Hinsicht den Kikuyus ähnlich, sich als Elefantenjäger, Wilderer, Wildfleischesser und Krieger betätigten und oft verächtlich auf ihre Kikuyu-Vettern als Farmer, Stadtleute und Besserwisser heruntersahen. Matisias Großvater war noch Menschenfresser gewesen, sein Vater vielleicht auch; trotzdem klang seine tiefe, kultivierte Stimme beinahe honigsüß und lieblich. Außerdem war er ein sehr gut aussehender Mann, mit scharfer, gerader Nase, einem schmalen Schnurrbärtchen über vollen roten Lippen, und sein Kikuyu und Kisuaheli waren ebensogut wie sein Englisch, und das war perfekt. Er war ein mächtiger, eleganter Redner, und sein Hass auf den weißen Mann war für einen Mkamba erstaunlich heftig.

Er war erstaunlich heftig, das heißt, nur solange erstaunlich, bis man sich vergegenwärtigte, daß er den weißen Mann ziemlich toleriert hatte, bis zu einem besonderen Tag – dem Tag, an dem er in der Großaktion Anvil geschnappt wurde, bei der man fünfunddreißigtausend Eingeborene in einer einzigen Razzia verhaftet hatte. Auch er verhaftet und ins Gefängnis

geworfen wie jeder Kikuyu, trotz seiner Beteuerungen, daß er ein Mkamba aus Machakos sei und nichts mit dem Mau Mau zu tun habe. Abraham Matisia war ein Untergrundleutnant gewesen, hatte direkt mit der Restgefolgschaft des eingesperrten Kenyatta gearbeitet – mit anderen Worten: mit Matthew Kamau – bei dem Versuch der Kikuyus, ihre Wakamba-Vettern über die alte Kenya African Union in die Blutsbrüderschaft des Mau Mau zu ziehen, die Kenya African Union, die so viele Politiker heranbildete, bis die Briten sie abschossen und ihre Mitglieder in den Untergrund trieben ... dieselbe alte KAU, auf die man heute überall traf, nur unter Namen wie KANU, KADU und KeNAP.

Es hatte Abraham Matisia gar nicht gefallen, bei dieser Razzia brutal aus dem alten Hauptquartier der KAU gejagt zu werden und zusehen zu müssen, wie seine Genossen im Gewehrfeuer zusammenbrachen – sich von zwei grinsenden Wakamba-Askaris misshandeln lassen zu müssen, die ihm lachend und blöde Handfesseln anlegten, obwohl er immer wieder betonte, er sei ein Mkamba und kein Kyuke – sei lediglich ein unschuldiger Zuschauer. Man hatte ihm die Kleider vom Leib gerissen, ihn gefilzt, getreten, mit dem Gummiknüppel geschlagen und geschändet, indem man ihm unter dreckigen Witzen und rohem Gelächter in seinen Körperöffnungen herumbohrte. Und er, Matisia, Abkömmling von Königen, war mit dem Gesicht in den Unrat einer öffentlichen Latrine gestoßen worden!

Matisia hatte viel, sehr viel Zeit zum Überlegen und Denken gehabt. Hinter dem Stacheldraht in der fürchterlichen, feuchten Hitze am moskitosummenden, sumpfigen Rand des uralten arabischen Dorfes Lamu, von wo er die Dhaus mit ihren Frachten illegalen Elfenbeins auf den alten Sklavenrouten nach Sansibar und Indien kommen und gehen sehen konnte; oder mit Gewürzladungen aus Sansibar, mit Häuten und Teppichen, Kaffee und Tee in ferne Länder segelnd, die er, Matisia, schon gesehen hatte, bevor die gezähmten Nigger des weißen Mannes seinen Kopf in die Fäkalien einer öffentlichen Bedürfnisanstalt steckten.

Er dachte, grübelte und schwitzte bei der harten Rodungsarbeit. Er dachte und sinnierte, während er den stinkenden Fraß hinunterwürgte, sich die

Läuse aus dem Haar kratzte, von den Posten Tritte in den Hintern bekam. Und er hörte sich die phantastischen Komplotte der Häftlinge an, die für den Tag ihrer Entlassung schon Pläne schmiedeten. Er dachte pausenlos, und aus seinen Grübeleien erwuchs Hass und nochmals Hass auf den weißen Mann – doppelt destillierter Hass auf den weißen Mann und seine Frauen, auf den weißen Mann und seine Lebensweise, auf den weißen Mann und seinen Besitz – Besitz, den Matisia nicht so sehr seines ihm innewohnenden Wertes wegen begehrte, sondern weil er ihn dem verfluchten Mzungu wegnehmen würde.

Er, Abraham Matisia, könnte trotz seiner Bildung nie in den Gesetzgebenden Rat gewählt werden – nach den gegenwärtigen Gesetzen des weißen Mannes jedenfalls nicht, denn selbst wenn er freigelassen würde, wäre er durch seine Haftstrafe fürs Leben gebrandmarkt und könnte nie ein öffentliches Amt bekleiden. Doch hatte er nicht die Absicht, sich in der großen Politik zur Schau zu stellen. Er zog es vor, sich im Hintergrund zu betätigen und von da zu wirken. Er kannte sich in dieser Technik aus. Er hatte im Ausland viel gelernt – in London, in Frankreich, sogar kurze Zeit in Moskau. Ganz oben stand das Ziel der Macht, aber sie kam still durch ein Hinterzimmer. Er, Matisia, sollte er je diesem verdammten Stacheldraht und dem ekelhaften Blechnapffraß entinnen, würde der König des Hinterzimmers werden.

Aber um König zu werden, mußte er sich zuerst an einen der großen Männer hängen – an einen Mann wie Mboya, den er von der Kenya African Union her kannte; an einen Mann wie Matthew Kamau, den er auch aus der KAU kannte. Von Kamau hielt er mehr als von Mboya, der nur immer redete und redete, bis er Gefahr lief, seine Bedeutung völlig zu verlieren und nicht mehr ernst genommen zu werden. Außerdem war Mboya ein unbeschnittener Jalu, ein Heide, was letzten Endes bestimmt einmal gegen ihn ausgespielt werden würde. Die Kikuyus würden es sein, die Kenia regierten. Die Kikuyus und ihre Vettern, die Wakamba. Er würde sich an einen Kikuyu heranmachen wie ein Schmarotzer an einen Hai. Und Kamau sollte sein Hai werden.

In jenen scheußlichen Hafttagen in Lamu hatten die Posten die Männer wieder zur Arbeit auf die nutzlosen Straßen hinausgejagt, die in dem fauligen Schlamm des historischen, urinstinkenden arabischen Sklavenhafens Lamu versanken. Lamu, das so alt wie Sansibar war, älter vielleicht als Mombasa. Aber eines Tages – nun, London würde Vernunft annehmen müssen, und sie, die politischen Gefangenen, würden alle freigelassen werden und den Kampf von neuem aufnehmen. Und sich für die erlittenen Schmähungen, die Schläge, deren Narben sie auf der Haut trugen, die Püffe, Tritte, Beleidigungen und Erniedrigungen *rächen!* Kamau würde sein Mann sein, sein Hai, wenn er am Leben bliebe, und Abraham Matisia nahm sich vor, sehr vorsichtig zu leben, um diese neue Universität für Politiker, deren Besuch ihm niemand vorgeschlagen hatte, nach bestandener Prüfung verlassen zu können.

Und am Ende hatte er sie verlassen, nach der ersten Amnestie, und war seitdem einen weiten, sehr weiten Weg gegangen. Er diente Kamau nach wie vor, zuerst als Untergrund-Agitator und jetzt als oberster Stellvertreter in Dingen, die Kamaus hoch entwickelte Skrupel entweder für politisch unanwendbar oder moralisch verwerflich hielten. Abraham Matisia hielt nichts für verwerflich, solange es durchführbar war, solange es moralisch, politisch oder sonst wie tunlich erschien. Er übernahm die weißen Frauen in London, die Kamau abzuweisen für besser gehalten hatte; lachend ging er mit ihnen ins Bett, und es kümmerte ihn keinen Deut, daß er eigentlich nur der Schakal des Löwen war. Wahrscheinlich würde er den englischen Mann nie verstehen, aber die englische Frau verstand er sehr gut. Unbefriedigte, läufige Hündinnen, alle – oder auf jeden Fall die meisten, die er kennen gelernt hatte.

Matisia eignete sich Geld für sein ›Spesenkonto‹ an – Kamau schien es nichts auszumachen, daß Matisia ihm nie davon Meldung machte. Es war genug Geld in der Unionskasse, und Matisia war ein sehr wichtiger Mann in der Union. Nach London zu reisen, kostete Geld, und das Leben eines wichtigen Mannes zu leben ebenfalls.

Gelegentlich gab es einige organisierte Gewalttätigkeiten, die Matthew Kamau geflissentlich übersah und Stephen Ndegwa vielleicht nicht zugelassen hätte. Dafür hatte Matisia seine eigenen Stellvertreter. Sie brauchten heute keine besondere Anleitung mehr. Die meisten von ihnen waren aus den Gefängniszellen von Lamu, Hola und Manyani gekommen.

Nachdem die losen Steine von Kamaus Fundament zu dem großen Block, der sich jetzt KeNAP nannte, zusammengeschichtet worden waren, hatte Matisia ganz offen mit der Organisation politischer Versammlungen begonnen, deren Hauptaufgabe die Ausschaltung der falschen Köpfe war, und hatte die Organisation der politischen Führung von der Distriktebene bis herunter zu den barfüßigen Boten übernommen. Die Zweigbüros der KeNAP in Nyeri, Thompson's Falls, Thika und Rumuruti unterstanden seiner Verantwortung; die Organisierung der Farmer kam unter seine Leitung; selbst die Neueinstellung von Büro- und Regierungsangestellten war sein besonderes Gebiet. Matisia bereitete das Organisieren sehr wenig Schwierigkeiten – er hatte viel aus dem Studium amerikanischer Gewerkschaftstechniken gelernt. Ein gebrochener Arm war eine Warnung, ein Schädelbruch ein Verweis und ein gelegentlicher bedauernswerter Unfall, meist tödlich, ein Ultimatum. Danach brauchte selten Gewalt angewendet zu werden – ausgenommen gelegentliche Auffrischungen – *pour encourager les autres*. Matisia liebte die verbindliche Gewalttätigkeit dieses französischen Wortes. Er dachte es sehr oft.

Er gab die Notwendigkeit von Gewaltanwendung zu, war aber nur noch selten dabei, wenn es dazu kam. Er hatte keine persönlichen Ressentiments mehr gegen die Schwarzen, die ihn misshandelt und erniedrigt hatten, als er als Mau Mau-Terrorist eingesperrt gewesen war. Den meisten dieser Männer und ihren Familien war im Laufe der Zeit irgend etwas zugestoßen, und Matisia trug keinen schwarzen Groll mehr im Herzen. Er sparte seinen ganzen Groll für den weißen Mann auf.

Matisia hatte sehr viel zu tun und fand manchmal kaum Zeit, einige seiner ziemlich lukrativen eigenen Geschäfte zu betreiben. Nie verwendete er

seine Arbeitszeit in der Union oder in der politischen Partei für solche kleinen Nebensächlichkeiten wie den Zwangsschutz für schwache Ladenbesitzer und kleine Kneipenwirte, für Tanzsaal- und Logierhausunternehmer – unbeschriebene Blätter, die vor jenen zynischen, die veränderten Zeiten ausnützenden und sie betrügenden Opportunisten geschützt werden mußten. Eine stille Teilhaberschaft an einem kleinen Transportunternehmen, eine eingeborene Lieferwagengesellschaft, und ein Sitz in der Geschäftsführung einiger Spielhöllen und Frauenhäuser machten Matisia zu einem unauffällig gemäßigt reichen Mann, da man schwer die richtigen Steuerformulare finden konnte, in die sich der größte Teil seines Einkommens hätte eintragen lassen. Wie eine Großzahl Kenialeute überwies er soviel Geld, wie er nur konnte, auf ein Schweizer Bankkonto. Für manche dieser kleineren Banktransaktionen fand er die Asiaten nützlich – besonders Asiaten wie Mr. Vidhya Mukerjee, der die Aufmerksamkeit seines Führers Kamau bei diesem feierlichen Lunch im Stanley Grill für sich allein gepachtet zu haben schien. Mr. Vidhya Mukerjee war ein umsichtiger Mann – war möglichst für eine Trennung von Geschäft und Politik und vermischte beides nur, wenn das erste sich ohne den Einfluß des zweiten nicht machen ließ. Außerdem vertraute er seine Privatgeschäfte nie Kamau oder Ndegwa an, obgleich dies wenig glaubhaft schien, wenn man sie so kameradschaftlich miteinander reden sah wie in diesem Augenblick.

Kamau sprach jetzt, mit großen Gesten und äußerst lebhaft, auf Mr. Vidhya Mukerjee ein, einen schlanken, raffzahnigen Hindu mit blaßgrünlichem Teint und großen, unbeständigen Augen. Wie Ndegwa war Mr. Mukerjee Jurist, hatte nach seiner Anfangsausbildung in Bombay in London graduiert. Mr. Mukerjee war Mr. Ndegwas Teilhaber in der Firma Ndegwa, Alibhai & Mukerjee, die sich hauptsächlich mit Grundstücksverkäufen und der Konvertierung anderer Güter in Bargeld befasste.

Ein Großteil von Mr. Ndegwas Geschäften mit Weißen und Asiaten wurde von Mr. Mukerjee getätigt, der sich allmählich den Ruf einer Art Pufferstaates zwischen den schwarzen und weißen Afrikanern erworben

hatte. Man vertraute ihm auf beiden Seiten bis zu einem gewissen Grad, denn er gab ein Beispiel für die übliche asiatische Grundhaltung des goldenen Mittelwegs. Er kleidete sich stets europäisch, wohingegen seine Frau in der Öffentlichkeit den Sari und einen Saphir im einen Nasenflügel trug. Jedes Jahr bekamen sie ein Kind und zählten zu den anerkannten Führern der asiatischen Gemeinde, wurden beinahe immer zu den größeren Freßparties im Government House eingeladen, wenn der Gouverneur zu Ehren prominenter Besucher eine ›repräsentative‹ Gesellschaft gab. Bei Mr. Mukerjee konnte man sich stets darauf verlassen, daß er in jeder kitzligen Diskussion den jeweiligen Mittelkurs steuerte und sich nie extrem festlegte. Daß er von den Afrikanern und den weißen Kolonisten gleichermaßen gehasst wurde, störte Mr. Mukerjee nicht im mindesten. Seine Bankkonten auf der Baroda-Bank in Nairobi, in Bombay, Kalkutta und in der Schweiz waren beachtlich, und sein Grundbesitz, meist unter Decknamen eingetragen, war groß.

Die Herren plauderten angeregt und waren sich des Aufsehens, das ihre Anwesenheit erregte, voll bewußt. Sie sprachen nur englisch und behandelten mannigfaltige Themen wie die nächsten Rennen in Ngong und die unverschämt steile Kurve der progressiven Einkommensteuer in Kenia. Der Name Peter Poole wurde peinlichst vermieden.

Bartlett und Witherspoon waren mitten in ihrem Fischgang, als die Afrikaner und der Inder sich erhoben und den Speisesaal verließen. Die eingeborenen Kellner starrten ihnen nach, während sie langsam durch den Raum gingen und die Treppe hinaufstiegen.

»Sie haben die Flagge gezeigt«, meinte Bartlett, »sind in der Öffentlichkeit als glückliche Verbündete verschiedener Rassen erschienen. Jetzt werden sie sich in ihre jeweiligen Kaninchenbaue verziehen und das Thema des Tages kritisch beleuchten. Wahrscheinlich werden Ndegwa und Kamau sich im Laufe des Tages zu einer vertraulichen Besprechung treffen, und ich kann mir nicht denken, daß ihre Beurteilung der vergangenen Ereignisse und des heutigen Hauptthemas sich viel von unserem Standpunkt unterscheidet. Nur daß sie sich mehr mit der Zukunft beschäftigen werden

als mit diesem kleinen Wagnis auf dem Gebiet der Gleichberechtigung, das sie soeben durch ihr Erscheinen, frech wie Oskar und tiptop angezogen, in der feindlichen Hochburg feierten. Ich glaube nicht, daß Mr. Matisia oder Mr. Mukerjee bei der kleinen Plauderei der Herren Kamau und Ndegwa anwesend sein werden. Jedem wird dann das ihm Zukommende später eröffnet, und zwar geheim und privat. Ich wünschte, ich könnte Mäuschen spielen. Kann ich Ihnen im Augenblick sonst noch behilflich sein, Witherspoon?«

Witherspoon schüttelte den Kopf, steckte sein Wechselgeld ein und verabschiedete sich vor dem Aufzug von Bartlett. Ein paar Stunden Schlaf würden ihm nichts schaden, bevor er sich an seinen nächsten Artikel machte. Muß wohl das Alter sein, dachte er. Früher konnte er sechs bis sieben Gins und eine Flasche Wein zum Lunch trinken, und es hatte ihm gar nichts ausgemacht. Vielleicht war es doch die Höhenlage Nairobis.

16

Sie standen in der Tür des Speisesaales vom *Norfolk* und warteten, daß der Chefkellner, ein schlanker Goanese namens Louie, ihnen einen Tisch in dem überfüllten, großen altmodischen Eßraum anwies. Der *Norfolk* - Speisesaal würde sich nie sehr verändern, es sei denn, Nairobis Leidenschaft für das Moderne liefе eines Tages Amok. Sein schweres, mit Maschendraht (verschließbar) umgebenes Speisen- und Getränkebüfett stand hinter der ominösen Kasse in der rechten Ecke. Tiefer im Raum und ebenfalls rechts trug ein langer, mit einem weißen Tuch bedeckter Anrichtetisch die gewichtigen, riesigen rohen Schinken, die grünlich-gescheckten Scheiben Schweinesülze, die purpurfarbenen Salami und den Aufschnitt für belegte Brote, die rosigen York-Schinken, die massigen Scheiben kalten Roastbeefs, kalte Brathühner, Bohnen- und Kartoffelsalat, Schalen mit grünem Pfeffer, Zwiebeln, Tomaten, Mixed Pickles – all das,

was zum unvermeidlichen kalten Lunch in jedem guten, sauberen, einfachen Hinterwäldlerhotel in Kenia gehörte. Die Tatsache, daß das ländlich gelegene *Norfolk* von einer gierigen Großstadt aufgeschluckt worden war, hatte seinen bukolischen Charakter nicht verändert; im Grunde war es nach wie vor ein sauberes, einfaches Landhotel wie das *Pig 'n Whistle* in Meru oder das *White Horse* an der McKinnon Road oder irgendeins der kleinen, individuell geführten Hotels in Rumuruti oder Nakuru oder Kitale, wo Seine Wohlwollenheit, der Wirt, an der Bar stand und die überall und nirgends emsige Mammi die Boys und den schwitzenden Küchenjungen zu neuen, unafrikanischen Rekorden antrieb. Eine telefonische Verbindung mit einem Gast war im *Norfolk* immer noch schwer zu bekommen; bis der Page mit seinem kreidebekritzten Schiefertäfelchen den Gewünschten endlich gefunden hatte, hatte der enttäuschte Anrufer am anderen Ende schon längst verzweifelt aufgelegt.

Natürlich bewirtete das *Norfolk* alle nicht mehr untergekommenen internationalen Gäste, wenn sein ultramoderner Kollege, das *New Stanley*, aus den Nähten platzte, denn in den letzten Jahren war Nairobi eine Art afrikanischer Knotenpunkt geworden, ähnlich Singapur im Fernen Osten. Aber den beständigen Kern der *Norfolk*- Gäste bildeten noch immer die alten, knorrigten Kenia-Leute; vor und nach 1914/18 eingewandert, sonnverbrannte, rotnackige Typen, die in die Kolonie gekommen waren, um dem widerspenstigen, felsenkumpigen und in der Nässe zementklebrigen Lehm Boden eine Lebensexistenz abzutrotzen. In der Trockenperiode wurde er in roten Staubwolken davongetrieben und während der Wolkenbrüche der nördlichen Regenzeit vom Tanafluß fünfzig bis sechzig Meilen weit ins Meer hinausgespült, wo er am Busen des Indischen Ozeans einen großen roten Fleck bildete. In Kenia muß sich ein Farmer mit seiner Ernte beeilen, hieß es. Die sorglosen Kikuyus hatten die herrlichen Zedernwälder von Nairobi bis Nanyuki abgeholzt, hatten die stattlichen Bäume zu Feuerholz zerhackt, und wenn der Humus nicht vom Regen weggeschwemmt wurde, dann wehten ihn die Winde der langen Trockenperioden davon. Und brachte man wirklich eine Ernte durch die Jahreszeiten, konnte sie immer

noch die Beute der Heuschrecken werden, die von Zeit zu Zeit über das Land herfielen, in so riesigen Schwärmen, daß sie ganze Eisenbahnzüge aufhielten.

Sollen die jungen Leute ruhig ihre langen, sonnverbrannten Beine aufs Trottoir vor dem Café des *Stanley Thorn Tree* strecken; sollen sie im neuen Gesellschaftsraum oben trinken und im eleganten Grill tanzen; sollen sie *à la carte* dinieren und das ausländischste Zeug essen. Die Älteren waren dem *Norfolk* treugeblieben, wo man wußte, was man vorgesetzt bekam; alles war klar und gewohnt wie Louies Goldzahnlächeln. Es waren anständige, gesunde Bissen, nahrhaft und kräftig. So aßen sie auf ihren Farmen. Warum sollten sie die lieb gewordenen Gewohnheiten eines halben Jahrhunderts ändern, wenn sie in die Stadt fahren? Zu den jungen Kenia-Cowboys, den jungen Mädchen mit ihren Pferdeschwänzen, den Schiebern, den hochmütigen Schwarzen und, seit neuestem, den verdamnten Flüchtlingen, von denen es heutzutage überall wimmelte.

Aber heute bildeten sie eine Minderheit, die alten Jungs mit ihren von der Sonne verblassten blauen Augen, struppigen Schnurrbärten, mit Runzeln und faltigen Nacken, zerknittert wie ihre uralten Tweedjacken; die alten, gebeugten, wettergegerbten Männer, Kenia-Schwielen auf ihren mit Leberflecken übersäten Händen mit den gebrochenen Nägeln, Kenia-Malaria für immer im Blut. Auch die alten Frauen waren in der Minderheit, lederhäutige, sonnenrunzlige, gelbgesichtige Frauen, für die Stadt ungeschickt geschminkt und gepudert, mit abgearbeiteten, abgemagerten Händen und von vielen Geburten formlos gewordenen Körpern; Körpern, die jetzt in ihren uralten, ausgebeulten Tweedröcken noch formloser wirkten. Beide, Mann und Frau, trugen vernünftiges Schuhwerk mit festen Sohlen und dicke Strümpfe, wollten von dem modernen Firlefanz nichts wissen. Die blumenreichen, eleganten Seiden- und Baumwollkleider, die schandbaren Shorts und hautengen Torerohosen und die noch engeren, den Hintern quetschenden Blue Jeans waren etwas für ihre Töchter und Enkelinnen. Die enggeschnittenen Breecheshosen, die Maridadi-Sporthemden, die schreiend bunten Sweater und Pferdedecken-

Lumberjacks für ihre Söhne und Enkel. Die Alten zogen sich zu Hause einfach an, und genauso einfach, wie sie's gewohnt waren, zogen sie sich auch für die Stadt an. Sie rümpften die Nase, wenn sie afrikanische Diener in Tennisschuhen sahen; jedermann wußte doch, daß ein Wog nicht arbeiten, geschweige denn denken konnte, wenn er Schuhe anhatte.

Sie kamen immer seltener nach Nairobi und ins *Norfolk* – noch seltener in den *Stagshead* in Nakuru, seitdem der so vornehm geworden war. Man stelle sich vor: im *Stagshead* mußte ein Mann nachweisen, daß er auf Safari war, sonst ließ man ihn ohne Jackett und Krawatte nicht hinein! Sie liebten das Altgewohnte: ein Hotel, dessen Barkeeper-Besitzer ihnen gelegentlich einen Drink spendierte und sich fachmännisch über Ernte, Wetter und Viehkrankheiten unterhalten konnte. Von Raumschiffen verstanden sie nichts und interessierten sich auch nicht dafür. Das atomare Kriegspotential schien ihnen weniger bedrohlich als die morgige Rinderpest oder der Drehwurm. Soll die Welt sich über Chruschtschow und die neuesten Verwicklungen in den Vereinten Nationen aufregen; ihre Herden wurden immer noch von Löwen gerissen, Leoparden schlichen sich immer noch mit ihren Schweinen und Hunden davon, und sie mußten Tee und Zucker, Schnaps und Gewehre immer noch unter Verschluss halten, weil die Wogs alles klauten, was nicht niet- und nagelfest war.

Wenn sie vom ›Krieg‹ sprachen, meinten sie ›des Kaisers Krieg‹ oder den ›1914/18-Krieg‹, und die ernsteste Unannehmlichkeit ihres Lebens in den letzten Jahren war ›Der Notstand‹ gewesen. Ein verdammter Unfug, dieser Mau Mau; Truppen in Scharen auf der Farm und die besten Eingeborenenarbeiter von so einem jungen Schnösel von Polizeioffizier ins Gefängnis geworfen. Kein Wunder, daß die Nigger heute so frech waren; im Gefängnis hatten sie nichts zu tun als Fett anzusetzen und sich neue Teufeleien auszuhecken. Wahrscheinlich hatten ihnen ein paar alte Halunken dort neue Schweinereien beigebracht, während die wirklichen Dunkelmänner frei herumliefen und sich als Angestellte der Regierung ins Fäustchen lachten. Alles wurde falsch gemacht in diesem ›Notstand‹. Hätte man's den Siedlern überlassen, die hätten die Sache in Nullkommanichts in

Ordnung gebracht. So aber kostete es ein verdammtes Vermögen und bewies gar nichts, außer, daß ein Nigger nur eins wirklich verstand: 'n Tritt in den Hintern.

Die alten Leute brummelten, tranken ihren rosa Gin und ihr warmes Bier auf der luftigen Veranda. Dann gingen sie hinein und aßen schnell und hungrig, sprachen nicht beim Essen. Dann wieder hinaus, wo sie ihre Garis geparkt hatten – ihre Landrover mit unverglasten Kombikarosserien, mit starkem Drahtgeflecht gegen schwarze Langfinger abgeschirmt; ihre Eintonner und auch gelegentlich ihre Limousinen. Sie weckten den dösenden Beifahrer mit einem sanften Fußtritt oder schüttelten ihn wach, und dann ging's nach Nakuru oder Kitale zurück, und wenn die Scheinwerfer zitternd über die gewundene Straße zu dem gewohnten Frieden und schäbigen heimatlichen Komfort glitten, seufzten sie erleichtert auf.

Vor zehn Jahren, dachte Brian Dermott, während er und Philip auf einen frei werdenden Tisch warteten, trugen nicht mehr als zehn Prozent der Leute in diesem Saal den Ausländerstempel: der typische Bure mit rotem Gesicht auf dem Wege nach Südafrika; der unverkennbare durchreisende Brite, der ohne den unvermeidlichen, sorgfältig gerollten Regenschirm nicht fertig angezogen aussah; der vereinzelte stiernackige amerikanische Geschäftsmann oder der eben angekommene, verlegene Großwildjäger im steifen, ungewaschenen Khaki-Safarianzug, herausgeputzt mit Patronengürtel und breitem, mit Leoparden- oder Schlangenhaut-Puggrees eingefasstem Hut; hin und wieder die zusammengewürfelte Meute einer ausländischen Filmgesellschaft, die ebenso wenig ins Gelände paßte wie das Skript des Films, den sie mal fertig stellen würde; und endlich die gelegentliche aufgeregte Herde Missionare auf dem Weg zu den dunkleren Gebieten des Kontinents, die außerhalb Milwaukees oder Manchesters immer reichlich verloren wirkte.

Heute waren auch welche da. Man erkannte sie gleich unter den anderen Flüchtlingen aus dem Kongo, die in ihren alten, fleckigen Hemden, langen Strümpfen, Wildlederschuh, ihren über der Hose getragenen Sporthemden und Schlapphüten entfernt den Keniasiedlern ähnelten.

»Schau«, sagte Brian und stieß seinen Bruder an. »Die Gottesmänner sind auch ausgekniffen. Als es brenzlich wurde, liefen sie wie alle anderen auch. Die ganze Salbaderei und das peinliche Kanzelgeschwätz, das ewige Gerede von dem einen Gott, nämlich dem ihren – na, und? Schau sie dir an: sie mußten galoppieren und verduften wie die anderen armen Kerle auch.«

»Aber ihre schmucken Kameras haben sie nicht vergessen«, meinte Philip. »Da – Leicas, Rolleis und die kleinen Japsen. Und die Kästen mit den Weitwinkelobjektiven.«

»Ich weiß«, stimmte Brian zu. »Wenn's um 'ne anständige Jagdausrüstung ging, waren sie nie kleinlich – Jagdwagen, Gewehre, Kameras. Wir haben immer ein freches Liedchen darüber gesungen: ›Mimi nataka. Deine Kopfhaut für Gott, den Herrn.« Als ich das letzte Mal im Kongo war, hatten sie sogar ihre eigenen Flugzeuge. Einige hatten Ärger mit den Wogs bekommen, wenn sie ihre Reisen im Auto machten, worauf sie sich in die Lüfte schwangen. Ich hab' sie zwar nie für sonderlich nützlich gehalten, aber sie tun mir leid.«

»Mir auch«, sagte Philip. »Sie sehen so – so armselig aus. Es ist einfach unfair, daß Leute mit soviel blindem, unpraktischem Glauben, die sich halbtot gerackert haben, um Heiden zu bekehren, eines Tages entdecken müssen, daß sie in den Augen der bekehrten Heiden eben auch nichts anderes sind als verdammte Weiße – etwas freundlicher vielleicht als der gewöhnliche Colon und deshalb wahrscheinlich nur noch verachtenswerter. Und selbstverständlich die ersten, die eins über den Schädel kriegen. Das erklärt auch, weshalb sie die Nonnen vergewaltigt und die Missionsstationen niedergebrannt haben.«

»Traurige Gesellschaft«, meinte Brian. »Fallen gleich auf wie 'n schlimmer Daumen. Hast du nicht auch bemerkt, Phil, daß sie immer entweder zu dick oder zu mager sind und immer verloren aussehen, ganz

gleich, wo man sie trifft? Ich bin ihnen von einem Ende dieses verdammten Kontinents zum anderen begegnet, und eins ist ihnen stets gemein: der im Unterbewusstsein verankerte naive Glaube, der Herr werde in der Wildnis schon für sie sorgen, wenn sie die Spur eines lahmen Elefanten im Schneesturm verloren haben oder mal eine Woche ohne Nachschub-Depot leben müssen. Schau dir den dort an.« Brian zeigte auf einen hageren, gebeugten Mann von fünfzig oder sechzig mit eingefallenen Wangen und rotgeränderten, fiebrigen Augen. »Selbst am kalten Büfett ist er verwirrt, weiß nicht, was er will. Er braucht göttliche Hilfe bei der Wahl zwischen Roastbeef und Schinken.«

»Aber sie müssen doch einiges Gutes getan haben – und noch tun«, wandte Philip ein. »Sonst würde man sie nicht dauernd rausschicken. Die Leute müssen 'ne ganze Menge Pennies in den Klingelbeutel stecken, um sie hier zu unterhalten.«

»Vielleicht, vielleicht auch nicht«, erwiderte Brian. »Die rein ärztlichen wie der alte Dr. Schweitzer, ja. Der behandelt sie wie Wogs und heilt sie, und wenn er sie dazu umbringen muß. Die Komm-zu-Jesus-Burschen, die Reformer und Besserer, *die nicht!* Ich glaube, der Afrikaner hasst diese Sorte im Grunde noch mehr als den alten, strengen Kiboko-Kolonisten, der ihn verdrischt, wenn er was verbochen hat, und ihm den Kopf tätschelt, wenn er brav ist, und der sich einen Dreck darum schert, wieviel Frauen er hat, solange seine Ziegen das Weideland des Bwana nicht kahl fressen. Der Afrikaner kann den Siedler mit seinem ewigen Abendschoppen und dem roten Trinkergesicht verstehen. Aber kann er die Gottesmänner und Gottesfrauen verstehen? Das bezweifle ich stark.«

»Da ist Louie. Er winkt uns«, sagte Philip. »Komm, setzen wir uns. Diese Halle wimmelt von hungrigen Flüchtlingen.«

Sie wurden von dem Goanesen in der weißen Stengah an einen Tisch geführt und bestellten Bier und Curry à la Madras. Brian saß dem Speisesaaleingang gegenüber, in dem sich die Menge drängte und schob, von dem anderen goanesischen Ober mit ausgestrecktem Arm zurückgehalten.

»Das Fatale an diesen Leuten ist eben, daß sie sich dem Afrikaner und dem Land hier nicht anpassen oder auch nur anzupassen versuchen«, sagte Brian, sich ein Brot schnappend. »Das Land färbt nicht auf sie ab, und weiß Gott, sie haben das Land auch nicht geändert. Niemand hat es geändert, und niemand wird's je ändern. Wenn diese Missionstypen versucht hätten, ihre Lehren dem Afrikaner anzupassen, statt den Afrikaner zu zwingen, sich nach ihren Lehren umzukrempeln, stünden sie heute anders da. Es könnte so unkompliziert sein wie eine Beschneidung und das Verbot, in tropischen Ländern Schweinefleisch zu essen.«

»Stimmt«, erwiderte Phil. »Hier kommt der Boy mit dem Curry.«

Ja, es stimmte, leider, dachte Brian, während er Mango-Chutney, scharfe Pfefferschoten, Bananenscheiben und geraspelte Kokosnuss auf den Reishäufen und den Curry mit dem dunklen Fleisch und der rötlichgrünen Sauce löffelte. Man brauchte sie bloß anzusehen – kopflos und ratlos wie verirrte Kälber in einer fremden Herde. Augenblicklich sind sie von ihrem Gott im Stich gelassen worden. Ihre plumpe Güte ist ihnen mit Tod und Vernichtung vergolten worden. Die fütternde Hand wurde gebissen. Der lauteste psalmenplärrende Konvertit fand als erster den versteckten Whisky und führte die Bande wahrscheinlich an, als sie die Nonnen vergewaltigten und die Missionsstationen anzündeten. Aber die Gottesmänner werden wiederkommen, dachte Brian, um auch die andere Backe hinzuhalten, ohne aus den letzten bitteren Erfahrungen mit den Afrikanern mehr Nutzen gezogen und mehr gelernt zu haben als – noch mehr Demut.

Sie änderten sich nie, diese Missionsleute, ob sie kamen oder gingen, ob sie Belgier oder Amerikaner, Franzosen oder Briten waren. Sie lehnten das Afrika, wie es war, ab, sahen verächtlich auf seine Schutzfarbe herab, und am Tag ihrer Abreise kannten sie die wahre Natur des Ortes und der Menschen, unter denen sie gelebt hatten, so wenig wie am Tag ihrer Ankunft, und wenn sie vierzig Jahre in den Kolonien gewesen waren. Sie pflegten die Kranken und gaben ihren langweilig-mechanischen Unterricht in Klassenräumen; sie plapperten papageienhaft das Evangelium herunter, wetterten gegen die Sünde und ihre Schwester, die Nacktheit; sie predigten

Hosen und Höflichkeit, den wahren Glauben und Hygiene. Und verloren ihre Schäflein schneller, als sie sie gewonnen hatten.

Eigentlich, dachte Brian, in seinem Essen herumstochernd, wenn man die Dinge ein bißchen drehte und wendete, konnte fast das ganze Geschehen vom Ersten Buch Mosis an bis zum Auszug aus Ägypten gut auf die Wogs bezogen werden. Für und gegen. So oder so. Kein Wunder, daß die armen Kerle verwirrt wurden, wenn die Missionsmänner das himmlische Heil auf sie herunterpredigten und ihnen dann die Hölle an die Köpfe warfen.

»Worüber sinnierst du denn so tief?« fragte Philip. »Du hast ja deinen Curry kaum angerührt.«

»Nichts Besonderes. Hab' bloß über die Missionare nachgedacht und versucht, mich an einiges in dieser Volksbibel zu erinnern, die wir auf der Farm haben. Du erinnerst dich: der katholische Pater, der an Schwarzwasserfieber starb, hat sie dem alten Herrn vermacht. Du müsstest dich eigentlich an sie erinnern. Tante Charlotte hat dir genug daraus in deinen kleinen Dickschädel eingetrichtert. Es war die mit den hübschen Bildern.«

»O ja. Ich er – – – Was ist denn das für ein Aufruhr in der Halle?«

»Weiß nicht. Irgendwas. Komm, sehen wir nach.« Brian schob seinen Stuhl zurück, und beide gingen zum Eingang und drängten sich durch die Menge. Einer der belgischen Flüchtlinge, ein unrasierter, dicklicher blonder Mann mittleren Alters in einem sonnezerfressenen, schmutzigen Sporthemd, das ihm hinten aus der Hose heraushing, weinte, und der Hotelmanager versuchte, ihn zu beruhigen. Der indische Kassierer fuchtelte erregt mit den Armen herum und wollte dem Manager mit großem StimmAufwand etwas erklären.

Der dickliche Blonde holte Hände voll Geldscheine aus einer Segeltuchtasche und warf die Noten in die Luft. Sie wirbelten im Luftzug und schwebten langsam auf die dichtgedrängte Menge in der Halle herunter.

Die Leute stießen und pufften sich gegenseitig, fielen übereinander in ihrer hastigen Gier nach den herunterflatternden Geldscheinen.

»Wertlos, wertlos, wertlos!« schluchzte der Mann. »Meine ganze Lebensarbeit, wertlos!« Der Hotelmanager hielt den Mann am Arm fest und redete schnell auf ihn ein, das Geschrei des indischen Kassierers übertönend.

»Bitte, Sir, bitte, Sir, tun Sie das nicht!« Plötzlich riß er dem Belgier die Tasche aus der Hand. »Gehen Sie bitte jetzt alle auf die Veranda, damit meine Boys das Geld auflesen können! Hinaus bitte, alle!« Er unterstützte seine Worte mit stoßenden Bewegungen seiner freien Hand.

Die Schultern des weinenden Mannes bebten vor Schluchzen. Der Manager griff in die Brusttasche seines Jacketts, zog ein sorgfältig gefaltetes seidenes Ziertuch heraus und drückte es dem belgischen Flüchtling in die Hand.

»Nehmen Sie sich zusammen, Mann, zum Donnerwetter!« sagte er. »Kommen Sie mit mir ins Büro. Ich Sorge dafür, daß Sie Ihr Geld wiederkriegen!«

»Ich will's nicht wiederhaben!« Die Stimme des Mannes überschlug sich beinahe zu einem Kreischen. »Es taugt nichts, es ist wertlos! Ihr Kassierer hat's mir ja gesagt! Ich wollte bloß was einwechseln, um mir ein Mittagessen bestellen zu können! Und dieser Inder sagte, es sei wertlos, er könne es mir nicht wechseln!«

»Nehmen Sie sich doch zusammen, Mann«, sagte der Manager wieder. »Ich lasse Ihnen gern ein Essen so servieren, bis Sie Ihr Konsulat aufsuchen und sich Geld besorgen können. Beruhigen Sie sich und kommen Sie mit. Ein steifer Drink wird Wunder wirken, und danach noch ein anständiges Mittagessen. Sie sollen mal sehen, wie Sie das wieder auf die Beine bringt.«

»Ich will keine Almosen von Ihnen! Ich will mein Geld einwechseln! Es war gutes Geld, das beste der Welt noch vor weniger als drei Monaten! Kongolesische Francs, kongolesische Goldfrancs, und jetzt will Ihr Inder sie nicht wechseln. Die Bank wird sie auch nicht wechseln! Glauben Sie

vielleicht, mein Konsul hat Geld zum Wechseln? Es gibt doch keine Regierung im Kongo mehr!«

»Kommen Sie, Mann, kommen Sie mit«, sagte der Manager. »Kommen Sie in mein Büro und trinken Sie was, und ich gebe Ihnen etwas Geld. Sie können mir einen Schuldschein ausstellen und es zurückzahlen, wenn die Dinge sich wieder beruhigt haben. He!« sagte er scharf zu den Kellnern und Trägern. »Lest das Geld auf, jeden einzelnen verdammten Schein, und bringt es mir ins Büro. Du!« Zu dem indischen Kassierer, der ihn atemlos und mit offenem Mund anstarrte. »Du sorgst mir dafür, daß nichts an ihren Fingern kleben bleibt, oder ihr seid alle entlassen! Kommen Sie mit, Sir, bitte. Gleich, bitte!« Verzweifelt die Schultern zuckend, bahnte er sich mit dem immer noch protestierenden Belgier einen Weg durch die wogende Menge. Ein ordentliches Hotel zu leiten war nicht so leicht heutzutage. Es war nie leicht gewesen, aber jetzt, mit den vielen Flüchtlingen, schien es besonders schwierig.

»Das war nicht gerade schön«, sagte Brian, als sie wieder an ihrem Tisch saßen. »Verdirbt einem den Appetit. Ist natürlich ein schwerer Schlag, so plötzlich aus seiner Heimat vertrieben zu werden und entdecken zu müssen, daß das Geld, das man noch retten konnte, wertlos ist. Zum mindesten, bis klar wird, wer im Kongo regiert. Wenn das je klar wird.«

»Wahrscheinlich ist da nichts zu machen. Aber was soll diese Hysterie?« sagte Philip. »Ich bin jetzt für 'n paar kalte Scheiben. Du auch?«

»Nein. Dieser Geldstreuer hat mir den Appetit verdorben. Ich esse meinen Curry zu Ende und nehm' noch 'n bißchen Käse«, erwiderte Brian. »Und dann nichts wie 'raus hier. Diese stöhnenden Flüchtlinge machen mich nervös. Es ist was Beschämendes an diesem Davonlaufen, bloß weil ein paar Wogs frech geworden sind. Ich kann mir nicht helfen, aber diese Belgier sind Schlappschwänze. Ließen alles liegen und stehen und rannten.«

»Magst recht haben«, meinte Philip. »Ich brauch' bloß einen Tag in Nairobi zu sein, und schon sehn' ich mich nach der Farm zurück, Belgier hin, Belgier her. Iß deinen Curry auf, ich bring' dir 'n Stück Käse. Ich hab'

mich mit Jill ins Kino verabredet, sobald ich meine Besorgungen für Tante Charlotte hinter mir habe.«

Brian blickte wieder in die Halle hinaus. Die Verandakellner lasen immer noch vereinzelte belgische Kongonoten auf, flüchtige, wertlose Scheine, die wie lahme Vögel auf dem Boden herumflatterten. Er wandte sich zu seinem Bruder um.

»Ins Kino? Das fängt aber nicht vor sechs an. Wenn du mit Jill ins Kino gehst, werdet ihr die große Sensation verpassen – wenn's eine gibt.«

»Genau. Deswegen geh' ich mit Jill ins Kino«, erwiderte Philip Dermott.
»Um die große Sensation zu verpassen, wenn's eine gibt. Da, nimm Käse.«

Zweites Buch

17

Der schwarze Rappenantilopenbulle mit den großen, wie Türkensäbel gebogenen Hörnern und der borstigen, steifen Mähne auf dem gewölbten, massigen Nacken blickte arrogant durchs Bürofenster, als Brian die helle Eichenholztür aufstieß, an der das Mahagonischild mit den Worten ›Brian Dermott Safaris, Ltd.‹ in goldenen Lettern befestigt war. Es war ein guter Bulle; Brian hatte ihn vor einem Dutzend Jahren in der Ugallasteppe vor Tabora in Tanganjika geschossen. War auch ein passendes Firmenschild für einen teuren Safari-Ausstatter – stolz und elegant, selten, aber nicht unerreichbar, massig, aber graziös, wild, aber schön; scharf Schwarz und Weiß gegeneinander abgehoben, gebändigte Kraft und Reinheit der Kontur. Der Rappenantilopenbulle verkörperte alles, was Brian über Afrika zum Ausdruck bringen wollte, als er sich ein passendes Wildtier für seine Briefköpfe und die Reklame überlegte. Alles, was – wie er hoffte – die neue Firma ›Brian Dermott Safaris, Ltd.‹ in einem Geschäftszweig mit scharfer Konkurrenz bedeuten würde.

»Hallo, Hazel«, begrüßte er die Empfangsdame, eine in der langen Fließbandreihe von Empfangsdamen, die hier auftauchten, kurze Zeit am Schreibtisch neben der Tür schufteten, bis sie einen weißen Jäger heirateten und sich bei der zweiten Schwangerschaft verfluchten, in einen Beruf hineingeheiratet zu haben, von dem sie genug wußten, um einen weiten Bogen um ihn zu machen. »Wo ist Don?« Der in die Augen springende Inhalt von Hazels blaßblauem Angorasweater machte auf Brian keinen Eindruck.

»Spricht gerade mit Ken und Grace. Ich ruf ihn an.« Sie nahm den Hörer ab und drückte die Taste der Bürosprechanlage herunter. »Willkommen zu Hause, Boss. Wollen Sie länger in der Stadt bleiben?«

»Nur einen Tag und eine Nacht.«

»Man sieht Sie nicht mehr viel hier. Hallo, Grace? Sagen Sie Don, Brian sei hier.«

Sie legte den Hörer zurück und lächelte Brian an, zeigte ihre blendende Zahnreihe, die zu zeigen sie bezahlt wurde. In den ganzen sechs Monaten, die sie im Büro gearbeitet hatte, hatte sie Brian angelächelt. Sie hatte jede Hoffnung auf eine romantische Zukunft aufgegeben, aber sie lächelte auf jeden Fall. Ein nettes Mädchen, Hazel – eben aus England gekommen, hübsch und immer noch einigermaßen von dem Gedanken bestrickt, die üblichen reichen und oft berühmten Kunden kennen zu lernen, die mit ihr lachten und Witze rissen. Die sie manchmal zum Tanz ausführten und ihr nach einer erfolgreichen Safari auch gelegentlich kleine Geschenke machten.

Brian trat an ihren Schreibtisch und blätterte ein dünnes, in Saffianleder gebundenes Buch durch, dessen Seiten Daten und die Schutzmarke des großen Säbelbullens trugen. Es war die Auftragskladde.

»Voll, wie ich sehe«, sagte er. »Bis ins übernächste Jahr. Hei, wie das Geld rollt! Rein und raus. Amüsieren Sie sich wenigstens, Hazel? Heiraten Sie bald?«

Hazel brachte ein törichtes Lächeln zuwege und fuhr sich über das sorgfältig dauergewellte blonde Haar.

»Na ja. Ein bißchen. Nichts Ernstliches. Bis jetzt hat noch niemand um mich angehalten.« Sie sah unter dem Pfahlzaun ihrer künstlichen Augenwimpern sittsam zu ihm auf.

»Lassen Sie sich nicht unterkriegen.« Brian streckte die Hand aus und fuhr ihr mit der Fingerspitze über die gelackten Haarwellen. »Wird schon klappen. In meinem Eheanbahnungsinstitut klappt's immer.« Er sah sich um. »Oh, Big Don. Hallo!«

»Hör auf, unsere Bürokratie zu triezen, und komm mit«, sagte Don Bruce. »Ich muß mit dir reden, und nachmittags ist das hier ein Irrenhaus.«

»Wie du meinst.« Brians Augen huschten über seinen Kompagnon. Don Bruce trug seine Jagdkleidung – Buschjacke, weite Hose und wildlederne Jagdstiefel. Dazu eine langläufige deutsche Walter-Pistole im abgescheuerten Halfter. »Tjüs, Hazel. Bleiben Sie lieb und nett, dann lad' ich Sie eines Tages mal zum Essen ein.« Die Empfangsdame winkte ihnen nach. Hinter ihnen schloß sich langsam die Tür. Brian stieß den Halfter an.

»Du siehst aus, als wolltest du in den Krieg ziehen«, sagte er. »Verjag mir bloß die Kunden nicht damit. In *dem* Aufzug kannst du dich niemand zeigen. Die alberne Kanone ist länger als du. Sieht einfach unanständig aus.«

»Nicht unanständiger als du mit diesem Ding da unter deiner Achsel«, gab Don Bruce zurück, und die lustigen braunen Augen über seiner Knopfnase waren auf einmal nicht mehr so lustig. »Wenigstens bin ich entsprechend angezogen – zur Pistole passend.«

»Was soll das eigentlich bedeuten?« fragte Brian, als sie in Bruces Wagen stiegen und sich durch den dichten Verkehr auf der Delamere Avenue wanden. Er drehte sich auf seinem Sitz herum und blickte in das harte, wettergezeichnete Gesicht seines ältesten Freundes mit den von der Sonne ausgedörrten, gebleichten Lippen und dem unter der straffen Haut deutlich sichtbaren Kinnknochen. Um die Augen lag Spannung und in ihnen ein zerstreuter Blick, den er schon lange nicht mehr an ihm gesehen hatte. Was Don sagte, stimmte; sein Gesicht eignete sich nicht für das Tragische oder das Ernste. Die heiteren braunen Eichhörnchenaugen und die Stupsnase gaben ihm einen seltsam knabenhaften, sorglosen Ausdruck, der seine Fähigkeiten nicht im entferntesten erkennen ließ. Don war ein erstklassiger Poloreiter in den Landeswettspielen, ein schneidiger Fußballer und ein sehr guter Boxer gewesen. Seitdem er sich mehr mit seiner Farm abgab und weniger auf die Jagd ging, hatte er viel von der fröhlichen Ursprünglichkeit verloren, die ihn zu einem kongenialen Partner gemacht hatte. Farmen nahm einen Mann ganz in Anspruch. Don nahm heute nur eine Safari an,

wenn er Geld brauchte – für neue Farmanschaffungen oder ein neues Baby, kam ganz darauf an. Er hatte sogar seine Poloponys verkauft. Diese persönlich und sorgfältig trainierten Zossen waren ungefähr das Letzte, was der alte Don nach Brians Meinung abstoßen würde, ausgenommen – möglicherweise – seine Gewehre.

»Was hast du eigentlich?« fragte er wieder.

»Hat Zeit, bis wir bei dir sind. Ich rede immer noch nicht gern beim Fahren. Denk an die Hausregeln.« Don Bruce grinste Brian aus einer Ecke seines Gesichts kaum merklich an.

»Ich denk' dran. Wahrscheinlich hab' ich beide in den letzten Jahren gebrochen und werd' sie wieder brechen. Aber es waren gute Regeln. Praktisch. Beim Fahren nicht reden. Auf der Jagd nicht saufen.«

Don hatte den richtigen Riecher für einen freien Parkplatz. Dann gingen sie in Brians Wohnung hinauf. Don ließ sich in einen der großen, grässlichen Polstersessel fallen und zog sein Gesicht in Falten, Vorbereitung auf eine unangenehme Nachricht. Brian kannte diesen Ausdruck – er hatte ihn, wenn sie sich nach etwas Verletztem, Verwundetem ins Dickicht stürzten und es gefährlich zu werden versprach.

»Einen Drink?« fragte Brian, auf die kleine Hausbar zugehend.

»Ja, bei Gott! Zum Teufel mit den Hausregeln. Ich kann einen vertragen, und ich brauche einen.«

Das Gesicht halb Don Bruce zukehrend, während er den Whisky einschenkte, merkte Brian, daß Dons Hände zitterten, als er sich eine Zigarette anzündete. Darauf goß er noch einen Extraschluck in Dons Glas.

»Da, Sohn. Prost«, sagte er und setzte sich in den anderen Sessel. »Raus mit der Sprache. Was ist los?«

»Eins nach dem anderen«, erwiderte Don Bruce und sah ausgesprochen elend aus. »Ich bring's kaum über die Lippen, aber ich werd's wohl müssen. Brian, würdest du meine Farm kaufen?«

»Jesus, Don, Überfall mich bloß nicht so! Du fragst mich, ob ich deine Farm kaufen will? Was zum Teufel soll ich mit einer zweiten Farm

anfangen? Ich komm' nicht mal mit meiner – unserer – eigenen zurecht. Das ist doch nicht dein Ernst?«

Brian nippte an seinem Drink und sah seinen Freund an. Er war blaß unter der wettergebräunten Haut, und in seinen Augen lag die Sorge. Dons Augen zogen sich in seinen Schädel zurück, wenn er sehr müde und überdrüssig war. Er war auch schmaler geworden; aber das war vielleicht auf die schwere Arbeit in der Hitze zurückzuführen. Auf jeden Fall waren Dons Augen anders, und es war nicht auf Übermüdung zurückzuführen.

»Ich nehme an, du meinst es ernst. Don, ehrlich, ich weiß es nicht. Ich kann's schwer erklären. Ich *besitze* eigentlich nichts. Außer dem Safari-Geschäft natürlich, und wenn ich am Jahresende die Gewinnanteile ausgegeben habe – na ja, der Gewinn in sechs Teile geteilt, da bleibt nach Abzug der fixen und laufenden Unkosten und Steuern nicht mehr viel übrig. Das weißt du so gut wie ich.«

»Natürlich. Aber ich meinte nicht das Safari-Geschäft. Ich glaube nach Lage der Dinge sowieso nicht, daß sich das noch länger als ein Jahr oder so hält. Was ich meinte – verdammt noch mal, Brian, es läßt sich schwer sagen –, ich weiß, daß du mit deiner Tante einen ganz schönen Batzen Geld aus Glenburnie herausgewirtschaftet hast. Wir liegen nicht zu weit auseinander. Ich verlange keinen hohen Preis, will bloß soviel, daß ich meine Schulden begleichen, das Darlehen der Landwirtschaftsbank zurückzahlen kann und noch 'n paar Pfund übrig habe, um woanders wieder neu anfangen zu können. Irgendwo außerhalb Afrikas. Auf jeden Fall – außerhalb Afrikas.«

Zuerst wollte Brian protestieren. Dann überlegte er es sich, stand auf und ging im Zimmer auf und ab. Als Don ausgetrunken hatte, nahm er ihm das leere Glas ab und füllte es wieder. Sorgfältig tat er Eis hinein und rührte um, ehe er Don den Drink reichte. Er warf die nicht existierende Stirnlocke zurück und strich sich über sein Bärtchen.

»Ich weiß wirklich nicht, was ich dir antworten soll, Kumpel. Wie gesagt, ich besitze so gut wie nichts. Wahrscheinlich wird die alte Dame Glenburnie mir und Phil vermachen, wenn sie mal stirbt, denn Nell ist verheiratet, und ich glaube, die beiden ziehen eines Tages fort. Aber dabei

hab' ich Nells neuen Mann nicht in Betracht gezogen. Vielleicht wollen sie dableiben. In diesem Fall wird Nell wahrscheinlich einen dritten Anteil an Glenburnie haben, wenn Tante Charlotte mal abkratzt, was sie möglicherweise nie tut. Nells Heirat gibt der Sache einen neuen Aspekt. George hat nichts. Wir sind eigentlich so 'ne Art Siedler ohne Rechtstitel. Entschuldige bitte, wenn ich laut denke. Ich sprach mehr oder weniger mit mir selbst.«

Don Bruce grinste schwach.

»Lass dir ruhig Zeit. Ich trinke inzwischen deinen Whisky.«

Brian zündete sich eine Zigarette an. Dann sagte er leise:

»Wenn du deine Farm verkaufen willst und wir das Geld haben und die alte Dame einverstanden ist, dann kaufe ich – kaufen wir deine Farm. Ich will sie zwar nicht, aber es ist eine gute Farm, und ich weiß, was du alles reingesteckt hast, um sie zu dem zu machen, was sie heute ist.«

»Bloß mein Herz, meine Seele, mein Rückgrat, meine Hände, meinen Hut, Hintern und Überzieher. Ganz zu schweigen von meinen letzten beiden Ponys. Entschuldige, daß ich dramatisch werde, Brian. Ich kann Dankbarkeit schlecht ausdrücken. Keiner kauft heute Land – jeder will verkaufen. Und jetzt wirst du wahrscheinlich gern wissen wollen, weshalb ich dir was von meinen Sorgen vorheule?«

»Es wäre 'ne Hilfe«, erwiderte Brian ruhig. »Wenn du mir's sagen willst. Aber ich dachte, du hättest mich eben gefragt, ob ich dir deine Farm abkaufen will. Deine verdammten Memoiren kaufe ich dir nicht ab.« Seine Stimme wurde härter.

Don Bruce stand auf. Er legte Brian beide Hände auf die Schultern und schüttelte ihn sanft.

»Ich komm' mir wie ein gottverfluchter Halunke vor, Brian. Verzeih. Hab' in meinem Leben noch niemanden – keinen *gottverfluchten Menschen* – um einen gottverfluchten Gefallen gebeten. Aber in diesem Fall muß ich, glaub' ich, eine Ausnahme machen. Ich kam zu dir mit eingezogenem Schwanz. Hast du was dagegen, wenn ich weiterrede, nachdem ich natürlich noch mal Dankeschön gesagt habe, Kamerad?«

»Hör bloß auf, oder mir kommen die Tränen, Großer Mann«, sagte Brian und gab ihm einen freundschaftlichen Schlag vors Kinn. »Los, red schon. Sag's mir, oder sag's mir nicht, je nachdem, was dir lieber ist.«

Don Bruces Gesicht spannte sich.

»Es fällt mir schwer, wie ich so dasitze, zu glauben, daß ich dich eben gefragt habe, ob du mein Lebenswerk kaufen willst – es wird immer mein Lebenswerk bleiben. Vor acht Jahren glaubten wir alle, wenn wir die Mickey Mäuse erst mal untergekriegt hätten, sei alles wieder in Butter. Sonst hätt' ich nicht geheiratet. Sonst würd' ich dir jetzt nicht was vorheulen. *Uhuru!* Scheiße! Wie die uns letztes Frühjahr im Londoner Lancaster House verbraten haben! Macmillan mit seinem veränderten Wind'. Und Macleod verwies uns auf dieselben Leute, die wir vor sechs Jahren erschossen, gehängt und hinter Gitter gesteckt hatten. Ein Saujahrhundert! ... Ich hab' mich mit Peggy zum Lunch getroffen. Sie hat nichts angerührt. Kommt völlig aufgelöst in die Stadt, mit allen Kindern. Du kennst ja Peggy; interessiert dich *das*? Daß sie plötzlich mit allen Kindern von der Farm verduftet, sie nach Nairobi verfrachtet, als wir ein kleines Familienfest feiern wollten, ganz allein, nur wir zwei, mal ohne Gören und kalbende Kühe und rotzkrankte Mutterschafe und kranke Wogs und am Spat erkrankte Pferde? *Mich* interessierte es, kann ich dir nur sagen, und deswegen werd' ich die Farm verkaufen, und wenn ich keinen Käufer finde, werd' ich meine Schafe und Rinder hintenrum verkitschen, und die verfluchten Banken können mich gerne haben!« Don schlug sich mit der Faust aufs Knie.

»Was hat Peggy denn gesagt, daß du dich so aufgeregt hast?« Brian sah seinen Freund aufmerksam an.

Don zitterte wieder.

»Ich hab' dir's noch nicht so geschildert, bevor ich mich nicht vergewissert hatte, daß du die Farm kaufen würdest – ich wollt' nicht alles auf meine Angst und deine Freundschaft abladen. Ich habe Angst, Brian. Ich hab' nackte Angst! Nicht um mich – nicht um mich persönlich. Aber um Peggy

und die Kinder; und ich bin ganz krank vor Angst, was die Zukunft noch alles bringt.«

»Okay, okay«, sagte Brian. »Beruhige dich. Du hast Angst. Was hat Peggy gesagt, daß du dich so ›un-Don-isch‹ aufführst?«

»Meine Kinder sind vierte Generation Keniafarmer, Brian.« Don nahm sich jetzt zusammen, seine Stimme klang ruhiger. »Sie sind Afrikaner, genau wie der Schwarze Mboya. Sie haben ein Recht darauf, in ihrem Heimatland zu leben – einem Land, das ihr Urgroßvater urbar machte und das mit Hilfe ihres Vaters aus dem Dreck gezogen wurde. Und ich will nicht, daß meine Kinder abgeschlachtet werden! Ich lasse meinem Jock nicht für eine gottverdammte, dreckige Schwurzeremonie den Bauch aufschlitzen, weil ich was getan habe, was denen nicht paßte! Ich will nicht, daß meiner Frau der Leib aufgeschnitten und nachher mit Steinen voll gestopft wird, nachdem sie ein Dutzend Mal vergewaltigt wurde, wie sie's mit den Frauen im Kongo gemacht haben! Und noch schlimmer: ich will nicht, daß wir in der Furcht vor einer solchen Zukunft leben müssen! Ich will nicht jeden Abend mit dieser Angst Schlafengehen und jeden Morgen mit ihr aufwachen! Wenn das das Leben in Afrika ist, dann zum Teufel mit Afrika!«

Don Bruce bedeckte sein Gesicht mit den Händen. Nach einer Weile hob er den Kopf, trank sein Glas aus und lächelte verlegen.

»Du hältst mich wahrscheinlich für hysterisch oder übertrieben melodramatisch oder vielleicht halbverrückt. Aber ich bin's nicht. Heute morgen passierte Peggy eine ganze Reihe seltsamer Dinge ... Zuerst darfst du nicht vergessen, daß mein Jüngster, der kleine Jock, mehr oder weniger ein Kikuyu ist. Du warst fort, warst nicht bei der Taufe, Brian, aber es war ein Mordsfest. Alle Sippen von beiden Seiten des Berges kamen und kampierten auf der Farm. Ich schlachtete ein paar Schafe und Rinder, und es gab eine großartige Ngoma. Es wurde tagelang gefeiert. Die Kyukes machten um den kleinen Jockie den üblichen Mummenschanz – na, du kennst das ja.«

»Ich kenn's. Red weiter. Vergiß nicht, daß ich genau auf der anderen Seite des Berges aufgewachsen bin und ungefähr genauso.«

»Ich weiß nicht, warum sie dieses besondere Taufzeremoniell um den kleinen Jock machten – Geschenke und Geld und Anspucken und all das andere. Für die anderen Kinder hatten sie früher auch ein paar Geschenke gebracht, ein Schaf oder eine Ziege, aber nichts Besonderes für Ellen, nichts Außergewöhnliches für Angus und Lois. Jedoch für Jock, das letzte – es war wie in den alten Tagen, von denen mein Vater immer erzählte. Sie überschütteten ihn förmlich mit Präsenten. Der Junge ist wirklich wie ein Stammesangehöriger geboren, und damals hielt ich's für eine großartige Sache.«

Don Bruce machte eine Pause, um sich den Schweiß von der Stirn zu wischen.

»Auch einiges andere mußt du bedenken. Erinnerst du dich, daß wir während des Aufstandes nie Ärger und Schwierigkeiten auf der Farm hatten? Alles lief wie am Schnürchen, bis Peggys Alter in die KPR eintrat, von Kimathis Leuten erwürgt wurde, und Peggy auf sich selbst angewiesen war. Peggy hat den ganzen Laden allein geschmissen, denn die meiste Zeit war ich im Busch hinter Niggern her oder brachte der Truppe bei, wie man sie aufspürt. Vielleicht hat sie den Laden nicht gut geschmissen, aber sie hielt ihn zusammen. Wir hatten einen zahmen Medizinmann auf der Farm, den alten Kinyanjui. Sehr mächtiger alter Bursche, jedenfalls hielten ihn die anderen Wogs dafür. Der zog einen Zauberkreis um die Farm und besprach sie. Wir verloren kein Vieh und hatten auch keine Überfälle. Keiner der Boys lief davon. Wir waren so ziemlich die einzige Farm, die keine Arbeitskräfte verlor.

Kinyanjui sagte Peggy damals, sie habe nichts zu befürchten. Sie glaubte ihm, wie sie stets alles glaubt, was sie ihr erzählen. Sie ist genauso ein Kikuyu wie ich. Sie schloß also nicht alles ab und verbarrikadierte die Türen nicht, wie viele es taten. Sie dachte sich, wenn sie mir die Kehle durchschneiden, dann schneiden sie mir eben die Kehle durch, und ein paar

Türen mehr oder weniger werden auch nichts an der Sache ändern, besonders, wenn sie das Haus anzünden.«

»Wie ich sehe, geht das auch schon wieder los, das Hausanzünden mein' ich«, sagte Brian. »Zwei innerhalb der letzten vierzehn Tage, steht in der Zeitung heute. Eine Frau und vier Kinder gestern. Beinahe wie in den alten Tagen. Entschuldigung. Red weiter. Ich wollte dir bloß zeigen, daß ich dir folge.«

»Kinyanjui starb vor etwa drei Monaten. Ich war auf Safari, weit weg, in Singida oben. Natürlich lag kein Grund dafür vor, mich zu benachrichtigen, selbst wenn das Büro verständigt worden wäre. Merkwürdigerweise wurde Kinyanjui nicht auf der Farm beerdigt. Sie brachten ihn irgendwo in die Nähe von Naivasha hinunter und überließen ihn den Hyänen. Ich machte mir keine besonderen Gedanken darüber, als ich heimkam und Peggy es mir erzählte. Zum Kuckuck, er war ein Kyuke aus der alten Zeit, älter als Gott. Wahrscheinlich hatte er jemandem gesagt, er wolle nicht in fremdem Boden begraben werden wie die modernen Nigger, sondern bei seinen Vätern, wo er hergekommen war. Aber selbst wenn ich neugierig und mißtrauisch gewesen wäre, war es für eine Untersuchung zu spät. Das bißchen, das die Hyänen für die Geier übriggelassen hatten, gehörte längst den weißen Ameisen. Das Gedächtnis kann man nicht obduzieren.

Schließlich, vierzehn Tage, nachdem der Alte abgekratzt war, kam mein Vorarbeiter, der alte Njeroge, zu mir, um mit mir über die Schafe zu sprechen. Ich ging mit ihm vor seine Thingira. Wir hockten auf den Fersen vor dem Feuer, rauchten, kratzten uns, tranken von der scheußlichen Pombe, die seine Frauen zusammenbrauen, und redeten über alles Mögliche, bloß nicht über das, was er auf dem Herzen hatte. Ein halbes Dutzend Mal stand er auf und ging unter irgendeinem Vorwand in die Junggesellenhütte hinein, bis er endlich damit herausrückte: »Bwana«, sagte er, »Kinyanjui ist nicht gestorben. Er wurde vergiftet.«

Don machte eine Pause und sah Brian an.

»Brian, ich kenne die Wogs oder sollte sie kennen. Ich machte einen Witz, sagte, es sei langsam Zeit geworden, besonders, wenn er von seiner eigenen

Medizin getrunken hatte. Ich dachte, zum Teufel, diese Burschen vergiften immer mal einen, sei's absichtlich oder zufällig, und wenn's sich um Zauberei handelt, reden die Leute sowieso stets von Gift. Außerdem ist ein Mediziner immer verhasst, und sei's auch nur aus Furcht. Das sagte ich Njeroge. Aber da bemerkte ich einen eigenartigen Ausdruck in seinem Gesicht.

»Kweli«, sagte er, »das ist wahr, Bwana. Aber er wurde nicht durch Zauberei oder von einem anderen eifersüchtigen Mediziner vergiftet. Er wurde vergiftet, wie ein normaler Mann einen anderen tötet, mit einem Speer oder einer Flinte. Und auch nicht von einem der Alteingesessenen auf der Shamba. Zwei der Neuen sind verschwunden, Bwana. Gathiru und Kaluku. Diese Männer wurden letztes Frühjahr eingestellt, nach der Amnestie, als man die Leute aus den Haftlagern freiließ. Jeder weiß hier, daß er vergiftet wurde, Bwana. Es wird von nichts anderem getuschelt. Und schon sprechen ein paar der Älteren davon, sich mit Sack und Pack davonzumachen. In der Mau Mau-Zeit haben sie nie so geredet, Bwana. Erst, seitdem Kinyanjui tot ist, reden sie so. Der Zauberkreis liegt nicht mehr um die Farm.«

Brian konnte sich nicht helfen, aber seine Nackenhaare schienen sich zu sträuben. Es war dasselbe Gefühl, das er immer hatte, wenn er der Blutspur eines angeschossenen, unsichtbaren Leoparden oder Büffels nachschlich; das Gefühl, kurz bevor etwas angriff oder sprang.

»Du hast ihm das geglaubt?« fragte Brian. Es war eine dumme, leere Frage. Don spreizte die Finger und zog die Schultern ein.

»Ich weiß nicht, ob ich mich vernünftig ausdrücke«, erwiderte er. »Aber noch als ich auf meine letzte Safari ging, klappte alles großartig auf der Farm. Ein bißchen Extrageld in die Finger zu kriegen, war fein, denn die Steuern waren sonderbarerweise wieder fällig geworden, und ich hatte vor, die Landwirtschaftsbank um Verlängerung der Hypothek anzugehen, und wollte mir natürlich die Steuereinnahmer nicht über die Schulter gucken lassen, wenn ich mit dem Bankmanager verhandelte. Ich gebe also zu, daß

ich eilig wegfuhr und die ganze Sache vergaß – hatte sie auf Niggernerven zurückgeführt, Aberglauben – na, du weißt ja.

Kaum, daß ich fort war, schien auf der Farm auf einmal alles schief zu gehen. Peggy war wieder schwanger und hatte eine Frühgeburt. Nie vorher hat sie eine Frühgeburt gehabt. Eine neue Art Mehltau befiel die Pyrethrumpflanzung. Unter den Milchkühen gab's eine leichte Fieberepidemie, und die Milch war nicht zu verwenden. Ein geheimnisvolles Feuer in der Scheune. Leoparden im Schafspferch. Mehr verirrte Rinder. Zäune da und dort niedergerissen. Und unter den Afrikanern eine befremdende Lethargie, sagt Peggy. Das erzählt sie mir alles erst jetzt. Du kennst ja die geheime Waffe des schwarzen Mannes, Brian. Wenn er die Jalousien vor seinen Augen runterlässt und man nicht rauskriegen kann, was in seinem Schädel vorgeht.

Das meiste würde man normalerweise auf Shauri ya Mungu – höhere Gewalt – zurückführen. Gottes Wege sind unerforschlich. Ein Farmerleben ist schwer. Bloß sich nicht auf was einlassen, das *isst*. Wir brauchten kein Baby mehr. Natürlich gibt's Unfälle – all die anderen alten Seelentröster, die uns vor dem Verrücktwerden bewahren. Aber eins ließ sich nicht aus der Welt schaffen: Alles Pech trat ein, nachdem der alte Kinyanjui gestorben oder vergiftet worden war.«

»Zufall, Aberglauben und all die entsprechenden Klischees, wie du sagst«, murmelte Brian. »Mein alter Herr war noch schlimmer als du. Der sah eine irische Vorbedeutung in jeder Wolke und ein Verhängnis hinter jedem Ameisenhügel.«

»Schön, zugegeben. Mein Vater war genauso. Aber hör dir das an: achtzehn Männer verließen die Farm *heute* morgen, mit ihren Familien! Und Peggy – na, du kennst ja Peggy. Peggy verließ die Farm auch, und zwar in Eile. Und was sie mir beim Lunch, das wir stehenließen, erzählte, bevor ich sie und die Kinder in einem Cottage des *Norfolk* einquartierte, reicht, um dir die Haare zu Berge stehenzulassen ...«

18

Margaret Ashcroft Bruce war nur einen halben Kopf kleiner als ihr stattlicher Mann Don. Sie war eine große Frau, mollig und starkknochig. Von Geburt an war sie groß gewesen und jetzt durch das häufige Kinderkriegen etwas schwerer geworden. Nicht, daß sie etwa schwere Geburten gehabt hätte. Im Gegenteil, ihre Freunde sagten immer, es sei beinahe ordinär, wie leicht sie gebäre. »Peggy geht einfach hinter einen Busch, wie 'ne Kikuyufrau«, neckten sie sie. »Ein Grunzen, und schon kommt sie mit einem neuen Bruce an der einen Hand und einem Lämmchen an der anderen wieder zum Vorschein.«

So leicht war's natürlich nicht, doch Peggy Bruce dankte Gott, daß sie kein großes Theater über das Werfen ihrer Fohlen zu machen brauchte. Ein Glück, nebenbei bemerkt, sagte sie grinsend, denn Don Bruce brauchte nur mit der Hose zu winken, und schon war was Kleines unterwegs. Sie hatte nichts dagegen, sie liebte Kinder, und es war besonders nett, die eigenen um sich zu haben, wenn Don soviel auf Safari war. Sie ließ sie wild aufwachsen, ließ sie halbnackt mit den Kikuyukindern auf der Farm herumlaufen. Es waren gute Kinder, die beiden Jungen und die zwei Mädchen; braun, kräftig und rosig – strotzend vor Gesundheit. Wenn sie sich mal schnitten oder, was auch vorkam, sich einen Arm oder ein Bein brachen, verband sie die Wunde oder schiente Arm und Bein ohne viel Federlesens ein, bis der Doktor kam, und diese Selbsthilfe schien den Kindern nie geschadet zu haben. Daher war sie sehr überrascht, als sie bei ihrer fünften Schwangerschaft eines Tages plötzlich einen scharfen Stich, dann einen ziehenden Krampf und einen brennenden Schmerz verspürte. Schnell durchstöberte sie die Hausapotheke, denn es war ihr plötzlich unzweifelhaft klar, daß sie dieses Baby nicht bekommen sollte.

Peggy war das, was die munteren Freunde ihres Mannes 'ne gute Deern nannten, und was die ältere Generation als blitzsauberes Weib bezeichnete. Ihr meist unordentliches Haar war etwas strähnig blond, sie hatte volle,

derb-rosige Wangen, lustige Glockenblumenaugen vom schottischen Hochland und kräftige weiße Zähne, die gut zu ihrem herzlichen, gutturalen Lachen passten. Ihre große, hochbusige Figur war hübsch füllig und gesund erotisch. Sie fühlte sich sehr wohl in Overalls und Gummistiefeln, wenn sie den Schweinekoben ausmistete oder die Schafe austrieb, um ein augenblicklich brachliegendes Feld zu düngen. Sie hatten ihr gut gestanden, als sie während des Aufstandes die Farm ihres Vaters mit einer Pistole an der Hüfte bewirtschaftet hatte. Aber wenn sie einen Sweater anzog, konnte sie immer noch anerkennende Pfiffe von den Kenia-Cowboys einheimsen, die von ihren Trottoirstühlen im *Thorn Tree* aus mit den vorübergehenden Mädchen flirteten. Wenn sie ihre Stiefel zu Hause ließ und statt dessen hochhackige Pumps trug, sich in einen Hüfthalter zwängte und ein tief dekolliertes schwarzes Kleid anzog, um mit Don in die Stadt zu fahren, dann erregte das Paar unter den Tänzern im *Equator* nach wie vor Aufsehen.

Peggy lachte gern mit ihrem Mann, und lachte ihn auch gern mal aus. Wenn er bei der Rückkehr von einer Safari gelegentlich mal einen in der Krone hatte und von seinen Zechkumpanen auf der Vorderveranda abgeladen wurde, zog sie ihm die Stiefel aus, schleppte ihn ins Bett und brachte ihm am nächsten Morgen ein kühlendes Bier gegen den Brummschädel. Sie trank selbst auch gern einen und konnte ganz schön zur Unterhaltung beitragen, wenn sie ein paar intus hatte und der Schnaps die Zunge löste.

Die Männer beteten sie an, denn sie zierte sich nicht und kokettierte nicht mit der Zartheit und Zerbrechlichkeit des weiblichen Geschlechts. Keine Launen beim Unwohlsein, keine Anfälle von Einsamkeit und Melancholie, von Langeweile und ihres Nebenprodukts, des zimperlichen Flirts, keine Klatschsucht waren je an Peggy zu bemerken. Sie machte den Männern keine Augen, und die Männer versuchten auch nicht ernstlich, sie zu verführen; eine Seltenheit in einem Land, das für seine lockeren ehelichen Sitten berüchtigt war.

Es war nichts weiblich Verlogenes an Peggy. Sie war glücklich und fühlte sich sicher in dem Bewußtsein, daß ihr Mann ihr uneingeschränkt vertraute und sie schamlos liebte. Sie hatte nichts für Tand und Kleiderkult übrig; es machte ihr auch nichts aus, daß ihr alter, verbeulter und schäbiger Chevrolet längst über den Zenit seiner guten Tage hinaus war. Babys kosteten nun mal Geld, und sie wußte, daß Don jeden zu erübrigenden Shilling in die Farm steckte, immer im Hinblick auf eine gesicherte Zukunft für sie und die Kinder. Insgeheim stahl sie von ihrem eigenen winzigen Taschengeld regelmäßig ein paar Shillings weg für den in nebelhafter Ferne liegenden Tag, an dem sie Dons Poloponys zurückkaufen und ihn in der Pferdekoppel mit seinen geopfertem Lieblingen überraschen könnte. In Kenia gehörte Polo genauso zum Landleben wie das Glas Bier im Wirtshaus. Sie hatte Don gern spielen sehen, die hagere Riesengestalt mit dem galoppierenden Pony verwachsen, die lenkenden Knie fest an den Pferdeleib gedrückt, sein Körper ebenso Teil des Tiers wie dessen Hals und Kopf. Weiß Gott, der arme alte Don hatte wenig Vergnügen im Leben. Zwischen seiner Farmarbeit von früh bis Mitternacht und seinen anstrengenden Safaris hatte er sich wahrhaftig ein bißchen Sport verdient, und Peggy hatte sich vorgenommen, dafür zu sorgen, daß er ihn wiederbekäme.

19

Es war jetzt zehn Uhr morgens auf der Hardscrabble Farm und Zeit für die morgendliche Tasse Tee. Sie würde sich vor den brennenden Kamin setzen und ihn aussüffeln, dann die Tasse schnell abspülen, sich zurechtmachen und nach Nairobi hineinfahren, wo sie sich mit Don zum Lunch treffen wollte. Dann ging's vielleicht ins Kino, danach Dinner im Grill und später ein kleiner Tanz im *Equator* oder in diesem neuen Lokal, dem *Maxim*, wahrscheinlich mit Jenkins und seiner Marie. Das wäre das erstemal nach ihrer Fehlgeburt, daß sie aus der verdammten Farm herauskam. Jesus, wie

ich Schafe hasse, dachte sie, sich einen steifen Schluck Rum in den dampfendheißen schwarzen Tee gießend. Seit heut früh bin ich auf den Beinen und nur mit den blöden Biestern beschäftigt. Geschähe ihnen verdammt recht, wenn sie sich nach der Schur zu Tode frören. Aber ich mein's ja gar nicht so, verbesserte sie sich schnell. Reizende, süße, einfache, schöne, großartige kleine Schafi-Schäfchen. Sie bedeuten Geld auf der Bank, und weiß Gott, wir können's brauchen!

Peggy zog sich die schmutzigen Stiefel aus und schwang die in dicken Strümpfen steckenden Beine auf ein Zebrafell-Kissen. Sie zündete sich eine Zigarette an und nahm einen großen Schluck Tee mit Rum. In Gedanken machte sie eine schnelle Inventur ihrer Kinder: der kleine Jock krächte drüben im Körbchen; Ellen und Angus waren draußen; sie waren mitgekommen, taten so, als wollten sie ihr bei der Schur helfen, und sie hatte es nicht übers Herz gebracht, sie fortzujagen, obwohl sie ihr nur im Weg waren. Sie hörte sie draußen rufen – schrille Stimmen, die sich jetzt mit dem Gebell des großen Schäferhundes vermischten, den Don zu Ehren des Kolonialministers höhnisch Macleod getauft hatte, nachdem Kenia durch das Desaster im Lancaster House der Gnade der Mau Mau-Streitkräfte ausgeliefert worden war. Die kleine Lois schlief sicher in ihrem Kinderbettchen, ihr konnte nichts geschehen. Wenn sie nicht glücklich wäre, würde sie schreien. Und Floß, die alte Schottenhündin, schnarchte in der Ecke, schon wieder trächtig. Schien in der Familie zu liegen.

Sie blickte sich im Zimmer um und seufzte. Es war ein hübscher Raum, nichts Großartiges, aber eben hübsch. Um so hübscher, als Don alles selbst gemacht hatte – das ganze Haus, mit liebevollen Händen, sorgfältig, Zimmer für Zimmer, nur mit seinen eingeborenen Farmarbeitern. Ihr Don war mehr als geschickt mit seinen Händen. Das Zimmer hier war Zeuge dafür: die spitze Doppeldecke aus fein geflochtenem Kavirondo-Rohr; die Bambusarbeit aus sorgfältig gespaltenen Stangen an der Bar und am Kaffeetischchen; die breiten, tiefrilligen roten Zedernholzplanken, mit denen drei Wände getäfelt waren; die grob gemauerte vierte Wand mit ihrem riesigen schwarz-roten Steinkamin, massivem schmiedeeisernem

Rost und Haken; die geflochtenen Sisalmatten und auf dem Boden verstreuten Felle, selbst die stilvollen pittoresken eisernen Tore und Türen aus Eingeborenenspeeren – das alles war Dons Werk. Das Haus war ein besserer Trümmerhaufen gewesen, als sie eingezogen waren. Nach dem Tod ihrer Mutter hatte ihr Vater nur noch getrunken und nichts mehr getan. Während sie auf der Schule gewesen war, hatte er Haus und Farm unter Eingeborenen-Bewirtschaftung verkommen lassen. Jeder Zoll des neuen Hauses, jeder Quadratfuß der Felder hatte die Hände ihres Mannes und die Gewalt seines nie ermüdenden Fleißes zu spüren bekommen, der immer hinter seiner lustigen, umgänglichen Art lag. Und jetzt hatten sie endlich das Größte hinter sich gebracht; die Farm war in tadellosem Zustand, die trockensten Felder waren bewässert, das Wasser sparsamst verwendet, das Brachland gezähmt und beackert, der dichtere Busch gerodet und die meisten Nashörner geschossen oder vertrieben. Es war ein gutes Leben gewesen, und mit der Zeit würde es leichter werden, wenn sie die Früchte ihrer schweren Arbeit langsam ernten könnten.

Wenn nur ... Peggy runzelte die Stirn. Die Wahlen nächstes Jahr ... und danach – Uhuru – die Freiheit. Aber das konnte sich nicht zu dem gleichen heillosen Chaos entwickeln wie im Kongo. Das durfte nicht sein, auf keinen Fall! Sie hatten zuviel investiert, um es in nichtsnutzige schwarze Hände übergehen zu lassen. Sie hatte genug Sorgen mit ihnen, jedes Mal, wenn Don auf Safari fuhr. Nun, es hatte keinen Zweck, sich den Kopf zu zerbrechen. Man mußte warten und zusehen, etwas anderes gab es nicht – und woanders konnte man auch nicht hingehen, nicht wahr?

Das leise Geräusch nackter Sohlen auf dem Boden schreckte sie auf. Es war Murungwa, der alte Hausboy – älter, launischer und jedes Jahr weniger tüchtig, aber dank seiner allen alten Dienern eigenen hinterhältigen Schlaueit jetzt unbestrittener Herr des Hauses. Er war seit seiner Geburt in Dons Familie und hatte noch nie außerhalb des Hauses auf den Feldern gearbeitet.

»Memsaab.« Die Stimme des alten Afrikaners klang zögernd. Seine schlanken graubraunen Finger zerrten an den Falten seines weißen Kanzu.

»Ja? Was gibt's?« Murungwa machte einem jeden Tag neuen Ärger. Er war umständlich wie ein altes Weib.

»Wann kommt der Bwana nach Hause?«

»Morgen vielleicht. Vielleicht auch heut nacht. Ich fahre in einer halben Stunde nach Nairobi und treffe ihn da.«

»Wirst du die Kinder mitnehmen?«

Peggy lachte.

»Kommt nicht in die Tüte«, sagte sie auf Englisch. Dann, auf Kisuaheli: »Hapana. Nein, natürlich nicht. Ich lass' die Kinder hier bei dir, wie immer, wenn ich mich mit dem Bwana in der Stadt treffe. Was ist denn los? Shaurigani?«

»Lass die Kinder nicht hier, Memsaab. Nimm sie mit. Meine Tochter aus Nairobi ist hier, Wambui – du kennst sie als Mary. Sie hat schreckliche Dinge zu erzählen. Erinnerst du dich an Wambui, die Tochter meiner zweiten Frau? Du hast sie damals, als sie so fieberkrank war, in dein eigenes Bett gelegt.«

O ja, ich erinnere mich sehr wohl an Wambui, dachte Peggy. Ich dachte, Don würde mir wegen meines kleinen Florence-Nightingale-Tricks den Kopf abreißen. Pfleg sie, wenn du willst, aber nicht in meinem Bett, hatte Don gesagt.

»Wo ist sie? Um was geht's hier eigentlich?«

»Sie ist in der Küche. Sie fürchtet sich sehr, Memsaab. Sie hat Angst zu sprechen, aber sie sagt, sie muß. Wahrscheinlich werden sie sie töten, aber sie muß sprechen.« Murungwa machte eine dramatisch-afrikanische Pause.

»Ich glaube ihr, Memsaab. Ich fürchte mich auch.«

»Wer wird sie töten? Red nicht solchen Unsinn. Schick sie rein.«

»Jawohl, Memsaab. Aber es ist kein Unsinn. Seit gestern abend haben achtzehn Männer die Shamba verlassen. Sie haben ihre Frauen und Kinder mitgenommen. Ich habe mit Njeroge gesprochen. Er ist auch in der Küche. Die Männer haben alles zurückgelassen – haben nur die Kleider mitgenommen, ließen sogar ihre Kochsteine da.«

Zum ersten Mal spürte Peggy Bruce die Krallen der Furcht an ihrer Kehle, als der alte Mann auf nackten Sohlen und mit flatterndem Kanza hinausging. Einen Augenblick später betrat eine Kikuyu-Frau von etwa achtzehn, neunzehn Jahren das Zimmer. Ihr Haar war nicht glattgeschoren wie bei den meisten Kikuyu-Frauen vom Lande, sondern sorgfältig zu einem flaumigen Schopf gezüchtet, einem dichten, runden Bürstenschnitt, der wie gemähter Rasen aussah. Ihre Lippen waren dick bemalt, und auf ihren Wangen saßen kräftige Rouge-Kleckse. Sie trug ein loses grünes Kleid, das offenbar von der Stange eines der billigen Läden des Basars stammte. Sie war barfuss; ihre entzündeten, gekrümmten Zehen zeigten die unbequeme Bekanntschaft mit den Schuhen weißer Frauen an. Sie neigte den Kopf und schlug die Augen nieder, ihre Augäpfel rollten zur Seite vor lauter Furcht.

»Nun, was gibt's?« Peggy verzichtete auf die üblichen Jambos und Habaris. Sieh mal einer an, unsere kleine Mary-Wambui ist also nichts weiter als ein Nairobi-Flittchen, dachte sie.

»Sprich! Was willst du mir sagen?«

Das Mädchen zitterte am ganzen Leib, und zuerst wollten ihr die Worte nicht über die Lippen. Nachdem sie eine Weile auf den Boden gestarrt und an ihrem Kleid herumgezupft hatte, begann sie zu sprechen. Was sie erzählte, klang unsinnig, wild, unwirklich – vor der Wirklichkeit der leuchtenden Sonne draußen, der zwitschernden Vögel, der herumtollenden und schreienden Kinder und des großen, bellenden Hundes. Endlich begannen sich die stockenden Worte zu Sätzen zu formen, die besonderes Gewicht dadurch erhielten, daß das Mädchen Wambui leise und wie in Hypnose sprach. Peggy mußte sich anstrengen, sie zu verstehen.

Sie erfuhr, daß Mary jetzt in Nairobi lebte und gelegentlich in einem ›Bierhaus‹ arbeitete, wie sie es nannte. Dorthin kämen viele Männer, es seien ein Grammophon da, Zimmer zum Spielen und für Liebesstunden mit den Frauen und zum Biertrinken. Solche Häuser gab es viele in Nairobi, Nyeri und allen größeren Städten. Da gehe sie manchmal hin, obgleich sie keine ... keine eigentliche Berufsmäßige sei. Sie gehe nie auf die Straße,

arbeite dann und wann auch in den Häusern der weißen Memsaabs, wasche und putze. Aber heutzutage sei schwer Arbeit zu bekommen, und ihr letzter Mann habe sie sitzen lassen. Richtig verheiratet sei sie nie gewesen, weil ihr Vater, Murungwa, sie nicht unter dem vollen Brautpreis in Schafen oder Ziegen oder deren Gegenwert in Geld weggeben konnte oder wollte und kein junger Mann sich das leisten konnte. Da sie also nie richtig verheiratet gewesen und jetzt zu alt sei, um überhaupt einen Preis zu erzielen und sich vor langer Zeit schon die zweite Schürze habe heben lassen – hier ging sie von Kisuaheli auf Kikuyu über –, da sie drei Kinder ohne ein richtiges Hochzeitszeremoniell habe, müsse sie für ihr Posho eben arbeiten, so gut sie könne.

»Weiter, weiter«, sagte Peggy ungeduldig. Solche Geschichten hatte sie schon oft gehört. »Da, setz dich vors Feuer.«

Das Mädchen nickte und ließ sich graziös auf dem Boden nieder, hockte mit gespreizten Knien auf den Fersen.

In diesem Amüsierlokal lerne sie viele Männer kennen, fuhr die Stimme erschreckend leise, monoton und zum Verrücktwerden langsam fort, und manchmal, wenn sie genug von den Frauen hätten, betränken sie sich, prahlten herum und tauschten Geheimnisse aus, wie Männer eben gerne wichtig tun, wenn sie zuviel Pombe getrunken haben. Gestern ruhte sie sich auf einer Matratze neben einem Zimmer aus, in dem solche Männer sich unterhielten. Die Tür war nur angelehnt, es waren junge Männer in der Uniform der KeNAP. Sie brüsteten sich auch mit der Mitgliedschaft in etwas anderem, das sie GKM nannten ...

»Ich verstand nicht alles, was die Männer sagten, außerdem waren sie betrunken. Aber sie erwähnten den Namen des Bwanas, der heute gehängt werden soll. Und sie erwähnten andere Namen, darunter die von Bwana Don und Bwana Brian und Baby Jock, das ein echtes Kikuyu-Geborenes sei und daher doppelt wichtig als Lektion für andere, was sie einmal tun würden, wenn ... wenn ...« Die Stimme des Mädchens erstarb, und Tränen traten ihr in die Augen.

»Da, trink eine Tasse Tee«, sagte Peggy, ihre eigene Stimme mühsam beherrschend. Sie goß ihr ein und füllte die Tasse halb mit Zucker. Das Mädchen nahm sie in Empfang und flackerte dankbar mit den gesenkten Augenlidern.

»So. Und jetzt sag mir, was du sonst noch gehört hast. Hier tut dir niemand was. Also, sag mir: was noch?«

»Sie sagten, wenn der Serkali den Bwana Poole nicht hängte, weil er den Kikuyu-Boy getötet habe, als der Boy seinen Hund mit Steinen bewarf – wenn sie ihn *nicht* hängten, würde jeder Kikuyu sein Zeichen auf eine Eingabe an den Gouverneur, den Bwana Mkubwa wa Serkali, machen. Und sie würden den Cheti ins Government House bringen und um Erlaubnis bitten, dem Bwana Peter Poole einen Hund kaufen zu dürfen – viele Hunde. Sie wollen dem Bwana Poole einen Hund kaufen, wenn der Hund so wichtig war, daß er einen Kikuyu-Boy tötete, weil der ihn mit Steinen bewarf. Jeder einzelne Kikuyu will einen Hund kaufen und ihn Bwana Peter Poole schenken.« Die Stimme des Mädchens erstarb wieder. Dann krampfte sie die Hände zusammen und zwang sich offensichtlich fortzufahren.

»Ja. Jeder wird einen Hund kaufen und ihn Bwana Peter Poole schenken. Aber wenn Bwana Peter Poole freikommt, muß er den Kikuyus seinerseits etwas zurückgeben. Er muß ihnen die Seele von Kawame bin Musunge, des Boys, den er mit seiner Pistole erschoss, zurückgeben! Als Gegenleistung für viele Hunde muß er die Seele des Boys zurückgeben!« Das Mädchen hielt inne und schluchzte. Peggy starrte sie mit offenem Mund an.

»Und um die Seele des Boys Kawame als Gegengabe für den Hund zurückzubekommen, müssen die Hunde getötet werden! Sollte es aber schwierig sein, so viele Hunde zusammenzubringen, werden sie tun, was Bwana Peter Poole tat: ein Menschenleben für ein Hundeleben! Und zwar plötzlich, aus heiterem Himmel, wie früher im Mau Mau!«

Das Mädchen lehnte sich vor und packte Peggy Bruce an den Fußgelenken. Peggy beugte sich herunter, schob ihre Hände weg, hob ihr das Kinn und tätschelte ihr den Kopf. Das Mädchen schnüffelte, ihre Nase

lief, und Peggy griff nach einer Schachtel Kleenex und holte ein Papiertaschentuch heraus.

»Putz dir die Nase!« sagte sie. Sie konnte an nichts anderes denken. Das fremdartig Ungeheure, das das Mädchen ihr da erzählte, war jenseits ihres Begriffsvermögens. Das Mädchen nahm das Taschentuch, schnaubte trompetend hinein und trocknete sich die Augen.

»Wann soll dieses Drama stattfinden?« fragte Peggy barsch.

»Es fängt heut' abend an, wenn Bwana Peter Poole nicht gehängt wird! Eine große Menge wird sich vor dem Gefängnis versammeln, um zu erfahren, ob er gehängt wird. Sie werden es erfahren – sie haben ihre Leute im Gefängnis, die ihnen mitteilen, ob er gehängt oder durch irgendeinen Trick fortgeschafft wird! Es fängt heut' abend an und wird bis morgen dauern, bis alle Hunde und alle weißen Männer und Frauen tot sind!«

»Aber wie wollen sie ihre Leute in Thika, im Kinangop, in Rumuruti, Nakuru und den anderen Orten verständigen?« Ihre praktische Ader kam Peggy selbst dumm vor. Es klang alles so lächerlich-unmöglich, die weinende Hure, die Übertragung von Menschenschuld auf Tiere und der symbolischen Schuld der Tiere auf die Menschen – und dann erinnerte sich Peggy an ihre Kindheit und all die Dinge, die sie gehört hatte, an ihr Leben als junge Frau und alles, was sie gesehen hatte, was sie über die Eide, die rituellen Schweinereien und Mordtaten in diesen selben Bergen positiv wußte. Und das alles vor weniger als zehn Jahren und mit weniger Grund – eine Schlinge des Terrors, die das Land sieben Jahre lang würgte.

»Sie werden die Dukas anrufen, und die werden Männer in Autos herumschicken, um die Nachricht zu verbreiten. Es ist alles bis ins kleinste ausgearbeitet worden, sagten diese Männer. Und Memsaab ...« Ihre Stimme wurde wieder unhörbar.

»Ja? Was?« Peggy zwang sich, einen scharfen, gebieterischen Ton anzuschlagen, wie man es sie für den Umgang mit Afrikanern immer gelehrt hatte. Sie mußte sich zusammennehmen, daß sie dem Mädchen nicht ins Wollhaar griff und sie heftig schüttelte, wie sie Don das Gedächtnis eines Afrikaners hatte aufrütteln sehen.

»Selbst, wenn der Bwana Peter Poole gehängt wird, soll es in Zukunft noch andere Dinge geben. Wenn Uhuru kommt und der schwarze Mann Herr ist, wird es eine große Überprüfung geben, genau wie die Kikuyus in der Operation Anvil gesiebt worden sind. Da werden die Wazungu ausgesucht, wie man die Kikuyu watu ausgesucht hat. Es gibt eine ›kleine Liste‹ der Leute, die als Kriegsverbrecher getötet werden sollen, eine ›große Liste‹ der Leute, die bestraft werden sollen und nur eine ganz kleine Liste derer, die nicht bestraft werden und etwas von ihrem Hab und Gut behalten dürfen. Die Überprüfung wird genauso vorgenommen wie damals mit den Kikuyus im Mau Mau-Aufstand – weiße Männer und Frauen müssen sich ausziehen und werden getreten und geschlagen, wie die Kikuyus sich haben nackt ausziehen müssen und getreten und geschlagen worden sind! Und alle Afrikaner, die die Weißen während des Aufstandes unterstützt haben, werden wie die Weißen behandelt, schlimmer noch, denn sie hassen den Kikuyu der Home Guard noch mehr als den Mzungu. Im Mau Mau-Aufstand haben die Schwarzen den Weißen viel Schlimmes angetan, und noch Schlimmeres haben die Weißen den Schwarzen zugefügt. Aber das alles wird übertroffen von dem Schlimmen, das die treuen Kikuyus den Mau Mau-Kikuyus antaten. Diesmal wird es keine weißen Soldaten und keine weiße Polizei geben, die sie schützen. Diese ganze böse Vergangenheit wird mit Blut abgewaschen, wenn Uhuru kommt. Jeder auf dieser Farm war ein treuer Kikuyu während der Unruhen«, sagte sie mit hoffnungslos flüsternder, stumpfer Stimme, »und der Bwana Don steht oben, sehr weit oben auf der kleinen Liste. Sie haben schon viele Schwurzeremonien um die Farm herum gemacht, außerhalb des Kreises von Kinyanjui, dem Mediziner. Da aber Kinyanjui nun tot ist, ist der Kreis durchbrochen, und sie werden jetzt Schwurzeremonien hier abhalten, wovon sie früher Angst hatten. Und ... sie brauchen ein besonderes Opfer für die erste große Eideszeremonie für diese Farm, und es ist beschlossen worden –« Wieder wurde ihre Stimme unhörbar und erstarb schließlich. Diesmal griff Peggy in ihren kurzen Haarschopf und schüttelte ihren Kopf heftig hin und her.

»Was ist beschlossen worden? Rede!« Und sie schüttelte den Kopf des Mädchens noch einmal.

»Das erste Opfer dieses Gebietes soll das Mtoto sein, das Baby Jock, das Letzte! Er ist weiß, wurde aber bei der Taufe zum Kikuyu gemacht, und da er beides ist, weiß und Kikuyu, wirkt er doppelt so stark als Opfer bei der Eidesleistung. Es kann das Unrecht auf beiden Seiten tilgen, wie sie einmal eine schwarze Ziege und einen weißen Widder schlachteten ...« Jetzt erstarb ihre Stimme ganz.

Das Bellen des großen Schäferhundes wurde lauter. Aber sein Ton hatte sich verändert. Es klang jetzt tiefer, wilder und gutturaler, zwischen Knurren und böser Warnung liegend. Es entfernte sich vom Hof – wurde weniger häufig und stetig schwächer. Der Hund lief offenbar schnell.

Etwas mußte mit der weinenden Frau auf dem Boden geschehen. Was sie sagte, klang wirr, aber ihr primitives Entsetzen war zu überzeugend. Peggy Bruce hatte schließlich ihr ganzes Leben in Afrika verbracht.

»Murungwa! Komm und bring Njeroge mit!« rief sie. Der alte Hausboy und der Vorarbeiter kamen aus der Küche gerannt. »Bringt sie in die Küche zurück! Schick mir deine Frau, Njeroge, und sag ihr, sie soll die kleinen Kinder anziehen! Dann kommst du wieder zu mir zurück! Murungwa! Du holst Angus und Ellen herein und hilfst ihnen, sich für die Stadt anzuziehen! Und schau nach, was mit dem Hund los ist!«

Als die Männer die immer noch schluchzende Wambui aufhoben und eiligst in die Küche brachten, stürzte Peggy zu einem Schränkchen und schloß es mit einem dem großen Schlüsselbund an ihrem Gürtel entnommenen Schlüssel auf. Drin lag eine Pistole, ein riesiger .44er Trommelrevolver aus Texas, den Don einmal von einem amerikanischen Kunden geschenkt bekommen hatte. Sie drehte den Zylinder herum und prüfte, ob er geladen war, schob die Pistole in den Halfter zurück und schnallte den Gürtel zu, so daß er ein Bandelier bildete. Dieses Bandelier schlang sie sich um eine Schulter; die große Waffe stieß ihr gegen die Rippen, während sie schnell im Zimmer herumging. Das Baby Jock in seinem Kinderbettchen war jetzt hellwach und schrie; es hatte sich

zweifellos naßgemacht. Sie tätschelte sein Köpfchen und rannte ins Schlafzimmer zurück. Auch die kleine Lois, knapp zwei Jahre alt, war aufgewacht und hopste auf unsicheren Füßen, sich an den Gitterstäben festhaltend, im Bettchen auf und ab. Ihr Haar war feucht und zerwühlt und stand hoch wie bei einem Gnom, und ihr rundes Gesichtchen war rosig vom Schlaf. Peggy bückte sich, um sie aufs Köpfchen zu küssen, setzte sich dann auf den Bettrand und riß sich Overalls, Hemd und Unterwäsche herunter. Sie stellte sich kurz unter die Dusche, um den Schmutz des Morgens abzuwaschen, und stöberte dann, splitternackt, nach einem Hüftgürtel, Büstenhalter, Unterrock und Rock herum. Sie zwängte sich in den Gürtel und stieg gerade in ihren Unterrock, als an die Tür geklopft wurde und eine Frauenstimme leise fragte: »Hodi?« Es war Wangu, die Frau des Vorarbeiters Njeroge.

»Karibu, njoo!« sagte sie. »Zieh den Babys die Churchill-Anzüge an – die Overalls aus einem Stück. Und pack meine Toilettensachen und eine Extragarnitur Unterwäsche in ein Handkofferchen und die Babysachen dazu. Da«, – sie warf ein paar Kleider und ein Extrapaar Schuhe aufs Bett-, »das auch. Beeil dich! Chapuchapu!« Sie benutzte das drängendste Slangwort für Eile.

Sie schlüpfte in ein bedrucktes Seidenkleid, zog den Reißverschluss an der Seite mit der einen Hand hoch und kämmte sich mit der anderen schnell das feuchte Haar. Dann trug sie rasch Lippenstift auf, puderte sich die Nase, nahm den Pistolengürtel mit der schweren Waffe im Halfter und band ihn sich über den Hüfthalter, strich das Kleid über der Hüfte glatt. Selbst mit Dons alter Cowboy-Pistole wäre es Peggy Bruce nie eingefallen, in Slacks nach Nairobi zu fahren, wie es jetzt so viele Frauen taten.

Sie griff nach dem Telefonhörer und hielt inne. Es hatte keinen Zweck, Don zu suchen. Vielleicht war er bei Shaw & Hunter, um Gewehre nachzuprüfen, oder auf der Bank, oder er hob einen mit den Jungs in irgendeinem von zehn möglichen Lokalen. Es hatte auch keinen Sinn, den Polizeiposten in Nyeri anzurufen. Was sollte sie sagen, wie konnte sie am Telefon klarmachen, was sie eigentlich wollte? Einem sturen,

untergeordneten KPR-Beamten oder Eingeborenen-Sergeanten etwas so Vages und Dummes erzählen wie das, was das Mädchen ihr gesagt hatte? Die würden sie bloß für hochgradig hysterisch und dämlich halten, würden glauben, sie rege sich über ein Nichts auf. Angenommen, sie schickten ein paar Leute her, und es würde nichts passieren, dann würden sie beim nächsten Mal, wenn sie wirklich Hilfe brauchte, abwinken: O Gott, das ist wieder die verrückte Memsaab von Bruce, die immer Geister sieht! Nein, nein, das mußte sie Don überlassen. Sie konnte jetzt nur das Haus dichtmachen und die Kinder so schnell wie möglich fortbringen.

Jäh fiel ihr die Familie Wilson ein. Tot – Martin Wilson buchstäblich zerhackt, Marion furchtbar zugerichtet, die beiden Kinder ermordet. Die Stuarts, verbrannt und ermordet; die Rucks am Kinangop, Vater, Mutter und Kind; der alte Ferguson und Bingley; die italienische Familie; der Golflehrer in Nairobi; Grey Leakey lebendig begraben, seine Frau ermordet, während Diana auf dem Boden versteckt lag. Dann das kleine Mädchen auf dem Dreirad in Nairobi – das war alles keine Panikstimmung, kein Sturm im Wasserglas, keine dumme Weiberhysterie. Es hatte stattgefunden, es waren Tatsachen, die sich innerhalb der letzten acht Jahre hier zugetragen hatten – hier und dort, da unten und überm Berg drüben und direkt vor ihrer Nase.

Peggy trat zum Tisch, auf dem die Rumflasche stand. Sie mußte sich sammeln. Sie schenkte sich einen Schluck ein, trank ihn pur und zündete sich eine Zigarette an. Murungwa war wieder zurück; der Hund sei davongelaufen, sagte er. Njeroge druckste verlegen herum. Ja, das stimme, sagte er, achtzehn Männer seien mit ihren Familien fortgegangen. Das seien nun zwanzig Mann, seit der Mediziner Kinyanjui – äh – gestorben sei. Es klang beinahe wie eine Frage.

»Wie erklärst du dir das, Njeroge?« fragte sie. »Warum gehen die Watu fort? Was stimmt auf der Farm nicht?« Sie sah ihn aufmerksam an. Er hatte ein gutes Gesicht, alt, weise, kräftig und freundlich. Es war kantig geschnitten, mit scharfem Nasenrücken und hohen Backenknochen, breiter Stirn und festem Kinn. Der alte Vorarbeiter war selbst für einen Kikuyu

hellhäutig, beinahe kupferfarben wie die Waswaheli. Peggy dachte überrascht: Er sieht aus wie die amerikanischen Indianer auf Bildern, die ich gesehen habe – und als sie sich des lächerlichen, schweren Schießprügels an ihrer Hüfte bewußt wurde: Mit solchen Dingen schossen sie auch in allen schlechten Western-Filmen, die sie im Freilichtkino spielten, auf Indianer.

Jetzt wirkte das Gesicht in seiner Ausdruckslosigkeit indianischer als je. In der Regel war es ein Gesicht, das eine stille Liebe für Don verriet und mit den Kindern lachte. Jetzt war es afrikanisch – völlig afrikanisch –, der ganze Mensch hatte sich aus ihm zurückgezogen und sich hinter seiner Fassade versteckt. Die Augen waren vollkommen leer; nichts von dem Mann, den sie kannte, war in ihnen zu sehen.

»Sijui, Memsaab«, antwortete er mit ebenso ausdrucksloser Stimme, wie seine Augen ausdruckslos waren. »Ich weiß nicht, Ma'am.«

Hol dich der Teufel, du weißt es ganz genau, dachte sie. Du weißt immer alles. Sie deutete zur Küche.

»Hat sie, Murungwas Tochter, dir etwas erzählt?«

»Hapana, Memsaab.« Wieder die tote Stimme. »Nichts, Ma'am.«

»Warum, glaubst du, sind die Männer fortgegangen?«

»Sijui.«

»Hat es was mit dem Mundumugu, dem Mchawi zu tun? Mit dem Tode des Medizinmanns, des Zauberers?«

»Sijui.«

»Hast du etwas aus den Städten gehört?«

»Hapana.« Nichts.

»Weißt du, wohin der Hund gelaufen ist?«

»Hapana jua.« Ich weiß es wirklich nicht. Keine Kenntnis. Keine Ahnung.

»Was ist eigentlich mit euch allen los? Warum hat jeder Angst?«

Diesmal ein Kopfschütteln.

»Sijui.«

»Hast *du* Angst?« herrschte sie ihn an. Beinahe wäre er darauf reingefallen, aber im letzten Augenblick unterdrückte er seine Regung und

hielt das Nicken seines Kopfes auf.

»Hapan-naaa.«

Peggy verlor jetzt die Geduld.

»Himmeldonnerwetter noch mal«, sagte sie auf Englisch. »Steh nicht da und sag bloß sijui und hapana!«

Dann, auf Kisuaheli:

»Willst du mir etwas sagen?«

»Hapana.«

»Soll ich dem Bwana Don etwas ausrichten?«

»Ndio.« Ja.

Aha, endlich! Das ist ja schlimmer als Zähneziehen. Wie wenn man den Kindern Donner und Blitz erklären will.

»Was soll ich dem Bwana Don ausrichten?«

»Daß eine der Zuchtkühe krank ist. Sie geht im Kreis, ist aufgebläht, ihr Atem rasselt und riecht nach Tod. Ich weiß nicht, was sie hat. Vielleicht sollte der Bwana Don den Tierarzt kommen lassen. Vielleicht ist es ansteckend, und die Herde könnte auch krank werden.«

»Ist das alles?« Peggy hätte vor lauter Entrüstung am liebsten mit dem Fuß aufgestampft. Da kommt diese Frau mit einer solchen Geschichte an, und der hat nichts anderes vorzubringen als die Krankheit dieser verdammten alten Kuh. So war's letzte Woche auch – das ist bloß eine andere Kuh mit einer anderen Krankheit.

»Hapana. Nein. Sag dem Bwana, wir brauchen ein paar neue Federblätter für den LKW. Es sind welche gebrochen, und er sackt bös nach der einen Seite ab. Einer der Boys ist gestern in ein Schlagloch gefahren, und ich habe versucht, den Wagen zu reparieren, aber ich konnte ihn nicht tengeneza. Wir haben nicht genug Federblätter hier. Außerdem ist in der Benzinpumpe des kleinen Traktors ein Thahu. Und die Pyrethrum gefallen mir gar nicht. Die Blüten werfen noch mehr Blätter ab, und einige Stengel haben ein seltsames Gewächs wie Schuppen.«

Diesmal stampfte Peggy wirklich mit dem Fuß auf.

»Um Himmels willen, mach, daß du rauskommst!« schrie sie. »Nein – halt, Njeroge. Hast du was über die Hinrichtung des weißen Mannes, des Bwana Poole, in Nairobi heute gehört? Irgendwas, was uns hier betreffen könnte? Etwas über Hunde – oder weiße Babys?«

»Hapana. Ich weiß nur aus der Kisuaheli-Sendung im Radio, daß ein weißer Mann heute gehängt werden soll, weil er einen Kikuyu-Boy getötet hat. Sonst weiß ich nichts. Nichts von Hunden, bloß, daß Macleod verschwunden ist. Nichts von Kindern, bloß, daß unsere« – er fing sich wieder, diesmal aber huschte ein dünnes Lächeln über Peggys Lippen - »*deine* Kinder alle hier sind.« Die Hand des Vormannes wanderte abwesend und berührte den Kinderwagen des Babys Jock.

»Gut, gut, Njeroge. Das genügt. Ich fahre jetzt mit den Kindern in die Stadt. Bring deine Decken in die Küche und bleib im Haus, bis der Bwana Don zurückkommt. Paß aufs Haus auf. Bis zur Rückkehr des Bwana Don bist du hier der Bwana Shamba. Du bist mir verantwortlich. Leb wohl.«

Seltsam formell streckte der Vormann die Hand aus.

»Kwaheri, Memsaab.« Die Kinder schloß er mit einer weit ausholenden Handbewegung ein. »Kwaheri, Watoto.« Dann drehte er sich um und ging würdevoll in die Küche.

Sie packte die größeren Kinder in den alten, lackstumpfen Chevrolet, stellte Baby Jocks Körbchen zwischen sich und das Ledergeschirr, das sie der kleinen Lois umgebunden hatte, damit sie nicht durchs Seitenfenster fiel. Die beiden Älteren, Angus und Ellen, saßen ruhig auf den Rücksitzen. Aber warum hat Njeroge mir die Hand gegeben, als er ging? Das tut er doch nie. Und warum war er so kalt zu mir? Im allgemeinen ist er ziemlich aufgeschlossen für einen Wog. Wo ist denn dieser verdammte Hund? Sonst hockt er schon im Wagen, wenn man das Wort Stadt auch nur erwähnt, und wenn man ihn rauswirft, schnappt er nach den Rädern und macht einen Heidenkrach.

Peggy fuhr die saubere, mit geweißten Steinen eingefasste, runde Auffahrt hinunter, deren inneres Oval tadellos gemähter grüner Rasen mit Gladiolen, Fuchsien und einer Rosenrabatte in der Mitte war, alles unter dem luftig-

überhängenden Schirm hoher Bäume. Mit liebevollen Augen betrachtete sie ihr Haus. Das Haus, das Don baute, mit den gestutzten Hecken und den großen, sein Fundament umklammernden Hortensien, den alles überwuchernden Bougainvillea an den Mauern und überall auf dem Dach. Sie liebte ihr Dach. Es war aus schweren Bananenrippen -Papyrus eigentlich, wie in Ägypten –, aber vom Regen wetterdicht zu einer dicken, soliden Schicht gehämmert. Es fiel geschweift und geneigt pagodenartig ab wie auf Bildern, die sie von japanischen und chinesischen Häusern gesehen hatte. Wie immer sagte sie dem Haus still Lebewohl.

Die Räder des Chevrolets rumpelten über die ausgefahrenen Straßen, die von der Trockenheit jetzt eisenhart waren; die tiefen Geleise waren von den letzten Regenfällen wie in Granit gehauen. Die Straßen waren beiderseitig von magerem Eukalyptus eingesäumt, der als Windschutz gepflanzt worden war.

Don hatte nur eingeführte Hampshire Downs und Neuseeländer Romneys für seine Schafzucht verwendet, hatte sie auf fette Lammsorte gekreuzt und dann auf verbessertes eingeborenes Wollschaf gezüchtet. Die Reinzucht-Romneys weideten jetzt auf einem purpurroten Wickenfeld rechts der Straße, sahen nackt und eklig nach ihrer Schur am Morgen aus, mit großen, wie Blutflecken aussehenden Farbzeichen auf dem Hintern. In einem anderen Pferch blickte ein mit Hampshire gekreuztes, von vielen Würfen erschöpftes Mutterschaf aus einer Heuwiese auf. Zwillingslämmer, erst vor zwei Tagen geworfen, hopsten lustig wie tanzende, wollige Lämmchen auf einer St. Valentinskarte herum. Durch die hohen, wogenden Haferfelder konnte sie die weißen Rücken der grasenden Schafe sehen, wie Schaumflocken auf stürmischer See.

Noch einmal blickte sie über die Schulter in Richtung des hinter einem Wäldchen aus Jacaranda, Kaffernbäumen, Eukalyptus und norwegischen Tannen verschwundenen Hauses, jenem Wäldchen, das sich bis zu den Bergen hinüberzog, deren schwerer Zedern- und Podo-Schutz sich vor die Farm schob – den Bergen, von denen der Bach glucksend herunterrauchte – den unheilvollen Bergen, aus denen gelegentlich Büffelherden

herunterkamen und das Land verwüsteten, den gefiederten, unter seinem Gewicht nickenden Weizen und die Kartoffeläcker und Maisfelder. Die Berge bargen immer noch Überraschungen: Leoparden, die herunterschlichen, Schafe stahlen und Kälber rissen; verirrte Nashörner, die schnaubend auf die Straße trabten und, schräg wie krängende Segelboote, blindwütig angriffen. Das alles gehörte ihr – ihr und Don, und eines Tages den Kindern. Eines schönen Tages, wenn die Nachbarn nicht mehr lachten, wie sie gelacht hatten, als Don zum ersten Mal einen Widder einbaute und ein Bewässerungssystem einführte, durch das das Wasser bergauf gedrückt wurde, und jahrelang auf eine Pyrethrum-Ernte wartete, die er auf einem nutzlosen Stück Land ausgesät hatte ... eine großartige, geldeinbringende Anlage. Jetzt wogte sie wie Silber in der Brise und brachte die kleinen, insektenvernichtenden Blüten hervor und damit endlich bares Geld.

Der Bach schnitt das Land hier, auf ihrem Boden, in zwei Teile, und Don hatte das große, dumme Projekt einer Naturbrücke ausgeführt, à la Japan, aus ungeschälten einfachen Baumstämmen und einer massigen Aufschüttung moosgrünen Granits statt des üblichen flachen, hässlich-grauen Betons. Stahlklammern verbanden diese Brücke, und ihr Boden war mit unverwüstlichen Flugfeldlandematten aus Leichtmetall ausgelegt. Was Don baute, war für die Ewigkeit gedacht. Er zimmerte sein Heim und sein Leben so solid, wie er selbst geartet war, ohne scharfe Ecken oder Schiefheiten.

Peggys Chevrolet rumpelte hinab, auf und über die Brücke. Die große Pistole war ihr unbequem. Sie hatte sie herumgedreht, so daß sie jetzt in der Einbuchtung ihres Kleides zwischen ihren gespreizten Schenkeln ruhte. Sie hatte ihr Kleid hochgezogen, damit es nicht knitterte, und saß auf ihrem Nylonschlüpfer. Immer noch in Gedanken im Wilden Westen, sagte sie laut zu niemandem: »Mit meinem hochgeschobenen Rock und dem verdammten Revolver zwischen den Beinen muß ich wie ein Flittchen aus diesen Grenzertanzlokalen in Amerika aussehen. Keusche Lil – das bin ich.«

»Was, Mammie?« fragte Ellen von hinten.

»Nichts. Mammie hat bloß mit sich selbst gesprochen. Es dauert nicht mehr lange, bis wir in der Stadt sind und mit Daddy zu Mittag essen. Ist das nicht fein?«

»Erwartet Daddy uns? Wir sind so schrecklich schnell abgefahren. Und ich hab' vergessen, Prinzessin Margaret mitzunehmen, weil wir so schnell aufbrachen.«

»Prinzessin Margaret passiert nichts zu Hause, wenn Murungwa da ist.« Prinzessin Margaret war eine Puppe, die Don vom Besuch der Prinzessin in Kenia mit nach Hause gebracht hatte und über die er verschiedene hässliche Dinge zu sagen pflegte. »Daddy erwartet uns nicht. Vielleicht muß er – oder müssen wir – eine ganze Weile in der Stadt bleiben. Ihr habt ihn ja schon lange nicht mehr gesehen. Ich wollte ihn mal richtig überraschen. Ist das nicht fein?«

Gott verzeih mir, dachte Peggy. Klar wird Daddy überrascht sein. Er erwartet *mich* – keine Invasion.

»Wenn ich bloß Prinzessin Margaret nicht vergessen hätte. Sie wird sich einsam fühlen.«

»Psst, Kleines. Es wird ihr großartig gehen. Vielleicht können wir alle ins Kino gehen. Würde euch das gefallen?«

»Klar. Aber Prinzessin Margaret auch ... Was hängt denn da auf dem Tor, Mammie?«

O Gott, sagte sich Peggy. Ich seh's auch und weiß, was es ist, weil ich's schon oft gesehen habe. Dummerweise kam ihr die blöde Parodie in den Sinn, die Parodie aus der Zeit des Aufstandes: »Hab' 'ne erwürgte Katz' und hab' sie gern, die Katz, doch Mammie kauft mir niemals 'nen Mau Mau. Mau Mau ...«

Sie trat auf die Bremse, und beide Kinder hinten wurden nach vorn geschleudert. Ellen stieß sich den Kopf und fing an zu heulen, und Angus schrie schon auf, bevor er gegen die Rückenlehne des Vordersitzes prallte und sich die Lippe aufschnitt. Sie drehte wild am Steuerrad, wendete, kam gerade noch an einem Bewässerungsgraben vorbei, als sie den spuckenden Chevrolet herumriss und mit aller Macht Gas gab. Als sie die Brücke

wieder erreicht hatte, blickte sie in den Rückspiegel und sah dankbar, daß ein Baumdickicht das Tor verbarg, das den Zaun zwischen ihrem Besitztum und dem der Farm von Hamish Macrae schloß.

Beide Kinder weinten jetzt, und Angus blutete am Mund. Sie fragten empört und tränennaß, warum sie so plötzlich angehalten und ihnen wehgetan habe ... Peggy konnte an nichts Plausibles denken, fuhr sie deshalb scharf und böse an: »Wenn ihr nicht von dieser dummen Puppe gequatscht hättet, hättet ihr's gesehen. Hast *du's* nicht gesehen, Angus?«

»Was gesehen, Mammie? Das da auf dem Tor?«

Sie zwang sich zu einem nervösen Lachen.

»Ich sah auf keinem Tor was. *Ich* sah das Nashorn! Ihr müßt ja beide blind sein, daß ihr das verfluchte große Nashorn nicht gesehen habt, das aus dem Busch da heraussprang! Es ist uns beinah unter die Räder gerannt! Hätte den Wagen kaputt gemacht, und Daddy wäre sehr böse geworden, und wir hätten nicht nach Nairobi fahren und ins Kino gehen können und ...« Atemlos von den vielen Lügen, verlor Peggy den Faden ihrer Phantasie.

»Ich hab' bloß deseh'n, das was am Tor hingte. Von ein' Nashorn hab' ich nichts deseh'n«, sagte Ellen schluchzend, in die Kindersprache zurückfallend. »Hast du nichts am Tor deseh'n, Mammie?«

»Das einzige, was ich sah, war das alte Kifaru, wie es vorbeischnaufte, Püppchen«, sagte Peggy und wischte dem Kind die tränennassen Bäckchen und die laufende Nase mit ihrem Taschentuch ab. »Da, Angus, in der Tasche ist Kleenex. Nimm dir was. Du machst ja deinen Anzug voller Blutflecken, und ich möchte kein blutiges Taschentuch haben.«

»Ich hab' auch was am Tor gesehen«, fing Angus wieder an. »Deswegen hab' ich das Nashorn nicht gesehen. O Mammie, schau dir bloß das viele Blut an. Ich muß ja Gallonen davon haben, daß ich soviel verlieren kann, ohne was zu spüren.«

Peggy stieg aus. Sie schob die Pistole wieder auf die Hüfte zurück. Dann warf sie einen einzigen Blick auf die ausgefahrene Straße, setzte sich wieder auf den Vordersitz, streifte ihre Hochhackigen von den Füßen,

machte ihre Strumpfhalter los und zog die Strümpfe herunter. Dann stieg sie wieder aus und nahm die Pistole aus dem Halfter.

»Warum ziehst du deine Schuhe aus, Mammie?«

»Warum nimmst du die Pistole raus, Mammie?« fragten Mädchen und Junge gleichzeitig.

»Ich werd' dieses alte Nashorn fortjagen, Kinderchen. Wenn ihr mich schießen hört, dann feuere ich bloß in die Luft, um es in die Berge zu treiben.«

»Aber warum gehst du barfuss, Mammie?«

»Ich geh' barfuss, Liebling, weil ich vielleicht wegrennen muß, wenn es böartig werden sollte, und mit den hohen Absätzen kann Mammie nicht laufen«, sagte sie zu Ellen. »Und du kannst nicht mit, Angus. Du mußt bei deinen Schwestern und Klein-Jock bleiben. Außerdem, wenn Mammie rennen muß, möchte sie sich nicht auch noch um euch zwei Sorgen machen müssen. So, und jetzt seid still, beide. Ich bin gleich wieder da.«

Angus gab immer noch nicht nach. Es war zum Verrücktwerden.

»Aber warum jagen wir's denn nicht vom Wagen aus, wie Daddy? Das macht doch viel mehr Spaß.«

»Wenn Daddy mit Nashörnern spielt, dann immer im Landrover, und überdies ist Daddy Großwildjäger, er kann's. Das ist hier kein Landrover, und ich bin kein Großwildjäger. Jetzt aber Schluß. Untersteht euch ja nicht auszusteigen, verstanden? Oder ich verhau' euch beide. Und Kino gibt's natürlich dann auch nicht. Ist das klar?«

»Ja. Mam.« Angus war immer noch hartnäckig. »Aber wenn es dich angreift? Du hast eine zu kleine Waffe, um ein Kifaru zu schießen.«

Seine Mutter unterdrückte ein Lächeln. Ganz der Vater.

»Es wird mich nicht angreifen – nicht auf freiem Feld, und wenn ich zu Fuß bin. Nein, nein. Aber den Wagen würde es angreifen, wenn ich das Tor aufmachen wollte, und dann säßen wir alle schön in der Tinte. Ich geh' bloß hin und mach' *buuuu!* und geb' einen Schuß in die Luft ab, dann verschwindet's bestimmt. Bin gleich wieder da. *Und bleibt drin!*«

Sie ging die holprige, ausgefahrene Straße hinunter, die Pistole senkrecht nach unten haltend. Die Mündung mit dem hohen Visier reichte ihr bis gut unters Knie.

Der große Schäferhund lebte noch. Er hing mit herausquellenden Eingeweiden, sich windend, mit dem Kopf nach unten auf der scharfen Spitze des eisernen Samburu-Speers aufgespießt, der den Eckpfosten des Drehtors aus Eingeborenenspeeren bildete – des Tores, das in sauberen Lettern den Namen ›Hardscrabble Farm‹ und darunter ›D.C. Bruce‹ trug. Brust und Kehle des Hundes waren von dem noch aus seinem Bauch rinnenden Blut verklebt. Auf seinem Kopf, wo ein Stein oder ein Stock ihn getroffen hatte, war ein großer, sich verkrustender Blutfleck, aber seine Schultern zuckten noch, und seine Füße fuchtelten schwach in der Luft herum, wenn er sich bäumte und wand. Die Speerspitze saß ihm wie ein Pfahl tief im Unterteil der Hinterhand. Macleods goldfarbene Augen wandten sich ihr zu, als sie zu ihm trat, und er versuchte zu heulen, trotz des Blutes, das ihm aus der Wunde über die Schnauze gelaufen war und stetig plätschernd in eine immer größer werdende dick-schwarze Pfütze auf dem harten, staubigen Boden rann.

Peggy Bruce hielt dem Hund den Pistolenlauf dicht ans Ohr, zog den Hahn zurück und schoß. Die Patronenhülse warf sie aus, lud die Pistole neu und steckte sie in den Halfter zurück. Dann packte sie den Hund an den Schultern und versuchte, ihn von dem Speer herunterzuheben, aber er hing zu hoch, war zu schwer, und der Speer war ihm zu weit in den Leib gedrungen.

Der Zaun war nach beiden Seiten ein paar hundert Yards durch dicke Querbalken sechs Zoll unterhalb der Palisadenspitzen verstärkt. Sich mit einer Hand auf den Rücken des Hundes stützend, zog sie sich zu dem Querbalken empor und konnte so, unsicher hockend, das Tier von der Speerspitze heben. Mit einem dumpfen, plumpsenden Geräusch fiel es zu

Boden, Peggy verlor das Gleichgewicht, fiel vom Zaun herunter und schlug sich in dem lockeren Straßenschotter ein Knie auf.

Der Samburu-Speer war blutig-nass; auch ein Teil des Tores, wo der Hund sich gebäumt und gewunden hatte, war blutbespritzt. Sie hatte kein Taschentuch mit, hatte ja Ellens Nase damit abgewischt und es im Wagen gelassen. Peggy hob ihr Kleid und zog sich ihren Unterrock aus. Zuerst schrubbte sie den Speer und das Tor sorgfältig mit Sand ab und wischte sie dann mit ihrem Unterrock sauber. Dann packte sie den toten Hund an den Hinterbeinen und schleppte ihn zwanzig Yards weit in ein niederes Gebüsch, das ihn gut verbarg. Darauf scharfte sie mit den nackten Füßen ebenso sorgfältig Sand über die Blutspur, die der Tierleib auf dem Weg vom Tor hinterlassen hatte. Sie wischte sich das Blut von den Füßen und dem aufgeschürften Knie, knüllte den blutigen Unterrock zusammen und versteckte ihn unter einem anderen Busch. Sie strich sich das feuchte Haar aus dem schweißnassen Gesicht und machte sich auf den Rückweg zum Wagen. Die spitzen, auf der harten Straße verstreuten Steinchen schnitten ihr in die Füße und ließen sie vor Schmerz zusammenzucken. *Ich werde nicht weinen wegen des Hundes*, sagte sie sich. *Ich darf die Kinder nicht mißtrauisch machen. Wir können immer sagen, ein Leopard habe ihn gerissen, wenn wir wieder nach Hause kommen – wenn wir überhaupt wieder nach Hause kommen.*

Als sie sich dem Wagen näherte, zwang sie sich, ein fröhliches Gesicht aufzusetzen. Es waren doch gute Kinder. Sie saßen folgsam im Wagen, trotz der großen Versuchung, ihr nachzulaufen.

»Hallo, ihr zwei«, sagte sie. »Alles in Ordnung im Kinderzimmer?« Sie blickte in den Wagen.

»Klar«, antwortete Jung-Angus. »Bloß Jock ist aufgewacht und hat angefangen zu heulen. Ich hab' ihm aber einen festen Klaps gegeben. Darauf war er still, nicht, Ellen?«

»Du hast ihn nicht halb so fest geschlagen wie ich dich immer, wenn's niemand sah«, sagte Ellen. »Was ist denn mit deinen Füßen los, Mam? Und das Knie hast du dir auch aufgeschürft. Ziehst du deine Strümpfe nicht

wieder an?« Peggy lehnte sich halb sitzend an den Kotflügel, schlug die Beine übereinander und zog sich ihre Schuhe wieder an. Zigarettenrauch kräuselte in ihr Gesicht empor, und sie hatte ein Auge komisch zusammengekniffen.

»Nein«, sagte sie, sich zu einem Lachen zwingend, »meine Füße sind viel zu schmutzig. Mein Gott, war das ein großes Nashorn! Es hat furchtbar geschnaubt, bis es endlich davontrottete. Hast du's schnauben hören, Angus?«

»Nein. Hat es ein großes Horn gehabt?«

»Nicht sehr. Dein Daddy hätte es nicht für eine Trophäe gehalten. Aber mir kam's unwahrscheinlich groß vor.«

»Das sieht aber nicht *nur* nach Schmutz an deinem Fuß aus«, meinte Ellen. »Eher wie Blut. Hast du dich verletzt, als du das alte Nashorn fortjagtest?«

»Nein«, antwortete Peggy. »Hab' ich nicht. Wahrscheinlich hab' ich meinen Fuß an einem Dorn oder was Ähnlichem gerissen, als ich ausrutschte und mir das Knie aufschürfte. Es tut nicht weh. Tut dir der Mund weh, Angus?«

»Jetzt nicht mehr«, erwiderte Angus. »Aber wenn dir das Knie nicht wehtut, warum weinst du dann, Mam? Du hast ja Tränen in den Augen.«

»Ach, das kommt nur von der verdammten Zigarette. Ich hab' Rauch in die Augen gekriegt. Komm, Mädchen, gib mir schnell mein Taschentuch wieder. Danke.« Sie wischte sich über die Augen. »Besser?« Diesmal lächelte sie überzeugend.

»Ja, besser«, antwortete Ellen. »Das Tor ist offen, vorhin war's nicht offen. Und es steckt auch nichts mehr dran. Warum ist das Tor auf, Mammie?«

»Ich hab's aufgemacht, nachdem das Nashorn fort war«, sagte Peggy. »Dachte, es würde mir das zweimalige Aussteigen ersparen.« Sie fuhr den Wagen durchs Tor, öffnete die Tür und ließ den Motor laufen. »Wartet, ich mach's gleich zu.«

»Ich mach's, Mam – lass mich's tun«, rief Angus.

»Nein – nein, nicht nötig.« Peggy stieg eiligst aus. »Der Riegel klemmt doch. Man muß es genau abpassen. Ich mach's schon. Gleich so weit.«

Sie sprang aus dem Wagen, warf das Speertor zu und verriegelte es. Dann stieg sie wieder ein und fuhr schnell davon.

»Was hing am Tor, Mam?« fragte Angus wieder.

»Mein Gott, wieviel Fragen!« erwiderte Peggy. »Nichts. Bloß eine alte Jacke. Wahrscheinlich hat 'n Wog sie dort hingehängt, um im Busch sein Geschäft zu verrichten. Er kam zurück und holte sie sich wieder, gerade nachdem ich das Nashorn verscheuchte. Es war zum Totlachen. Er glaubte, ich hätte auf *ihn* geschossen.«

»Mir kam's nicht wie eine Jacke vor«, sagte Angus. »Es sah eher wie ein Hund oder ein Schaf oder sonst ein Tier dieser Größe aus.«

Peggy drehte den Kopf und sah ihren Sohn scharf an.

»Es war nur eine *Jacke*, sagte ich!« fuhr sie ihn an. »Und jetzt schlaf, wie ich dir gesagt habe!«

»Ja, Mam«, antwortete Angus und sah sie einen Augenblick fest an, ehe er den Blick senkte. »Ich hab' mich sicher geirrt. Wahrscheinlich war's eine Jacke, die wie ein Hund aussah. Verzeih, Mam.«

Der Chevrolet stieß an einen Stein, und Peggy mußte ihr Augenmerk auf die Straße richten. Als sie wieder nach hinten blickte, hatte Angus Augen und Mund fest geschlossen. Er sah seinem Vater verblüffend ähnlich, wenn Don, was selten vorkam, mal zornig war.

Die Tränen traten Peggy wieder in die Augen, sie blinzelte wütend und fuhr schneller. »Er ist ein Mann, und er weiß es«, dachte sie. »O mein Gott, es ist noch zu früh für ihn, ein Mann zu sein. Das ist einfach nicht fair! Er ist noch zu jung, um schon ein Mann zu sein!«

Stephen Ndegwa hielt sich zart die Hand vor, um einen Rülpsen zu unterdrücken, während er durch die Halle des *New Stanley* ging. Die Schweineschnitzel in Sahne lagen ihm im Magen. Draußen, auf dem Trottoir, hob er den Finger, und sein weißer Mercedes – vorschriftswidrig innerhalb der Verkehrsinsel für ankommende und abfahrende Hotelgäste geparkt, fuhr langsam auf ihn zu. Offenbar wartete der Chauffeur schon lange. Yallah, was für ein langweiliger Lunch das gewesen war; hohle Phrasen, wertlose Höflichkeiten, Geschnatter trainierter Affen, nichts zu trinken – es sei schlechte Public-Relations-Politik, behauptete Matthew Kamau steif und fest, an einem so ernsten Tag in der Öffentlichkeit lustig zu sein. Matthew hielt Alkohol immer noch für eine Sünde, und ihn gar in der Öffentlichkeit zu trinken war in seinen Augen eine Katastrophe. Und all das nur, um auf die Hinrichtung des armen dummen Weißen zu warten, dessen Ende jetzt feststand.

»Fahr mich zur Bushaltestelle am Stadtrand«, sagte Stephen Ndegwa zu seinem Chauffeur. »Ich möchte auf ein paar Stunden nach Hause.«

»Nicht zum Stadthaus?« fragte der Fahrer dümmlich.

»Ich sagte nach *Hause*«, herrschte Stephen Ndegwa ihn gereizt und unlogisch an. »Ich möchte heute nicht in einem großen weißen deutschen Wagen ins Reservat. Hör auf zu denken. Fahr!« Blöder Kipsigi-Idiot, dachte er. Aber er wird vom Büro bezahlt, genau wie dieser große weiße Elefant, auf dem ich reite. In Nairobi waren Wagen und Chauffeur vielleicht gut fürs Geschäft, wie im *Stanley* Lunchen eine gute Schau war. Aber aufs Reservat damit fahren, nein, das möchte ich nicht. Jedenfalls nicht heute. Könnte mir passieren, daß mir einer einen Felsbrocken vom Berg runter auf den Kopf rollt, weil er mich für einen Bwana hält. Geschähe mir übrigens recht, wenn ich etwas von der Saat, die wir so dicht gesät haben, erntete. Er grinste säuerlich bei dem Gedanken.

Stephen Ndegwa hielt sich ein richtiges Haus in einer der von den Indern gebauten Vorstädte beim Flughafen draußen. Es war ein Haus für Weiße, nach weißem Geschmack möbliert, obgleich die Vorderseite aufgedonnert lachsfarben war. Oft schon hatte er sich gewundert, warum die Wahindi ihre

Häuser immer in so schrecklichen Formen bauten und mit so schreienden Farben anstrichen.

Ndegwa hielt sich seine Stadtfrau in seinem Stadthaus. Bei dem Gedanken, daß er verschiedene Häuser und Frauen hatte, zu jedem Teil seiner Persönlichkeit passend, lächelte er trocken. Iris war eine Kirchenfrau, ihm von einem richtigen Priester angetraut. Sie hatte darauf bestanden; sie war in allem auf Schicklichkeit aus. Sie stammte aus Jamaika, war sehr hellfarbig und viel britischer als die Briten selbst. Sie konnte kein Kikuyu, und ihr Kisuaheli war abscheulich. Er hatte Iris vor langer, langer Zeit auf einer Geldbeschaffungstour in England kennen gelernt – in Wirklichkeit waren es erst fünf Jahre her, aber ihm schien es eine Ewigkeit. Von London sprach sie immer noch als von ›zu Hause‹, wenn sie sich auf einer Teeparty angelegentlich unterhielt oder mit ihm zu einer der Jedermanns-Einladungen des Gouverneurs ging oder gelegentlich von einem Mitglied des Gesetzgebenden Rates zum Dinner eingeladen war. Er wußte, daß sie Kenia und seine Stellung im Lande hasste und von seinen Stammesleuten nur als ›Niggern‹ dachte – unwissenden, schmutzigen, dummen Wilden.

Heute wollte er nicht in sein Stadthaus zu seiner Stadtfrau. Er wollte *beim* – heim aufs Reservat, wo er noch mehr Häuser und Frauen hatte. Das waren die richtigen Frauen, die er sich korrekt erhandelt und für die er in Vieh, Schafen und Shillings bezahlt hatte. Sie hatten ihn ein Vermögen gekostet; selbst vor fünfundzwanzig Jahren, als er, noch ein junger Schreiber, zuerst Mumbi gekauft hatte, waren Frauen teuer gewesen. Noch teurer, als er Wanjiro erworben hatte. Mumbi war jetzt alt, unfruchtbar und sehr mager, aber Wanjiro gehörte ihm erst – wie die Zeit verflog, schnell zählte er an den Fingern ab – zwölf Jahre, seit seiner Rückkehr als frischgebackener Anwalt aus Indien. Mein Gott, sie wurde auch alt. Siebenundzwanzig! Ein Glück, daß sie mit der Alten ziemlich gut auskam. Mumbi hatte die Erziehung des Jungen und des Mädchens übernommen, die er mit Wanjiro gezeugt hatte. Sie zog sie richtig altmodisch auf, trotz des Einflusses der Schule. Schade um die beiden gutaussehenden Jungen, die Mumbi ihm geschenkt hatte. Esau wäre jetzt vierundzwanzig und Abel

zweiundzwanzig. Aber sie waren davongelaufen, zum Mau Mau, am Anfang des Endes, und nie mehr aus den Wäldern zurückgekehrt. Er hatte überall herumgefragt, hatte aber nie erfahren, ob sie von ihren eigenen Leuten erschlagen oder von den weißen Streitkräften getötet oder durch Krankheit oder wilde Tiere umgekommen waren. Sie verschwanden einfach im Dschungel und kehrten nie wieder.

»Hier steig' ich aus«, sagte er zum Chauffeur. »Komm um sechs wieder an diese Stelle und warte auf mich. Und sei pünktlich, verstanden?«

»Ndio, Bwana«, erwiderte der Chauffeur.

»Nenn mich nicht immer *Bwana*. Wie oft muß ich dir das noch sagen?«

»Ndio, Bwana«, sagte der Chauffeur. »Ich werde dran denken.« Er war unverbesserlich. Eines Tages würde er ihn hinauswerfen und einen Sikh oder jemanden, der etwas von Autos verstand, anstellen. Dieser verfluchte Kipsigi glaubte, er wisse alles, und in Wirklichkeit wußte er gar nichts, wie alle Kipsigis. Er trägt eine weißrandige Brille und fährt den weißen Wagen des weißen Mannes, dachte Stephen Ndegwa. Wahrscheinlich glaubt er, das mache ihn zum Diener eines weißen Mannes und mich zum Bwana. Außerdem schaltet er die Gänge wie eine gesengte Sau, als ob er mit den Zähnen knirschte.

Stephen Ndegwa sah den Limuru-Bus kommen, stieg aus und hielt die Hand hoch. Ein paar Meilen weiter war eine Haltestelle, direkt gegenüber dem Hügel, auf dem seine Shamba stand. Er würde sich freuen, ein paar Stunden zu Hause verbringen und ganz er selbst sein zu können. Er schlich sich gern dann und wann davon, um ganz er selbst zu sein – seine Stadtkleider auszuziehen und es sich in einem Kikoi bequem zu machen. Aber er mußte vorsichtig sein. Iris mochte es nicht, daß er hier herausfuhr, um – wie sie einmal in einem Wutanfall geschrien hatte – ›Nigger zu spielen‹.

Doch heute wollte er Nigger spielen. Heute mußte er noch viel nachdenken, und das wollte er nicht mit dem weißen Geruch in der Nase – dem Geruch des weißen Mannes, des weißen Essens und der weißen Getränke und Kleidung, dem fettigen Gestank der weißen Benzinwolken

und Dieselauspuffgase. Er wollte seinen Gedanken in einer Umgebung nachhängen, in deren Gerüchen er aufgewachsen war, in dem angenehmen Geruch des Holzfeuers, dem scharfen Gestank von Ziegen und dem alten, fettigen Mief der Hütte, in der gekocht, Kinder geboren und Ziegen bei Nacht gehalten wurden, um sie gegen herumstreunende Hyänen und marodierende Leoparden zu schützen.

Das war vielleicht der Grund – von der Politik ganz abgesehen, und es war eine verdammt gute Politik –, weshalb er zäh an seinen Wurzeln im Reservat festgehalten hatte; weshalb er seine Hütten, seine kleinen Schaf – und Ziegenherden und ein paar magere Milchkühe behielt. Seine Landfrauen bebauten jede ihr Stück Bananen- und Zuckerrohrfeld, ihren Kartoffelacker und ihr Maisfeld. Jede Frau hatte nach wie vor ihre eigene Hütte, und in diesen Hütten hielt sich jede Frau ihre eigenen Kochsteine und nahm ihre kleineren, schwächeren Haustiere nachts herein. Mumbi war alt und sehnig, und ihre Brüste waren wie zusammengeschrumpfte Schoten, aber sie war auf ihre Stellung als erste Frau und Mutter zweier kräftiger, wenn auch toter Söhne immer noch ungeheuer stolz. Wenn sie auch tot waren, hatte sie sie doch geboren und bis zur Beschneidung und Mannbarkeit aufgezogen. Mumbi stammte noch aus der alten Zeit, zeigte noch die Shuka, schor sich den Kopf gegen Läuse und trug ihre vielen Armspangen und blauen Perlen so stolz, wie sie mit ihrem riesigen geschnitzten Ohrgehänge und den großen Ohrlappenringen prunkte. Mumbi sprach fast nie Kisuaheli, so konservativ war sie. Sie würde immer konservativ bleiben. Vor langer Zeit hatte Stephen Ndegwa sie wegen wiederholter Unbotmäßigkeit geschlagen, worauf sie sich einen Mediziner genommen hatte und darangegangen war, ihn langsam zu vergiften. Erst als er sie nicht mehr geschlagen und sie mit Geschenken und viel männlicher Aufmerksamkeit überschüttet hatte, hörten seine Magenkrämpfe auf, und seine volle Gesundheit kehrte zurück.

Mumbi ... nach der ersten Kikuyufrau genannt, der Frau des ersten Kikuyumannes Gikuyu. Mumbi, die Landesmutter, Mutter der neun Töchter, die, als Ngai ihnen neun junge Männer schickte, geheiratet und die

Hauptsippen der Kikuyus gebildet hatten. Vielleicht war Mumbi, mehr als Wanjiro, der wirkliche Grund, weshalb er diesen Teil seines Ichs von dem Politiker Ndegwa trennte, der mit weißen Frauen umging und täglich in den Hotels und Restaurants des weißen Mannes aß. Es war so leicht für einen gebildeten, erfolgreichen Mann mit Geld, seine ursprüngliche Herkunft zu vergessen. Aber er durfte seine nackten, wilden Anfänge unter keinen Umständen vergessen – für jeden Stephen Ndegwa, für jeden Matthew Kamau gab es eine Viertelmillion Kikuyus, die sich noch nicht ›emanzipiert‹ hatten.

Stephen Ndegwa hatte die Fahrgäste des Busses, während er so vor sich hingrübete, gar nicht beachtet. Und als der Bus hielt, stieg er mechanisch aus, um nach Hause zu laufen. Die Sonne brannte in ihrer Spätnachmittagshitze; der erbarmungslose Himmel zeigte kein einziges Wölkchen, das Regen bringen könnte.

Mumbi – alte, unfruchtbare Hässlich-Schöne.

Und die jüngere, Wanjiro – hübsch auf eine halbmoderne Art, verächtlich auf Mumbi herunterblickend, alte Ziege, altes Gerümpel, altmodische Mumbi, aber eifersüchtig und enttäuscht und immer gereizt, wenn es sich um Iris handelte, mit der sie's weder im Aussehen noch an Weltklugheit aufnehmen konnte. Und wenn sie sich noch so anstrengte, wenn sie noch so viele Patentsalben anwandte – Wanjiros Haar wuchs einfach nicht länger als einen Zoll. Da konnte nur eine Perücke helfen, wie einige weiße Frauen sie trugen.

Ich habe mich voll und ganz verwandelt, dachte Stephen Ndegwa. Oder beinahe. Ich bin mit einer schwarzen Wilden verheiratet, mit einer halbmodernen Eingeborenen und mit einer ›Hochgelben‹, wie die Amerikaner sagen, während sie selbst sich als leicht farbige britische Dame bezeichnet. Ich bin tatsächlich vielrassisch, mit meinen weißen Freunden, meinen indischen Kompagnons, Moslems und Hindus, meinen verschiedenfarbigen Frauen und mehreren Häusern. Und ich, Stephen Ndegwa, hänge nach wie vor an meiner Thingira – an meiner Junggesellenhütte, in der ich, wenn ich Glück habe, bald sitzen werde.

Er kam zum Hügelanstieg und fühlte sich plötzlich sehr wohl – voller Lebenslust und Zufriedenheit. Der rote Boden war staubig, und seine Füße in den glänzenden Slippers des weißen Mannes kribbelten danach, die Erde zu fühlen.

»Meine Schlösser«, sagte er laut und blickte zu seiner Shamba auf dem Hügel oben hinauf.

Die Shamba – die Farm –, der Gedanke kitzelte angesichts der lächerlichen Größenverhältnisse. Eines Tages würde er die richtige Farm eines weißen Mannes besitzen, ein Gut wie die großen Güter bei Naivasha oder die weiten Kaffee- und Sisalfelder mit dem Herrenhaus, das über das breite Tal direkt auf die imposante Masse von Ol Donya Sabuk blickte – Lady Mac's Besitz, der wieder in andere Hände übergegangen war.

Oder er würde eine Teefarm haben, hoch oben in den Bergen, in der Nähe von Kericho; oder vielleicht ausgedehntes Viehland im Wakamba-Land oder, noch wahrscheinlicher, jungfräuliche Weiden für moderne Viehzucht in den Massaikonzessionen – sobald die Massais einigermaßen zivilisiert wären und das ungeheure Brachland in Kenia an verantwortungsbewusste Leute wie ihn, die es richtig verwenden würden, verteilt werden könnte. Den Massais würde es natürlich nicht gefallen, aber sie konnten schließlich nicht ewig als dauernde Belastung weiterexistieren, als Touristenattraktion auf Kosten der Kikuyus, die nach Ackerland schrien. Ein Massai bestand nur aus Getue, Federn, Legenden und Penis. Sein Speer und sein Schwert waren heute nur noch Kostümierung und wertloser Schmuck.

Inzwischen jedoch besaß Stephen Ndegwa seine Kikuyu-Shamba, eine ganz anständige kleine Farm mit einem Dutzend Acres.

Der größte Teil des lang hingestreckten Hügels, auf dem sie stand, war baumlos. Aber er hatte Bäume, vor mehr als hundert Jahren gepflanzt, vielleicht vor fünfhundert Jahren. Da waren die beiden hohen Zedern, sehr alt, und ein gigantischer Feigenbaum, der Mugumo, der heilig gewesen sein sollte. Er bezweifelte es zwar; er stand dem Ngong zu nahe, um außer den verfluchten Massais irgend jemandem heilig gewesen zu sein; und die Massais zogen Felsen und Vieh als Fetische vor. Aber es war ein feiner,

großer, knorriger Baum, der einen herrlichen Schatten über seine Hütten warf. Den Innenhof umgab eine große Borna aus gestutztem Wolfsmilchdorn, um die Hühner und Ziegen im Kraal und das Ungeziefer einigermaßen draußen zu halten. Großblättrige Bananenstauden warfen einen noch üppigeren, tropischeren Schatten, und dann stand ein Kaffernbaum, rot wie eine riesige Weihnachtskerze, in seinem Hof. Der Boden innerhalb der Borna war kahl – seine Frauen fegten ihn täglich mit Bambusreisig. Am Thome war ein Holztor statt eines herausnehmbaren Gitters; er öffnete es und trat ein. Zwei Hunde, gelb und fuchsgesichtig, mit hochgestellten, nach hinten gebogenen Schwänzen, bellten ihn böse an. Den einen brachte er mit einem Tritt zum Schweigen. Der andere beroch mit gesträubtem Rückenfell mißtrauisch seine Hosen.

»Hodi«, rief er. »Hodi – darf ich reinkommen?«

»Karibu – tritt näher«, sagte eine Stimme aus der mittleren Hütte.

Es war das größte der drei Gebäude und unterschied sich in der Form von den anderen. Während zwei von ihnen strohgedeckte und im alten Stil gebaute Rundhütten waren, war das mittlere Gebäude rechteckig, aus dem Material des weißen Mannes errichtet und verputzt, wie die Polizei- und Tierarztstationen, und mit einem flachen Wellblechdach bedeckt, das nach vorn überhing und eine Art Veranda bildete. Das war die Hütte, wegen der Wanjiro, seine jüngere Frau, ihn so lange gepiesackt hatte, bis sie sie bekam. Die anderen Hütten unterschieden sich nur in der Größe, beide aus Lehm gebaut und mit Rutengeflecht verstärkt. Der Kornspeicher daneben stand auf Stelzen. Er war ebenfalls konisch und mit den Rippen der Bananenstaude gedeckt, aber seine Seiten waren locker geflochten, damit Luft hindurchwehen konnte und die geernteten Maiskolben nicht schimmelten. Das war der Herrschaftsbereich Mumbis, seiner älteren Frau.

Gut abseits, in einer Ecke des Gehöfts – der Eingang lag abgekehrt von den anderen Hütten und den Ngong-Bergen gegenüber – stand seine Thingira, seine Junggesellenhütte, die keine Frau ohne Aufforderung betreten durfte. Hier konnten er und seine männlichen Freunde sitzen und

Bier trinken; hier wurden Geschäfte gemacht, Streitigkeiten geregelt und Verträge aufgesetzt.

»Karibu«, sagte die Stimme in der Hütte wieder. Dann raschelte es, und seine jüngere Frau Wanjiro trat heraus. Sie drückten die Hände flach aneinander, und dann trat sie beiseite.

»Wie geht's den Kindern?« fragte er.

»Sie sind in der Schule«, antwortete sie.

»Und die Ziegen und Schafe?«

»Alle in Ordnung. Außer einem. Es ist in der Nacht abhanden gekommen. Es war krank und blieb zurück, als ich sie in die Borna trieb.«

»Wo ist deine Schwester Mumbi?«

»Im Wald, Holz sammeln. Es ist ein weiter Weg. Sie wird nicht vor zwei Stunden zurück sein.«

»Gut«, sagte er. »E-e!« Es war der afrikanische Lückenbüßer für alle Zwecke, bedeutete weder Zustimmung noch Ablehnung, nur Bestätigung.

»E-e!«, erwiderte sie.

Sie war eine anmutige Frau, wenn sich ihre Jahre auch schon bemerkbar machten. Als Endzwanzigerin, bei gutem Essen und wenig Arbeit, hatte sie zugenommen. Tatsächlich gab's jetzt nicht mehr so viel Arbeit, seitdem er reich war und großzügig Geld schickte, fünf Pfund monatlich pro Frau. Morgens holte sie Wasser, und Mumbi hatte sich offenbar bereit erklärt, nachmittags Holz sammeln zu gehen. Beide hackten auf dem Acker und entfernten das Unkraut aus den kleinen Gärten, während die Kinder die Schafe und Ziegen hüteten, sie auf die Weide und wieder nach Hause trieben, wenn sie nicht gerade in der Schule waren.

»Willst du in mein Haus kommen?« fragte sie. »Bist du hungrig?«

»Ich will in dein Haus kommen«, antwortete er. »Aber hungrig bin ich nicht. Zuerst geh' ich in die Thingira und zieh' mich um. Ich fühl' mich in diesen Kleidern nicht wohl.«

»Es sind aber sehr schöne Kleider«, meinte sie. »Wahrscheinlich würde eine so grobe Hütte wie die meine sie für deine Mpenzi in der Stadt verderben.«

Aba, dachte Stephen Ndegwa. Ich verstehe – ein Wink mit dem Zaunpfahl. Zuerst heißt es *Hütte* – dann *Haus*.

»Nein«, sagte er auf Kikuyu. »Ich hab's bloß satt, in Kleider eingezwängt zu sein, die ich tragen muß, wenn ich mit dem weißen Mann in Nairobi arbeite. Das ist mein Kazi-Kleid, meine Arbeitsuniform. Ich komme nach Hause, um mich zu entspannen und Bier zu trinken. Hast du Pombe?«

»E-e!«

»Bring mir einen Kürbis voll, wenn ich zurückkomme«, sagte er.

»Ja«, erwiderte sie und wandte sich ins Haus zurück, bückte sich dabei unwillkürlich, erinnerte sich aber dann, daß dieses Haus, ihr Haus, eine richtige Tür hatte und daß sie sich nicht wie beim Eintritt in eine Hütte zu bücken brauchte.

Seufzend ging Stephen Ndegwa zu seiner Thingira hinüber und bückte sich doppelt so tief und leicht keuchend, um in das zäh aufrechterhaltene Phantasiegebäude zu treten. »Uff!« stöhnte er, sich wieder aufrichtend, als er drinnen war. Es war dunkel und kühl, geschützt vor den stechenden Sonnenstrahlen.

Er blieb einen Augenblick stehen, um seine Augen an das Dämmerlicht zu gewöhnen, und stolperte dann über einen dreibeinigen Schemel, der die Hälfte der Möblierung ausmachte.

Immer noch blinzeln im dämmerigen Licht, streifte er seine Slippers ab und zog die Hose aus, ehe er Jackett, Hemd und Krawatte ablegte. Dann kamen die Turnhose und das Unterhemd dran. Das Ganze warf er auf ein kurzbeiniges, leichtes Bett, das mit kreuzweise geflochtenen Lederriemen bespannt war. Jetzt konnte er gut sehen. Im Dachfirstbalken steckte ein Nagel, an dem eine Anzahl billiger Baumwoll-Kikois hing – schäbige Stoffe aus Manchester, die bequeme Lendentücher abgaben, wenn man sie richtig um die Hüfte wickelte. Er wählte ein Kikoi mit Uhuru und dem Abbild eines Kochtopfes auf der Rückseite und wickelte es um die Lenden. Dann setzte er sich auf den Schemel und zog die Socken aus, die er gleichfalls auf das niedrige Bett warf. Er kratzte sich die Striemen, die die Sockenhalter auf seinen Waden hinterlassen hatten, und bewegte die Zehen

wohlig auf und ab. Es war ein herrliches und befreiendes Gefühl, den kühlen, hartgestampften Boden zu spüren. Er bückte sich wieder und trat blinzeln in das blendende Sonnenlicht hinaus, mit nacktem Oberkörper, barfuss, mit kleinem Bauchansatz oberhalb seines gewundenen Kikoi, aber wenigstens konnte er atmen. Die warme Erde des Hofes liebte seine Füße, und roter Staub, der in dünner Schicht den harten Lehm bedeckte, kroch zwischen seine Zehen. Ein langschwänziger Lori schlang sich auf einen Ast des Feigenbaumes, und zwei glänzende, stahlblaue Stare flogen geräuschvoll auf. »Faaaaak«, sagte der Lori, wedelte mit dem Schwanz und hopste auf dem in der Brise schwankenden Ast auf und ab.

Stephen Ndegwa ging zum Haus seiner Frau hinüber und sagte wieder »Hodi«, bevor er die Tür öffnete, über das Innere war er ziemlich überrascht. Er war längere Zeit nicht zu Hause gewesen und sah jetzt bei geöffneter Tür, daß die Hütte lichtdurchflutet war, Licht, das auch durch ein Glasfenster auf der anderen Seite hereinströmte. Das Haus war in drei Teile geteilt. Er stand in der Wohnküche, in deren einer Ecke sich der Steinherd mit den drei heiligen Kochsteinen befand. Der Herd hatte sogar einen richtigen Rauchfang, der ziemlich wackelig zu dem Loch in der Mörtelwand hinaufführte. Ein Stoß Decken war vor der Mauer aufgestapelt, und eine stattliche Reihe Kochtöpfe stand neben dem Herd an der anderen Wand. Dann war noch eine Reihe Wasserkannen da, und ein Blechbecher hing mit seinem Henkel an einem Nagel an der Wand. Eine dünne Zwischenwand aus rohen Brettern trennte den Wohnraum vom Schlafraum, der, nach allem, was er sehen konnte, nur ein niedriges Bett wie das seine enthielt, das war alles. Hinter diesem Raum, in dem seine Frau und die Kinder schliefen, war noch eine Zwischenwand aus geflochtenem Schilf, von wo er ein Rascheln und das schwache Meckern eines Zickchens hörte. Das war wahrhaftig eine sehr moderne Neuerung im Gechego – der Ziegenstall.

Seine Frau reichte ihm einen Becher mit einer Flüssigkeit.

»Da«, sagte sie. »Pombe.«

Stephen Ndegwa grunzte und hockte sich auf die Fersen, bevor er trank. Dann hob er überrascht die Brauen.

»Was ist das?« fragte er. Er hatte echte Pombe erwartet, das haferschleimartige Eingeborenenbier.

»Weißer-Mann-Wein – Sherry«, antwortete sie. »Ich hab' ihn in der Duka gekauft. Ich dachte, es würde dir jetzt besser schmecken, nachdem du ein Mann der Stadt geworden bist. Du mußt viel solche Pombe trinken, wenn du in der Stadt arbeitest.«

»Zeig mir mal die Flasche«, sagte er.

Sie langte hinter die Reihe Wasserkannister und zog eine Flasche hervor. Es war eine Flasche billigen südafrikanischen Sherrys, deren Etikett, ein krähender, in vielen Farben schillernder Hahn, beim Drucken beträchtlich gelitten hatte und etwas verschwommen aussah.

»Ich ziehe das alte Bier vor«, sagte er. »Hast du welches?«

»Nein, aber Mumbi hat. Warte. Ich geh' in ihre Hütte und bring' dir einen Kürbis voll.« Sie betonte das Wort *Kürbis*, benutzte das Kikuyuwort Kenya statt des Dundu im Kisuaheli.

Stephen Ndegwa sah sich in der Hütte nach sichtbaren Zeichen der missverstandenen Modernisierung und Aufklärung um.

Mein Gott, was für ein zusammengetragener Ramsch – verstreut herumliegende Shukas, eine Blechbüchse mit Vorlegeschloss, die wahrscheinlich ihre Armspangen und Fußringe barg. Dann ein Paar billige Sandalen, wie man sie bei den Indern im Basar bekam. Und was um Himmels willen wollte sie eigentlich mit der Wärmflasche anfangen? Und was hatte sie in den Keksdosen? Er hätte gerne nachgesehen, unterließ es jedoch. In gewisser Hinsicht war es nicht schlimmer als das Durcheinander persönlicher Habseligkeiten von dünner Nylonunterwäsche und flammend-lautfarbigen Kleidern, die in Iris' Zimmer immer herumlagen – von Bergen wertloser Bijouterien, ausländischer Hüte und schmutziger Schuhe mit Stilettoabsätzen und den scharfen italienischen Spitzen, in die sie ihre hühneraugenbedeckten Füße zwängte, wenn sie zusammen ausgingen. Hier war eine Wärmflasche; und im Stadthaus hing hinter der Badezimmertür

ein Frauenduschbeutel, wie er es in den Häusern des weißen Mannes gesehen hatte.

Und kein Zweifel, dachte er, als Wanjiro mit dem Bier zurückkam – diesmal in einem richtigen Kürbis, aus dem es lecker und stark duftete –, Wanjiro war immer noch eine gutaussehende Frau. Sie trug ihre Shuka über ihren Brüsten geschürzt, die sich groß und immer noch fest und rund unter dem billigen Tuch abhoben. Sie hatte regelmäßige Züge, lebhafte Augen und eine warme, braune Haut. Ihre Zähne hinter dem dicklippigen, gutgeformten Mund waren schneeweiß. Als sie sich nun neben ihn auf den Boden hockte, fiel ein Zipfel der Shuka zur Seite und ließ einen schwellenden, festen Schenkel sehen. Sie saß da, die Arme über den Knien verschränkt, und sah ihm zu, wie er sein Bier trank. Sie trug wenig Schmuck, nur eine lange Spule Armbänder auf jedem Arm – sie wären nur durch Aufmeißeln zu lösen – und eine Fußspange. Er bemerkte wieder, daß sie fülliger geworden war. Das Fleisch staute sich über den Drahtarmbändern.

»Das Bier ist gut«, sagte er. »Der weiße Mann kann keine gute Pombe machen. Sein Bier ist dünn, schwach, schmeckt scharf und ist voll Gas. Es sieht wie Urin aus und riecht auch beinahe so. Es bekommt einem nicht – bläht einen bloß auf. Ich hab' diese echte Kikuyu-Pombe lieber als den Wein, den du in der Duka gekauft hast. Das ist glatte Geldverschwendung, man kriegt bloß Kopfschmerzen davon.«

»E-e!« Wanjiro schien keine Lust zum Streiten zu haben. Einen Augenblick saßen sie schweigend da. Eigentlich könnte ich, dachte Stephen Ndegwa. Besser gleich, dann hab' ich's hinter mir.

»Komm ins Bett«, sagte er.

»E-e!« Sie stand auf, ging in den anderen Raum hinüber und schob einen Haufen schmutziger Kleider auf dem Bett beiseite. Dann legte sie sich hin, langte nach dem oberen Saum ihrer Shuka, löste den lockeren Knoten und breitete das Tuch nach beiden Seiten aus. So lag sie nackt auf der Couch. Stephen Ndegwa schob lediglich sein Kikoi wie ein Hemd hoch und bestieg seine Frau.

Nachdem es vorbei war, wickelte sie sich ihre Shuka wieder um den Leib und fragte:

»Willst du noch mehr Bier?«

»Nein«, erwiderte er. »Ich möchte mich ein wenig unterhalten. Geh in meine Thingira und hol mir die Sigareti aus meiner Jacke. Ich habe vergessen, sie mitzubringen.«

Seine Frau stand auf und ging, seine Zigaretten holen. So, das ist vorbei, dachte er. Jetzt reicht es wieder einen Monat. Wahrscheinlich hat sie andere Männer, die sie warm halten, wenn ich fort bin. Ist es schon so weit gekommen, daß mir das nichts mehr bedeutet, oder liegt es daran, daß sie eine alte Frau ist und man alter Frauen überdrüssig wird, ganz gleich, was für eine Farbe sie haben?

»Danke«, sagte er, als Wanjiro ihm die Zigaretten gab. Er zündete sich eine an und beobachtete sie, während sie nach einer irgendwo unter ihrer Shuka versteckten Schnupftabaksdose langte, sich einen Finger voll Tumbaku unter die Oberlippe schob und das Zeug mit dem Finger gut zwischen Zahnfleisch und Lippe zerrieb. Sie hockte auf den Fersen, sah ihm zu und kaute an einer kleinen Msuaki, einem aufgekauten Zweigende, das als Zahnbürste dient.

»Was sagen die Frauen auf dem Markt?« fragte er.

»Das Übliche, was Frauen eben so reden.« Sie zuckte die Schultern. »Gackern. Wie Perlhühner.«

»Reden sie von der Hinrichtung des weißen Mannes heute?«

»Ja. Sie verstehen es nicht. Sie begreifen nicht, warum heute ein weißer Mann gehängt wird und andere vorher nicht gehängt wurden, die genau dasselbe getan haben. Sie glauben, die anderen weißen Männer seien diesem weißen Mann nicht sehr gewogen, sonst würden sie ihn nicht hängen, bloß weil er einen schwarzen Mann getötet hat.«

»Ist das alles?«

»E-e!«

»Sagen sie, es sei ein Unrecht, daß der weiße Mann den Afrikaner getötet hat?«

»Nein. Sie sagen, wenn der Afrikaner den Hund des weißen Mannes nicht mit Steinen beworfen hätte, hätte der weiße Mann ihn vielleicht nicht getötet.«

»Und?«

»Sie sagen, es sei vielleicht besser, ein bißchen gebissen als erschossen zu werden, weil man den Hund eines weißen Mannes mit Steinen beworfen hat, wenn der weiße Mann dabei ist und es sieht. Es sei besser, die Steine nachts zu werfen oder wenn der weiße Mann auf Arbeit fort und nur seine Memsaab zu Hause ist.«

Stephen Ndegwa kratzte sich den Kopf.

»Ich bin auch der Meinung. Aber wunderst du dich nicht, daß man den weißen Mann hängt?«

»Nein. Ich wundere mich über nichts, was die Bwanas tun. Vielleicht hat der weiße Mann Frauen oder Rinder, die andere weiße Männer haben wollen, oder vielleicht schuldete der Boy, den er erschoss, anderen weißen Männern Geld, und die sind wütend auf diesen Bwana, daß er ihn erschoss, weil sie jetzt kein Geld mehr von ihm eintreiben können. Viel zuviel Kelele über den Vorfall, scheint mir. Betrifft er dich auch? Schuldete der erschossene Boy dir Shilingi?«

»Nein, er schuldete mir kein Geld. Aber in anderer Hinsicht betrifft er mich – betrifft er uns alle. Er betrifft deine Kinder. Du hättest es nicht gern, wenn deine Kinder von einem Bwana erschossen würden, weil sie Steine nach einem Hund warfen. Wenn der Mörder freigesprochen würde, nicht wahr?«

»Migwe und Nduta kämen nie in solche Lage. Wenn sie von einem Hund angegriffen würden, würden sie davonrennen, wie ich's ihnen eingeschärft habe. Der Hund kann nichts dafür, daß er schwarze Leute anbellt. Er wurde gelehrt, schwarze Leute anzubellen. Und schließlich ist es nur ein Hund, nichts Wichtiges. Einige der anderen weißen Bwanas müssen sehr böse auf diesen Mann sein, und zwar wegen mehr als der Erschießung eines Kikuyus, sonst würden sie sich nicht die Mühe machen, ihn zu hängen.«

Hier blitzten Wanjiros Augen auf.

»Vielleicht hast du noch was anderes gehört? Vielleicht hängt man den Bwana, weil ein anderer Bwana seine Memsaab haben will? Wir hören hier viele Geschichten von weißen Männern, die sich wegen Frauen niederschließen. Einmal hab' ich in der Duka am Radio gehört, daß ein Bwana einen anderen Bwana mit der Panga erschlug, als wären sie schwarze Männer statt Bwanas. Oder vielleicht hat die Memsaab dieses Bwanas ihm erzählt, der Kikuyu-Boy habe sie angegriffen? Weiße Frauen bilden sich immer ein, daß jemand ihnen das zwischen den Beinen stehlen will, was sie gern hergeben, wenn man sie höflich darum bittet oder ihnen ein Geschenk macht.«

Wanjiro war auf einmal Feuer und Flamme bei dieser Vorstellung. Ihre Augen glitzerten vor Bosheit.

»Nein, nein, Wanjiro, das ist es nicht«, sagte Stephen Ndegwa. »Du redest wie eine dumme, faule Frau auf dem Markt. Hier handelt es sich um etwas ganz anderes, um einen grundlegenden Wandel. Der weiße Mann darf keinen Afrikaner mehr ungestraft töten. Er wird für sein Verbrechen zur Rechenschaft gezogen, wie der schwarze Mann zur Rechenschaft gezogen wurde, wenn er das Gesetz des weißen Mannes brach. Man nennt das ›Gerechtigkeit‹ – die Sache, für die ich arbeite, wenn ich vor die Gerichte des weißen Mannes gehe, um für unsere Leute zu sprechen, die wegen eines Verbrechens angeklagt sind.«

»Aber manchmal hängt man die Leute, für die du in den langen Mashauri sprichst, wenn du das Haar deines alten Mannes aufsetzt. Ich hab' dich in deiner Perücke und in deinen Gewändern gesehen. Du sahst zu komisch aus.« Wanjiro kicherte. »Ich schlich hinten ins Zimmer und hörte, wie du den Gefangenen beschimpftest und dem Mann in der Perücke mit dem roten Kanzu eine Menge Schlechtes über den Gefangenen erzähltest. Du mußt sehr viel Schlechtes über ihn gesagt haben, denn man hängte ihn später auf, wie ich hörte.«

Einen Augenblick verschlug es Stephen Ndegwa die Sprache. Dann lachte er.

»Ich hab' dem Mann in dem roten Kanzu nichts Schlechtes über den Gefangenen erzählt. Im Gegenteil, ich versuchte, dem Ältesten zu erklären, daß der Gefangene des Verbrechens nicht schuldig war, dessen der Serkali ihn beschuldigte. Ich versuchte, das Tribunal zu überreden, ihn freizusprechen!«

»A-he, e-he!« machte Wanjiro. »Ich glaubte, du hättest den Leuten schlimme Sachen erzählt, sonst hätten sie ihn nicht gehängt. Dieses, das, was du ›Gerechtigkeit‹ nennst – heißt das, daß man jetzt nur weiße Leute hängt und schwarze Männer alle freispricht?«

»Nein.« Stephen Ndegwa gab's auf. »Das bedeutet es durchaus nicht. Es bedeutet, daß die Hautfarbe eines Mannes vor Gericht keinen Unterschied mehr macht. Es bedeutet, daß der weiße und der schwarze Mann gleichermaßen ihren Preis zahlen müssen – in Vieh oder mit ihrer Freiheit oder mit dem Leben –, wenn sie schlecht sind, wenn sie Verbrechen begehen. Das gehört alles zu Uhuru.«

»Ich höre viel von Uhuru. Ich sag's heute selbst, wenn ich grüße, statt Jambo. Da, schau, wie ich's mache.« Sie hielt ihre beiden ersten Finger in Form eines V empor und sagte: »Uhuru Na Kenyatta!«

»Wer hat dir denn das beigebracht? Ich nicht«, sagte Stephen Ndegwa.

»Niemand. Jeder macht's so. Es heißt, wenn wir's nur oft genug tun, kriegen wir alle Uhuru, und Jomo Kenyatta wird freikommen.«

»Wirklich? Und was bedeutet das?«

»Ich weiß nicht«, antwortete Wanjiro. »Einige sagen, wir kriegen Uhuru erst, wenn sie Jomo Kenyatta nach Nairobi und Kiambu zurückkehren lassen, von wo sie ihn in den Norden verschleppt und unter wilden, nackten Niggern eingesperrt haben. Wahrscheinlich bringt er uns auf irgendeine Art Uhuru mit. Auf jeden Fall sagen die Leute, wenn er kommt, werden wir den weißen Bwanas alle Häuser, Schafe und Rinder wegnehmen und alle Autos und alle Waren in den großen Dukas, und alles wird unter das Volk verteilt.«

»Was du nicht sagst. Das hab' ich auch gehört, und nicht nur auf dem Marktplatz«, murmelte Stephen Ndegwa. »Noch was?«

»O ja«, sagte Wanjiro. »Sie sagen, es werde eine Menge Shilingi für jedermann geben. Wir bekämen Mafundi, um unser eigenes Geld zu machen, und es gäbe keine schwere Arbeit mehr und eine Menge Bier für jeden. Aber hauptsächlich, daß wir alle Bwana und Memsaab genannt werden würden, und wenn die Weißen hier im Land bleiben wollten, müßten sie schwer für uns arbeiten, oder wir würden sie anschreien und schlagen. Ich persönlich will niemanden anschreien oder schlagen, aber das sagen sie auf dem Marktplatz.«

»Sehr interessant«, sagte Stephen Ndegwa auf Englisch. Und auf Kikuyu: »Erzähl mir, sagt irgend jemand, was passiert, wenn der weiße Mann nicht gehen oder hier bleiben und schwer arbeiten will, damit er uns mit Bwana und Memsaab anreden darf?«

»Sie sagen, wir würden ihn ins Meer jagen oder töten, wenn er hier bleibt.«

»Sagt irgend jemand, wie all das, dieses Uhuru, zuwege gebracht werden soll? Wie es sich zutragen soll?«

»Ich versteh's nicht ganz. Aber sie sagen, daß Männer wie Gichuru und dieser Fischfresser Ja-Luo, Mboya und andere, wie Odinga und Ochwara, Jomo Kenyatta aus dem Gefängnis befreien werden, und dann werde Jomo Uhuru mitbringen, das er wahrscheinlich an diesem Ort im Norden, wo die nackten Wilden leben, bei sich hat. Und sie erwähnen den Namen Kamau und noch einen, den ich vergessen habe ...« Sie sah ihn schlau-geziert an.

»Noch einen Namen?«

»Ja ... ein Name ... wie der deine. Ndegwa. Vielleicht ist es ein Verwandter von dir, ein wichtiger Mann.« Sie kicherte wieder. Das kleine Luder veräppelt mich nach Strich und Faden, sagte sich Stephen Ndegwa auf Englisch. Jetzt sprach er in strengem Ton.

»Du weißt natürlich, daß fast alles, was du da hörst, unwahr ist.«

»Fast alles, was die Weiber auf dem Markt sprechen, ist unwahr«, erwiderte sie. »Sie tratschen wie Elstern über eine tote Kuh. Ich höre meistens gar nicht hin. Aber ich glaube, an diesem Uhuru muß was dran sein – dieses ganze Gerede über Freiheit –, sonst würden nicht so viele

Leute darüber sprechen. Vielleicht kannst du mir eins sagen: Wenn wir alle Briten aus Kenia vertreiben, wer ist dann noch da, uns die Freiheit zu geben, die Kenyatta uns vom Norden bringen soll? Wer wird in der Baraza sein, um Kenyatta Uhuru abzunehmen und es uns zu geben? Und warum töten sie Kenyatta nicht und behalten Uhuru selbst, wenn es eine so feine Sache ist? Das verstehe ich alles nicht.«

Plötzlich durchzuckte eine phantastische Idee Stephen Ndegwas Hirn. Er sprach sanft und tätschelte dabei das Bein seiner Frau.

»Sag mal, Wanjiro«, fing er an. »Diese Frauen – die Frauen, mit denen du dich auf dem Markt, in den Dukas und auf den Farmen unterhältst, die guten Frauen, meine ich, Frauen wie du – verstehen die mehr von diesen Dingen als du?«

»Glaub' ich nicht. Es wird viel geredet, aber immer endet das Gerede in einem Streit wegen einer Ziege oder einem Huhn oder einem Mann oder einem Krug Pombe, und dann müssen wir nach Hause, um nach der Herde oder den größeren Kindern zu sehen, und die Unterhaltung kommt nie zu Ende. Wir Frauen haben zuviel zu tun. Wir können nicht endlos reden wie die Männer, die bloß im Schatten sitzen und Pombe trinken. Ich meine, bei den großen Mashauri.«

»Bist du mal bei einem der großen Mashauri gewesen, auf denen die großen Führer wie Mboya und Gichuru und Kamau sprachen?«

»Nein. Mir hat niemand gesagt, daß ich hingehen soll, und ich hab' auf der Shamba zuviel zu tun, um mich drum zu kümmern. Außerdem sagen sie, daß jeder eine andere Geschichte erzählt, was passieren wird und was passieren sollte und besonders, wie Kenyatta in alles verwickelt ist. Man weiß nicht, wem man glauben soll. Es muß sehr viel Uhuru geben, daß so viele Leute bereit sind, es jedem anderen weiterzugeben.«

»Würdest du einer Frau glauben – nicht einem dieser jungen Mädels mit hohen Absätzen und Handtaschen, die immer in Gesellschaft der Faulenzer und Schieber in Nairobi sind, sondern einer guten Frau wie dir, einer guten Frau von einer guten Shamba mit einem guten Mann, der ihr Geld schickt und sie nicht sehr oft schlägt? Einem Mann, der ihr ein schönes, neues Haus

und Geld für Tumbaku und Glasperlen und Kleider schenkt, Fleisch und Zucker und Tee?«

Wanjiro überlegte. Sie kratzte sich den Kopf und rieb sich das Zahnfleisch erneut mit Tumbaku ein.

»Ich glaube, ja. Wenn sie ehrlich und offen redete. Und wenn sie bei ihrem Mann wäre, so daß jedermann wüsste, das er ihr zustimmt. Dann wär's kein leeres Frauengewäsch. Ja, ich denke, so würd' ich ihr glauben. Wenn ihr Mann zuhörte und sie nicht schlüge, dann würde sie wahrscheinlich die Wahrheit sagen.«

»Würdest du selbst eine solche Rede halten, wenn du die Wahrheit über einiges, was sie da reden, wüsstest?«

Wanjiro bekam große Augen.

»O nein! Ich hätte zu große Angst! Vor vielen Leuten stehen und reden! O nein! Das könnt' ich nicht! Mir bliebe das Wort im Munde stecken!«

»Natürlich könntest du's. Du könntest es, wenn du glaubtest, was du sagst. Und du würdest dir viele Freunde erwerben. Außerdem brauchtest du's nicht gleich zu sagen. Du könntest üben. Und eines Tages könntest du zu den Kikuyufrauen sprechen, und die würden zuhören und Achtung vor dir haben. Versprich mir, daß du's versuchen wirst, und ich nehm' dich mit nach Nairobi und kauf dir alles, was du willst.«

»Ich will's versuchen, wenn du mir's befiehlst«, sagte Wanjiro. Und lächelte. »Wenn ich vielleicht ein bißchen Pombe bekäme – oder zuerst vielleicht einen Schluck Tembo, Whisky vom weißen Mann, dann würde ich Mut fassen und laut sprechen, und du wärst stolz auf mich.«

»Du wirst Tembo bekommen, das versprech' ich dir. Zuerst ein wenig, und später so viel du willst. Und jetzt«, sagte Stephen Ndegwa, »geh' ich in meine Thingira, weil ich über vieles nachdenken möchte. Wenn ich schlafe, weck mich vor saa kumi na mbili – ich muß heute abend noch nach Nairobi zurück. Der Wagen wartet um sechs auf mich.«

»Warum kamst du heute nicht im Auto?« fragte seine Frau.

»Es ist kaputt und muß repariert werden«, antwortete er schnell. »Hoffentlich bin ich noch da, wenn Mumbi zurückkommt. Ich muß auch

mit ihr sprechen.«

»Du wirst sie doch nicht auch auffordern, vor den Frauen zu reden, oder?« Ein eifersüchtiger Unterton schlich sich in ihre Stimme, den Stephen Ndegwa mit geheimer Genugtuung heraushörte.

»Natürlich nicht – solange du für mich sprichst. Mumbi ist alt – alt an Jahren und an Gewohnheiten. Sie ist keine moderne Frau, keine Heutige, die Uhuru genau versteht. Sie könnte Uhuru nie so gut begreifen wie du. Aber«, sagte er fest, »wenn du natürlich Angst hast, für mich zu sprechen, dann muß ich Mumbi auffordern. Für einen durstigen Mann ist schmutziges Regenwasser im Baobab-Baum so gut wie ein See. Mumbi wird besser sein als nichts, und für meine Arbeit ist es wichtig.«

»Ich will's versuchen«, sagte Wanjiro. »Geh jetzt in die Thingira, und ich werde die Kinder von der Schule abholen. Sie müssen mir helfen, die Schafe in den großen Pferch zu treiben.«

21

Stephen Ndegwa streckte sich bequem auf der federnden, aus Lederriemen geflochtenen Liege aus und ließ in dem stillen Dämmerlicht der Junggesellenhütte seinen Gedanken freien Lauf. *Es könnte klappen*, dachte er. Daß ich daran nicht schon früher gedacht habe? Ohne die Frauen kommen wir nicht zum Ziel, und die Frauen sind noch rückständig. Aber sie ziehen die Krieger auf und die Mütter der Krieger. Ich denke wie ein altmodischer Kikuyu, dachte er sinnend, aber wenigstens denke ich einmal logisch.

Zur Zeit meines Vaters, selbst noch in meiner Jugend, wurde den Kleinen das Gute von der Mutter beigebracht, zu deren Füßen sie hockten, und wenn die Zeit für die Kahura-Tänze und die Beratung der Mathanjuki vor der Beschneidung kam, war das Kind durch die weisen Worte seines Paten auf die Mannbarkeit vorbereitet. Die Vorbereitung durch die Mutter machte

das Kind aufnahmefähig für die Beschneidung und das Dasein eines Kriegers. Wir verlieren das meiste davon – und haben es schon verloren –, und werden schnell ein Volk von Halbweißen, Halbsmarten, halbzivilisierten Schiebern, Schurken, Faulenzern und Huren. *Und* Politikern.

Wir alle werden uns verlieren, dachte Stephen Ndegwa, wenn wir die Frauen nicht einspannen können. Heute sind sie noch Vieh – verirrt Vieh, das noch nicht einmal genug Hirn hat, zu brüllen. Die jungen erzielen keinen Brautpreis mehr, weil sie das Geld nicht wert sind, und wenn sie's wert wären, dann kann der Mann sich das Geld nicht beschaffen, es sei denn, er stiehlt's.

Das junge Mädchen, sogar mein Töchterchen Nduta, hat keine Zukunft, wenn sie nicht auf die Schule geht und geistig modern wird. Und wie kann sie geistig modern werden, wenn ihre Mutter von der heutigen Zeit nicht mehr weiß als eine Kuh? Sie geht nach Nairobi und wird Tänzerin, legt sich mit jedem Mann ins Bett und kennt nicht einmal den Vater des jeweiligen Balgs in ihrem Bauch. Und mein Sohn, mein kleiner Migwe? Er wird seine schwarzen Hosen und sein rotes Halstuch tragen, an den Straßenecken herumlungern und trinken, wird lügen oder stehlen, um für sein zusammengebrochenes Motorrad Benzin zu ergattern, und ich kann noch von Glück sagen, wenn ich ihn nicht vor Gericht verteidigen muß. Oder noch schlimmer: er wird eine empfindliche weiße Memsaab mit einer frechen Bemerkung beleidigen, und ein altmodischer Bwana wird ihn niederschießen. Noch regiert der weiße Mann hier. Noch haben wir nicht Uhuru – noch nicht.

Stephen Ndegwa schloß seufzend die Augen. Es war sehr friedlich in seiner Thingira – die Stille wurde nur durch die tröstlichen Geräusche seiner Kindheit durchbrochen, durch den ›Faaak‹ kreischenden Lärmvogel in den Bäumen, das Zwitschern der Pisangfresser, das entfernte Meckern einer Ziege. Weit weg begannen die Tauben ihre Abendklage, und die Heuschrecken summten und zirpten. Es war gut, in der kühlen Dunkelheit zu liegen, eingelullt von dem Bier im Bauch und der erholsamen

Erinnerung an den warmen Körper seiner Frau. Er bezweifelte sehr, ob Wanjiro aus ihren Umarmungen irgendwelche Befriedigung zog – die Beschneidungszeremonie war ja darauf abgestellt, die reizbareren Teile der weiblichen Anatomie zu entfernen –, aber auf eine subtile Art war es so befriedigender für den Mann. Er brauchte die Frau nicht zu befriedigen, nichts von diesem Unsinn, sie bis zum Orgasmus hochzuspielen, worauf die weißen Frauen so scharf waren. Glücklicherweise versank er im Halbschlummer, bis das Immer-Gegenwärtige ihn aufschreckte und ihm den Schlaf raubte.

Das Land gehört uns, sagen wir, hämmerte seine innere Stimme auf ihn ein. Gestern war es das Land meines Großvaters, und also ist es heute das meine – besonders seit der weiße Mann es mit seiner Hände Arbeit verbessert, bepflanzt und fruchtbar gemacht hat. Wir haben vergessen, daß es bloß aus Busch und Steppe bestand, als der rote Fremde kam; Ödland, bevölkert hauptsächlich von Nashörnern, Elefanten und Wild, das die Ernten auffraß. Wir haben vergessen, daß wir uns ohne triftigen Grund gegenseitig umbrachten, und daß Krankheiten, Krieg und wilde Tiere uns auf ein erbärmliches Minimum reduzierten; daß Hungersnot, Seuchen und Aberglaube uns während unserer ganzen Geschichte wie Warzenschweine in ein Erdloch verbannten. Nein, schreien sie jetzt, werft den weißen Mann hinaus und gebt uns die guten alten Zeiten unserer Großväter wieder. Dabei vergessen sie ganz, daß unsere Großväter dauernd in Furcht lebten vor Geistern, vor Menschen, und daß ihr Bauch selten voll war, es sei denn, sie stahlen oder raubten. *O Gott, ob ich die Lösung, und sei sie noch so winzig, noch erleben werde ?* dachte Stephen Ndegwa und schwang seine Beine über den Rand der Liege.

Er stand unter den hohen Bäumen seines Hofes und blickte um sich, sah auf der einen Seite die Berge von Ngong und die sich zum Rift erstreckenden Wälder, die zusammengestoppelten, durstigen Felder auf der anderen. Am Fuß des Hügels, neben der Straße, konnte er die sauberen Reihen weißverputzter Mörtelhütten der Eingeborenen-Siedlung sehen; ein paar noch mit den alten Strohdächern, aber sehr viele wie Silber glänzend, während die Nachmittagssonne Funken aus dem Wellblech sprühen ließ.

Entlang der Straße stand eine Reihe Dukas, und keine gehörte mehr einem Inder. Alle gehörten Kikuyus. Die älteren Leute hatten sich mit Händen und Füßen gegen die geschlossenen Siedlungen gewehrt, aber die geschlossene Siedlung war die Antwort auf den Mau Mau gewesen, und ihre Ausdehnung würde die Antwort auf die ökonomische Frage sein. Die Zeit der Sippenisolierung war vorüber – sie würden sich konsolidieren oder hungern, und kein noch so großes Uhuru würden ihnen die Bäuche füllen. Und kein Uhuru würde die Politiker oben daran hindern zu stehlen, es sei denn, ein guter Mann, der sein Volk liebte, ein weltkluger Mann – einer wie er –, könnte die kleinen Eifersüchteleien, die Machtgier, den Hass auf den weißen Mann und die Lust auf unverdientes Eigentum beseitigen, diese armen, verfluchten Wilden aus ihrer Ignoranz herausreißen und – sei es mit Gewalt – ihren Gewerbefleiß und ihre Talente in nützliche Bahnen lenken.

Stephen Ndegwa kam nicht auf den Gedanken, daß er vielleicht nicht dieser Mann sei – wenn er Hilfe bekäme. Und Hilfe bedeutete weitere Hilfe – vom weißen Mann aufgezwungene Hilfe, wenn nötig. Und um diese Hilfe zu bekommen, mußte man den weißen Mann hier behalten – mußte ihn dulden, selbst mit seinen Bwana-Launen. Im Kongo überwucherte der Dschungel bereits Fabriken, Shambas und Bergwerke. Die Stämme führten sinnlose Kriege gegeneinander, und die gerissenen Medizinmänner kamen wieder hoch. Immer häufiger las und hörte man von einem Aufflackern des Kannibalismus ... Und die ganze Welt goß ihren Spott über den Missbrauch der Freiheit durch die Schwarzen aus.

»Solche Nachrichten sind sehr schlecht fürs Geschäft«, sagte Stephen Ndegwa zu dem langschwänzigen Lärmvogel im Baum. »Daraufhin wird uns niemand Geld leihen. Alles hängt vom weißen Mann ab. Wir müssen uns abgewöhnen, alles Schlechte am weißen Mann nachzuäffen, und müssen lernen, als Schwarze etwas zu leisten. Sonst kommen eines Tages andere weiße Männer – andere rote Fremde – und nehmen uns alles wieder weg, und diesmal werden es keine väterlichen Bwanas mit gingeröteten Gesichtern sein, die mehr bellen als beißen. Du hast gesehen, wie die Russen sich nach Guinea reinschlichen, Vogel; wie sie sich überall

einmischen, wo man ihnen nur den kleinen Finger reicht. Lieber die Bwanas mit den roten Gesichtern als die mit der roten Fahne, Vogel. Diese roten Fremden werden dich nicht nach Herzenslust in dem Baum da kreischen lassen.«

Stephen Ndegwa blickte den Berg hinab. Eine Frau, unter einem schweren Reisigbündel gebeugt, kam mühselig den Berg herauf. Der Traggurt schnitt in ihre Stirn, sie ging tief gebückt. Ihr Gleichgewicht hielt sie mit einem Stock in der Hand aufrecht, und ihre Augen blickten auf den Boden vor ihr.

»Meine erste Herzogin«, sagte Stephen Ndegwa spöttisch zu dem Vogel. »Und die Entwicklung ist noch nicht so weit, daß ich ihr entgegengehen und meine Hilfe anbieten könnte, denn sie würde nur böse werden, würde sich die Einmischung verbitten und mich als Mann verachten. Das darf ich auch nicht vergessen, Vogel, wenn ich eine große Frauenreform in Kenia einleite. Es gibt nach wie vor eine Mumbi für jede Wanjiro, und für jede Wanjiro gibt es eine Tochter, die nicht beschnitten und für Vieh und Ziegen an den Ehemann verkauft wird.«

Plötzlich breitete der Vogel die Flügel aus und flatterte davon.

»Ich wünschte, ich könnte mitkommen, Vogel«, sagte Stephen Ndegwa sinnend.

Stephen Ndegwa schlich sich schnell den Berg zur Hauptstraße hinunter, fühlte sich seltsam leer, als er seiner ersten Frau vorsichtig auswich. Er war froh, daß Wanjiro noch nicht mit den Kindern zurück war. Es schien keine Möglichkeit zu geben, die persönliche Kluft zwischen ihm und seinen Frauen zu überbrücken. Wenn er sich nicht verändert hätte, sondern ein Buschafrikaner geblieben wäre, brauchte er sich nie die Mühe zu machen, mit ihnen zu sprechen, außer in Form von Befehlen. Doch wie die Dinge lagen, hatte er nicht den Wunsch zu befehlen und auch keine Lust, sich mit ihnen zu unterhalten.

Er beschloß, den ganzen Weg bis zur Duka zu gehen und dort auf den Bus zu warten, da er noch früh dran war. Er hatte sich nach der Hinrichtung mit Matthew Kamau verabredet; aber zuerst würde er nach Hause gehen und mit Iris ein paar Gläschen Gin trinken. Einer der Vorzüge von Iris war, daß

man nicht so genau hinzuhören brauchte, was sie plapperte. Meist tratschte sie von ›Home‹ und der neuesten eingebildeten Beleidigung, die ihr der Hausboy oder die Frau des Gouverneurs, der sie unterwegs begegnet war, zugefügt hatte. Lieber Gott, Iris! Er mußte wahnsinnig gewesen sein, als er sie geheiratet hatte, aber nach weißen Begriffen war sie hübsch und benahm sich außer Hause gut. Wenigstens konnte er sie gelegentlich auf Gesellschaften mitnehmen, ohne befürchten zu müssen, daß sie sich auf die Fersen hockte oder mit dem Daumen im Soufflé herumbohrte, um für ein Stück Braten und einen Löffel Sauce Platz zu schaffen.

Sie würde natürlich von nichts anderem als von der Hinrichtung reden, aber es wäre für sie im Grunde doch nur eine unwichtige Sensation wie – er suchte nach einem passenden Vergleich und lachte trocken auf, als er ihn gefunden hatte – so unwichtig wie alles Afrikanische. Stephen Ndegwa seufzte wieder und dachte sehnsüchtig an die stille Abgeschlossenheit seiner Junggesellenhütte zurück, die keine Frau unaufgefordert betreten durfte und in der ein Mann in Frieden nachdenken konnte.

22

Sie waren sich der Blicke der Weißen voll und mit Vergnügen bewußt, als sie vor dem Hotel standen. Abraham Matisia verabschiedete sich mit ausgesuchter Höflichkeit von Matthew Kamau und den anderen und ging schnell um die Ecke, wo er seinen Wagen vor der großen Duka geparkt hatte. Auf der Parkuhr waren noch ein paar Minuten frei. Matisia grinste in sich hinein. Seitdem die Stadt mit Somalimünzen überschwemmt worden war, wertlosem Geld seit dem Unabhängigkeitstag am 1. Juli, hatte sich niemand Gedanken über die Parkuhren gemacht. Die wertlosen Somali-Shillings passten genau in die Kenia-Schlitze.

Ein guter Wagen, dachte Abraham Matisia. Vielleicht nicht so protzig wie der Mercedes-Benz, der soeben für Stephen Ndegwa vorgefahren war, nicht

so chromblitzend wie der Cadillac Matthew Kamaus, aber eleganter als ein Holden, größer als ein Volkswagen und einem Esel oder Fahrrad weit überlegen. Es war ein Chevrolet-Kabrio, Baujahr 1959, hellgrün und weiß, mit viel Chrom und prachtvoll leuchtenden Schwanzflossen. Er hatte ihn gerade von Vidhya Mukerjee gekauft, der ihn seinerseits einem belgischen Flüchtling aus dem Kongo abgekauft hatte. Der Wagen war so gut wie fabrikneu, seine Reifen waren tadellos, seine Innenausstattung sauber. Er hatte ein Radio und sogar einen Kompass über dem Armaturenbrett mit seinen vielen Ziffernscheiben. Die Sitze waren mit weißem Plastikzeug überzogen, das wie Kord aussah und gut roch.

Abraham Matisia lächelte, als er sich ans Steuer setzte. Er hatte vor dem großen abendlichen Ereignis um acht noch eine Unmenge Zeit totzuschlagen und konnte sich keinen angenehmeren Zeitvertreib vorstellen, als den, der ihm im Sinn lag.

Abraham Matisia lachte beinahe laut heraus, als er aus seinem Parkplatz glitt und sich in den Verkehrsstrom der Delamere Avenue einfädelt, sich mit Geschick und Erfahrung unter die an dem Denkmal Lord Delameres vorbeisausenden Wagen mischend. Als kleiner Junge hatte er die weißen Männer so in großen Autos vorbeiflitzen sehen und sich geschworen, eines Tages auch einen solchen Wagen zu besitzen. Er hatte als Junge viele schöne Wagen gesehen, weil seines Vaters Shamba nicht weit von der nach Mombasa führenden Hauptstraße lag. Manchmal, wenn er in die Duka ging, um für seine Mutter Zucker oder Tee einzuholen, sah Abraham Matisia die Bwanas zum Tanken oder auf einen kühlen Trunk, mit ihren Memsaabs scherzend und lachend, hereinkommen. Sie schienen immer glücklich und ohne Sorgen zu sein, wenn sie Nairobi hinter sich ließen, auf Safari gingen und an den weißen, palmenbestandenen Strand der Küste fuhren.

In diesen alten Tagen wurden um die Kochfeuer allerhand phantastische Dinge geredet; daß eines Tages neue rote Fremde, die Warussi, nach Kenia kämen, um den schwarzen Mann zu befreien. Und wenn die Warussi kämen, um die weißen Bwanas aus dem Land zu vertreiben, würde jeder Eingeborene einen Anteil an den feinen Ländereien der Bwanas im

Hochland und jedermann einen Radioapparat und ein Auto bekommen. Das war ein feines, großmäuliges Geschwätz.

Matisia lachte in sich hinein. Großes Geschwätz damals; wunderbares Gerede für Kinder. Niemand hatte je einen Mrussi gesehen oder hatte überhaupt eine Vorstellung davon, was ein Mrussi war. Soviel nichtsnutziges Altmännergerede über die Warussi, wo es heute die Wabelga waren, die die Autos ins Land brachten – Tausende Belgier, die aufgelöst und in Todesangst und Panik vor den Aufständen im Kongo flohen. Allein in Nairobi mehr als sechstausend, heimatlos und voll Furcht. Sehr schmutzig, heimatlos und hungrig; die Kinder gereizt, aufgeregt, übermüdet; das Geld wertlos; sie selbst so hilflos, daß die weißen Schulen geschlossen werden mußten, um sie zunächst einmal unterzubringen. Man mußte ihnen zu essen geben, damit sie nicht verhungerten. Und sie mußten alles verkaufen, was sie an Wertgegenständen mitgenommen hatten, um ihr Fahrgeld aus Kenia heraus zusammenzukratzen, denn die Regierung von Kenia wollte sie nicht lange dabehalten. Kurzfristig war die Regierung von Kenia den weißen Flüchtlingen gegenüber hilfsbereit, wie man armen Verwandten hilft, wenn sie in Not sind. Hauptsache, sie ziehen wieder weiter. Genau so war's mit der Regierung von Kenia. Sie wollte die belgischen Flüchtlinge nicht als Dauerproblem auf dem Hals haben. Sie hatte genug eigene Probleme zu lösen. Es gab nicht genug Lebensraum in Kenia heute. Nicht für alle, Schwarz und Weiß, und bald käme der Tag, an dem die großen Shambas des weißen Mannes unter die Eingeborenen aufgeteilt werden mußten. Dann nämlich, wenn er, Abraham Matisia, mit seinen Beziehungen einen schicken Jagdwagen mit Holzkarosserie außer seinem Chevrolet-Kabrio haben würde und eine große Tee-Shamba oder vielleicht Sisal oder Pyrethrum. Er würde ein großes Haus und einen weißen Mann als Aufseher haben. Und vielleicht einen weißen Hausboy, der ihm Drinks servierte, wenn er in die Hände klatschte. Der Gedanke war sehr reizvoll. Das würde seine Erinnerung an den Stacheldraht auslöschen, hinter dem er so roh behandelt worden war.

Die Belgier brachten also jetzt die Autos. Was werden uns die Russen bringen, wenn sie kommen? Ein Flugzeug für jedermann? Matisia grinste wieder. Tschechische Gewehre für jedermann? Zwei Handgranaten pro Kochtopf? Er wußte, was die Russen bringen würden, und nichts davon wollte er haben. Sie würden dieselbe unpersönliche Brutalität mitbringen, die den Belgiern im Kongo eigen war, und morgen würden die Eingeborenen wieder Schlange stehen, um für einen neuen Bwana zu arbeiten, einen Bwana aus den kalten Ländern, einen härteren, strengeren Bwana, der sie mit der Peitsche zur Arbeit treiben würde. Leidenschaftslose Fremde, die die eingestellten Arbeiter von ihren Frauen trennen würden, wenn die ihre Tage hatten, wie die Buren das in Südafrika machten: kalte, helläugige, humorlose Männer, die töten würden, ohne sich die Mühe eines auch nur formellen Gerichtsverfahrens zu machen, ehe sie einen hängten. Abraham Matisia wußte viel von den Warussi. Er hatte ein Jahr Wirtschaftswissenschaften in Moskau studiert. Oje, war das kalt! Und die trauriggesichtslosen Leute hatte nichts Persönliches an sich, *nichts*, nicht einmal lachen konnten sie.

Nein, die Warussi waren nichts im Vergleich zu den unberechenbaren weißen Kenia-Bwanas, die sich zwar manchmal unmäßig betranken und einen prügelten, wenn man es am wenigstens erwartete, aber einem auch Geschenke machten, wenn man es am allerwenigsten erwartete, und die sich mit dem größten Vergnügen wegen irgendeiner Frau gegenseitig zusammenschlugen und sogar töteten. Keine Frau war das wert, denn man konnte unter Umständen den Kopf verlieren. Viel besser, die Frau zu verdreschen, wenn man sich über sie ärgerte. Und wenn sie sich mit einem anderen Mann ins Bett legte, ohne daß ihre Arbeit dadurch beeinträchtigt wurde, was schadete das? Die Kuh gehört einem; dann gehörte einem auch das Kalb. Spielte doch gar keine Rolle, welcher Bulle welche Kuh belegte, wenn der Zuwachs sowieso dem Herdenbesitzer gehörte?

Matisia schüttelte den Kopf. Bald würde er bei ihr sein. Er war ungeduldig, und der Gedanke an die Umarmung nahm ganz von ihm Besitz. Natürlich war es nicht das erstemal; aber hier war es anders, ganz anders im

Vergleich zu England, Russland, Frankreich, Deutschland, die er alle kannte, und in denen allen er mit weißen Frauen geschlafen hatte. Es war gefahrlos in diesen Ländern, in denen der Schwarze entweder als erregende Neuheit oder eben als ein anderer Mann mit einer anderen Hautfarbe angesehen wurde. Es hatte nicht dieses zusätzliche Ein-Schnippchen-Schlagen, dieses köstliche Prickeln des Gefährlichen an sich, das mit dem Schäferstündchen mit einer weißen Frau in einem Weißen-Mann-Land wie Kenia immer verbunden war, wo manch ein schwarzer Mann schon wegen einer nur eingebildeten Beleidigung einer weißen Memsaab erschossen worden war; wo auch nur der entfernte ungeheure Gedanke, eine weiße Frau zu berühren, genügte, um die Haut eines schwarzen Mannes vor lauter Angst unwillkürlich grau zu machen.

Matisia drehte das Radio an, das ihn sofort mit seinen plärrenden Melodien überfiel. Er drückte auf das automatische Feuerzeug und lächelte, als er es rotglühend an seine Zigarette hielt. Alles funktionierte gut an diesem Gari, obgleich er aus zweiter Hand gekauft war. Ein sehr guter Kauf, wirklich, sehr gut, besonders, wenn man bedachte, daß er ihn eigentlich keinen Penny gekostet hatte. Ein anständiges fahrbares Untergestell war eine notwendige Ausgabe, und wozu wurden die Gewerkschaftsbeiträge schließlich bezahlt, wenn nicht für notwendige Ausgaben? Auf jeden Fall war der Wagen bedeutend komfortabler als der Gefängnis-LKW, auf dem er sein Rüdegrat während der langen, heißen Fahrt ins Internierungslager Lamu verrenkt hatte.

Seine Gedanken kehrten zu dem Thema weiße Frauen zurück. Sogar während des Mau Mau-Aufstandes waren sie in Kenia nicht geschändet worden. Abgeschlachtet – ja. Aber nicht vergewaltigt. Sehr wenige Schwarze in Ostafrika wagten es, eine weiße Frau anzufassen, selbst wenn sie so wahnsinnig war, es zu wünschen. Die einzige Ausnahme war vielleicht dieser Bursche in Uganda; aber der war eine Art König oder hielt sich dafür, und es war seine Pflicht, seine Gunst dadurch zu beweisen, daß er die Frauen seiner Freunde nahm.

Jetzt zeigte sich ein ganz neuer Trend in Afrika an – so sehr, daß James Gichuru es für nötig erachtet hatte, eine Rede zu halten, in der er den Bwanas versicherte, daß niemand ihre kostbaren Memsaabs vergewaltigen werde, wie das im Kongo vorgekommen war. Ohne Zweifel hatten die kongolesischen Rebellen über das Ziel hinausgeschossen und sehr wahrscheinlich auch unter dem Einfluß von Indischem Hanf, Marihuana oder eigenem Bangi in wahnsinniger Wollust alles nach Strich und Faden vergewaltigt. Sogar Nonnen hatten sie vergewaltigt. Matisia schauderte es. Das hieß die Freiheit zu weit treiben. Schließlich war er in der Mission erzogen worden.

Wahrscheinlich bin ich nicht besser als die anderen, dachte er und trat stärker auf den Gashebel. Gib's schon zu, Matisia, ermahnte er sich. Auch du magst die weißen Frauen lieber als die schwarzen. Denk an die großen, kremfarbenen Blondinen von der Reeperbahn, der Großen Freiheit in Hamburg; große, weichbusige Mädchen mit langem Flachshaar; Mädchen, die schwarze Männer den Weißen tatsächlich vorzuziehen schienen. Und die kleinen, schnellen, vogelartigen Mädchen Frankreichs, die murmelten: »*Je t'aime, mon coeur*«, während sie sich schockierenden Versionen dessen hingaben, was er als junger Mann ursprünglich unter einer einfachen, unkomplizierten Kopulierung tierischer Befriedigung verstanden hatte.

Und die Engländerinnen: ah, die schlanken, gertenschlanken, blauäugigen englischen Frauen mit ihren Pferdegesichtern, die einen arrogant übersahen und geringschätzig näselten, bis sie plötzlich nackt waren, sich im Bett wanden und unbeschreibliche Schweinereien vor sich hinhinmurmeln, unbeschreibliche Forderungen stellten und einen dann ebenso plötzlich auslachten, wenn alles vorbei war, bis man sich beschmutzt und beschämt vorkam, wie ein kleiner Junge, den man beim Onanieren erwischt hatte. Ich hätte eine ganze Herde fetter Widder opfern müssen, um mich von einigen Dingen, die ich in England erlebt habe, reinzuwaschen, dachte Matisia.

Aber ich muß es mir abgewöhnen, mich wie eine Neuheit zu fühlen, bei meiner Erziehung, meiner Position und meinem Geld, dem Geld, das ich eines Tages haben werde. Da brauche ich mir nicht als Neuheit

vorzukommen, als eine große schwarze *poupée*, eine komische schwarze Puppe. Ebenso wenig brauche ich mich an einiges zu erinnern, was schwarze Männer hinter dem Stacheldraht in Lamu miteinander trieben. Die weiße Frau begehrt unseren Körper, nicht weil wir schwarz und etwas Neues für sie sind, sondern weil wir kräftig und männlich sind, weil unser Organ von Natur aus stärker entwickelt ist als beim weißen Mann. Der weiße Mann ertränkt sich im Alkohol, ist degeneriert, dekadent. Seine Männlichkeit wird ihm aberzogen. Er hat einen langen Schädel und ein schwächliches Kinn und weiß gar nicht mehr, wie er seine Frau befriedigen kann. Deswegen ist sie stets ruhelos, sucht und sucht, landet immer wieder in den Betten anderer Männer, immer auf der Suche nach dem Unerreichbaren, und seien es nur andere Frauen – oder schwarze Männer.

Und ohne Zweifel, dachte Matisia, ist die weiße Frau in ihrer frechen Schamlosigkeit, mit ihren leidenschaftlichen Schreien, ihren zubeißenden, scharfen Zähnen, ihren langen, kratzenden Nägeln, ihrem Wunsch, wehzutun und von ihrem Partner brutal angefasst zu werden, eine bessere Akquisition fürs Bett als unsere Frauen. Unsere Frauen sind sanfte Kühe; dumme Kühe, weil sie als Kühe geboren wurden, unterwürfige Kühe, weil sie zum Gehorsam erzogen wurden, andernfalls sie geschlagen werden; und fühllose Kühe, weil die Beschneidungszeremonie die Amputation der lustempfindlichen Teile beabsichtigt. Jawohl, Vieh sind sie, wie dumpfe Tiere zur Arbeit trainiert, wieder munter, wenn sie gekalbt haben, und der Geschlechtsakt mit einer unserer Frauen macht weniger Spaß, als eine Eselin zu begatten, wie's die Massais tun.

Matisia bog von der Thikastraße auf einen Kiesweg ab, der auf ein kleines, von Indern bewirtschaftetes Hotel zuführte. Es war kein sehr gutes Hotel, da die Wahindi nie das Niveau und die Perfektion des weißen Mannes erreichten. Aber es war immer noch besser als ein afrikanisches. Auf jedem Stock waren ein Badezimmer und ein Duschraum, und an den Decken hingen nicht allzu viele Spinnen. Es war billig, und der Besitzer war stolz, einen so distinguierten Mann wie Abraham Matisia bin Matuku als Dauergast zu haben. Er hatte ihm das beste Zimmer gegeben. Es hatte

fließendes Wasser und einigermaßen saubere Bettwäsche. Das in einem wirren Stilgemisch erbaute und vorn gelb verputzte Hotel lag eine Viertelmeile von der Hauptstraße entfernt und stand unschön unter ein paar staubigen, dünnen Schirmakazienbäumen. Nur die Vorderfront war in einem schreienden, schäbigen Gelb gehalten. Die Rückseite war unverputzt, zeigte rohe, graue Preßbetonblöcke. Beinahe alle Inder bauten so. Die Front war verputzt und mit Gipsstuck verziert, und hinten war alles kahl wie ein Ziegenhintern. Aber es hatte eine wenn auch vernachlässigte Bar und einen schmutzigen Speisesaal. Das Essen – wenn man die Mahlzeiten im Hause einnehmen wollte – brachte einen nicht um, es sei denn, man wagte sich an den Curry, dessen Schärfe einem durch und durch ging. Matisia aß nicht da.

Er stellte seinen Wagen vor dem Hotel ab, hupte ein paar Mal aufreizend – *tatütata* – und schlug die Tür zu. Sie schloß mit einem volldunklen ›Tschunk‹, nicht blechern wie bei seinem alten, aus dritter Hand gekauften Landrover. Vor sich hinpfeifend stieg er die Treppenstufen hinauf, betrat die kleine, schlauchartige Halle mit ihren wenigen Sesseln und langte nach seinem Zimmerschlüssel, ohne den Inder hinter dem winzigen Empfangspult zu beachten. Er blickte über die Schulter des Mannes hinweg auf das Fach Nr. 34. Es war leer. Es hatte leer zu sein. Die lange staubige Fahrt von Nairobi an diesem heißen Nachmittag hätte sich nicht gelohnt, wenn er den Schlüssel zu Nr. 34 im Fach vorgefunden und so erfahren hätte, daß der Besitzer nicht da war.

Pfeifend ging er vollends die Treppe hinauf. Er schloß seine Tür auf, ließ den Schlüssel stecken, ging ins Zimmer, zog sich Jacke und Schuhe aus. Dann klopfte er an die dünne Sperrholzwand zwischen seinem Zimmer und Nr. 34. Ein ähnliches Klopfen war die Antwort. Er lächelte und zog sich weiter aus. Er war bis auf seine kurze Unterhose nackt, als seine Tür sanft aufgestoßen wurde und eine Frau, den Schlüssel in der Hand, hereintrat. Sie war barfuss und trug einen rohseidenen, gegürteten Morgenrock.

»Schließ zu«, sagte er. »Und beeil dich mit dem Ausziehen. Dieser verdammte Lunch hat Stunden gedauert.« Er streifte seine Shorts ab, setzte sich nackt auf den Rand des Bettes und zündete sich eine Zigarette an. »Wie

geht's dir, Lise? Du siehst verschlafen aus. Als ob du gerade aufgewacht wärst.«

»Ich hab' mich nach dem Frühstück etwas hingelegt. Bin eben aufgewacht. Ich war müde nach gestern nacht. Kam erst kurz vor vier nach Hause.« Sie hob eine dünne, nachgezogene Braue. »Du weißt ja, wie's ist. Ich muß mein Geld schwer verdienen.« Sie sprach gut englisch, aber mit einem flämisch-französischen Akzent.

»Ja, ich weiß. Ich weiß, daß du dein Geld sauer verdienen mußt. Oder vielleicht sollten wir sagen, unser Geld. Komm ins Bett. Tu so, als war' ich ein zahlender Gast und mach mich glücklich. Tu so, als war' ich ein weißer – äh – Klient. *Crache-moi dans la bouche et dis-moi que tu m'aimes.*« Er lachte, als er ins Französische überwechselte. Es war beinahe so gut wie sein Englisch. »Nach all diesen Jahren hab' ich nie den Unterschied zwischen wahrer Liebe und käuflicher Liebe entdecken können, selbst wenn die Huren mir in den Mund spucken und erklären, sie liebten mich.« Er sah ihr mit zusammengekniffenen Augen zu, wie sie den Morgenrock von den Schultern fallen ließ und sich neben ihn setzte, mit nacktem Oberkörper, den Unterkörper noch von dem Rock bedeckt. Sie war eine große Frau, fast so groß wie er. Ihr Haar war gefärbt, hatte einen unbestimmbar roten Ton, war aber an den Wurzeln schon wieder dunkel. Sie hatte braune Augen und ein alltäglich-hübsches Gesicht, etwas zu groß und unter den Augen leicht aufgeschwemmt. Der nackte Oberteil ihres Körpers war fest und weiß, die Brüste gut. Ihre gelackten Zehennägel glänzten auf, als sie die rasierten Beine streckte. Matisia langte hinüber und riß ihr den Morgenrock von den Schenkeln. So saßen sie nackt da, ein scharfer Gegensatz in Ebenholz und Elfenbein.

»Wir geben ein hübsches Bild ab«, sagte sie. »Da, schau in den Spiegel.« Sie deutete auf einen schmierigen, mit Fliegenflecken übersäten, abblätternden Spiegel über dem billigen Holztoilettentisch. »Du so schwarz und ich so weiß. Du bist sehr schön. *Jaime les hommes noirs.* Soll ich das sagen? Oder soll ich das tun?« Und sie legte ihm die Hand auf die Leistengegend.

»Ja, tu das«, sagte er, rollte auf die andere Seite des Bettes und zog sie mit. Sie setzte ihm leichten Widerstand entgegen, hockte mit einem Knie auf den Bettrand, griff mit der linken Hand nach dem auf den Boden gefallenen Morgenrock und warf ihn mit erfahrenem Schwung genau über den Arm eines Sessels. »Ah, *mon roi*«, sagte sie und begann ihm langsam die Ohren zu küssen, glitt dann seinen Hals entlang bis hinunter zum Halsansatz. Matisia reckte sich, verschränkte die Hände im Nacken und bog seinen Leib ihrem suchenden Mund entgegen.

»Du bist ein Bulle«, sagte sie später, zwei Zigaretten anzündend und ihm die eine in den Mund steckend. »Ein großer schwarzer Bulle.« Sie schwitzte stark, auch Matisias Körper glänzte von ihrem und seinem Schweiß.

»Danke. Ich geb' dir ein Kompliment zurück. Du bist groß und weiß, aber du bist keine Kuh, auch wenn ich ein Bulle bin. Auf der Fahrt hierher dachte ich an Kühe. Du bist ganz bestimmt keine, Lise. Eine Hure, ja, aber keine Kuh.« Seine Hand liebte ihre Schenkel, während sie seitlich auf dem Bettrand saß. »Dafür bist du zu sehr beteiligt. Eine sich windende Pythonschlange vielleicht, aber nie eine Kuh.«

Plötzlich kniff er sie ins Bein. Sie zuckte unter dem grausamen Druck seiner Finger zusammen, sah ihn aber ohne Zorn an. Ihre Stimme klang ruhig und fast gleichgültig.

»Warum macht's dir Spaß, mich eine Hure zu nennen? Ich weiß, daß ich eine bin, aber ich schlafe mit dir nicht als Hure. Das ist nicht höflich – *ce n'est pas poli*. Und auch nicht nötig.«

Matisia setzte sich auf, stopfte sich ein Kissen in den Rücken und lehnte sich gegen das Kopfende des Bettes.

»Ich stell dich mir gern als Hure vor, denn das bist du, wenn du aus dem Hotel gehst. Wenn ich bis abends warte und dich nach Nairobi zurückfahre, nachdem ich dich den ganzen Nachmittag gebraucht habe. Ich denke an dich als Hure, weil du als Hure mit den feinen weißen Gentlemen gehst, die

in diesem beinahe frauenlosen Nairobi plötzlich eine Frau haben müssen und haben wollen, für Geld, das ein schwarzer Zuhälter verlangt, wenn du's nicht selbst kassieren kannst. Und du gehst zu ihnen, um dieselben Dinge mit ihnen zu treiben, die du mit mir treibst, mit dem Stempel meines Schweißes, meines schwarzen Schweißes auf dir, und meinem Samen, dem Samen eines Schwarzen, in dir. Ich leg' dich dem weißen Mann, wie es so ordinär in England heißt, mit nassem Deck in die Arme. Mit einem schwarzen nassen Deck.« Er lachte. »Ich denke gerne daran – wenn du die weißen Männer mit deinem Liebesgeflüster auf geilst.« Seine Stimme öffte sie nach. »Mein Liiiebling, o mein Liiiibling, was bist du für ein grooooooser weißer Bulle! *Je t'aime, mon coeur, mon roi, mon amour. Prends-moi, mon chéri, mon plus, plus chéri.*«

Matisia lachte schallend und schlug sich auf den Schenkel.

»Was ist daran so komisch?«

»Ich lache, weil ich an die hochgestochenen Dinge denken mußte, die man von mir sagte, als ich in Makerere mein Diplom bekam und von dem schwarzen College nach London und später nach Moskau ging, um meine Abschlussprüfung zu machen. Es war wie eine ganz besondere und komplizierte Eideszeremonie. Man sagte mir, ich würde es noch weit bringen, würde viele schöne Erfolge in dieser herrlichen neuen Welt erringen. Aber niemand sagte mir, daß ich mal im Gefängnis sitzen oder ein Zuhälter werden würde.« Wieder bog er sich vor Lachen. »Ein Zuhälter. Das hätte ich ohne den ganzen Klimbim, das Studium, die scheußlichen, dicken und langweiligen Bücher gleich werden können. Alles, was man braucht, um ein guter Zuhälter zu sein, hab' ich hier zwischen meinen Beinen. Wenn man's genau nimmt, hab' ich meine Zeit und meine Talente verschwendet, bis ich dich traf, *ma chérie.*«

Lise Martelis lachte nicht mit. Während ihre Gedanken sich weit von Matisias berechnendem Spottgerede entfernten, trug ihr Gesicht einen vagen, bekümmerten Ausdruck. Es sah jetzt kuhartig aus; es war das Gesicht einer wiederkäuenden Frau, die mit ihrem Unterleib arbeitete, deren Gedanken aber auf praktischere Dinge konzentriert waren. Matisia hatte

diesen abstrakten Gesichtsausdruck schon bei einigen französischen Huren gesehen, die er als junger Student in Europa gehabt hatte. Er hatte immer etwas mit dem unpersönlichen Pfiff des *comptoir* zu tun.

»Hast du etwas über die Verlängerung meiner Aufenthaltserlaubnis gehört?«

»Ich hab' dir doch gestern gesagt, daß Kamau ein gutes Wort für dich einlegt. Du weißt, daß es in Kenia sehr schwer ist, Arbeitserlaubnis für eine Frau deiner – äh – begrenzten Fähigkeiten zu bekommen. Vielleicht als Empfangsdame in einem Hotel. Aber als Belgierin und Flüchtling – das ist schwierig. Vielleicht solltest du nach Belgien zurückkehren.«

Die Frau machte eine ungeduldige Handbewegung.

»Du weißt genau, daß ich aus gewissen Gründen nicht nach Belgien zurückkann«, sagte sie. »Aus denselben Gründen bin ich in den Kongo gegangen und später zu Mukerjee und endlich zu dir und in dieses Bett. Ich kann nicht nach Belgien zurück. Im Kongo konnte ich untertauchen, aber hier wär's bei all den Schwierigkeiten nicht möglich. Die weiße Frau eines schwarzen Mannes würde viel mehr auffallen als früher, als die *colons* ein Auge zudrückten und alles duldeten, was *les grands noirs* wünschten, solange sie ihnen nicht ins Gehege kamen.«

»Dann, offen gesagt, meine Liebe, seh' ich nicht ein, weshalb wir dich in Kenia haben oder brauchen sollten«, erwiderte Matisia. »Mir scheint, deine beste Chance wär's, nach Uganda zu verschwinden und einen schwarzen Mann zu heiraten. Dort scheint man Mischehen gegenüber toleranter zu sein, besonders in Buganda. Inzwischen stehst du unter meinem Schutz und verdienst Geld. Aber jetzt redest du zuviel, und zuviel reden tötet das Verlangen. Stell dir vor, ich wäre ein gutaussehender schwarzer Bursche auf einer großen Farm außerhalb Kampalas. Nimm an, ich hätte einen Haufen Geld und wäre bereit, dich zu heiraten, wenn ich dich in der Erfüllung deiner ehelichen Pflichten befriedigend fände.« Matisia legte sich wieder zurück und streckte seinen Körper auf dem zerwühlten Laken aus. »Komm, mach mich scharf, denn ich bin ein ungeduldiger Mann. Es wird langsam dunkel, und wir müssen bald nach Nairobi zurück. Wie schade, daß ich

mich tagsüber nicht mit dir zeigen kann. Ich könnte dich sogar zum Lunch ins *Stanley* nehmen, aber die werden ziemlich sauer, wenn sie eine hübsche, junge weiße Hure in Gesellschaft eines schwarzen Mannes sehen, ganz gleich, wie distinguiert der schwarze Mann auch ist.«

Pflichtgemäß begann die Frau, ihn zu liebkosen, aber ihre Augen waren weit weg. Matisia schlug ihr plötzlich heftig ins Gesicht.

»Konzentrier dich gefälligst auf deine Arbeit!« herrschte er sie an. »Du bist schlimmer als eine Niggerin, träumst am hellichten Tag.« Noch einmal schlug er sie, verächtlich, und hielt ihr dann die Hand hin. »Küß sie«, sagte er. »Küß meine Hand, zeig dich als die dankbare Hündin, die du bist.«

Die Frau seufzte, entspannte sich, schien an den Ohrfeigen beinahe Gefallen gefunden zu haben. Sie küßte seine Hand, glitt mit ihrem Mund langsam seinen Arm hinauf, bis ihr Gesicht wieder an seinem Halsansatz ruhte und ihre Zunge sein Ohr liebkostete.

23

Der erste Henker sah auf seine Uhr. Zehn Minuten vor acht. Er war nervös – nicht sehr, nur ein wenig. Bei einem Weißen war das anders. Der Henker ging auf sein zweites Tausend Kunden zu, alles Afrikaner außer einem, und einer mehr oder weniger durch die Falltür würde ihn nicht sonderlich aus der Ruhe bringen. Man mußte mit dem Hals eines weißen Mannes nur etwas vorsichtiger sein.

Es war eine kitzlige Sache, einen weißen Mann zu hängen, ganz gleich, wen der weiße Mann getötet hatte oder wie sehr er den Strang verdiente. Und so einen armen jungen Burschen heut' nacht aufzuknüpfen, bei diesen politischen Verwicklungen und Ressentiments auf beiden Seiten – na ja, es könnte schlimme Folgen haben, wenn was schiefginge. Dieser Mob, der sich in den Straßen bis vor die Gefängnisgitter staute, hatte ihm gar nicht gefallen. Es schienen mehr als zweihundert Schwarze zu sein, die den Mut

gehabt hatten, sich vor dem Gefängnis zusammenzurotten. Nicht gerade die lärmenden jungen Schieber, wie er erwartet hatte, auch nicht die KANU-Jugendgruppe, sondern überraschenderweise mehr die älteren, gemäßigten Wogs, soweit er feststellen konnte. Vielleicht hatten die großen politischen Burschen da oben den Mob unter Kontrolle. Hoffentlich – während des Aufstandes hatten sie ein halbes Dutzend Mal versucht, sein Haus anzuzünden. Natürlich hatten sie früher bis zu sechzehn pro Abend aufgeknüpft, als zweihundertundfünfzig verurteilte Terroristen anstanden, die den Strang um den Hals kriegen mußten.

Erstaunlich übrigens, wie wenig Mitgefühl unter den Weißen herrschte. Man hätte doch annehmen können, daß die alten, hartgesottenen Siedler einen Mordskrach schlagen würden, denn es mußten dreißigtausend Unterschriften auf dem Gnadengesuch gestanden haben. Er hatte nur ein paar neugierige Weiße draußen gesehen. Wahrscheinlich glaubten sie, die Entscheidung sei gefallen, und das Urteil werde nicht revidiert, da es bis jetzt, nur acht Minuten vor voll, noch nicht geschehen war. Noch sechs Minuten Wartezeit für ihn. Gerade noch Zeit für eine Zigarette, bis an die Tür geklopft wurde. Genau neunundzwanzig Sekunden vom Klopfen bis zum Fallen, wenn alles gut ginge – warum auch nicht nach einer Praxis von achtzehnhundert Hinrichtungen. Er sah seine beiden weißen Gehilfen an. Sie machten einen ruhigen Eindruck, aber seine üblichen Eingeborenenhilfen wären ihm lieber gewesen. Doch daran ließ sich nichts ändern; das Gesetz bestimmte, daß für die Hinrichtung eines Weißen nur weiße Wärter genommen werden durften. Er hatte das Gesetz nicht gemacht. Er hielt sich an seine Anweisungen und nahm seine Pflichten nie mit nach Haus.

Trotzdem traf es zu, daß der Tod durch den Strang für einen weißen Mann nicht gerade der beste Weg ins Jenseits war. Die Guillotine, das Exekutionskommando – sogar der elektrische Stuhl der Yankees waren besser. Aber aus einem unerfindlichen Grund hatten die Wogs den Strick lieber; sie wendeten ihn untereinander beinahe ausschließlich an, wenn sie sich nicht vergifteten oder in Stücke hackten. Es hieß, daß Dedan Kimathi –

der denselben Weg von diesem Gefängnis aus gegangen war –, das der alte Kimathi, der sich Feldmarschall titulieren ließ, an die zweitausend seiner eigenen Leute habe hinrichten lassen, etwa dieselbe Zahl, die er um die Ecke gebracht hatte, und die meisten durch Strangulieren mit Wildschlingen und ähnlichem. Nun, Feldmarschall hin, Feldmarschall her, Kimathi hatte den Strick selbst zu spüren bekommen, vielleicht sogar noch mit einem besonderen Pfiff. Es gab verschiedene Methoden, einen Knoten zu knüpfen ...

Was hatte sein Kollege heute nachmittag zu ihm gesagt?

»Nun, viel Glück, und sieh zu, daß du's gut machst, Kamerad.« Er würde es schon verdammt gut machen. Das Stahlstück genau unters linke Ohr und *crick-crack* – erledigt. Alle Lichter aus und alles kuisha, obgleich gesetzlich volle vierzig Minuten vorgeschrieben waren – vierzig Minuten mußte man warten, bis der Doktor in die Offiziersmesse gerannt kam und meldete: ›Alles in Ordnung, Jungs, Zeit, den Kerl hochzuziehen‹ – oder ›die Kerls‹, je nachdem. Mit den Extragalgen konnten sie den einen punkt acht fallen lassen, den nächsten um acht Uhr fünf, ganze sechzehn pro Nacht, war so einfach wie der Sprung von einem Holzklotz. Was natürlich schlampiger war als mit Fallbrett. Der Henker ließ sich zu einem kleinen Lächeln hinreißen.

Nein, mit diesem Burschen würde er keine Schwierigkeiten haben, nicht wie bei einigen der alten Mau Mau-Kerle. Da war diese Terroristenfrau, die ihn hatte beißen wollen, als er ihr die Haube überzog, und eine ganze Reihe tapferer Micks, ›Generäle‹ und ›Marschälle‹, hatte ihn verflucht, angespuckt und geschworen, sie würden ihn oder seinen Kameraden im Jenseits treffen und dann beide erledigen. Das würde er schon riskieren; er würde im Jenseits wohl kaum mit Niggermördern zusammentreffen. Dieses ganze Drohgerede war nur ein Wink mit dem Zaunpfahl. Es war so leicht, den Kneten etwas lockerer zu knüpfen, nur eine Kleinigkeit, so daß sie lustig auf und ab tanzten und ein Gutteil der vierzig Minuten Zeit hatten, über ihre Sünden nachzudenken. Wenn man hingegen einen anständigen Burschen auf die Schnelle ins Jenseits beförderte, kam er gar nicht dazu, sich bewußt

zu werden, was ihn umbrachte, wenn das kleine weiße Viereck unter ihm wegklappte. Es kam ganz darauf an, wie man den Knoten festmachte.

Schade eigentlich, diesen armen Burschen aufzuknüpfen, bloß weil er einen Wog mehr umgebracht hatte, aber er war schuldig gesprochen, das Gnadengesuch abgelehnt worden, und es war nicht Sache eines schlichten Henkers, die Entscheidung der Obrigkeiten anzuzweifeln. Das hatten die Geschworenen und der Oberste Richter mit ihrem Gewissen auszumachen. Seine Aufgabe war es, das Urteil zu vollstrecken und zwar gut und in dem selbstgesetzten Zeitraum von genau neunundzwanzig Sekunden – das Fallbrett auf das Gewicht des Kandidaten eingestellt, das Seil vorher seiner Größe angepasst – alles prima fix und fertig, bis der Auslösehaken in seine unpersönliche Funktion trat. Er brauchte ihn bloß anzufassen.

Dieser Bursche Poole schien wirklich ein netter Kerl zu sein. Und tapfer – weigerte sich, den Geisteskranken zu spielen und hatte einem der Wärter gesagt, er würde genauso handeln, wenn er noch mal in diese Lage käme, was natürlich sehr dumm von ihm war, ganz gleich, wie man's ansah. Hielt sich wahrscheinlich für 'ne Art Held und hoffte immer noch, daß der Rettungsdienst im letzten Augenblick ankäme und ihn vor seinem Schicksal bewahrte. Nun, der Rettungsdienst mußte sich jetzt schon sehr beeilen. Der Henker sah auf seine Uhr. Fünf bis acht – noch drei Minuten, dann geht's an die Arbeit.

Ich wundere mich, daß er das vorschriftsmäßige Angebot einer kleinen Betäubungsspritze um drei Uhr nachmittags ablehnte, dachte er. Ich hätt's angenommen. Schließlich ließ er um zwanzig vor acht den Doktor kommen, aber das ist zu spät, da kann die Spritze nicht mehr richtig wirken. Und da wir gerade von Betäubungsspritzen reden – ein Glück, daß das Gefängniskasino gerade um die Ecke liegt. Die vierzig Minuten können einem verdammt lang werden, bis der Doktor einen holen läßt, um ihn aufzuhieven und ihm die Schlinge vom Hals zu nehmen. Gerade Zeit genug für zwei Martinis und 'n Spiel Wurfbolzen.

Ich muß schon sagen, dachte der Henker, diese Umschaltung auf Nachtarbeit war 'ne gute Idee für alle Teile. Nach einem schönen, sonnigen

Tag wie dem heutigen muß die Stimmung des Verurteilten notgedrungen besser sein, nachdem er den ganzen Tag auf Strafaufschub oder Begnadigung hat hoffen können; statt ihn in der grauen, kalten Morgendämmerung rauszuholen und aufzuhängen, wie wir's früher immer machten. Es ist besser für die Stimmung aller Beteiligten; die Tageshinrichtungen haben die Gefängnisroutine immer scheußlich durcheinandergebracht. Die Häftlinge waren mürrisch und meuterisch, und die Arbeitsgruppen den ganzen Tag nicht mehr zu gebrauchen.

Drei Minuten bis acht. Hätte nichts gegen einen Gin einzuwenden – die anderen beiden sicher auch nicht. Läßt sich nicht leugnen, die weißen Wärter gehen nicht so unbekümmert ran wie die schwarzen, 's ist auf jeden Fall 'ne blödsinnige Vorschrift, daß Schwarze nicht Zeuge bei der Hinrichtung eines Weißen sein dürfen. Was, zum Teufel, interessiert's ihn, wer ihn hängt, solange sie nicht pfuschen? Und dann noch in einen Sarg! Was für eine Angeberei, wo man ihn nachher ohnehin auf dem Gefängnisfriedhof in Kamini begräbt! Die Wogs werden einfach in eine Decke gewickelt. Kann mir nicht vorstellen, daß einer sich Sorgen macht, wo er hinterher begraben wird. Sowieso kommt niemand mit 'nem Kranz zu seiner Beerdigung.

Noch dreißig Sekunden. Jetzt steht der Geistliche schon hinter ihm, hält ihm die Hände an die Ohren und murmelt ihm sein Gebet in den Nacken. Während ich ihm die Kapuze überziehe, schnallen ihm die beiden Wärter die Arme an den Körper und fesseln die Füße. Wir bringen ihn raus und stellen ihn auf die weiße Plattform; ich trete auf den Auslöser, und fertig ist der Lack. Er ist klein, wird glatt runterfallen und noch viel Zwischenraum übriglassen. Ein paar von den großen Burschen haben sich nicht mal richtig von uns verabschiedet, baumelten dicht unter unserem Fußboden, als wir sie in die kleine Kammer fallen ließen. Man hätte sich bücken und ihren Kopf tätscheln können.

Well, zehn Sekunden, und ich bin schätzungsweise zwei Minuten und fünfzig Sekunden von meinem Gin entfernt. Na, also. Es hat geklopft. Auf geht's.

Der Henker stand auf und drückte seine Zigarette aus. Er sagte zu seinen Assistenten:

»Los, Jungs, an die Arbeit. Wir dürfen den armen Kerl nicht warten lassen.«

24

Don und Peggy Bruce saßen rauchend auf der kleinen Veranda ihres Cottages im hinteren Gartenhof des Hotels *Norfolk*, als Brian hereinfuhr. Daß sie wahrscheinlich bester Laune und in Stimmung waren, wurde durch eine Flasche schottischen Whisky, die zu zwei Dritteln geleert war, attestiert. Als er über das Kopfpflaster auf die Veranda zuging, bemerkte Brian in dem aus dem Wohnzimmer herausschimmernden, vagen Licht, daß Peggy offenbar beim Friseur gewesen war. Ihr Haar war leicht gewellt und ihre streifige Blondheit unleugbar aufgefrischt. Sie hatte sich maniküren lassen, und in ihrem streng geschnittenen schwarzen Kleid, das ihren blendendweißen Busen großartig zur Geltung brachte, sah sie auffallend gesund und gut aus. Don Bruce hatte seine Safarikleidung abgelegt und den üblichen blauen Ausgeh-Anzug angezogen.

»Vom Krieg zurück«, sagte Brian, sich hinunterbeugend und Peggy Bruce auf die glühende Wange küssend. »Nur *ein* Gefallener. War beträchtlich stiller als in der Kirche. Ich blieb nicht da, um den Abtransport der Leiche unseres Freundes mitanzusehen. Stand neben ein paar alten Kyukes, die meinten, es habe nicht viel Zweck, noch länger herumzulungern. ›Eins kommt zum andern‹, sagte ein alter Bursche, und als sie abhauten, ging ich auch. Enttäuschende Schau, muß ich schon sagen.« Er streckte die Hand nach dem Drink aus, den sein Freund ihm mixte. »Danke, Kamerad. Bin knochentrocken. Prost! Hinrichtungen machen mich immer durstig. Oder wie der Russe sagte: *Alles* macht mich durstig. Siehst sehr verführerisch

aus, Peggy. Wenn man bedenkt, daß du noch vor ein paar Stunden um dein Leben gerannt bist.«

»Vielen Dank, der Herr«, erwiderte Peggy. »Du auch. Bloß, daß ich sehen kann, wo dein Revolver dir die Front ausbeult.«

»Ich weiß.« Brian klopfte sich auf die Jacke. »Und ich kann sehen, wo was womöglich viel Tödlicheres deine ausbeult. Wo ist diese gefährlich aussehende Waffe, die du immer trägst, Donald?«

Don Bruce sah etwas verlegen aus.

»Sie paßt nicht zu meinem Diakonissenanzug«, erwiderte er. »Ich hab' sie ins Safe im Büro gelegt. Peggy und ich haben die Lage noch mal überdacht. Es sieht nicht mehr so verzweifelt aus wie noch vor 'n paar Stunden. Wahrscheinlich hat der arme Mr. Poole durch seine Hinrichtung die Luft für jedermann gereinigt. Willst du deinen Schießprügel auch parken?«

»Nein«, antwortete Brian. »Ich lass' ihn weiter rausgucken. Ich fühl' mich mehr zu Hause, wenn ich ihn mithabe, selbst wenn's den Mädchen beim Tanzen kalt den Rücken runterläuft. Wo sind Ken und Marie? Ich dachte, sie essen mit uns?«

»Werden sie auch. Entweder gab's 'n kleinen Streit, oder sie sind noch in Limuru. Sie sagten, es könnte spät werden, treffen uns daher im Grill. Marie hat auch Schiß bekommen. Ken sagt, sie wolle ihr Stück Land verkaufen oder verpachten und näher in die Stadt ziehen. Es macht sie nervös, zwischen den beiden Reservaten zu leben, sagt Ken. Ich seh' das nicht ein. Er ist doch nie lange von zu Haus fort. Und dann hat sie ihre Mutter und die Kinder bei sich.«

»Jedermann ist nervös, nehm' ich an«, meinte Brian. »Willst du deinen alten Familienbesitz immer noch verkaufen? Hat dich das nicht auf andere Gedanken gebracht?« Er zeigte auf die Flasche.

»Nein, ich bleib' dabei«, antwortete Don ruhig. »Wenn ich einen anständigen Preis dafür bekommen kann, verkauf ich sofort. Peggy sagt *nein*, jetzt. Sie bleibe. Aber ich bin im Grunde noch derselben Meinung wie heute nachmittag, als ich mit dir darüber sprach. Es kommt nicht so sehr

darauf an, was tatsächlich passiert – sondern auf den dauernden Druck, was passieren könnte, selbst wenn nie was passiert.«

»Nun, ich gehe nicht – das ist amtlich«, sagte Peggy Bruce. »Vielleicht hab' ich heut' nachmittag die Nerven verloren, aber hauptsächlich, weil alles so plötzlich kam, und wegen der Kinder. Ich kann mich wieder dran gewöhnen, mit einem Revolver rumzulaufen.«

»Ich auch, aber ich tu's nicht«, fuhr ihr Mann sie an. »Und du gehst, wenn ich's sage. Du kannst mir nicht einreden, daß diese Affen, wenn sie durch die Wahlen im Frühjahr an die Macht kommen, nicht in kurzer Zeit das ganze hübsche, wohlbebaute Land enteignen und es unter sich aufteilen werden. Das Gerücht macht schon die Runde. Marie Jenkins erzählte Ken heute, der Garten-Boy habe ihr gesagt, weil sie eine so gute, freundliche Memsaab sei, dürfe sie dableiben und in der Gärtnerhütte wohnen – nach Uhuru. Er werde sie nicht rauswerfen, auch nicht töten. Reizend von dem Burschen, was? Und das, unter anderem, hat Marie nervös gemacht.«

»Na, ich würde nicht allzu viel drauf geben«, meinte Brian. »Sie kommt aus Südafrika, und die Buren kommen mit den Wogs nicht sehr gut aus. Sie haben zu lange in dieser Apartheid gelebt – trennen sie zuerst und bringen sie um, wenn sie schreien.«

»Mmmmm«, machte Don Bruce. »Peggy, wie wär's, wenn du dich jetzt fürs Essen frisch machtest, oder was immer ihr Mädchen vor dem Essen tut? Willst du dich waschen, Brian?«

»I wo. Ich hab' die Gefängnisluft nicht lange genug um mich gehabt, um mich schmutzig zu fühlen.«

Die Männer saßen wartend da, während Peggy Bruce aufstand und ins Badezimmer ging. Brian hob die Brauen und machte eine Kopfbewegung hinter ihr her.

»Scheint sich wieder gefangen zu haben«, sagte er zu Don. »Wenn man bedenkt, daß sie so durcheinander war, wie du sagst.«

»Ja«, erwiderte Don mürrisch. »Ich kenn' das. Nachdem der Alptraum vorüber ist, ist nichts gewesen. Ich versteh' jetzt, daß die Frauen sich nach kurzer Zeit nicht mehr an die Wehen und Schmerzen einer Geburt erinnern.

Die Lichter sind an, der Whisky schmeckt gut, und Daddy ist da, und was ihr heute morgen Angst eingejagt hat, ist abends vergessen. Ich werd' 'ne Menge Schwierigkeiten haben, sie' hier fortzubekommen. Sie ist dickköpfig wie ein Massai-Esel.«

»Warum dann fortziehen?« fragte Brian leichthin. »Sie hat schon mal durchgehalten. Wenn sie jetzt dableiben will, wird sie nicht allein sein. Eine Menge anderer Frauen bleiben auch. Wir sitzen alle im selben Boot.«

»Ich bleib' nicht. Und wenn ich's schwarz auf weiß hätte, daß die Sache von heute nichts als blanker Unsinn und Einbildung war. Ich glaube nicht, daß ich noch unter diesen Affen leben kann. Ich glaube auch nicht, daß der weiße Mann durch Gewalt aus Afrika vertrieben werden wird, Brian. Es wird das dauernde Zusammenleben mit dieser gottverdammten, arroganten Unfähigkeit sein, das uns zum Wahnsinn treiben wird.«

Brian seufzte.

»Vielleicht hast du recht«, sagte er. »Tanganjika fährt unter Nyerere ganz gut, aber neulich war ich in Arusha, und ich versichere dir, der Bursche im Wild-Department hatte nicht die entfernteste Ahnung, wie man ein Formular ausfüllt. Schließlich muß' ich's selbst machen. Er schämte sich zuzugeben, daß er nichts davon verstand. Wenn das auf alles übergreift, wird's natürlich tragisch.«

Don nickte.

»Nun, solche Sachen und noch tausend andere Komplikationen stehen uns allen bevor, *wenn* man uns nicht die Kehle durchschneidet, und *wenn* man uns nicht unser Land stiehlt oder uns durch hohe Steuern kaputtmacht und es keinen Bürgerkrieg à la Kongo zwischen den Massais, den Wakambas, Kikuyus und den Luos gibt, *wenn* die Züge verkehren und sie uns nicht jedes Mal einsperren, wenn unser Wort gegen das eines Schwarzen steht, und *wenn* sie die Zeitungen nicht verbieten und die politische Opposition nicht ins Gefängnis werfen und jeden verbannen, der seinen Schnabel gegen die Regierung aufmacht, solange sie besteht und wie sie gerade heißt.«

»Und«, sagte Brian, »all diese Dinge, die du so optimistisch als unwahrscheinliche Möglichkeiten anführst, passieren in diesem Augenblick

in der Hochburg des aufgeklärten schwarzen Landes, Ghana, unter seiner Kaiserlichen Hoheit Kwame Nkrumah I.«

»Ich vergaß noch die Invasion der Russen und Chinesen und das Drucken von eigenem Geld und das Außer-Kurs-Setzen aller anderen Währungen und die Beschlagnahme aller Privatwagen und noch 'n paar Kleinigkeiten hier und da«, sagte Don. »Oder die auf uns losgelassene schwarze Polizei, die das Militär ablöst, oder die Reorganisierung der Gerichte. Junge, Junge, es gibt ja 'ne ganze Masse reizender Möglichkeiten, die ich noch gar nicht erwähnt habe.«

»Es ist eben so, daß du dich nicht damit abfinden kannst, kein Bwana zu sein«, sagte Brian spöttisch. »Du bist zu lange ein Oberer-Zehntausend-Bwana gewesen. Genau, wie die Bande in London es behauptet. Du willst auf hohem Ross sitzen, über deine üppigen Felder blicken, auf deiner schattigen Veranda einen Drink nehmen und nackte Nigger prügeln, die aus deinem gestohlenen Boden den letzten Penny herausholen. Du bist die Sorte Engländer, die aus dem Kolonialismus das gemacht hat, was er heute ist. Küß die Mädchen und tritt die Wogs in den Hintern. Vergewaltige die Frauen und lass den Boden brachliegen.«

»Hast ganz recht«, sagte Don Bruce. »Ich bin ein Bwana, wie er im Buch steht. Nun, vielleicht – ach, da kommt Peggy, für den Abend zurechtgemacht. Sind die Kinder in Ordnung, Liebe?«

»Ja. Angus und Ellen schauen sich Comics an. Die Babys schlafen«, erwiderte Peggy.

»Gut. Brian, du fährst Peggy jetzt zum *Stanley*. Ich warte auf Verwandte von dir.«

»Verwandte?«

»Ja. Deinen kleinen Bruder. Ich war in Verlegenheit um einen Babysitter und traf zufällig Pip und seine Freundin beim Tee, kurz bevor sie ins Kino gingen. Sie sagten, sie würden mit Vergnügen meine Kleinen bewachen, während die Memsaab und ich uns in der Stadt amüsierten. Das würde ihnen die Chance geben, sich in aller Ruhe zu streiten.«

»All right, mein vorsichtiger Freund«, sagte Brian. »Hoffentlich kannst du dir ein anderes Mädchen für den Abend anlachen. Ich *hab'* eins. Komm, Süße, hauen wir ab und überlassen wir deinen langweiligen Mann seinen Grübeleien, was wir anstellen werden.« Er legte den Arm um Peggys Taille. »Ich werd' sie gut behandeln, versprech' ich dir, Don.«

»Verhau sie, wenn du willst. Mir ist's wurscht. Aber um Himmels willen mach ihr kein Kind. Ich hab' augenblicklich genug Sorgen.«

Don lächelte, als Brian seine Frau in den Landrover komplimentierte, und winkte Adieu. Es gab eine ganze Menge, was für den alten Brian sprach. Er gehörte nicht zu denen, die die Dinge mehr als nötig aufbauschen. Er hätte zum Beispiel etwas Unangenehmes über dieses Cottage sagen können. Denn dieses Cottage hatte einst ein Zimmer-Boy betreut, dessen Körper vor ein paar Jahren auf der Straße gefunden worden war – ohne Kopf, wahrscheinlich, weil der Junge sich geweigert hatte, einem alten Stammesbruder Zutritt zu geben, um Brian Dermott den Kopf abzuschlagen. Damals hatte Brian Dermott als Nummer Zwei auf der Ausrottungsliste der Mau Mau gestanden, gleich nach dem Gouverneur. Er, Don, war Nummer drei gewesen.

Sie fuhren um die Verkehrsinsel vor dem *Stanley* herum, und Brian langte über Peggys Knie hinweg, um die Tür auf ihrer Seite zu öffnen.

»Geh inzwischen in den Grill Room und lass dir von Albert einen Platz anweisen. Ich seh' zu, ob ich einen Parkplatz bekommen kann. Mein Gott, es sieht aus, als wär' ganz Kenia heut' abend in die Stadt gekommen. Bin gleich zurück.«

Zweimal umfuhr er den Block, bis er seinen Wagen endlich auf dem mit Parkuhr versehenen Platz abstellen konnte.

Don saß schon am Tisch, als Brian die Treppe zum Speiseraum hinunterging. Der dunkle, kerzenerleuchtete Raum war bis auf ein paar Tische voll besetzt, und ihr Tisch für fünf Personen stand in einer Ecke.

Brian setzte sich und bemerkte, daß die Drinks schon bestellt waren.

»Tut mir leid, daß ich mich verspäte«, sagte er. »Mußte Ken anrufen. Er und Marie schaffen's nicht. Der Hausseggen hängt schief, glaub' ich. Na, die üblichen Ausreden.«

»So?« Don Bruce hob die Brauen.

»Schwierigkeiten mit der Schwiegermutter, scheint's. Die alte Dame hat sich 'ne Grippe angedichtet oder so was Ähnliches. Hat Angst vor den Nachtgeräuschen. Ihr zwei werdet also mit mir allein vorlieb nehmen müssen. Prost!« Brian hob sein Glas. »Ich glaube, ich werde mich heut' abend mal wieder richtig besaufen«, meinte er. »Hab' mir schon lange keinen mehr angetütet. Bestellen wir doch noch Wein zu unserem Gin und dem großartigen Whisky. Allmächtiger Gott, schaut euch das an! Die beiden da. Soll ich sie an unseren Tisch bitten?«

Stephen Ndegwa und Matthew Kamau hatten soeben den Speisesaal betreten und wurden an ihren Tisch geführt. Brian sprach ungeniert laut weiter, als sie vorbeigingen.

»Psst, Brian«, flüsterte Peggy. »Sie können dich hören.«

»Na, und?« fragte Brian laut. »Schließlich sind wir noch mindestens fünf Monate lang ein freies Land. Ich hab' große Lust, sie heranzubitten. Altmodische Gastfreundschaft, weißt du. Sollen sich bei uns wohlfühlen und so weiter. Sehen verdammt nervös aus.« Er stand halb auf.

»Um Himmels willen, bleib sitzen«, zischte Don. »Du willst doch hier keinen Skandal machen. Der arme alte Burrows hat schon genug zu tun, die lauten Militärburschen an die Kandare zu nehmen. Seine Freunde brauchen ihm nicht noch mehr Kopfschmerzen zu machen.«

»Na, schön«, sagte Brian. »Wenn du weiter den Bwana spielen und Mr. Macmillans neuen Kurs übersehen willst. Schrecklich hinterwäldlerisch von dir übrigens, unseren künftigen Premierminister zu schneiden. Was wollen wir eigentlich essen?«

»Von allem 'ne Menge«, erwiderte Peggy. »Ich fang' mit geräuchertem Salm an. Dann alles, was nicht irgendwie mit Hammel zusammenhängt.

Dann ein großes Filet und einen großen Salat mit Käse bestreut und zum Nachtisch dieses riesige, verschwenderische Soufflé, das man anzündet.«

»Du, Donald?«

»Dasselbe.«

»Na, dann machen wir's einfach«, sagte Brian zum Ober. »Dreimal dasselbe, und wir fangen mit einer Flasche Château Neuf du Pape an. Und machen Sie gleich noch eine auf, damit wir nicht zu kurz kommen. Aber zuerst bringen Sie uns noch einen Whisky, doppelten, vor dem Salm.«

»Das Geschäft hier scheint gut zu gehen«, meinte Don. »Ich habe den Laden seit der Renovierung nie leer gesehen. Trotzdem ist es nicht mehr wie früher. Ehrlich gesagt, ich werde in der Öffentlichkeit immer nervöser. Man könnt's eine Art von weißem Minderwertigkeitskomplex nennen – als hätte ich eine Sünde begangen.«

»Ich auch«, sagte Peggy. »Ich hab' ein unbändiges Verlangen, mein anständiges kleines Cocktaillkleid auszuziehen und in einer Shuka herumzuhopsen, um mit der Mode Schritt zu halten. Und dann noch schmutzige große Ohrringe dazu – was ist los?«

Das war los: An der Tür stand ein blonder Riese mit roten, fleischigen Wangen und rief über die Schulter: »Hol mich der Henker, wenn ich mit einer Horde verfluchter Nigger am selben Ort esse, nachdem sie gerade einen der unsrigen aufgeknüpft haben, um für einen anderen dreckigen Nigger Platz in einer weißen –« Seine Stimme ging unter, als er eiligst die Treppe hinauf- und in den kleinen Gartenhof komplimentiert wurde. Die Augen der Weißen im Speisesaal wandten sich wieder Stephen Ndegwa und Matthew Kamau zu, die sich bewußt und angelegentlich dem Studium der Speisekarte widmeten. Ihre Gesichter konnte man hinter dem großen, zebragestreiften Umschlag der reichhaltigen Speisekarte nicht sehen.

»Wahrscheinlich sollten wir alle so denken«, sagte Brian. »Aber irgendwie kann ich meine Rassendiskriminierung nicht auch aufs Essen ausdehnen. Ich hab' schon zu oft mit Wogs am Lagerfeuer gehockt – und was das betrifft, während des Aufstandes zu oft unter derselben Decke mit Kidogo

geschlafen ...« Seine Stimme wurde leiser. »Würde mich gar nicht wundern, wenn der Notstand bald wieder erklärt würde.«

»Halt' ich für sehr wahrscheinlich«, meinte Don Bruce. »Sonst hätte der neue Stützpunkt in Kahawa keinen Sinn. Man kann aus dem Militär keine Schutzleute machen, wenn man nicht eine Art gesetzlichen Unterbau an Ort und Stelle hat. Und ich kann mir nicht denken, daß sie soviel Geld für diesen Riesenbau ausgeben, wenn sie nicht beabsichtigten, so etwas wie ein Arsenal für einen letzten schwachen Widerstand im Osten zu errichten.« Seine Stimme klang bitter in ihrer nachäffenden Akzentuierung. »Ein massiver Streifen Betonsicherheit in der unruhigen Welt östlich von Suez. Alles andere haben wir verloren, weiß Gott, außer diesem komischen kleinen Stützpunkt.«

»Nun, die Jungs in der Ecke da, die ihre Nasen in die Suppenteller stecken, machen sich Sorgen darüber«, meinte Brian. »In ihren Reden fordern sie dauernd, daß Kahawa verschwinden müsse. Wahrscheinlich rechnen sie damit, daß doch noch etwas Leben im alten britischen Löwen steckt, wenn die Eingeborenen nach den Wahlen frech werden sollten. Zweitausendfünfhundert disziplinierte weiße Truppen unter Berufsoffizieren würden bestimmt Ruhe und Ordnung aufrechterhalten, statt wie im Kongo das ganze Land in ein Chaos schlittern zu lassen.«

»Na, sei da bloß nicht so sicher«, meinte Peggy, Öl auf ihren Salm gießend und mit der anderen Hand nach dem Paprika langend. »Ich hab' in der Zeitung gelesen, als erstes würde eine schwarze Majorität im Legislative Council den Abzug der Truppen und die Schließung des Stützpunktes fordern. Und es wäre nicht das erstemal, daß wir nachgäben.«

»Reich mir doch bitte mal die Essig- und Ölfläschchen, Peggy«, sagte Brian. »Du hast recht. Aber ich bin immer noch der Meinung, daß unser Niedergang auf die Suezkrise zurückgeht, als wir Nasser an der Gurgel hatten und die Yanks uns im Stich ließen. Seitdem die Yanks uns in der Suezkrise splitterackt auszogen, glaubt jedes habgierige Pipiländchen, uns ansucken zu können.«

»Was für eine öde Unterhaltung«, meinte Peggy. »Könnt ihr Burschen euch nichts Netteres einfallen lassen?«

»Nein«, erwiderte Don. »Außerdem hast du ja einen erklecklichen Anteil zu dem langweiligen Thema beigetragen. Du kamst mit kummervoller Dramatik geradezu geladen heut' hier an, mein Mädchen.«

»Trotzdem muß es noch andere Themen geben«, entgegnete Peggy. »Wie sind denn deine neuen Kunden, Brian? Machen sie Spaß? Oder gehören sie zur anderen Sorte?«

»Bisher keins von beiden. Er schießt gut und ist ziemlich ruhig. Über sie – die Schwester – könnt' ich mir noch keine Meinung bilden. Stille Wasser sind tief, möcht' ich sagen.«

»Nichts zu machen im Mondenschein?« Peggy warf ihm einen verschlagenen Seitenblick zu.

»Bis jetzt nicht«, antwortete Brian. »Sie ist ein bißchen zu sehnig für meinen Geschmack. Mehr 'ne Mannequinform, bloß Mund und Augen. Ich mag große, üppige, kurvenreiche Frauen, die vorn was dranhaben.« Brian hob die Hände und beschrieb eine opulente Büste. »Frauen wie du, Peggy. Etwas, wo man feste zupacken kann und wo man was in der Hand hat.«

»Du bist ein Biest. Ich wollte bloß – Mein Gott! Seht ihr, was ich sehe? Ich traue meinen Augen nicht. Ich kann's einfach nicht fassen!«

Die Männer wandten die Köpfe und blickten in Richtung von Peggys ausgestreckter Hand.

Eine Afrikanerin, offenbar allein und ebenso offenbar betrunken, drang in den Saal ein. Sie ging mit affektierten Schritten, auf Zehenspitzen, weil ihre Absätze so hoch waren, so daß sie gefährlich schwankte. Ihr enormes Gesäß schwang wie ein Körperteil für sich unter einem schmutzigen, flaschengrünen Taftkleid mit Volant und einer Riesenschleife, die auf ihren dicken Hinterbacken unsicher wackelte. Sie hatte Make-up wie mit einer Maurerkelle aufgetragen und schwitzte unter der Puderschicht, die in kleinen Bläschen zu sprudeln schien. Schweißbäche gruben sich in die großen Rouge-Inseln auf ihren Wangen, und ihre Lippen glänzten fettig von einem besonders scheußlichen hellrosa Lippenstift.

Sie stritt laut in gebrochenem Englisch herum und zischte in Kisuaheli zwei Ober und einen Schwarm von Kellnern an, die sie sofort umdrängten. Am anderen Ende des Raumes entschuldigte sich der Manager eiligst und schlängelte sich hastig zwischen den vollbesetzten Tischen hindurch.

»Ich habe Geld!« schrie sie, öffnete eine mit Glasperlen besetzte Handtasche und warf wahllos rote Hundertshillingnoten auf den Teppich. »Viel Geld! Shilingi mingi!«

»Alles wirft heut mit Geld um sich«, murmelte Brian fasziniert. »Aber die Scheine sind echt. Möchte wissen, wie der alte Burrows sich aus dieser Sache herauswindet.«

»Werden Sie erwartet, Madame?« Die verbindliche Stimme des Managers goß Öl auf die gekräuselten Wellen seines Stolzes, des Grill Rooms. »Wir sind heute abend voll besetzt, wie Sie sehen.« Dabei machte er eine weit ausholende Handbewegung. »Gestatten Sie, daß ich Sie die Treppe hinaufgeleite, Madame?« Und der Schwarm der Kellner und Ober schloß sich hinter ihr.

»Halt da!« Brian stand auf. »Das ist Brigitte! Da bist du ja endlich! Die Dame gehört zu mir!« rief er laut. »Juhuuuu! Hier bin ich, *chérie*!«

»Setz dich hin, du verdammter Idiot!« fuhr Don Bruce ihn an, Brian am Jackett ziehend. »Alles schaut zu uns her!«

»Ich versuche nur, rassische Zusammenarbeit zu praktizieren«, sagte Brian mit einem niederträchtigen Unterton in der lauten Stimme. »Ich spreche hier für Michael Blundell und all die anderen, die Zusammenarbeit in ihren Reden versprochen. Ich bin gewillt, sie in die Praxis umzusetzen, da die beiden Herren in der Ecke –«, er verbeugte sich in Richtung der afrikanischen Politiker, »– offenbar nicht auf das Erscheinen einer Angehörigen ihrer eigenen Wählerschaft vorbereitet waren. Bitte!« Er hob die Stimme wieder. »Führen Sie die Dame hierher, Ober. Hierher, Herr Ober! *Eine* Stimme, *ein* Tisch!«

»Du bist ein Rindvieh, Brian«, sagte Peggy, ein Kichern unterdrückend. »Setz dich endlich hin und hör auf, dich in der Öffentlichkeit zu blamieren!«

»Ich blamier' mich gar nicht in der Öffentlichkeit, meine Gute«, erwiderte Brian immer noch laut, damit die Politiker ihn hören konnten. »Hier hast du lediglich ein Beispiel von Rassenkooperation in einer rassistisch getrennten Welt vor dir. Na, schön. Wenn du darauf bestehst.« Er setzte sich wieder, während die grandios aufgeputzte schwarze Dame von der Flutwelle von Kellnern und Obern hinausgeschwemmt wurde. »Ich hab's bloß gut gemeint.« Er verbeugte und setzte sich, während die anderen spöttisch applaudierten. »Paßt auf! Das nächstemal kriegt die Dame bestimmt einen Tisch. Wer weiß? In der herrlichen Zukunft wird möglicherweise auch mal eine *weiße* Frau Zutritt zu dieser Kulturstätte bekommen, und alle werden sagen, das haben wir dem alten Brian Dermott zu verdanken, der den ersten Keil in den starken Wall schwarzer Vorherrschaft trieb.« Er rülpste leise. »Könnte es sein, daß mich der Mangel an demokratischer Betätigung betrunken macht?«

»Du solltest dich was schämen, Brian«, sagte Peggy, offen kichernd. »Ich beobachtete die beiden schwarzen Gentlemen, als du aufstandest. Ich schwöre, sie wurden blaß, ob's nun physisch möglich ist oder nicht. Einen beklemmenden Augenblick lang fürchteten sie wirklich, daß sie an ihren Tisch kommen würde.«

»Prost Uhuru, du reizvolles Mensch«, sagte Brian lustig. »Nie soll es heißen, daß ein Dermott einer Jungfer in Not seinen Beistand verweigert, wenn das Letzte auch noch so schmutzig klingt. Ober! Die andere Flasche, bitte! Und war die Dame vielleicht eine deiner Frauen, die mal nachsehen wollte, ob du auch wirklich arbeitest?«

Der Getränkekelner murmelte etwas auf Kikuyu über Frauen und Pombe und die schlechten Witze des Bwanas und eilte sichtbar verlegen davon.

»Gut, gut, ich bin ein blöder Narr. Geniert euch nicht, sagt's schon«, sagte Brian. »Aber verdammt noch mal, ich möchte die Selbstgerechtigkeit beider Seiten ein bißchen durcheinander bringen. Dieses Hotel ist so gottverdammt selbstgerecht geworden, seitdem es in Rassengleichheit macht, und so wie ich die Kellner kenne, ist ihnen der Zustrom der Afrikaner doppelt so peinlich wie den weißen Gästen. Heut abend kam ihnen das mal zu

Bewußtsein, als sie auf das erste von tausend ähnlichen Problemen stießen, mit denen sie sich herumzuschlagen haben werden, wenn sie Glück haben und ihnen das neue Regime erlaubt, ihren Laden weiterzubetreiben.«

»Brian hat recht, weißt du«, sagte Don nüchtern. »Eines Tages wird sich diese schwarze Hure als die Kusine vom schwarzen Gentleman Soundso entpuppen, und die Burschen, die sie rausschmissen, kriegen Unannehmlichkeiten. Und wenn sie mal einen besoffenen Affen ohne Krawatte rauswerfen, wird sich's später herausstellen, daß sie den Onkel Gitau oder Vetter Kariuki des neuen Premierministers an die Luft gesetzt haben.«

»So traurig es klingt, mein Junge, aber ich fürchte, du hast da ein sehr genaues Bild der Lage gezeichnet«, meinte Brian. »Bis jetzt haben sich die Schwarzen, die hierher kamen, noch peinlich gut benommen, waren verflucht vorsichtig in Kleidung und Manieren, selbst wenn sie nicht wußten, welches Messer sie benutzen sollten und sich zusammennehmen mußten, um den Fleischgang nicht, wie gewohnt, mit den Fingern auseinanderzureissen. Aber knappe zwei Stunden, nachdem wir einen weißen Mann gehängt haben, kommt eine Niggerhure und versucht, sich in das eleganteste Lokal der Stadt zu drängen. Arme Leutchen. Tun mir wirklich leid, die unschuldigen Ignoranten. Denen steht noch viel bevor.«

»Armes, altes Mädchen«, meinte Peggy. »Aufgetakelt von Kopf bis Fuß, und niemand tanzte mit ihr. Ein Stachel gegen die Weißen mehr im Herzen, und sie wird's dem weißen Mann heimzahlen, wenn *ihre* Zeit der Abrechnung kommt. Sie zog sich die besten Sachen an und wurde aus dem Laden hinausgeworfen. Arme, traurige, kleine farbige Dame.«

»Habt ihr euch schon mal klargemacht, daß die einzigen Eingeborenenfrauen, die durch Uhuru hochkommen und an die Öffentlichkeit treten, die Stadtweiber zu sein scheinen, die unverheirateten Nutten, die echten Huren?« fragte Brian. »Ob das nicht auch symptomatisch ist – und ich spreche jetzt im Sinne der Wogs. Wie immer, sieht man die guten Leute nie; nur das Lumpenpack macht sich in der Öffentlichkeit breit.«

»Das stimmt. Und die guten Schwarzen im Oberland schämen sich ihrer die Weißen nachhelfenden Verwandten in der Stadt ebenso sehr, wie deine Familie sich deiner schämen würde, wenn du Blue Jeans, 'ne Modefrisur und 'n Klappmesser trügest«, sagte Don. »Die Faulenzer und Herumlungerer, die Schieber und Rowdys sind im Kongo heute obenauf. Und es waren die Stadtfexen und ihre stammesentfremdeten Menscher, die bei den Mau Mau-Unruhen in vorderster Front standen, und es sind dieselben Stadtfexen-Shenzis, die heute als Gewerkschaftsfunktionäre und kleine Politiker auftreten.«

»Nun, danach müsstest du den betrunkenen weißen Mann, den sie eben rauswarfen, einen typischen Kenia-Siedler nennen und dich einen typischen weißen Großwildjäger mit zuviel Schnaps im Bauch«, sagte Peggy. »Und mich hier am Tisch mit halbnacktem Busen? Was bin ich? 'ne Lady?«

»Wollen mal die letzte Bemerkung über deinen entfesselten Charme ignorieren – aber kein Zweifel, wir stehen im Ruf einer ungehobelten Bande«, meinte Brian. »Bezeichnenderweise liest man nie was von den Burschen, die für dieses verfluchte Land ihre Lebensarbeit, Herz und Mark drangeben, und sehr oft auch für das verdammte Volk. Man kriegt bloß Bilder vom Happy Valley zu sehen, liest von der neuesten Schweinerei und was irgendwo ein Scheißkerl von der britischen Presse über die Missverständnisse der Siedler zu sagen hat. Es war verdammt kein Zuckerlecken hier, wie ihr und tausend andere, die sich für dieses Land aufgerieben haben, sehr wohl wisst.«

»Das Thema wird schon wieder bedrückend. Ich finde, es ist jetzt Zeit für einen Mokka und Brandy und einen kurzen Abstecher in die Damentoilette, bevor wir den *Equator* heimsuchen«, sagte Peggy. »Ich werd's mal umgekehrt machen und verschwinden, während ihr euch um den Kaffee kümmert. Und bitte, versuchen wir, 'n bißchen mehr Lustigkeit in den Abend zu bringen. Man weiß nie, wann man wieder ins Dorf kommt.«

Sie stand auf und ging in Richtung der Damentoilette davon.

»Hast schon ein fabelhaftes Mädchen, Donald, mein Junge«, sagte Brian. »Und wie geht's nun weiter?«

»Na ja, wahrscheinlich morgen auf die Farm zurück. Ich bleib' 'n paar Tage da, schnüffle 'nun und warte drauf, daß ihr mir ein Kaufangebot macht. Und dann werd' ich wohl in den sauren Apfel beißen müssen, meine Familie mit Gewalt nach Schottland zu verfrachten. Auf jeden Fall ist es aus mit dem Land des weißen Mannes, und hol mich der Teufel, wenn ich 'n Wog würde, bloß um hier weiterzumurksen. Vielleicht gibt's was für mich in Australien, Kanada oder Alaska.«

»Ich würd's mit Australien versuchen«, meinte Brian. »Dein dünnes afrikanisches Blut könnte Alaska nie vertragen. Ach, da kommt der Kaffee. Da Peggy nicht da ist, gießt du ein, oder soll ich?«

Auf dem Weg hinaus sahen sie Matthew Kamau und Stephen Ndegwa im Gang vor dem Aufzug stehen. Brian, der von ihnen den Politikern am nächsten ging, machte keinerlei Anstalten, einer Kollision mit Stephen Ndegwa auszuweichen. Seine Schulter stieß scharf mit Ndegwa zusammen. Der Afrikaner drehte sich überrascht um, und Brian starrte ihn mit kaltem, verächtlichem Blick an.

»Morgen vielleicht *Uhuru*«, sagte Brian gehässig. »Aber heut' abend geh mir gefälligst aus dem Weg, Sam!«

Ndegwa starrte verblüfft, mit halboffenem Mund zurück. Brian ging weiter, in die frische Luft hinaus.

»Nicht schlecht«, sagte Peggy. »War das nötig, du netter weißer Siedler, du? Was ist denn auf einmal in meinen Jungen Brian Dermott gefahren?«

Brian sah verlegen aus.

»Ich weiß auch nicht«, antwortete er. »Ich weiß wirklich nicht. Wahrscheinlich wollte ich, daß er was sagte, damit ich ihm eine langen könnte. Entschuldige. Liegt mir sonst gar nicht. Geh'n wir weiter, amüsieren wir uns im Kasino.« Schweigend gingen sie zum Equator Club.

Als sie sich durch die dicht gedrängte Menge in dem verräucherten Nachtclub schoben, sang einer der afrikanischen Jazzsänger gerade: »Itsy Bitsy Teeny Weeny Yellow Polkadot Bikini«. Sein unglaublich hässliches Gesicht war in knautschiger Nachahmung der weißen Crooners, die er im Film gesehen hatte, verzerrt.

»Wieder ein Anwärter auf den Posten des Premierministers«, sagte Brian, sich einen Weg durch die vom Tanzboden strömende Menge Bahnend. »Paßt heut' abend auf mich auf, Leute. Ich bin nicht sehr verträglich gestimmt und kann keine Anrempelung vertragen. Auf diesem Tanzboden seh' ich bloß die Sorte Kenia-Cowboys, die uns in den Schlamassel brachte, und es hilft mir gar nichts, wenn ich mir sage, daß ich einer von ihnen bin. Bring die Flasche und 'n Sektkühler, Ober.«

Leute winkten ihnen zu. Leute kamen an ihren Tisch und hoben einen mit ihnen. Sie verließen ihren Tisch und besuchten andere. Die Männer umschwärmten Peggy; sie ließ kaum einen Tanz aus. Einem der Boy Friends einer Luftstewardess, die Brian entfernt kannte, wurde schlecht, und Freunde trugen ihn hinaus. Die Luftstewardess, ein hübsches ALITALIA-Mädchen, war jedoch willens, an ihrem Tisch zu bleiben.

Brian sah Don Bruce angesäuselt an, während er unterm Tisch das Händchen der hübschen Stewardess hielt.

»Das ist was für uns, Junge, was?« sagte er und stieß ein Glas um.

25

Stephen Ndegwa wußte, als er das Appartement betrat, daß es ein Abend mit viel schönen Reden werden würde. Das war immer das Unangenehme, wenn Politiker zusammenkamen. Politiker sprachen nicht natürlich – nur in schwülstigem Singsang. Seufzend setzte er sich. Auf jeden Fall würde er versuchen, zunächst mal einen leichten Konversationston anzuschlagen.

»Jetzt können wir reden«, sagte Matthew Kamau zu Stephen Ndegwa.

»Willst du einen Brandy? Vielleicht beruhigt er deine Nerven, nach diesem Unsinn im Speisesaal.« Er sprach Kikuyu und deutete auf das Tablett mit Flaschen auf dem kleinen Kühlschrank.

»Vergiß es. Wir sind noch ganz gut davongekommen, wenn man es so bedenkt. Keine Knochenbrüche – keine Szene für die Zeitungen. Vergiß es.

Das ist ein sehr komfortables Appartement«, sagte Ndegwa auf Englisch. »Glaubst du, daß wir so was nach Uhuru weiter beibehalten können? Ja, ich hätte gern einen Brandy. Ich esse nicht gern, ohne was zu trinken, aber heut' abend, als uns das halbe weiße Kenia anstarrte, war's eine ganz gute Idee. Heutzutage ist es nicht gut, wenn afrikanische Führer in der Öffentlichkeit betrunken sind, wenn man bedenkt, wie unsere Vettern im Kongo uns schaden. Wir können's uns nicht leisten. Das Scheinwerferlicht der Welt ist auf uns gerichtet. Wie bei einem Bwana, der seinen Hof nach einem Hühnerdieb absucht. Wie lange ist's her, seit du einen Bwana beklaut hast, Matthew?« Ndegwa grinste. »Wie lange, seitdem du nackt in deiner Banda herumlaufst. Wie lange, seitdem du am Feuer tanztest und sprangst und, wenn die Älteren betrunken waren und ihren Rausch ausschnarchten, mit ihren Mädchen im Busch verschwandest?«

Ndegwa stand auf und ging zu den Flaschen hinüber. Er nahm ein Wasserglas, goß es halb voll Brandy, warf den Kopf zurück und trank es in einem Zug aus. Dann füllte er es wieder.

»Schade, daß du nicht trinkst, Kamau«, sagte er, eine Zigarette anzündend und noch einen kleinen Schluck Brandy nehmend. Dann fuhr er sich mit der Zunge langsam über die wulstigen Lippen. »Ich trinke. Jomo Kenyatta trinkt. Alle guten Kikuyus trinken. Das Leben ist ein einziger, langer Schluck Bier. Wir trinken auf den Frieden; wir trinken auf den Krieg. Wir trinken auf der Baraza; wir trinken bei Hochzeiten; wir trinken, wenn wir Zuckerrohr schneiden und um eine Geburt zu feiern. Wir trinken, wenn die Hungersnot kommt, aus Angst; und wir trinken, wenn die Hungersnot vorbei ist, aus Erleichterung. Immer saufen wir ehrlich. Wir trinken nicht aus Höflichkeit – wir trinken, um uns zu betrinken und zu schlafen und vielleicht ins Kochfeuer zu rollen und uns zu verbrennen. Die wahre Kikuyu-Seele ruht im Pombe-Kürbis. Tatsächlich ist der Alkohol ihr Lebenselixier ...« Er machte eine Pause, schlürfte wieder und schmatzte laut. »Genau wie der Kerinyagga die Heimat ihres Gottes ist, der unzweifelhaft selbst auch trinkt. Warum sollte er sonst Pombe für unser Leben so wichtig gemacht haben? Nun red schon, Mahatma. Rede, mein

Pandit, mein hagerer Hohepriester der Askese. Löse alle Rätsel. Sag mir, was die Welt bewegt, und red mir nicht von Liebe. Rede! Ich dürste nach deinen Worten.«

»Du läßt mich ja nicht dazu kommen«, sagte Kamau, auf dem dicken blauen Teppich auf- und abgehend. »Du quasselst wie eine Frau, wie ein Nugu im Baum, plapperst über nichts und über alles hinweg. Der heutige Tag ist ein sehr ernster Tag!«

»Jeder Tag, den wir leben, ist ernst, der heutige so ernst wie der gestrige und nicht ernster als der morgige. Gestern und Heute und Morgen. Gestern, heute und morgen, sie haben die Eigenschaft, sich zu einem langen, endgültigen, ungenannten Schlaf im Leib einer Hyäne zu verschmelzen. Das Leben ist nur Dung, der den Boden fruchtbar macht, und ich werde wieder als Nelke für dein Knopfloch auf die Welt kommen.«

»Hör auf mit deinem afrikanischen Gerede. Und hör auf mit deinem unangebrachten Sarkasmus. Ich möchte ernst mit dir reden. Wir sind im Augenblick in einer sehr schwierigen Situation. Hol diese Verrückten im Kongo der Teufel! Hol diesen blöden Lumumba und diesen noch dümmeren Kasavubu und diesen Arschkriecher des weißen Mannes, Tschombe in Katanga – hol sie alle der Teufel! Und dreimal verflucht sei dieser verdammte Gouverneur! Noch vor einem Monat hätte ich geschworen, daß er und der Staatsrat die Hinrichtung aussetzen würden. Renison hat uns in der Sache Poole verraten.«

Stephen Ndegwa zog seine Slippers aus und bewegte erleichtert die Zehen. Sein fleischiges Bulldoggengesicht nahm einen zufriedenen Ausdruck an. Er angelte sich mit einem Fuß einen Sessel, zog ihn zu sich heran und legte dann beide Füße bequem auf das Polster. Mit einem Seufzer blickte er auf seine biegsamen Zehen.

»Weißt du, Matthew, ich werde immer ein einfacher Buschafrikaner bleiben«, sagte er. »Trotz meiner vielen akademischen Grade, trotz meiner umfassenden Kenntnisse, trotz der vielen Empfänge, zu denen ich geladen war, als die Königin nach Kenia kam, als die Königinmutter kam, als die ungezogene, launische kleine Schwester der Königin kam, selbst als der

Onkel der Königin kam, taten mir die Füße weh. Heute hab' ich mir einen richtigen Luxus gegönnt – hab' den ganzen Nachmittag in einem Kikoi und barfuss zugebracht. Ich hab' mich noch nie in Schuhen oder Kleidern ohne Flicken und Löcher, durch die die Luft wehen und meinen schwarzen Hintern kühlen kann, wohl gefühlt. Und wenn du Herr von ganz Afrika bist, Matthew, werden dich deine Füße immer noch schmerzen. Ein befriedigter Nationalismus wird dich nicht von deinem Niggerismus heilen. Du kannst Kaiser von ganz Afrika sein und wirst trotzdem das Heulen der Hyäne fürchten, vor einem zerbrochenen Kochtopf zittern, ein in Steißlage geborenes Kind erwürgen, dem Schatten des Geiers ausweichen und die Milch aus den Brüsten einer Frau, die nicht deine Mutter ist, meiden.«

Ndegwa kniff die Augen zu. Er foppte seinen Kollegen zu gerne, diesen gutaussehenden jungen Kikuyu, diesen dynamischen Redner, diesen schwerfälligen, fanatischen Hund, der in der geräuschvollen Kunst der Massenverzauberung so geschickt war. Und so maßlos langweilig, wenn er nicht auf dem Podium stand.

»Trotz deiner wilden Presseerklärungen, deiner leidenschaftlichen Ansprachen an die Engländer und Amerikaner, trotz deines Slogans *Ein Mann – Eine Stimme*, glaube ich wie unser Freund Mboya, daß du in Wirklichkeit lieber ein weißer Mann sein möchtest, Kamau. Ich hab' dich in London, in Washington und New York beobachtet, und du hast deine Teetasse so scheußlich, so zum Erbrechen korrekt gehalten, daß ich schwören möchte, du würdest dir deine Farbe aus dem Gesicht scheuern, wenn der große Ngai dir das richtige Bleichrezept gäbe. Man nehme zuerst den Mageninhalt einer Ziege und so weiter und so weiter ... Du bist ein verhinderter Bwana, Kamau, kein einfacher, schmutziger, fauler, versoffener Buschnigger wie ich.«

»Das ist eine gemeine Lü ...« Matthew hielt inne, fing sich und lächelte sein bezauberndstes Lächeln. Er drohte Ndegwa mit dem Finger: »Du ziehst mich immer auf, Stephen, versuchst immer, den Mickey aus mir herauszulocken. Hör auf damit. Du bist nämlich derjenige, der immer ein weißer Mann sein wollte; du stellst dich immer auf die Seite des weißen

Mannes, predigst Mäßigung und Toleranz nach beiden Seiten, selbst nach drei Seiten, wenn man diesen elenden Mhindi Mukerjee als Vertreter einer Rasse ansehen will. Du sagst immer: langsam, langsam, nicht zu radikal, wir sind noch nicht bereit, pole-pole, der weiße Mann lebt auch hier, es ist ebenso sein Land wie das unsrige. Mboya ist es, der dem weißen Mann und der Welt ›raus aus Afrika‹ zuruft, und ich bin's, der sich die Lungen nach Freiheit für unser Volk aus dem Leib schreit. Du bist der König Pole-Pole – König Langsam I. Du bist der weiße Afrikaner, Ndegwa, nicht ich.«

Stephen Ndegwa kratzte sich den Kopf und dann die Rippen. O Gott, dachte er, jetzt kommt er wieder ins Reden. Vielleicht kann ich's noch in vernünftige Bahnen lenken. Ich versuch's auf jeden Fall, es lohnt sich.

»Gut, gut«, sagte er. »Reden wir offen. Würdest du zulassen, daß es passiert?« Er kostete leise seine Worte. »Würdest du eine kleine Reise nach Accra oder Dar machen, raus aus der Feuerlinie, und inzwischen dürfte es hier losgehen?«

»Würdest *du*?« Matthew Kamau schob die Unterlippe vor. »Nun, Bwana Haltemaß, der mit zwei Zungen spricht?«

»Nicht ich bin der Unruhestifter, und du hast meine Frage noch nicht beantwortet. Also?«

»Natürlich nicht. Vor drei Monaten, ja. Jetzt aber nicht. Das weißt du genau – so gut wie ich.«

»Die Weißen hatten ernstlich Angst, unsere Leute würden außer Kontrolle geraten, wenn die Dinge anders verlaufen wären. Es gab auch viel Gerede unter den primitiveren Elementen unseres Volkes. Es sollten noch mehr Rinder abgeschlachtet werden, noch mehr Shambas angezündet, noch mehr Katzen erwürgt und Hunde ausgeweidet werden. Kenyatta und Mau Mau wieder von vorn. Und vor drei Monaten hast du *ja* gesagt, das weiß ich. Du sagtest ›ein bißchen‹ *ja*, und ohne meine Kenntnis oder Erlaubnis. Gib dir keine Mühe, es zu leugnen. Du sagtest ein ganz kleines *ja*, *ein winziges okay, Jungs, nur so 'n kleinen Anklang an die alte Methode. Oder nicht?*« Ndegwa stieß die Frage wie einen Speer vor.

»Nein«, antwortete Kamau sachlich-kalt. »Aber wenn ich's gesagt hätte? Ich sagte damals lediglich, ich wäre nicht dafür verantwortlich, wenn Kenyatta nicht freigelassen würde. Natürlich sprach ich's laut aus. Zur Presse. Andere sagten es auch. Mboya, zum Beispiel.«

»Zum Teufel mit Mboya. Es ist mir gleich, wer es sonst noch sagte. Zum Teufel mit Kenyatta – du weißt, daß ich gar nicht von Kenyatta rede! Kenyatta nützt uns jetzt nichts. Er taugt nicht mehr als Symbol. Soll er in Lodwar verfaulen. Soll er in Frieden sterben. Er ist nur noch eine alte Hypothek aus der Vergangenheit. Du hast den Artikel in der *Time* über den Kenyattabericht gelesen, in dem die Verantwortung Kenyatta zugesprochen wird. Nützt uns die Tatsache, daß ein in Amerika weit verbreitetes Magazin einen Kenia-›Cocktail‹ aus Blut, menschlichem Samen und Menstruationsausfluß als für Afrika symbolisch anführt? Denn so nannte die große amerikanische Bibel, *Time*, eine unserer Eidesmixturen. Einen ›Cocktail‹ mit diesen entzückenden Ingredienzien und von unserem großen, wenn auch leicht impotenten Führer, dem ›Brennenden Speer‹, genehmigt und gutgeheißen. Brennender Speer ... Großer Gott!« Ndegwa spuckte auf den Teppich. »Jomo Kenyatta, der Geist Kenias, der brennende Speer der Unabhängigkeit. Jomo Kenyatta, der alle Schranken sprengende Verfechter des Geschlechtsverkehrs mit toten Tieren. Daß ich nicht lache!«

»Aber ich *habe* es schließlich heut' abend nicht zugelassen«, sagte Kamau. »Das war Kenyattas Schwierigkeit im Mau Mau. Er ließ sich die Dinge aus der Hand reißen. Er verwendete Rowdys für die schmutzige Arbeit und war machtlos, wenn die Rowdys Amok liefen. Die ganze Planung war im Eimer. Deshalb ließ ich heut' abend nichts los – obgleich alles für den Ernstfall vorbereitet war. Du kannst dich drauf verlassen, daß es vorbereitet war.«

Stephen Ndegwa zupfte sich am Kinn. Er dehnte seine Worte.

»Und was ist mit deinen Mietlingen, diesem Matisia, den Gewerkschaftsfunktionären, die die amerikanischen Politiker so passend die Verführer der Verführten nennen? Sind das vielleicht keine Rowdys? Sie sind immer noch Kenyattas Leute, weißt du, 'n bißchen älter geworden in

der Zwischenzeit und nicht viel klüger und immer noch gleich blutdürstig. Glaubst du, du beherrschst sie, mehr als Kenyatta sie beherrschen konnte? Ich glaub's nicht. Auf keinen Fall. Hör endlich mit deiner Hin- und Herlauferei auf und gieß mir noch 'n Brandy ein. Ich sitze hier zu bequem, um mich zu bewegen.«

Matthew Kamau blieb stehen, sein hübsches Gesicht verzerrte sich, seine Unterlippe schob sich vor, und tiefe Linien zogen sich von der Nase zum Mund herunter. Er schlug mit seiner hageren, sehnigen schwarzen Faust auf seine rosagraue Handfläche ein, immer wieder, immer wieder.

»Gottverdammte, verfluchte und beschissene«, sagte er. »Es hätte alles so großartig geklappt, wenn die Hinrichtung Peter Pooles nur vor diesem gottverdammten Unsinn im Kongo angesetzt worden wäre. Da hätte ich aufdrehen können, Schlagzeilen für alle Zeitungen, und wir wären ein Heer ›verratener und verkaufter‹ Schwarzer, die nach Gerechtigkeit schrien, gewesen, wenn sie ihn nicht gehängt hätten, oder das ruhige, beherrschte, ehrenwerte Land, das sich nicht an der Schadenfreude über das traurige Ende eines weißen Mannes beteiligt und still die einfache, gleiche Gerechtigkeit für Schwarz und Weiß begrüßt. Das ruhige, friedliche Kenia, ruhig nach dem Mau Mau-Sturm, der Welt sein fortschrittliches Gesicht zeigend, die Brüderschaft zwischen Schwarz und Weiß noch in unserer Zeit suchend. – Ganz wie der Wind wehte. Dieser gottverfluchte Lumumba, dieser quatschende Affe auf dem Baum! Seine Schlagzeilen stehlen mir das Feuer!«

Kamau schlug die Hände zusammen und breitete die Arme in einer Rednergeste aus, duckte den Kopf zwischen die Schultern und lief wieder auf und ab.

Ndegwa sah Kamau einen Augenblick zu, bevor er das Wort ergriff. Er schwenkte sein Glas Brandy herum und herum und runzelte die Stirn.

»Sehr eindrucksvoll. Du machst dich großartig als Schauspieler. Der kleine Auftritt allein sollte dir weitere hundert Stipendien von den Amerikanern eintragen. Und jetzt sagst du, wenn man Peter Poole nicht gehängt hätte, hättest du den Aufstand unterdrücken können? Hättest deinen

mächtigen Arm erheben und sagen können: ›Erschlagt nicht, plündert nicht, verbrennt nicht – noch nicht, meine Brüder –, weil's mir im Augenblick nicht in den Kram paßt, meine Brüder?‹ Oder hättest du dich bloß still nach Tanganjika verzogen, um mit Nyerere Shauri zu machen, oder nach Amerika, um Geld aufzutreiben unter deinen reichen Salonlöwen und Nachtklubsängern und noch reicheren Politikern, für die ein schmutziger Dollar nach Afrika gleichbedeutend mit einem weiteren Wähler in Harlem ist? Du hättest eine blutige Revolte stoppen können, die du selbst, zeitlich genau eingeteilt, so lange angeheizt hattest, bis du gezwungen wurdest, deine Partei mit der meinen zu vereinen, aus reiner politischer Notwendigkeit? Du hättest sie stoppen können? Ja?«

Ndegwas Ton war ausgesucht sarkastisch. Er bewegte wieder seine Zehen in den Socken, blickte auf sie hinunter, als könnten sie Antwort auf seine Fragen geben. Seine rechte große Zehe stand hoch, als hörte sie zu. Kamaus Erwiderung klang gereizt.

»Hör auf, deine dämlichen Füße anzustarren, und paß auf, was ich sage, Stephen Ndegwa. Ich hätte es abrollen lassen können, wenn ich gewollt hätte, denn es war alles bereit. Aber ich habe mich bemüht, es abzustoppen, ganz gleich, was sie mit Peter Poole anfangen würden. Es durfte nicht erlaubt werden, wurde nicht erlaubt und kann auch jetzt nicht erlaubt werden.«

»Und wie hast du's gestoppt, ungeachtet der Folgen?« Ndegwas Stimme klang geziert. »Wie hat der Führer meiner emporkommenden Nation seine bösen Kinder davon abgehalten, ihrem kindlichen Zorn gegen ihre geschworenen Feinde, die niederträchtigen weißen Bwanas, die ihr Land gestohlen haben, Luft zu machen?«

»Ich tat, was du vielleicht auch getan hättest. Ich schickte Leute in die Siedlungen, in die Dörfer und Wälder und zu den weißen Shambas. Erstaunlich, wie wenig Druck dazu nötig war. Manchmal glaube ich, die Kikuyus haben ihren alten Geschmack an Blut verloren.«

Ich halte über meine Schritte und Methoden am besten den Mund, dachte Ndegwa. Meine Schritte waren etwas simpler als seine. Vielleicht weiß er,

daß ich zum Gouverneur ging. Wenn er's nicht weiß, soll er's annehmen, und ich, werde es ebenso ableugnen wie ich jede Kenntnis von den Abmachungen leugne, die er und ich separat mit London getroffen haben, um Xenyatta weiter eingesperrt zu halten.

»Verräterische Worte, aber wahr«, meinte Ndegwa. »Wir haben noch nie viel Mut gehabt, nur zum Opfern hilfloser Tiere – und gelegentlich auch hilfloser Menschen. List und Tücke waren stets unsere starke Seite. Wir brauchen aber ein Volk von Kriegern, kein Volk verdammtter *Babus*, Taxichauffeure und durchtriebener Politiker wie wir beide. Du hast also die Unruhen, ehe sie ausbrachen, erstickt? Gut. Sehr gut. Besonders im Hinblick auf den Flugzeugträger voll Hubschraubertruppen, der genau rechtzeitig in Mombasa gelandet war. Dazu der Massentransport der Duke of Wellington-Infanterie. Glaubst du etwa, die kommen alle hier angebraust, bloß um ihren neuen Militärstützpunkt vor der Stadt zu besichtigen?«

»Gottverdammtter Kahawa-Stützpunkt! Er wird verschwinden, wann wir wollen, und hol die Turkanas und Massais und die ganzen anderen Buschnigger der Teufel. Sie sind nichts als eine Bande unwissender Wilder. Für uns sind sie nutzlos, und das weißt du auch. Die haben bloß ihre Schafe und Viehherden im Kopf und wollen im übrigen in Ruhe gelassen werden. Taugen bloß als Objekt für Touristenkameras. Spielen im Rahmen unserer Pläne überhaupt keine Rolle.«

»Das stimmt schon, mein Freund. Aber als Ganzes gesehen, als Summe, stellen sie einen wesentlichen Bestandteil Afrikas dar. Vielleicht sehnen sie sich auch nach *Uhuru*. Wie kannst du nur so gefühllos und geringschätzig von deinen armen, unterdrückten Brüdern sprechen?« Ndegwas Stimme hob sich in gespielter Erstaunen und unechter Schockierung. »Solche Reden schicken sich wahrhaftig nicht für den prominentesten jungen Nationalisten Ostafrikas. Stell dir vor, die Zeitungen würden von deinen wahren Gefühlen für unsere zerlumpten Verwandten Wind bekommen?«

»Mußt du mich immer hänseln?« Kamaus Stimme klang ernst. »Paß auf, Ndegwa, und um Himmels willen lass den Unsinn und bleib ernst. Überleg dir mal ein paar Punkte. Durch die Hinrichtung Peter Pooles haben die

Briten im Ausland einen sehr guten Eindruck gemacht, und das zu einer Zeit, da die Welt in ihrem Glauben an das afrikanische Verantwortungsbewusstsein schwankend geworden ist. Du hast diese Presseleute gesehen – die in den Speisesaal kamen, die dauernd in der Lounge rumsitzen und trinken; die laufend von Rom und Paris und London hier durchkommen, um daheim dann über Afrika zu schreiben? Diese Leute schreiben eine Unmenge. Du hast die Zeitungen und Nachrichtenmagazine gelesen. Das ist das Feld, auf dem wir heutzutage kämpfen müssen, Ndegwa, in den Zeitungen und Magazinen. Pangas sind veraltet, taugen nichts mehr.«

»Ja, ich weiß.« Ndegwas Stimme hatte ihre sarkastische Schärfe verloren. »Ich weiß es wohl. Und soweit waren wir auch erfolgreich, sogar sehr. Und dieses Jahr sollte das herrliche Jahr der afrikanischen Unabhängigkeit sein. Das Jahr 1960, das goldene Jahr der afrikanischen Selbstbestimmung. Alle waren sie hinter uns. Es war zu schön, um wahr zu sein. Ich hatte immer meine Zweifel.«

Ndegwa schüttelte den Kopf und hielt sein leeres Glas wieder hin.

»Vielleicht krieg' ich einen Rausch, aber es ist mir gleich. Was ich darum gäbe, ein paar, nur ein paar Augenblicke mit Lumumba, Kassavubu und den anderen Moosköpfen in einem dunklen Wald ihres Kongos allein zu sein. All die Jahre der Planung und Hoffnung, der ganze langsame und dann immer schnellere Fortschritt, selbst die Unterdrückung der Wahrheit über Mau Mau ist uns bis heute gelungen. Sie vergaßen sogar das Blut und die Kleinkinderhirne. Wir haben die Welt schon so weit gebracht zu glauben, daß ganz Afrika in Nairobi lebe, wo die edlen Lords ewig die Herzoginnen verführten und alle Siedler versoffene Auswanderer seien, eingestandenermaßen aus England hinausgeworfen, um das Land auszupowern und die Eingeborenen auszubeuten. Alles stand großartig und war klar. Selbst die Konferenz in London letztes Jahr war ein Erfolg, wo wir das Kolonialministerium übers Ohr hauten und kein Aas mehr ein Wort über Koinange oder Gichuru verlor. Und was kriegen wir jetzt dafür? Diesen schwarzen Hyänensohn mit dem komischen Bart und der

Hornbrille! Diesen dämlichen Dieb, diesen Postbeamten, Marktschreier, Lügner, Fanatiker und Schreihals mit seiner weißen Frau und seinen Dummheiten über Dummheiten. Diesen Scheißkerl *Lumumba!*«

»Die Hunde mögen seine Vorfahren schänden!« schrie Kamau plötzlich auf Kikuyu. »Möge er als stinkende Hyäne ewig in der Hölle wandern! Mögen seine Ernte verfaulen und seine Schafe verrecken, seine Töchter Huren werden und seine Söhne mit ihren Müttern Unzucht treiben!«

»Bravo, bravo! Es lebe das verantwortungsbewusste Afrika!« applaudierte Ndegwa höflich, übergang aber sonst den Zornesausbruch. »Die Augen der Welt sind auf den Kongo gerichtet. Und was sehen sie? Betrunkene Nigger am Sonnabendabend. Betrunkene Vergewaltiger, Nonnenkiller, Brandstifter, Guerillas, Insurgenten, Meuterer, Diebe, Lügner, Ignoranten, Unfähige, Überläufer, Zänker, Bürgerkriegssöldner! Ganz Afrika ist heute der Kongo. Der Kongo ist ganz Afrika. Afrika ist eine Nonne mit aufgeschlitztem, mit Steinen gefülltem Bauch. Afrika ist ein Priester mit abgeschnittenen Ohren. Afrika ist ein Ödland mit niedergebrannten Dörfern und hungernden Eingeborenen. Afrika ist nicht mehr die Hoffnung von morgen. Afrika ist –« Ndegwa machte eine Atempause. »Verdammt noch mal, Kamau, ich rede schon wie ein den Mob aufputschender Politiker.«

Kamau hob die Hand.

»Lass mich beenden, was du sagen willst. Afrika ist im Augenblick ein dreckiger Witz, und dieser dreckige Witz wird von einem Mann namens Lumumba erzählt. Man gibt dir die Fackel der Freiheit, und du zündest dich selbst damit an! Dann drehst du dich um und reißt die Vereinten Nationen damit in Stücke, dann hetzt du die Russen gegen die Amerikaner, und dann wirfst du allen alles vor, und dann schmeißt der Premierminister den Präsidenten hinaus und der Präsident den Premier, und die ganze Welt schüttelt sich vor Lachen. Lacht über den Kongo, den Treppenwitz der Welt – und lacht damit über ganz Afrika. Und die Belgier kichern hinter vorgehaltener Hand. So haben sie's geplant, Gott verderbe sie. Sie wußten, als sie abdankten, daß sie die Macht an Kinder weiterreichten. Sie flohen vor den brüllenden Wilden und gewannen die Sympathien der Welt. Wenn

die Schießerei und das Beutemachen vorüber ist, kehren sie zurück und setzen ihre Marionetten ein – ganz still und unmerklich natürlich –«, Kamau artikulierte affektiert und zwitscherte beinahe in seinem Singsang, »– und das Geschäft wird wieder aufblühen, und die Bergwerke werden planmäßig arbeiten, und die Aktienkurse werden steigen, und die Société Générale Belgique und ihre Union Minière werden den Kongo wieder beherrschen, wenn die Russen ihn nicht haben, und dann gibt's einen Weltkrieg und ...« Kamau hörte mit seinem Singsang auf, und seine Stimme klang fast tränenerstickt.

»... und dann werden wir mit unserer schmutzigen Arbeit hier zur allgemeinen Zufriedenheit nie mehr fertig«, schloß Ndegwa kurz. »Weine nicht, Mtoto. Erspare mir das mitleidheischende Zittern in der Rednerstimme, kleiner Junge. Du wirst noch mal an einer Zuckerstange lutschen, wirst eines Tages sechs große Cadillacs und eine weiße Frau haben, wenn du eine willst. Deine dreckig weiß verfärbten kleinen Bälger werden alle in einer höchst pittoresken Welt aufwachsen, vorwiegend schwarz, braun und gelb, und alle blaß vor Angst vor den Roten. Aber das ist morgen. Heute haben wir in Kenia ernste Schwierigkeiten, und ich bin der erste, der's zugibt, und werfe Lumumba und diesem Rudel Riesenaffen, die diese gefährlicheren Biester losgelassen haben, noch ein paar Extraflüche an den Kopf. Es ist fast zum Lachen.« Ndegwa grunzte leise. »Nein, es *ist* zum Lachen. Wir verdammen und verfluchen öffentlich die Belgier, daß sie einem Volk zu früh die Freiheit geschenkt haben, das unfähig ist, sich selbst zu regieren oder seine Force Publique in Schach und die Post in Betrieb zu halten. Und dann sitzen wir beide hier und beschimpfen dieselben Belgier ob ihrer Arglist, eben diese Unabhängigkeit gewährt zu haben. Die Hunde *wußten*, was passieren würde. Sie wußten es, als sie letzten Januar alles Gold aus dem Land verfrachteten und Vorbereitungen trafen, das Land im eigenen, stinkenden Saft schmoren zu lassen. Natürlich hatten sie nicht an das Oberrindvieh Lumumba gedacht und nicht damit gerechnet, daß das gesamte Weltinteresse sich auf den Kongo konzentrieren würde.«

»Und inzwischen haben wir die Weltpresse zu bedenken«, sagte Kamau. »Die Geier haben sich herabgesenkt, allerdings mit dem Unterschied, daß aus den Geiern Adler geworden sind. Die leben von Mist und scheißen Gold. Jetzt liest die Welt und glaubt, was sie liest. Die Welt fängt an, unseren Mumpitz bis zum Erbrechen satt zu haben.«

Ndegwa schob die Füße wieder in seine Slippers und stand auf.

»Ich muß gehen«, sagte er. »Danke für den Brandy und die schönen Worte. Du warst in der Zusammenfassung der Lage höchst beredsam. Ich, nebenbei bemerkt, auch. Die Churchillsche Schule des Vortrags steckt offenbar an. Schade, daß wir die Eloquenz an uns selbst verschwenden mußten. Aber ich glaube nicht, daß unser Volk auf diese harten Wahrheiten im Augenblick ganz vorbereitet ist, wie der weiße Mann sagen würde. Wir müssen uns überlegen, wie wir den Gedanken an die Unabhängigkeit und an Uhuru bei den reichen Völkern draußen populärer machen können. Und wie wir unsere Heißsporne hier niederhalten können, die sich geradezu darum reißen, noch mehr Öl ins Feuer zu gießen. *Xwaberi*, Jüngerer Bruder.«

»Leb wohl, Älterer Bruder«, erwiderte Kamau. »Ich werde der erste sein, der diese Unterredung zwischen uns dementiert. Kannst du einen Vorschlag machen, was wir tun sollen, um einiges von dem verlorenen Boden zurückzugewinnen?«

»Hast du nicht daran gedacht, einen Wohlfahrtsfonds für die Witwe und die Kinder des armen Poole zu gründen?« Lachend drehte sich Ndegwa in der Tür um. »Es würde der Welt zeigen, daß wir vergeben und vergessen können. Nein, ich mach' nur Spaß, Matthew. Ich hielte es aber für angebracht, wenn wir ein Weilchen aus der Stadt verschwänden. Ich möchte fürs neue Jahr und die allgemeinen Wahlen frisch sein. Außerdem möchte ich unseren Freunden in der Opposition jedwede Gelegenheit geben, sich gegenseitig die Gurgel durchzuschneiden.«

»Nun, ich glaube, ich könnte wieder mal nach Amerika fahren und Geld für einen Erziehungsfonds auftreiben – könnte wieder Reden halten«, murmelte Kamau. »Was hattest du im Sinn?«

»Nein, lass *mich* nach Amerika. Wir werden alle auf Reisen gehen. Ich fahre in die Vereinigten Staaten und misch' mich in ihre Präsidentenwahlen ein wie Chruschtschow und dieser bärtige Idiot Castro. Werde so tun, als war' ich Mboya oder mindestens ein UNO-Delegierter und werde die Schwarzen am Ort aufhetzen. Warum fährst du nicht nach England und stiehst dem alten Banda mit seinem ewigen Gejaule über Njassaland und Rhodesien ein paar Schlagzeilen?«

»Du drückst dich ziemlich derb aus«, meinte Kamau lächelnd. »Und Matisia?«

»Nimm ihn mit. Schick ihn auf diese herzzerreißenden Teeparties. Vielleicht kann er noch mehr Gelder für den Erziehungsfonds und die Sympathien der Damen einkassieren. Er ist ein Meister im Einsammeln von Damensympathien. Aber ich mein's durchaus ernst, wenn ich sage, daß wir jetzt, im richtigen Augenblick, von der Bildfläche verschwinden und die anderen Kater sich die Augen auskratzen lassen sollten. Eine Abrechnung in der KANU ist fällig, überfällig, und ich persönlich glaube, daß sie Odinga fallenlassen werden.«

»Wir können Vertrauen in den kommenden Staat Kenia erwecken, Vertrauen in eine künftige schwarze Regierung. Nach dem Kongo ist die Welt bereit, wenigstens einigen schwarzen Männern ihr Ohr zu leihen, die keine Missionare roh zum Frühstück verspeisen«, sagte Kamau.

»Matthew!« Ndegwa war ehrlich schockiert und überrascht. »Du hast ja einen Witz gemacht! Und da wir gerade von Witzen sprechen: ich hielte es für eine köstliche Idee, wenn wir die weißen Führer, die Blundells und Cavendish-Bentincks, sich ganz sich selbst überließen. Sollen sie sich ruhig gegenseitig mit Vorwürfen und möglicherweise mit faulen Eiern bewerfen. Unsere schwarzen Demagogen haben in letzter Zeit soviel Krach geschlagen, daß die Welt kaum hören konnte, wie die weißen Siedler sich gegenseitig verfluchten und beschimpften. Well ... ich muß mich beeilen. Gute Nacht, und halt Matisia den Soho-Striptease-Clubs fern.«

Er duckte sich und schloß leise die Tür hinter sich.

Matthew Kamau starrte lange auf ihre glatte Fläche, bis schließlich auch er seine Schuhe auszog, die Krawatte abnahm und sich aufs Sofa legte, um zu denken. Das Sofa war nicht sehr bequem. Er schwang seine Beine herunter, glitt auf den Boden und hockte sich auf die Fersen. Es war lange her, seit er sich in der Öffentlichkeit so hingesezt hatte, aber in der Zurückgezogenheit seiner eigenen Thingira fühlte er sich in der Hocke immer noch wohler, das Kinn auf den gekreuzten Unterarmen ruhend.

26

Brian riß sich das Kissen vom Kopf und taumelte zum Badezimmer. Er erreichte gerade noch das Becken, bevor er sich übergeben mußte. Er zog sich aus der knienden Lage auf dem Fußboden hoch und erbrach sich noch einmal, aber es kam nichts mehr. Nichts von dem wundervollen Essen von gestern abend. Von dem wundervollen Salm, der wundervollen Schildkrötensuppe mit Sherry, von dem wundervollen Wein und dem wundervollen Knoblauchsteak – kuisha. Alles zum Teufel, wundervoll zum Teufel. Er fühlte sich zehnmal tot.

»Mußt wieder Abstinenzler werden, Dermott«, murmelte er. »Aber nicht gleich, nicht heute.« Als er nach der Brandyflasche langte, schmiss er den Gin um. Aber es war ihm gleich. Ein Schluck Hennessy könnte möglicherweise den Tod für den Augenblick aufschieben. Brian Dermott hatte ganz vergessen, daß es solche Kater überhaupt gab – daß ein Tageskonsum von einer Reihe von Getränken wie Martini, Bier, Scotch Whisky mit Soda, Wein, Benediktiner und Brandy und schließlich noch mehr Scotch im *Senator* eine Tendenz zur Revolte in einem Körper entwickeln würde, der in den letzten sechs Monaten jedes Alkoholgenusses entwöhnt worden war.

Das Telefon klingelte, und Brian sprang auf. Als er den Hörer abnahm, sah er auf seine Uhr. Zehn Uhr morgens. Und er war doch der Bursche, der nie

Ruhe brauchte, ganz gleich, wieviel Schlaf ihm vorher entgangen war oder wieviel er trank? Ah, das war der *alte* Dermott, dachte er. Das neue Modell muß erst eingefahren werden.

»Hallo«, sprach er mit brüchiger Stimme ins Telefon. »Hier ist Brian oder was von ihm übrig ist.« Schlechte Nachrichten kamen immer durchs Telefon, und immer morgens.

»Ich wollte deinen Tag nur vollkommen machen.« Es war Don Bruce, und es klang ekelhaft freundlich. »Was macht dein Kopf, Kamerad? Wenn du mir die Bemerkung gestattest, warst du gestern abend hochgradig besoffen. Aber charmant«, fügte er eiligst hinzu. »Äußerst charmant.«

»Was willst du? Hat's nicht Zeit?« fragte Brian mürrisch in den Hörer. Der Kognak gab ihm einen leichten Halt im Magen, und er fühlte sich kräftig genug, übel zu nehmen.

»Ich hab' ein Geschenk für dich«, antwortete Don. »Dein Polizeistinker, der Tolliver, rief mich gerade an und meldete, er habe einen deiner Untergebenen im Kittchen. Deinen Wilden, Kidogo. Will wissen, ob er ihn weiter im Gefängnis behalten soll oder erschießen oder was?«

»Wo ist er jetzt?«

»Noch in der Zelle. Mehr oder weniger hinter Gittern. Terry sagte, er habe gestern nacht ein gut Teil des Eingeborenenviertels abgegrast, und das Gemetzel sei furchtbar gewesen. Keiner tot, aber eine lange Liste verbeulter Schädel.«

»Ist der Alte in Ordnung?« fragte Brian mit echter Sorge in der Stimme. »Ist Kidogo verletzt?«

»'n bißchen zusammengeschlagen, aber nichts Ernstliches. Die üblichen Beulen und klaffenden Wunden. Du kennst ja die Wogs. Die kämpfen mit unmöglichen Waffen. Aber ich nehme an, die meisten seiner Kameraden sind jetzt Anwarter auf die Nationale Gesundheitshilfe.«

»Steht er unter Anklage?«

»Nein. Tolliver war in Eile. Sagte, er müsse gleich einem obskuren Aufruhr nachgehen und ob ich mich mit dir in Verbindung setzen wolle. Sagte, du könntest den Übeltäter besuchen und gleich mitnehmen. Und

dann sagte er noch, es täte ihm verdammt leid, daß dein Wog die ganze Bande nicht umgebracht hätte, statt ihnen nur sein Wappen aufzudrücken.«

»Um Himmels willen, hör endlich mit deinen amüsanten Bemerkungen auf«, sagte Brian. »Hör zu. Ichühl' mich sauelend. Geh und hol meinen Pavian und bring ihn her. Ich behalt' ihn hier, bis wir abfahren.«

Langsam zog er sich an. Diesmal würde er Safari-Kleidung tragen. Der fleckenübersäte blaue Anzug von gestern sah schlimm aus, wie er so auf den Boden geschmissen dalag.

»Ich muß schon sagen, gestern nacht warst du großartig«, sagte Don Bruce, aus seinem Wagen steigend. »Da hast du deinen Wilden aus Borneo. Ich weiß nicht, wer wüster aussieht, Herr oder Knappe.«

»Bestimmt beide gleich«, sagte Brian. »Komm rein und heb einen mit. Du auch, Nugu. Ich glaube nicht, daß man mich einsperrt, weil ich einem Afrikaner ein Bier kredenzt habe, um seine Schmerzen zu lindern.«

Kidogo grinste mit blaugeschlagenen Lippen.

»Dieses Nairobi ist eine sehr schlimme Stadt, Bwana«, sagte er. »Voll schlechter Menschen. Matata mingi. Viel Verdruss.«

»Das glaub' ich gerne«, erwiderte Brian. »Lass dich ansehen. Hmmmm.«

Kidogo gab tatsächlich ein tolles Bild ab. Das eine Auge war vollkommen geschlossen. Seine Backen strotzten von Heftpflastern, und die geschwollenen Finger einer Hand guckten aus einer Leukoplast-Armbinde hervor. Als er wieder grinste, den Bierschaum vom Munde wischend, waren seine Lippen geschwollen, und er schien auch ein paar Zähne eingebüßt zu haben. Durch sein völlig zerrissenes Hemd sah man seine mit Pflaster umwickelten Rippen. Einer seiner langen durchstochenen Ohrlappen war offenbar durchgebissen und eiligst genäht worden.

»Was ist dir denn passiert?« fragte Brian den Afrikaner. »In was für ein Shauri bist du geraten?«

»Shauri ya Kishenzi«, antwortete Kidogo ruhig. »Uhuru kabisa.«

»Und was soll das heißen? Dumme Sache wegen zu viel Uhuru?«

Kidogo kratzte sich den Kopf mit der heilen Hand. Dann zuckte er die Schultern.

»Als ich dich verließ, hatte ich Geld. Genug für Bier und Essen. Ich war nicht hungrig. Ich trank also in einem kleinen Laden in Kaleleni ein bißchen Bier. Kurz danach kamen einige Männer und Frauen herein und tranken auch Bier. Dann lachten sie über meine Kleidung.«

Kidogo wollte ausspucken, sah dann aber auf den Teppich und besann sich eines besseren.

»Es waren keine richtigen Männer. Städter – wertlos, bestimmt nicht beschnitten. Aber alt genug, um zu wissen, daß man einen Mann aus dem Wald nicht auslacht. Sie trugen Weiße-Männer-Schuhe und lachten mich aus, weil ich keine trug.«

»Und?«

»Sikusema Kitu. Ich sagte nichts. Du hast mir gesagt, ich solle mich in nichts einlassen. Ich bestellte also noch mehr Bier und stutzte mir den Bart mit meinem Messer. Als ich das Bier ausgetrunken hatte, bestellte ich mir noch eins. Dann lachten die Männer wieder und fragten mich, ob ich das Geld gestohlen hätte. Sie fragten, ob das Geld auf Bäumen wachse oder in Bienennestern zu finden sei. Ich sagte nichts. Ich spreche nicht mit geschwätzigen Affen.«

»Weiter«, sagte Brian. »Was dann?«

»Nichts, nicht viel. Sie stellten mir viele beleidigende Fragen – ob ich eine Kipande hätte wie die anderen zahmen Nigger des weißen Mannes. Ich sagte ihnen, ich brauche keinen Ausweis schwarz auf weiß, wer ich sei. Jedermann wisse, daß ich für meinen Bwana arbeite, und daß ich kein Hundeschiß sei, der einen Ausweis mit sich herumzutragen habe als Beweis, daß er kein Dieb oder gerade aus dem Gefängnis entwichen sei.«

»Gut gebrüllt, Löwe«, sagte Don Bruce. »Und was sonst noch, Mzee?«

Kidogo sah ihn mit einem verständnisvollen Blick an.

»Ich sagte ihnen, daß die Sorte Männer, die sie nie kennenlernen würden außer als Choo-Wallahs – Toilettenaufseher – mich mit Mzee anredeten, achtbarer Älterer, oder Baba, wie sie ihre eigenen Väter nannten. Einige der anderen Männer lachten, als ich das sagte, und einer wurde zornig. Aber ich

nahm mich immer noch zusammen. Ich bestellte mir noch ein Bier und bezahlte.«

»Und abgesehen davon, daß du deine Würde bewahrtest und wie ein richtiger Älterer Bier trankst, was spielte sich sonst noch ab?« fragte Brian.

»Nicht viel. Es war ein Schemel im Laden, und ich saß drauf. Ich blieb weiter sitzen, bis sie mich einiges über Uhuru fragten.«

»Was sagten sie?«

»Sie fragten mich, wo ein Mann wie ich, ein Ndrobo aus den Wäldern, stehen würde, wenn Uhuru käme und sich alles in Afrika änderte.«

»Und was sagtest du darauf?« Brian kniff die Augen zu.

»Ich sagte, wenn Uhuru käme, was immer das auch sei, stünde ich selbstverständlich zu meinem Bwana. Worauf sie laut lachten, und einer sagte: ›Wenn Uhuru kommt, töten wir deinen Bwana, nehmen ihm seine Lastwagen, seinen Landrover, seine Gewehre, Ländereien und sein Geld weg, und wenn wir deinen Bwana töten, bringen wir auch dich und deinesgleichen, die vor den Bwanas knien, um. Und wir nehmen ihm seine Frauen weg und beschneiden sie alle, um sie anständig zu machen, bevor wir sie gebrauchen.««

»Und was hast du darauf erwidert?«

»Sikusema Kitu. Nichts. Ich packte meinen Schemel an zwei Beinen und ließ ihn auf den Mann niedersausen, der am lautesten lachte und sagte, er werde dich töten. Ich schlug ihm mit dem Schemel den Schädel ein. Dann schlug ich dem, der am zweitlautesten gelacht hatte, den Schädel ein. Darauf sprang mir eine der Frauen auf den Rücken, eine andere schlug mir eine Flasche über den Kopf. Dann riß mir ein anderer Mann den Schemel aus der Hand, worauf ich mein Messer zog und es ihm in den Bauch stach, aber leider nicht tief genug, fürchte ich. Dann sprangen sie mich alle an und schlugen auf mich ein, und ich konnte eine Frau beißen und jemand anders wieder das Messer in den Leib stechen und möglicherweise die Männlichkeit eines dritten mit meinem Knie ernstlich verletzen, wenn er überhaupt eine hatte. Und dann zerrten sie mich auf den Boden und versuchten, mich zu töten. Aber da kamen die *Askaris* und warfen mich in

das Kingi Georgi Hoteli. Mich störte es nicht, ich bedauerte nur, daß sie mir mein Messer wegnahmen. Denn ich war voll Bier, und es war lange her, daß ich Menschenblut gesehen oder einen Schädelknochen hatte krachen hören. In der Zelle schlief ich bis heut' morgen, bis der Große Bwana Polisi hereinkam, du weißt ja, der Bwana Polisi vom Berg, der uns in den guten alten Tagen half, die Mau Mau zu jagen.«

»Keine Toten,nehm' ich an?« Brian wandte sich an Don Bruce.

»Einer ist ziemlich hart angeschlagen, der mit dem Loch im Bauch. Terry sagte, er habe kein Protokoll aufgesetzt, und es wäre vielleicht besser, wenn du deinen wilden Mann aus der Stadt bugsierst, falls der Bursche wirklich abkratzen sollte und Anklage erhoben werden müßte. Anständiger Kerl, der Tolliver. Schien sich über die ganze Sache höchlichst zu amüsieren.«

Brian wandte sich stirnrunzelnd an Kidogo.

»Ich schäme mich sehr deinetwegen, daß du dich in der Stadt so aufführst«, sagte er. »Du bringst Schande über mich mit solchen Schlägereien. Ich hab' dir immer wieder gesagt, daß diese Stadtleute nicht wie du und ich sind. Sie verstehen uns nicht. So, und nun sag Kwaheri zu dem Bwana Don, der dich herausholte. Und dann will ich mir deine Wunden ansehen. Fährst du jetzt, Donald?«

»Sobald ich Peggy und die Kinder aufgeladen habe. Kwaheri, Kidogo. Wiedersehen, Brian. Hör' ich von dir wegen der Farm?«

»Jawohl. Hoffentlich hab' ich mich nicht selbst allzu schlecht benommen gestern abend. Hab' ich mit dem Besuch der Polizei zu rechnen, oder?«

Don grinste.

»War nicht so schlimm. Ich mußte dich ein paar Mal davon abhalten, den Revolver zu ziehen. Du wolltest einen harmlosen Burschen lebend verspeisen, armer Kerl. Aber es gelang uns, dich und die kleine Luftlinien-Bibi intakt heimzubringen. War 'ne Süße. Das solltest du kultivieren. *Ich* tät's, wenn ich glaubte, Peggy ließe mir's durchgehen.«

»Wenn ich bloß noch wüsste, wie sie heißt«, sagte Brian sinnend. Dann hob er die Hand: »Paß auf dich auf, Don.«

»So«, sagte er zu Kidogo, während er die verschiedenen Schnittwunden und Quetschungen untersuchte, »da muß noch mehr dahinter stecken, als das Nashorn sehen kann. Was?«

»Bwana«, sagte der Mann Kidogo. »Mir gefallen die Zeiten nicht mehr. Es wird so viel Schlechtes geredet. Ich war gar nicht so betrunken, als ich mich mit denen herumschlug. Das sind schlechte Menschen, Bwana. Sie sind am Ende, und da sie am Ende sind, so wollen sie, daß alle zum Teufel gehen. Sie sind wie wilde Hunde, die kein Wild zu jagen haben, also fressen sie sich gegenseitig auf. Sie werden Leuten wie mir – und es gibt viel Leute wie mich – mit diesem Affengeschwätz über Uhuru und Sachen des weißen Mannes, die sie nicht verstehen, noch viel Schaden zufügen. Sie hassen Leute wie mich, Bwana. Ich glaube, sie schämen sich wie Affen, die sich einen Männerhut aufgesetzt haben und doch genau wissen, daß sie immer noch Affen sind.«

»Ich weiß, Kamerad, ich weiß, ich weiß«, erwiderte Brian. »Und mir scheint, diese Stadt ist für unsereinen im Augenblick nicht der richtige Aufenthaltsort. Ich schlage vor, du trinkst noch ein Bier, und dann suchen wir den Bwana Philip und fahren nach Hause. Und dann kehren wir zu unserer Safari und den Elefanten zurück.«

»Das ist gut«, sagte Kidogo. »Dann bist du mir also nicht böse, Bwana, daß ich mich mit diesen Schakalen geschlagen habe? Was du sagtest, hörte sich nicht sehr zornig an, und der Bwana Polisi war auch nicht zornig – hat sogar gelacht und mir Shilingi geschenkt.«

»Ich bin nicht böse, Baba. Ich will bloß nicht, daß dir diese Schakale etwas antun. Hyänen reißen den alten Löwen nieder. So, und nun los, trink dein Bier, hol mir meine Tasche, und dann aber kuenda, nichts wie raus aus diesem verfluchten Dorf.«

»Ja, Bwana«, sagte Kidogo. »Und, Bwana?«

»Mmmmm?«

»Wenn Uhuru kommt, wie die da sagen«, Kidigo grinste hinter seinen zerschlagenen Lippen, »wenn Uhuru kommt, dann wär's vielleicht besser, wenn *ich* der weiße Jäger wäre und du den Gewehrträger machtest. Natürlich mußt du mich dann mit Bwana anreden, aber ich werde dich nicht schlagen, wenn du deine Arbeit gut machst, die Kunden bei guter Laune, die Gewehre sauber und die Wagen in anständigem Zustand hältst. Ich werde dir sogar von Zeit zu Zeit etwas Pombe geben, wenn du mir versprichst, dich nicht zu betrinken und mir in der Stadt keine Schande zu machen.« Kidogo brüllte vor Lachen und klatschte sich auf den Schenkel.

Brian stieß ihn lachend an.

»Si mbaya. Gar kein so blödsinniger Gedanke«, murmelte er. »So hätte ich wenigstens einen Job. Komm, Nugu, steig ein. Ich möchte den Gestank dieses Nestes aus der Nase kriegen und wieder frische Luft atmen.«

27

Die Räder des Wagens knirschten auf dem gelben Kies der Auffahrt, die von dem harten, trockenen, ausgefahrenen Lehmweg abzweigete, sich um den Fuß des grünen, waldbestandenen Hügels wand und sanft zur Glenburnie Farm anstieg, die behaglich wie immer, gleich einem faulen alten Mann in seinem Lieblingssessel, dahockte.

Die hohen, borkigen Bäume um das alte Steinhaus waren staubiggrün, die Feigenbäume und Zedern schimmerten in der Hitze, und die gesprenkelten Dornakazien in der Ferne sahen in der untergehenden Sonne und dem in ihren Strahlen tanzenden Staub noch goldener aus. Die großen, purpurroten Jacaranda-Trauerblüten waren abgefallen und trockneten ihre Tränen auf dem Rasen; sie waren schon längst von den gelb werdenden Halmen gefegt worden, die jetzt steif und verdorrt unter der Sonne standen. Aber der blaue Teich beherbergte immer noch seine russischen Enten und schwatzhaften einheimischen grauen Gänse, und der italienisch angelegte Blumengarten

gab immer noch eine standhafte grüne Oase auf der weiten, braungebrannten Weide ab. Gott allein wußte, wieviel Wasser Tante Charlotte an ihre kostbaren Rosen und die welken Cannas, die den Küchengarten einsäumten und sich ausschweifend vom Rasen zum Teich hinzogen, verschwendete. Seine Tante begoss unentwegt die blödesten Blumen, dachte Brian; selbst in den alten Tagen hatte sie's getan, als das Vieh vor Durst brüllte und man sich nur jeden zweiten Tag rasierte, um Wasser zu sparen.

Philip Dermott fuhr den Wagen in einem knirschenden Kieswirbel vors Haus und stellte den Motor ab, der noch ein paar Mal tuckerte. Auf der breiten Veranda hinter den niederen, mit Bougainvillea bedeckten Mörtelmauern, die das Haus umgaben, saß Charlotte Stuart in ihrem weitausgezogenen, lederbespannten Lieblingssessel. Je älter sie wurden, desto mehr schienen die alte Dame und das Haus eins zu werden, bis sie beide wohl mit dem Hügel verschmelzen würden. Sie schienen alle zusammenzugehören, dachte Brian. Der Berg, die alte Dame, das Haus und der Hügel, der sich nicht verändert hatte und sich nicht verändern würde, ganz gleich, was die Nigs taten und wen sie an einem kurzen Donnerstagabend aufhängten.

Brian stieg aus und ging die Treppe zur Veranda hinauf.

Wie üblich zeigte die alte Dame keine besondere Begeisterung über die Heimkehr ihres Neffen. Onkel Mac Stuart hatte immer gern die Bemerkung gemacht, wenn jemand erfolgreich den Mond erobert hätte, würde Charlotte sich wahrscheinlich nach dem Preis von Kräuterkäse erkundigen. Jetzt saß sie auf der schattigen vorderen Veranda, eine leere Zigarettenspitze zwischen ihren starken, von der Stange bezogenen Zähnen, die Hände ruhig auf dem gewölbten, in ein Korsett gepressten Magen, und ihr üppiger Busen hob sich unter ihrem fleischigen, starken Kinn. Die bernsteingelben Augen blickten gelassen unter ihren wirren rötlichen Brauen, während sie zu den mächtigen Fängen des Mount Kenya hinüberblickte. Zwei graue Cairn-Terrier, die irgendwie an Onkel Mac erinnerten, schliefen neben ihr auf der Veranda und machten keine Anstalten, aufzustehen, als Brian die Treppe

heraufkam. Ein langer Stock mit silbernem Knauf lehnte an ihrem Sessel, und ein verbundenes Bein ruhte steif auf einem Kniekissen.

»Hast du Zigaretten bei dir?« fragte sie, ohne die Spitze aus dem Mund zu nehmen. »Meine habe ich alle geraucht, und es ist mir zu umständlich, Juma zu rufen und mir welche bringen zu lassen. Tatsächlich«, sagte sie grinsend, »war ich ein bißchen eingenickt. Du hast mich beinahe dabei erwischt. Und wem oder was haben wir die Ehre deiner unerwarteten Anwesenheit zu verdanken? Ich dachte, du seist mit deinen Touristen auf Jagd.«

Brian grinste zurück. Er gab ihr eine Zigarette, zündete sie an und beugte sich dann hinunter, um sie zu küssen.

»Wollte bloß 'ne Gratismahlzeit schnorren«, antwortete er. »Ich kam gerade vorbei und ...«

Sie paffte an der Zigarette und deutete mit dem Stock nach ihm.

»Hör auf«, sagte sie, lehnte sich im Sessel zurück, wodurch ihr Profil, das einst so reizend gewesen war und selbst jetzt unverkennbar gut aussah, betont wurde. Ihr verstorbener Mann hatte unter anderem auch mal gesagt, Charlotte erinnere ihn immer an eine Rennjacht, die mit vollen Segeln in einer steifen Brise auf Heimatkurs liege. Jetzt sah sie beinahe wie ein römischer Kaiser aus – dieselbe Nase wie Brians, stolz-gerade, scharf geschnitten von der Spitze zu den Flügeln, hohe Backenknochen, das fleischige Kinn fest und stark und ohne Doppelkinn.

»Weißt du«, sagte sie jetzt träge, »ich habe dich beobachtet, als du die Treppe heraufkamst. Wenn wir die Uhr zurückstellen könnten, sagen wir bei mir vierzig Jahre, würden wir uns ähneln wie ein Ei dem anderen. Selbst dein Haar wird so grau wie meins – 'ne Art Tweedeffekt.« Sie fuhr sich über das Haar, das ihr in einem schweren, lockeren Knoten im Nacken lag. Ihre Stimme, leicht irisch-fröhlich, tief und weich, klang männlich. Sie sah aus wie eine Herzogin – gesund, gut, voll Schwung, diese seine Tante Charlotte, die mehr als ein halbes Jahrhundert ihres Lebens in den launenhaften roten Boden hineingepflügt hatte, der sie und ihren Mann erst in ihren mittleren Jahren reich gemacht hatte.

Die Jahre hatten die bernsteingelben, scharfen Augen nicht merkbar verblassen lassen – sie blickten nach wie vor hell unter den wirren, rötlichen Brauen hervor. Ihre Bewegungen waren jetzt überlegter wegen des kranken Beins, aber wenn sie das Kinn hob oder eine schnelle Handbewegung machte, war das immer noch respekttheischend und konnte wie elektrisch geladen wirken. Sie war die Memsaab Mkubwa – die Große Missus –, wie das halbe Tausend Eingeborener, das auf ihrem Land arbeitete, sie ins Gesicht und hinter ihrem Rücken nannte, wie ihr Mann bei ihnen der Bwana Mkubwa hieß, obgleich Mac Stuart ein kleiner, drahtiger Mann mit entrüsteten hellblauen Augen und einer scharfen schottischen Zunge gewesen war. Die Memsaab Mkubwa und der Bwana Mkubwa waren immer sehr gut miteinander ausgekommen, bis der Große Bwana – eines Tages fortgeschleppt worden war. Erst, nachdem Mac Stuart entführt worden war, um auf ›Dem Berg‹ getötet zu werden, gab seine Frau zu, daß sie im rechten Bein Schmerzen hatte, und legte sich mit einer schweren Venenentzündung zu Bett.

»Wohlbehalten zurück und offenbar von dem Mshenzileben, das du führst, nicht mal angeknackt? Habe ich recht gehört, daß deine – daß Valerie wieder nach Kenia gekommen ist?« Die alte Dame zwinkerte ihm zu. Dann fröstelte sie ein wenig, als die Abendbrise Kühle auf die breite, schattige Vorderveranda wehte.

»Da hast du richtig gehört«, erwiderte Brian. »Ich hab' sie vor noch nicht vierzehn Tagen wieder ins Flugzeug nach England verfrachtet.«

»Ich hätte allerdings angenommen, daß sie uns besuchen würde«, meinte Charlotte Stuart. »Dies war doch schließlich mal ihre Heimat, wenn auch nur für kurze Zeit. Trotzdem.«

»Sie sagte, sie sei der Sache nicht gewachsen«, sagte Brian kurz. »Und mir auch nicht. Deshalb ist sie wieder nach England zurück. Für immer, sagt sie.«

»Sie war nicht für das Kenia-Leben geboren«, erwiderte seine Tante. »Paßte nicht hierher. Gut, daß du sie los bist. Wird Zeit, daß du wieder heiratest.«

»Das eilt nicht«, entgegnete Brian. »Und wie geht's dir denn so, meine liebe Memsaab?«

»Ganz gut, kann nicht klagen. Bloß der Rheumatismus macht mir zu schaffen«, sagte die alte Dame, lächelnd ihre falschen Zähne entblößend. »Ich fühle mich wie ein alter Löwe in einer feuchten Nacht. Möchte grunzen und murren. Es ist dieses verflixte Bein. Du siehst ganz gut aus für einen weißen Jäger. Immer noch nüchtern, schätz ich, was ganz erfreulich ist, wenn man die Gesellschaft bedenkt, in der du verkehrst. Was machen denn die französischen Gräfinnen und die Ölmillionäre aus Texas? Auf der Höhe?«

»So ungefähr das gleiche«, antwortete Brian. »Die gegenwärtige Safari läßt sich ganz erfolgreich an. Hab' einen herrlichen Löwen erwischt – großer Bursche mit schwarzer Mähne – und soweit auch einen guten Elefanten. Und die Leute scheinen nett zu sein. Aber du irrst, wenn du glaubst, ich sei nüchtern. Ich bin's nämlich nicht ganz.«

»Ich dachte, du seist unter die Abstinenzler gegangen«, sagte die alte Frau. »Zum Wohl von Körper und Seele.«

»Aus eben diesem Grund hab' ich gestern gesündigt«, erwiderte Brian leichthin. »Hauptsächlich zum Wohl meiner Seele. Sie war schon ganz abgestanden und schal. Wo sind mein Gratisdoktor und seine Frau? Ich kann mich ja gleich in einem Abwaschen von euch allen ausschimpfen lassen.«

»Ich schimpf dich nicht aus«, meinte Charlotte Stuart. »Ich habe deinem verstorbenen Vater nie Strafpredigten gehalten und fang's bei dir auch nicht an. Du riskierst deinen eigenen Kopf, hast du zu verantworten. Ohnehin ist's zu spät, dir Ratschläge zu geben; damit hätte ich früher anfangen müssen. George und Nell sind ins Dorf gefahren. Müßten eigentlich bald zurück sein. Würdest du der alten Dame eventuell einen Gin und Vermouth mixen? Ich sitze zu bequem in meinem Sessel.«

Brian legte seiner Tante die Hand auf die Schulter, und sie blickte auf und lächelte wieder. Wenn sie lächelte, sah man ihr das Alter nicht an. Die Zahnprothese war sehr gut gemacht.

»Weißt du, wir sehen tatsächlich wie Geschwister aus. Nur, daß du jünger wirkst als ich. Klar werd' ich dir einen Drink mixen. Ich will mir bloß noch schnell den Kenia-Schmutz vom Gesicht waschen, dann komm' ich gleich.«

»Hat man den armen Kerl gehängt?« fragte seine Tante. Die Frage klang nebensächlich, hingeworfen, als erkundigte sie sich nach dem Befinden eines kranken Tiers.

Brian blieb in der Tür stehen.

»Ja. Auf die Minute pünktlich.«

»Hmmm.« Die alte Dame grunzte. »Sehr schlecht in jeder Hinsicht. Nicht mehr wie in den alten Tagen. Beeil dich mit dem Gin, es wird kühl hier draußen.«

28

Brian war schon lange erwachsen, eine Ewigkeit, schien es ihm manchmal, aber er hatte das gewisse Erregungsgefühl nie ganz in sich besiegen können, das er empfand, wenn er ›heimkam‹. Wenn er in das alte Zimmer trat – dasselbe große Zimmer, in dem seit seiner frühesten Kindheit sehr wenig verändert worden war.

Was hatte der Bursche gesagt? Das alles einschrumpfe, wenn man älter werde? Dieses Zimmer hier war nie eingeschrumpft und würde nie schrumpfen. Der Kamin aus rohbehauenen rotem Sandstein an der Wand, wo die Bücher standen, war immer noch groß genug, daß ein Junge, ohne sich zu bücken, hineintreten konnte. Die riesigen Kapbüffelhörner über dem Sims sahen etwas staubiger aus als sonst, aber nicht viel.

Die Stoßzähne hingen auch noch da, die riesigen Zähne des Elefanten, den Onkel Mac geschossen hatte, als er als junger Feldmesser im Busch herumgestrichen war. Und dort, in der anderen Ecke, stand auf einem Podest der kleine Flügel, den Tante Charlotte unbedingt für Schwester Nell hatte kaufen müssen, als Mac Stuart sich den feinsten Billardtisch von ganz

Kenia bestellte. Dieser Tisch war eine Art Schrein, ein Altar, der in einem extra angebauten Zimmer seinen besonderen Platz hatte. Man betrat es vom Esszimmer aus über ein paar abwärts führende Stufen, denn das große Haus schmiegte sich an den Hügel an.

Hinter dem Flügel hing das alte Ölporträt von Brians Mutter – das sich im Schatten besser machte als unter dem grellen, von Juma angeknipsten Licht, dessen Elektrizität von dem privaten Dynamo stammte, den man im Garten hinter Onkel Macs Spielzimmer summen hören konnte. Onkel Macs Billardzimmer war eine reine Thingira – eine Männerdomäne; streng maskulin mit seinen auf Mahagoniplatten montierten Bongo- und Buschbockhörnern; dazu ein sehr langes Rhinozeroshorn und ein paar uralte, roh gegerbte, an die Wand gespannte Löwenfelle. Es waren keine Jagdtrophäen, in der Absicht geschossen, Wände damit zu dekorieren. Es waren lediglich Erinnerungen an Tiere, die Onkel Mac aus dem Busch angesprungen hatten, als er im zweiten Jahrzehnt des Jahrhunderts die Berge kartographierte. Er hatte sie mit echt schottischer Tüchtigkeit erlegt, um nicht totgetrampelt oder zerrissen zu werden.

Brian liebte das alte Haus seiner Tante. Er war schon als kleiner Junge gerne hierher gekommen, als Gast, während seine Mutter im Wochenbett lag; oder zu einem längeren Aufenthalt mit Mutter und Schwesterchen, wenn sich sein Vater auf irgendeiner verrückten Expedition befand. Das Haus war Zimmer um Zimmer, wie sie gebraucht wurden, gebaut worden und breitete sich den Hügel hinan und nach allen Seiten aus, wie die Lage es gerade erforderte. Es sah nach seinen Bewohnern aus und roch nach ihnen; es war ein Haus, das das Eigentumsrecht an ihm und persönliche Einrichtungen still und in allem akzeptierte, angefangen bei den in Leder gerahmten Photos von Freunden und Verwandten, die auf den Seitentischchen standen, bis zu den Sjamboks und Speeren an den Wänden. Tante Charlotte hatte seit Onkel Macs Tod vor acht Jahren nichts verändert. Ihr tiefer, weichgepolsterter Ledersessel stand seinem verwaisten schäbigen Thron vor dem Kamin gegenüber, und die Kaminecke war von einem Sofa eingerahmt, um die abendliche Gruppe recht bequem aufzunehmen, die dort

immer ihren Kaffee trank. Der Kamin und zwei hineingebaute Steinsitze – Brian hatte als Junge immer so gern *im* Kamin gesessen. Jetzt hatten die Cairn Terriers die Plätze usurpiert und kuschelten sich auf ihren auf die Steinsitze gelegten zerlumpten Decken möglichst nah bei seiner Tante.

Nichts würde sich in diesem Haus je verändern; Tante Charlotte nicht, nicht die noch lebendige Gegenwart Onkel Macs – nicht der Berg, an den das Haus sich sicher lehnte, wie Tante Charlotte sich auf ihren Stock mit Silberknauf stützte. Nur ganz gelegentlich wurde einiges neu arrangiert, um mit der Zeit zu gehen.

Aber bei Gott, dachte Brian, ich muß mir bald mal einen Monat Urlaub nehmen und ein paar Jagdtrophäen schießen, ehe die Wogs das ganze anständige Wild abknallen. Das meiste war ziemlich schäbig – abgewetzt. Die Jahre und die Sonne hatten die Leopardenfelle gebleicht, die auf der Rücklehne der mit gefleckten Kuhhäuten überzogenen Divane ausgebreitet lagen. Sie waren fast albino-weiß und im Fell sehr unregelmäßig. Die auf dem eingeölten, kirschrot-dunklen Zedernboden hier und da verteilten Zebrafelle waren an stark benutzten Stellen kahlgetreten wie die Furt eines ausgetrockneten Flussbettes oben im Norden von dem endlosen Getrampel der Füße von Männern und Kindern und Hunden und hornsohligen afrikanischen Trägern.

Die paar an die rotgeäderten Zedernholzwände genagelten Gehörn – und Schädeltrophäen: das Kudu, die Tabora-Pferdeantilope, die vierundvierzig Zoll langen Rappenantilopenhörner, der Rekord-Wasserbock und die Hauer des großen Warzenschweines hatten alle dagehangen, solange er denken konnte. Sie sahen grämlich, müde und staubig aus. Der alte Juma war schon zu steif in den Knochen, um hinaufzusteigen und sie mal wieder richtig abzustauben. Vielleicht sollte man gelegentlich ein ernstes Wort mit Nell über die Einarbeitung eines Nachfolgers für Juma reden – obgleich der empfindliche Alte über diesen Vorschlag Zetermordio schreien würde.

Alles aus der geliebten Vergangenheit war hier; das Messing und die gehämmerten Silbertablets aus Benares an den Wänden; die geschnitzten Teakkommoden und die runden, messingbeschlagenen Kohlenpfannen aus

Sansibar; die Fetische aus Ebenholz, die Colobus-Affenfell-Umhänge und die Kriegskleidung aus Marabu-Storch-Federn; die Speere und Schilde, die Simis in ihren roten Lederscheiden. Zugegeben, die Bücherregale hatten sich vermehrt. Zu ihrem ursprünglichen Inhalt rohledergebundener Journale und den gesammelten Werken von Burns und Sir Walter Scott, zu Büchern von Bell und Speke, Baker und Selous war noch einiges hinzugekommen, denn Brian hatte der naturwissenschaftlichen Bibliothek seines Vaters ziemlich wahllos Neues hinzugefügt, und die Kunden schickten ihm immer weitere Stöße neuer und teurer Bücher mit farbenprächtigen Illustrationen.

Brian ging in sein Zimmer zurück, um seinen staubigen Anzug aus- und eine bequeme Kordhose und ein weiches Flanellhemd anzuziehen. Das alte Zimmer hatte sich seit seiner Kindheit auch nicht verändert, dachte er. Es war Vetter Ians Zimmer gewesen und enthielt noch alle Kindersachen von damals: die Knabenbücher – Tarzan und alles von Zane Grey – und einen kompletten Satz Hörner; sogar Tommies und Buschböcke, nicht sehr gute; einen kleinen Schild und einen verschimmelten Köcher voller Pfeile mit einem ungespannten Bogen in Knabengröße.

Brian hatte das alte Kinderzimmer gern. Er hatte es nach Ians Tod bezogen – und war wieder zu ihm zurückgekehrt, nachdem Val fortgegangen war. Er nahm an, daß Nell und sein neuer Schwager sich in dem hypermodernen Anbau, den er mit eigener Hand für sich und Valerie errichtet hatte, wohlfühlten. Eines Tages mußte er doch mal um's Haus gehen und sehen, was Nell aus dem Anbau gemacht hatte, dachte er, sich die Hände im Becken waschend. Aber nicht gleich.

Juma, der uralte Hauptboy, klapperte vor dem Gewehrständer herum, als Brian ins Zimmer zurückkam. Ein Feuer begann zaghaft aus der kleinen Pyramide von Gerberaakazienzweigen unter den groben Scheiten gespaltenen Zedernholzes zu flackern und würde bald große, einschmeichelnde Duftwellen im Zimmer verbreiten.

»Hallo, Jomo«, sagte Brian und gab ihm einen Klaps auf den dicken Hintern unter dem weißen Kanzu. Juma war ein Msuaheli von der Küste, der unter seiner angeblich arabischen Haut nur ein ganz klein wenig

kongolesischer Kannibale war, und den es immer ärgerte, wenn man ihn nach dem Kikuyuführer ›Jomo‹ nannte. Er sah etwa neunhundert Jahre alt aus, war umständlich wie eine alte Frau, und sein Gesicht unter dem roten Fez glich einer verdrossenen Backpflaume.

»Wo bleibt mein Drink?« rief Charlotte Stuart von der Veranda.

»Kommt gleich, Tantchen«, antwortete Brian und gab Juma im Vorbeigehen einen freundschaftlichen Tritt. »Sieh dich vor, Kenyatta«, sagte er. »Vielleicht müssen wir dich eines Tages doch noch aufhängen.«

Juma murmelte etwas und begann die Lampen anzuknipsen. Dann würde er in die Küche gehen und die *Hors d'oeuvres* anrichten, die der Kleine Bwana so gern hatte – die Anchovis und Salzmandeln, Kartoffelchips und knusprige Schweinekruste – Jumas Moslemseele krümmte sich – *Schweinekruste*, Allah soll mich schützen, die in den luftdicht versiegelten Büchsen aus der großen Duka in Nyeri kamen. Es war gut, den Kleinen Bwana hier zu haben, auch wenn es nie sehr lange war und trotz seiner Vorliebe für unmögliche Gerichte. Vielleicht würde der Kleine Bwana eines Tages wieder ganz nach Hause kommen und ein paar Kinder haben. Vor langer Zeit hatte der Kleine Bwana ihm versprochen, einen Knaben nach ihm zu nennen. »Ich werd' ihn Juma taufen, wenn es ein Idiot wird«, hatte der Kleine Bwana gesagt. Aber das war, als der Kleine Bwana noch öfter lachte.

»Hast dir aber Zeit gelassen mit meinem Drink, muß ich schon sagen«, empfing Charlotte Stuart ihn, ungeduldig ihren Stock auf den Boden stoßend. »Da hätte ich auch selber gehen können.«

»Ich mußte mich umziehen«, erwiderte Brian. »Die Straße ist eine einzige Staubwolke. Cheerio, meine Liebe.« Er stieß mit der alten Dame an. »Läuft's gut auf der Farm?«

»Wie üblich. Ich mag diese Dürre nicht. Dauert mir zu lange. Hier geht es noch 'ne Weile, aber neulich traf ich T.B. in Nairobi, und er erzählte, im Massailand sei die Lage ganz furchtbar – die Loita-Stämme trieben ihr Vieh ins Tsetsegebiet. Das gefällt mir nicht. Ganz und gar nicht für uns hier auf der anderen Seite.«

Brian setzte sich auf die Treppe und sah seine Tante an.

»Nein, mir auch nicht. Die ganzen Jahre, in denen ich im Massagebiet gejagt habe, hab' ich nur ein halbes Dutzend Mal erlebt, daß sie tief ins Tsetsegebiet gezogen sind. Jedes Mal, wenn ein Massai seine Rinder der Tsetsefliege aussetzt, in der Hoffnung, wenigstens ein paar zu retten, statt alle zu verlieren, wird's für uns brenzlich.«

»Für uns im besonderen nicht so sehr«, erwiderte die alte Frau. »Wir haben genug Wasser hier, wenn wir aufpassen. Aber südlich von Naivasha ist alles ausgebrannt, und kochentrocken westlich von Kitale. Nun, ich kann das Wetter nicht bestimmen. Es ist eins der wenigen Dinge, die wir Ngai überlassen müssen –«, sie nickte zum Berg hinüber, »– in dieser Zeit, in der man für alles andere, einschließlich Kindermachen, Maschinen hat. Gott scheint das Wetter immer noch zu kontrollieren.«

Sie saßen eine Weile schweigend da und nippten an ihren Getränken. Dann fragte Charlotte Stuart plötzlich:

»Hast du eine Ahnung, wieviel du wert bist?«

Brian sah verblüfft aus. »Nein, eigentlich nicht. Ich hab' mir nie Gedanken darüber gemacht. Ich brauch' nicht viel Geld. Ich lebe von meinen Kunden, und der Gewinn der Firma kommt auf die Bank. Natürlich schick' ich Val Geld. Ich hab' keinen Sinn fürs Geschäftliche.«

»Ich meinte nicht dein Safari-Geld. Und Valerie zähle ich nicht mit. Hab's nie getan. Ich meine die Farm. Ihr Wert steigt von Jahr zu Jahr. Ich wollte bloß wissen, was du mit ihr machen willst, wenn ich einmal nicht mehr bin. Wenn du überhaupt etwas machst, nach Eurer Familientradition zu urteilen.« Charlotte Stuarts Stimme klang etwas bitter.

»Ich weiß es nicht, Tante Charlotte. Ich glaube, ich lasse mich so treiben wie Pa. Kein Beruf macht heutzutage mehr viel Spaß. Aber bestimmt bin ich kein Farmer. Und was deinen Tod anlangt – Quatsch, du wirst ›Den Berg‹ noch überleben, meine liebe Charlotte.«

»Der Berg steht schon schrecklich lange da. Ich weiß nicht. Je älter ich werde, desto weniger weiß ich. Von Tag zu Tag wird alles konfuser. Manchmal frage ich mich, ob wir hier noch eine Zukunft haben.«

Sie packte fest ihren Stock und streckte die andere Hand aus.

»Well, da kommen sie. Zieh mich hoch. Wird immer schwieriger, mich aus diesem Sessel hochzuwinden, je älter ich werde. Und je schwerer.« Sie grinste, als sie auf den Füßen stand. »Gott sei Dank habe ich mir meinen guten Appetit bewahrt und brauchte mir seit Jahren keine Sorgen um meine Figur zu machen.«

Sie stand da, die Füße fest auf den Boden gestemmt, um ihre Nichte und deren neuen Mann, die die Treppe heraufkamen, zu begrüßen.

29

»Nun, wie fühlt ihr euch denn als Neuvermählte?« rief Brian. »Seht beide großartig aus. George, ich schwöre, du hast zugenommen. Und Miss Nellie blüht geradezu. Sagt bloß nicht, ich werde bald Onkel?!«

»Nicht daß ich wüsste«, sagte George Locke. »Da mußt du schon deine Schwester fragen. Siehst auch sehr wohl aus, Brian.« Sein Blick fiel auf das Glas, das Brian eben auf den Tisch stellte, um seine Schwester zu umarmen. George Lockes Brauen hoben sich unmerklich, als sie sich die Hände schüttelten.

»Ja«, sagte Brian und hatte plötzlich ein kindlich-schlechtes Gewissen. »Du hast recht, lieber Doktor. Ich bin ausgerutscht, bin rückfällig geworden. Hab' einen Sündenfall gemacht. Ich hatte meinen eigenen Edelmut satt. Aber bevor du mir Vorwürfe machst und neue Diagnosen stellst, versichere ich dir, daß ich wieder ganz brav sein werde, wenn ich nach Norden fahre.«

George Locke zuckte die Schultern. Er schien ausgesprochen uninteressiert.

»Es ist *deine* Gesundheit«, sagte er. »Einen Drink, Nell?«

»Ja, bitte. Einen Gin mit Tonic«, antwortete Brians Schwester. »Was bringt dich von der Safari zurück, Brüderlein? Sind euch die Biester

ausgegangen?«

»Kam wegen der Hinrichtung«, erwiderte Brian. »Zeitvergeudung. Hätte genauso gut dableiben können. Wahrscheinlich fahr' ich morgen früh zurück. Lass dich mal ansehen, mein Mädchen. Hast nie so schön ausgesehen. Und was die in London mit dir angestellt haben – phantastisch.«

»Wirklich?« Eleanor Locke sah erfreut aus. »Ich sehe keinen allzu großen Unterschied. Natürlich, unter der dicken Puderschicht kann man's nicht mehr so sehen wie früher.«

Brian sah seine jüngere Schwester scharf an. Sie war ein schönes Mädchen gewesen, eine blühende junge Frau, vor der Tragödie, die ihren Onkel das Leben gekostet und ihr Gesicht durch Brandwunden entsetzlich entstellt hatte. Sie war damals schrecklich gealtert, als es klar wurde, daß ihr Gesicht immer entstellt bleiben würde. Ihr verbranntes Haar war weiß nachgewachsen, und sie hatte eine kahlbleibende Narbe, die zu verbergen sie sich nicht einmal die Mühe gab. Sie hatte ihr Schicksal tapfer getragen und während des Aufstandes bedeutend besser durchgehalten als beinahe jedermann, außer Peggy Bruce – und bestimmt besser als Valerie, die nach England ausgerissen war. Schon damals hatte Brian Nells Zähigkeit bewundert, als sie nachlässig und ohne Make-up herumlief, obwohl ihr Gesicht eine bleigraue, blanke Narbe war, die sich von ihrem Mund über ihre Augenbrauen ins Haar zog.

Jetzt sah man den Erfolg des geschickten Londoner Gesichtsopeateurs ganz deutlich. Ein aufgepflanzter Hautteil ließ ihre rechte Gesichtshälfte etwas glänzender erscheinen, etwas enger über die Knochen gezogen; aber zurechtgemacht, bei geschickter Anwendung des Augenbrauenstiftes, würde man nie annehmen, daß ihr Gesicht wie ein Stück Busch abgebrannt worden war.

»Du wirst mir viel zu geschliffen, Großer Bruder«, sagte sie, und ihre Enzianaugen blitzten in ihrem dunklen Teint unter den krausen, kurzen rötlichen Locken. »Als schüchterner Tölpel warst du mir lieber. Womöglich hast du noch eine Bemerkung parat, daß ich mein Haar wieder auf die alte

Farbe zurückfärben ließ, oder? Von einem kleinen Toupet derselben Schattierung ganz zu schweigen?«

»Warum nicht?« Brian fuhr sich durch seinen eigenen graumelierten Schopf. »Ich gleiche schon genug einem Zebra, das genügt für uns beide. Dein Haar ist wunderbar, Nell. Du siehst tatsächlich wieder genau wie meine kleine Schwester aus.«

Seine Schwester machte einen kleinen Knicks.

»Danke dir«, sagte sie. »Letzteres klang, als wär's nicht an einen Kunden gerichtet. Oh, danke, George«, lächelte sie ihren Mann an, als er ihr ihren Drink reichte.

»Und was hast du in letzter Zeit angestellt, George?« fragte Brian seinen Schwager, absichtlich länger an seinem Glas nippend. »Unwürdige Kranke geheilt und Stammesbräuche gelernt?«

George Locke lächelte.

»Bloß in meiner Freizeit. Deine Tante und ich – aber ich glaube, Charlotte will dir das selbst erzählen. Ich habe mich hauptsächlich damit beschäftigt, mir die elementarsten Kenntnisse der Farmwirtschaft anzueignen.« Dabei sah er mit gespielter Bestürzung auf seine langen, spitz auslaufenden Finger und hielt die Handflächen zur Ansicht empor.

Aha, schon so weit! ›Charlotte‹ und so weiter. Schon beim Vornamen angelangt, dachte Brian. Na, erzähle du man.

»Ich muß sagen, ehrliche Arbeit bekommt dir«, sagte er geradeheraus. »Du sahst fast so schlecht aus wie ich im Kongo. Ich wache immer noch schreiend auf, wenn ich an dieses ›Selbstbedienungshospital‹ am Fluss denke. Mein Gott, ich hab' schon saubere Gefängnisse kennen gelernt.«

»War nicht so schlimm«, meinte George Locke. »Ich habe in den drei Jahren bei Dr. Schweitzer eine ziemliche Praxis erworben. Ich gebe zu, daß Klima, Essen und Knappheit an Alkohol nicht gerade das Wünschenswerteste waren. Trotzdem –« Er spreizte die Hände. »Lambarene war ein glücklicher Aufenthaltsort, und sei es auch nur, weil ich dich dort kennen lernte, Brian, und durch dich Nell, und jetzt sind wir

alle zusammen. Wenige haben das Glück, bei einer an Ort und Stelle verwurzelten Familie ein neues Leben zu beginnen.«

Der junge Philip Dermott war ins Zimmer getreten. Er küßte seine Schwester und ging zu seinem Schwager hinüber, um ihm leicht auf die Schulter zu schlagen. Dann sah er sich kurz im Raum um und sagte: »Hallo, George. Habt ihr alle was zu trinken? Nell? Tantchen? Brian? Dein Zeug ist in deinem Zimmer, nebenbei bemerkt.«

»Ich könnte noch ein Glas vertragen«, sagte Brian. »Danke. Und Tante Charlotte auch.« Er betonte das Wort *Tante* und sah seinen Schwager dabei an, der wieder mit den Augenbrauen zuckte.

Diese äußerst beweglichen Brauen standen in einem langen, knöchigen Pferdegesicht, einem Gesicht, das man automatisch mit Ärzten, Rechtsanwälten und Gelehrten in Verbindung brachte, Leuten, die nach alten Büchern rochen und nicht nur deshalb Pfeife rauchten, weil sie sich die Zigaretten abgewöhnen wollten. George Lockes Augen waren hellblau, tief hinter hohen Backenknochen liegend, und seine dünne, blasse Haut würde immer Sommersprossen haben. Sein Haar war hell, sandfarben, beinahe weißblond, war nachlässig nach der Seite gebürstet, fiel über ein Ohr und ließ ein kleines Bündel hochstehen. Er hatte einen kleinen, kurz geschnittenen rötlichen Schnurrbart, der im Gegenlicht gerade noch zu sehen war.

Er war groß, gut über sechs Fuß, und sehr mager, mit leicht geneigten Schultern, als hätte er ein Großteil seines Lebens im Sattel oder über einem Mikroskop verbracht. Seine Hände und Füße waren groß, die Hände gut geformt, und sein Anzug hing ihm locker und elegant um den hageren Körper. Er trug ein altes grünliches Harristweedjackett mit ledergeschützten Ellbogen, dazu einen braunen Wollpullover, und seine Kordhosen waren zerknautscht und an den Knien ausgebeult. Trotzdem gelang es ihm, gut angezogen auszusehen. Jetzt stopfte er sich eine Briarpfeife, und Brian hatte das schreckliche Gefühl, daß er Sonntags mit den Petunien herummurksen würde. Seine Stimme klang sanft – der ganze Mann schien sanft, zu sanft. Brian dachte, er sei zu gottverdammst vollkommen in seiner Erscheinung,

um wahr zu sein. Er sah wie die romantische Hauptfigur eines Stückes um einen verwitweten Wissenschaftler aus. Er nahm zwei Drinks vor dem Abendessen, war sehr taktvoll im Haus – soweit Brian das beurteilen konnte – und verstand sich ganz gut mit dem jungen Pip, wenn man Pip glauben konnte. Na ja, zum Teufel, er gehört Nell, und wenn sie ihn mag, dann muß er all right sein, dachte Brian. Und sie hat ohne Zweifel diesen berühmten zufriedenen Jungverheirateten Ausdruck im Gesicht. Wenn George bloß nicht so verflucht *doktorisch* aussehen würde, *und* so energielos. Er lehnte nicht bloß am Kaminsims. Er floß an ihm herunter in einer Art Tweedstrom.

»Was wolltest du von dir und Tante Charlotte gerade sagen, George?« fragte Brian, sich von seinem Schwager seiner Tante zuwendend, die eine Zigarette paffte und tiefsinnig in ihren Martini blickte.

»Ich glaube, wir besprechen das lieber nach dem Dinner«, sagte die alte Dame. »Ich rede nicht gerne viel vor Mahlzeiten. Es handelt sich um einen Plan, die Farm betreffend. George und ich haben lange darüber gebrütet, es müßte nun bald mal was dabei herauskommen. Mir kommt's jedenfalls ganz vernünftig vor. Juma!«

»Memsaab!« bellte es vom Gang zurück.

»Wo bleibt die Chakula?«

»Tavari, Memsaab. Mimi nakuja upesi sana.«

Die alte Dame hob sich halb aus dem Sessel und hielt ihre Hand George Locke hin, als wäre sie gewöhnt, ihre Hand George Locke hinzustrecken.

Das Dinner wurde fast schweigend eingenommen. Brian widmete sich seinem Essen. Die Fahrt, die frische Luft und die paar Drinks hatten seinen Appetit angeregt. Der Tisch, mit einem wegen der Brise festgeklammerten blaukariertem Tischtuch bedeckt, bestand aus einer riesigen Platte, die aus einer gigantischen Zeder herausgesägt worden sein mußte. Um so besser; denn Juma trug im allgemeinen soviel auf, daß weniger starke Tischplatten nur unter der Last knarren, wenn nicht zusammenbrechen würden. Das Menü war beinahe unveränderlich, immer dasselbe wie die Speisekarte im *Norfolk*. Zuerst Suppe – es gab immer Suppe – heute abend Mulligatawny-

Curry aus der Dose, mit einigen scharfen Wild- oder Beefzutaten in dem Hokusfokus-Gemisch des alten Kiptanui. Er hob den Kopf und sah seine Tante fragend an.

»Kongoni«, sagte die alte Dame, seinen Blick richtig deutend. »George schoß es vorgestern. Eine große Herde kommt zu uns runter und frisst den Weizen auf. Auch Büffel, nicht wahr, George? Ich hätt' gern ein wenig Büffeltzunge, wenn noch was übrig ist, Nellie.«

»Du bist also auch unter die Jäger gegangen, George?« fragte Brian. »Ich dachte immer, einer in der Familie sei schon zuviel. Übrigens, hast du nicht mal gesagt, du seist gegen das Töten? Oder war's Dr. Schweitzer?«

»Bin immer noch dagegen«, antwortete sein Schwager. »Aber ich habe mich überzeugen lassen, daß es zum Farmen gehört. Im allgemeinen tut's ja Philip, doch der war gerade nicht da, worauf ich aufs Feld ging und ein paar Patronen aus einem deiner Gewehre verschoss. Hab' ihnen mehr Angst eingejagt als Schaden zugefügt. Immerhin gelang es mir, zwei Büffel und drei Kongoni zu erlegen. Ich habe noch nie Büffeltzunge gekostet. Ich finde sie besser als Rinderzunge.«

»Ich auch«, sagte Brian, seine Suppe auslöffelnd. Und dachte: Jetzt ist er schon so weit, meine Tante mit Vornamen anzureden und meine Gewehre zu benutzen. Juma räumte ab und brachte kleine gegrillte Forellen, die in der noch brutzelnden Petersilienbutter glitzerten.

»Die sind ja wundervoll«, sagte Brian. »Etwa auch von *dir*, George?«

»Ich fürchte, ja«, sagte George leicht grinsend. »Vom Angeln verstehe ich etwas. Habe vor dem Krieg in England viel gefischt. Eure Forellen beißen so gut an wie irgendwelche daheim.«

»Donnerwetter«, sagte Brian. »Wo hören die Talente eines Doktors eigentlich auf?« Hätt' mir's denken können, daß er ein Angler ist, dachte er. Das Tweedjackett, die Pfeife, direkt aus *The Field*. Weidengestell, alter Jägerhut und künstliche Fliegen. Aber ich bin unfair, dachte Brian, eine Gräte ausspuckend. Und ich weiß noch nicht einmal, warum. Eigentlich ist er ein sehr netter Kerl.

Juma kam noch einmal, diesmal mit Geflügel-Stew in brauner Sauce, mit grünen Erbsen und Kartoffelbrei.

»Hmmm«, machte Brian. »Rebhuhn. Genau mein Lieblingsgericht, diese kleinen Burschen. Sag bloß nicht, du gehst auch auf Flugwildjagd, George. Das wäre mir zuviel auf einmal.«

»Diesmal bin ich unschuldig. Die Eingeborenen fangen sie in Fallen. Sie haben einen ganzen Verschlag voll auf dem Arbeitsfeld draußen.«

»Sag ihnen, sie sollen sie sofort freilassen, Pip«, fuhr Brian seinen Bruder mit zornigen Augen an. »Du weißt, ich erlaube keine Fallenstellerei auf der Farm. Keinerlei. Nicht einmal Leoparden, die unser Vieh reißen. Hörst du?«

»Natürlich, Brian«, sagte Philip. »Selbstverständlich.« Er sah kurz auf seine Tante, um von ihr eine Bestätigung zu erhalten. Aber Charlotte Stuart aß weiter an ihrem Stew.

Brian schob den Teller vor.

»Gib mir noch etwas kalte Zunge, bitte«, sagte er. Dann, ziemlich lahm: »Verzeiht, ich habe einfach was gegen Fallen. Ich kann den Gedanken, Tiere in Verschlage zu sperren, nicht ausstehen. Wahrscheinlich bin ich wie diese Oryx und Giraffen auf der Laikipia. Weißt du noch, Tantchen, wie wir diese große Fläche einzäunten und alle eingingen, ohne ersichtlichen Grund? An gebrochenem Herzen, schätz' ich.«

»Bin auch deiner Meinung«, sagte Charlotte Stuart. »Aber da wir gerade von Leoparden sprechen – da ist ein Paar, das sich an unseren Schafen gütlich tut. Sie haben Fallen gestellt, weil ich nicht die Geduld habe, nachts wie ein *Kunde* auf den Anstand zu gehen, während sie meine Schafe fressen. Bis jetzt haben sie sie allerdings noch nicht erwischt.« Das Wort *Kunde* hatte sie besonders betont.

»Um Himmels willen, weiß denn niemand hier, wie man Leoparden an einen Köder heranlockt? Du nicht, Pip? Es ist ein Kinderspiel, wenn man's richtig macht.«

»Ich fürchte, nein, Brian. Ich bin kein guter Jäger.«

»Gut, ich werd' dir morgen früh was Anständiges zusammenbauen. Dann kannst du eine elektrische Stablaterne nehmen und sie erlegen, wenn sie

sich nachts an den Köder schleichen. Ist zwar nicht sehr sportlich, aber die Schafe sind wohl wichtiger als Sport.«

Brian schwieg, während er sein Stück Zunge und den gehäuften Tomatensalat attackierte, den Juma mit der Käseplatte reichte. Komisch, daß es Leute gibt, die nicht wissen, wie man einen Leopard auf den Baum kriegt. George würde es natürlich nicht wissen, aber von Pip müßte man es doch annehmen ...

George. Bei Gott, es war wirklich seltsam, George hier an seinem eigenen Tisch als Familienmitglied zu sehen, dachte Brian, seinen Schwager unauffällig an der HP-Sauce, den Ketchup-Flaschen und dem Gestell für Essig und Öl vorbei betrachtend. Natürlich konnte George nichts über Afrika wissen – über das echte Afrika. Die Mitarbeit beim alten Dr. Schweitzer im Kongo zählte nicht eigentlich zu einem echten Aufenthalt in Afrika. Er hatte George kennen gelernt, als er im Gabon am Fieber darniederlag. George war gerade frisch aus England gekommen, mit rosigen Knien und im Tropenhelm, und hatte versucht, sich in guten Werken zu üben. Brian mochte den Ausdruck zwar nicht, aber er beschrieb die Sache am besten – *gute Werke* bedeuteten, daß man die Kongo-Wogs zu überzeugen suchte, Syphilis sei nicht unbedingt nötig, und Augenkrankheiten seien nichts Normales.

George war schon ein eigenartiger Bursche gewesen. Er und Brian hatten viele Gespräche in dem primitiven Hospital des alten deutschen Arztes geführt, das von Gorillababys, verkrüppelten Gazellen und seltsamen, manchmal exaltierten, manchmal in sich gekehrten Schwestern und Assistenzärzten wimmelte. Sie hatten sich viel unterhalten, nachdem Brians Fieber gefallen war, und noch mehr, als Brian soweit wiederhergestellt war, daß sie mit der Barkasse zu dem sehr komfortablen, über dem Steilufer von Lambarene liegenden kleinen Hotel fahren konnten. Eine verirrte Seele, der George, wie alle, die zu Dr. Schweitzer kamen. George hatte erwähnt, daß er Frau und Kind bei einem Bombenangriff verloren habe. Er war zur Zeit der Bombenangriffe auf England in einem deutschen Gefangenenlager gewesen. Den ganzen Krieg hatte er in Lagern verbracht, später in

Frankreich – so nahe der Küste, daß er die Luftwaffe Tag und Nacht über den Kanal fliegen sah und hörte. Wahrlich kein Vergnügen, so nahe der Heimat eingesperrt zu sein und sich Gedanken machen zu müssen, ob nicht jede Maschine da oben einen besonderen Gruß für einen Freund oder Bekannten an Bord hatte. Durch irgendeine Verwechslung hatte George bis nach Kriegsende nie Nachricht erhalten, daß seine Frau umgekommen war. – Sie hatte bloß eines Tages nicht mehr geschrieben; vielleicht hatte sie sich einen Geliebten genommen. George wußte nichts. Ärzte hatten es wohl gut, selbst in deutschen Kriegsgefangenenlagern, nahm Brian an, aber es mußte doch eine Hölle gewesen sein, monatelang hinter Stacheldraht zu leben, ohne zu wissen, wie es den Lieben zu Hause ging.

Seltsam, daß sie sich später wiedergetroffen hatten. Diesmal war Brian ernstlich krank, auf den Tod krank gewesen, mit Ohnmachtsanfällen, in Tanganjika. Seit zwei, drei Jahren hatte er diese kleinen Anfälle schon gehabt, nichts Ernstliches, aber es war doch sehr lästig, sich in einem Augenblick großartig zu fühlen und im nächsten entsetzt und verwirrt in einem fremden Bett aufzuwachen. Dann, eines Tages, hatte der Motor plötzlich ausgesetzt – zuerst war ihm nur etwas übel gewesen, nicht schlimmer als gewöhnlich, bei einem Kater nach einer in der Stadt verbummelten Nacht, und dann war er zusammengebrochen – bums! Aus. In einer schäbigen, kleinen Eingeborenen-Hospital-Apotheke in Tabora war er wieder zu sich gekommen, und da war, größer und größer und weißer durch den Geisternebel, plötzlich das Gesicht des alten George vor ihm aufgestiegen. Und das war erst – na? – sechs Monate her.

Brian war von einem unheimlichen Sortiment exotischer Krankheiten heimgesucht worden – einer phantastisch schlimmen Leber und, wie sich später herausstellte, von einem wahrhaft sagenhaften neuen Virus, den niemand kannte, von Drüsenfieber. Das hatte es in sich – es griff gleichermaßen Nerven, Muskeln, Knochen und Därme an und war außerdem unheilbar. Der Kunde hatte ein Flugzeug kommen lassen, und George war mit Brian nach Nairobi zurückgefliegen. In den langen Tagen danach, zwischen tiefen Anfällen symptomatischer Depressionen, zuerst in

der Maia Carberry-Privatklinik und später auf der Farm, hatte Brian eine ganze Menge mehr von George kennen gelernt, der hilfsbereit mit ihm nach Hause gekommen war.

Brian würde den Tag nie vergessen, an dem George ihm das Schlimmste gesagt hatte, nachdem er wieder zu Bewußtsein gekommen und soweit wiederhergestellt war, daß er zuhören konnte. Es war derselbe Tag, an dem Neils Schicksal entschieden wurde. Es hagelte nur so Anordnungen vom guten Doktor. Brian zuckte heute noch zusammen, wenn er daran dachte, wie ihm George mit eiskalter Offenheit die Meinung gesagt hatte.

»Bei Ihnen stimmt eine ganze Menge nicht, mein Junge«, hatte er zu Brian gesagt. »Einmal diese infektiöse Mononucleosis, die Sie sehr schwächte. Ihre alten Malaria- und Amöbenruhranfälle haben Ihnen auch nicht gerade gut getan. Im Grunde aber leiden Sie an einer fußballgroßen und steinharten Leber, mein Junge. An einer überanstrengten, misshandelten Leber, die einfach keinen Alkohol mehr verkraften kann. Sie haben die Kerze zu lange brennen lassen, jetzt ist sie nur noch eine Talglache. Ihr Blut ist voll Alkohol, auch Ihr Gewebe, Ihr Nervensystem ist bereits aus dem Gleichgewicht geraten, und Ihre Ohnmächte waren mehr oder weniger nichts anderes als Explosionen im Gehirn. Die tiefe, die Sie soeben hatten, war außerdem noch mit einer besonderen Art von Delirium tremens verbunden, und es stand auf des Messers Schneide, ob Sie noch lebend aus Ihrem Krampf erwachen würden. Sie hatten verdammt Glück, daß Sie nicht zufällig am Steuer saßen, als Sie diesen Anfall bekamen, sonst hätten Sie sich den Hals gebrochen.

Sie haben jetzt noch eine Wahl, nur eine: *Nicht mehr trinken*. Wenn Sie nicht trinken, werden Sie ein langes und glückliches Leben haben. Wenn Sie trinken, werden Sie nicht lange leben und auch nicht sehr glücklich sein – und geben Sie sich ja nicht der Täuschung hin, daß Sie kurz und schmerzlos abkratzen werden. Sie werden wahrscheinlich ganz oder teilweise gelähmt oder blind werden und kriegen bestimmt Gehirnerweichung, und eines der auffallendsten Symptome der letzteren Krankheit ist, daß der Patient nicht weiß, daß er verrückt ist. Sie werden

Ihre Fähigkeiten und den Gebrauch Ihrer Glieder verlieren und nach mehreren Jahren als verdammtes Ärgernis für sich und andere enden. Das natürlich nur, wenn Sie Ihren nächsten Anfall überleben. Die Anfälle werden nie milder; im Gegenteil, immer ernster, weil Sie bei jedem Anfall Millionen Gehirnzellen verbrennen. So sieht Ihre traurige und unvermeidliche Zukunft aus, wenn Sie weiter trinken.«

»Überhaupt nichts trinken – auch nicht mäßig?« hatte Brian gefragt. »Das gehört nämlich ebenso zu meinem Gewerbe wie Gewehre und Kunden.«

»In Ihrem Fall gibt es keine Mäßigkeit«, erwiderte George Locke. »Man weiß nicht, wieviel Alkohol nötig ist, um diese Explosionen erneut auszulösen, ebenso wenig wie man erklären kann, warum man sich immer wieder denselben Fußknöchel verstaucht. Nein, Brian, Ihr Fall liegt ganz klar: Wenn Sie trinken, müssen Sie sterben. Trinken Sie nicht, bleiben Sie am Leben.«

»In diesem Fall«, stimmte Brian zu, »werd' ich wohl alle meine angenehmen schlechten Gewohnheiten über Bord werfen und eine Vorliebe für Ingwerbier kultivieren müssen, obgleich es mir, weiß Gott, verflucht schwerfallen wird.« Er hatte den Rest seines Glasinhalts auf den Rasen gegossen und das Glas umgekehrt auf den Tisch gestellt. »So, Doktor. Ich geb's auf. Juma! Lete Coca Cola moja upesi! Aber nicht sehr upesi«, hatte er, einen wehmütigen Scherz machend, gesagt. »Und beeil dich bloß nicht, immer schön afrikanisch langsam voran.«

»Tapferer Mann«, hatte George Locke anerkennend gesagt. »Wacker, wacker. Und jetzt werde ich ein ernstes Wort mit Ihrer Schwester reden. Heute ist mein Tag. Kommen Sie bitte mit. Ich brauche einen Zeugen.«

Sie hatten Nell mit streifigem Haar, das sie unter ein Kopftuch gesteckt hatte, angetroffen. Sie sah erhitzt und gerötet aus, während sie Juma zu einer unangenehmen Arbeit antrieb, und die Brandnarbe hob sich bleigrau von ihrem verschwitzten Gesicht ab. Georges ›Wort‹ mit der Schwester war ebenso kurz wie sachlich. Man vergaß leicht, daß George Locke selten die Stimme hob, wenn er seine sachlichen Argumente vorbrachte.

»Sie«, hatte er zu Nell Dermott mit ausgestrecktem, knochigem Zeigefinger gesagt, »sind eine verdamnte Schande. Sie paradieren mit diesem verfluchten großen roten Streifen auf Ihrem Gesicht, als wär' er eine Medaille. Abgesehen davon, daß Sie den Rest Ihres guten Aussehens zum Teufel gehen lassen, beweisen Sie gar nichts, indem Sie sich als Souvenir eines vergangenen Krieges präsentieren. Ihr Heroismus bringt Ihren toten Onkel nicht mehr zurück noch wird er Ihr verbranntes Gesicht ungeschehen machen. Sie waren Frau genug, das Feuer *und* den Mau Mau zu überstehen. Jetzt sollten Sie sich zusammennehmen. Sie sind nicht fair gegenüber Ihrer Tante, Philip, Brian und sich selbst – und verdammt noch mal, nicht fair mir gegenüber!«

»Nicht fair Ihnen gegenüber ...?« hatte Nell mit offenem Mund gestammelt, schockiert und aus ihrer gewöhnlich nicht aus der Fassung zu bringenden Ruhe aufgestört. »Nicht fair zu Ihnen – wie können Sie es wagen –« Sie gackerte wie eine aufgebrauchte Henne. »Das ist mir noch nie vorgekommen –«

»Ruhig!« fuhr George Locke sie an. »Nein, es ist nicht fair mir gegenüber. Ihre Tante und die übrige Familie läßt sich das vielleicht aus alter Gewohnheit gefallen, aber ich liebe Sie, ich will Sie heiraten, und hol mich der Teufel, wenn ich mein ganzes Leben an der Seite eines Kriegerdenkmals verbringen will!«

»Hört, hört«, hatte Brian gemurmelt. »Großartig, Dokitari! Nichts wie drauf ...«

»Es gibt hundert gute Chirurgen in England – verflixt noch mal, und es gibt zwei gute Burschen hier in Kenia, die diese Narbe in Nullkommanichts hinkriegen könnten«, hatte George Locke weitergesprochen. »Ich heirate Sie auch mit der Narbe, morgen, um sicher zu gehen, daß Sie mir nicht mit so einem verdamnten Gesichtsoperateur in London davonlaufen. Aber ich beabsichtige nicht, mit Ihnen zu leben, wenn Sie Ihr Gesicht nicht in Ordnung bringen lassen. Wo wollen Sie mich heiraten, in London oder hier zu Hause, und wann?«

Und das war offenbar die Therapie, die George Locke und Nell Dermott gleichermaßen gesucht hatten. Sie schien großartig anzuschlagen, und Brian wünschte nur, er fände George Locke etwas sympathischer. Er wünschte, George Locke hätte auch sein eigenes Leben so positiv bestimmt, wie er mit Brians und Nells Leben umgesprungen war. Er wünschte, George Locke wäre nicht immer so im *Recht*.

In jugendlichem Übermut nahm er einen Brandy an, als seine Schwester den Kaffee einschenkte und die Karaffen anbrachte, nachdem sie Kiptanuis unvermeidliches geschmortes Obst mit Pudding gegessen und alle um den riesigen Steinkamin herum Platz genommen hatten.

»Was ist das nun für ein Plan, den ihr vor dem Abendessen erwähnt habt?« fragte Brian. »Was du mit George ausgeheckt hast, Tante Char?« Er saß auf dem Boden, das Kinn auf die Knie gestützt, an den Kamin gelehnt, die Arme um die Beine geschlungen, in der entspannten Haltung nach der Mahlzeit, die ihm seit seiner Kindheit eigen war.

»Ich möchte ein für allemal wissen, ob du das Land weiterbearbeiten oder verkaufen willst oder was sonst.« Die Stimme der alten Dame wurde barsch. »Denn für den Fall, daß du das Land nicht weiterbearbeiten willst, habe ich eine Entscheidung getroffen. Ich habe es mit George, Nell und Philip besprochen, und die stimmen mir zu. Ich werde es aufteilen!«

»Was wirst du?« Brian fuhr aus seiner bequemen Stellung auf. »Was willst du tun?«

»Wir haben mehr Land, als wir brauchen«, sagte Charlotte Stuart. »Wir haben sehr viel mehr, als wir je bewirtschaften können. In gewisser Hinsicht war es eine Schande, daß wir es brachliegen ließen. George und ich haben es neulich genau ausgearbeitet. Auf meinem Grund und Boden könnten wir tausend Kikuyu-Familien unterbringen, nur auf dem brachliegenden Land. Wir könnten ihnen je vier Hektar geben – könnten unseren eigenen Besitz konsolidieren, ohne zuviel laufenden Ertrag einzubüßen – und wir könnten aus tausend Familien Kleineigentümer machen – die Hälfte hier, die andere auf dem Laikipia-Land. Wir fangen hier an.«

»Ich verstehe überhaupt nichts«, sagte Brian. »Du willst sagen, du seist gewillt, dein Land – unser Land – an die Eingeborenen zurückzugeben?«

»So ist es nicht ganz. Es ist nicht eigentlich ein Geschenk«, sagte Charlotte Stuart. »Erklär's ihm, George. Es ist im Grunde deine Idee.«

George Locke verbeugte sich weltmännisch und ehrerbietig vor Charlotte Stuart.

»Wie du willst«, sagte er. »Ich sehe die Sache so an: Die beste Hoffnung – vielleicht die einzige Hoffnung, die diesem Land, diesem Kenia noch verbleibt, ist die schnelle Schaffung einer Mittelklasse, einer vorankommenden Mittelklasse mit Bedürfnissen und Nachfrage und der Möglichkeit, diese Bedürfnisse und diese Nachfrage zu befriedigen. Kindische Kleinbauern-Methoden genügen da nicht. Ein unbeaufsichtigter, primitiver Buscheingeborener läßt sich schwer zur Bearbeitung von mehr als einem halben Hektar bewegen, es sei denn, er besäße ein paar Extrafertigkeiten und hätte Gerätschaften und schließlich Marktmöglichkeiten zur Verfügung.

Wenn man eine Mittelklasse von, sagen wir, fünfzehn- bis zwanzigtausend Familien schaffen kann, denen man ein anständiges Bareinkommen von vier- bis fünfhundert Pfund im Jahr plus Unterhalt garantieren kann und die Möglichkeit bietet, Land zu erwerben, ist hier die Chance einer Zusammenarbeit mit dem weißen Mann auf lange Sicht gegeben. Und was noch wichtiger ist: diese Mittelklassenfamilien werden plötzlich das Salz der Erde sein, statt bloß Saison-Nomaden und Landpächter, die von der Hand in den Mund leben. Und diese Menschen werden später die Politiker wählen. Diese Art Leute werden, wie ich es sehe, das Land davor bewahren, Amok zu laufen und *alle* Ländereien des weißen Mannes zu konfiszieren, um sie unter einigen wenigen Bevorzugten aufzuteilen. Wenn jeder große weiße Farmer in Kenia uns folgte, gäbe es genug Land für zwanzigtausend Familien, ohne daß die Erträge unserer großen Latifundien angetastet würden.«

»Hört sich wundervoll an, aber ich fürchte, du kommst ungefähr zehn Jahre zu spät«, sagte Brian. »Sie wollen alles haben, alles zusammen, und

heute schon. Sofort. Aber red weiter. Ich will diesen Haschischtraum von einem schwarzen Lande Utopia nicht unterbrechen. Wie soll's funktionieren? Oder bist du noch nicht soweit?«

»Deine Tante und ich haben es uns so gedacht, Brian«, sagte George Locke. »Wir geben jeder Familie vier Hektar mit einem Vorkaufsrecht innerhalb von drei bis sieben Jahren. Wir roden und bearbeiten das Land mit unseren Ackerbaumaschinen und bezahlen die Saat und die nötigen Düngemittel. Zwei der vier Hektar gehören dem Mann, er kann mit ihnen machen, was er will – einen eigenen Küchengarten anlegen, es ist genug Weide für sein Vieh, wenn er welches hat, und Land genug, um Mais und Kartoffeln und was er sonst an Bargeld einbringenden Kulturen pflanzen will, anzubauen.

Auf den anderen zwei Hektar soll Kaffee und in einigen Fällen Obst oder Pyrethrum und in höheren Lagen Tee angebaut werden. Wie du weißt, dauert es drei Jahre, bis du Kaffee oder Tee ernten kannst. Das sind die Ernten, die uns interessieren – die langfristigen Ernten, die es ihm ermöglichen, inzwischen weniger ergiebiges, ärmeres Land zu kultivieren und zu verbessern.

Also, das haben wir vor: Wir behalten ihn und seine Familie genau wie bisher. Wir zahlen ihnen den üblichen Lohn von zwei Pfund pro Monat, liefern ihnen ihr Deputat, die Posho-Ration, Salz, Zucker, Tee. Wir bauen ihm bessere Hütten, und die Schule haben wir ja schon. Er arbeitet also wie üblich für uns. Nichts ändert sich an seinem gegenwärtigen Status. Seine Familie jedoch – Frauen und Töchter und verschiedene Verwandte – kümmern sich um die langfristigen Ernten, bewässern sie, roden Unkraut und so weiter, bis sie ihre erste Verkaufsernte auf ›unserem‹ Bodenanteil einbringen können.«

»Diese Ernte liefern sie uns«, sagte Charlotte Stuart. »Wir bekommen die erste Verkaufsernte, und dafür überschreiben wir ihnen das Land. Von da an gehört ihm das ganze Land und alles, was er darauf anbaut. Und er wird drei bis sieben Jahre Erfahrung hinter sich haben, in denen er den wissenschaftlichen Farmbetrieb beobachten konnte. Er wird unsere Hilfe,

unseren Rat und unsere maschinelle Anleitung gehabt haben – glaubt George – gelernt haben, stolz auf sein Eigentum zu sein.«

»Ich möchte dieser großartigen Liebe-deinen-Nachbarn-Show, die ihr da ausgeheckt habt, keine kalte Dusche geben«, sagte Brian. »Entschuldige, Tantchen, wenn es unhöflich klingt. Aber habt ihr mal an all die Landstreicher und Säufer und an all die chronisch vom Hakenwurm zum Faulenzen gezwungenen Leute gedacht? Ihr müßt mir doch zugeben, daß der Kyuke nicht sehr scharf aufs Arbeiten ist. Er hat sein eigenes Land immer missbraucht. Wie wollt ihr aus einem Volk fauler Biertrinker eine Mustergemeinde betriebswissenschaftlicher Farmer machen, wo Tausende fauler Jahre dagegenstehen? Oder hat der Leopard ein anderes Fell bekommen, während ich ihm den Rücken kehrte? Hat Mr. Macmillan es mit einer einzigen Rede fertig gebracht?«

Charlotte Stuart paffte dicke Wolken aus ihrer Zigarette. Ihre alten, lohfarbenen Augen blickten klar und gelassen unter den buschigen roten Brauen.

»Eine Garantie haben wir nicht«, sagte sie leise. »Aber wir haben auch keine Wahl. Wenn wir uns nicht selbst stark machen, indem wir einen solchen oder einen ähnlichen Plan zu verwirklichen suchen, bleibt uns nur zwischen zwei Dingen die Wahl – das Land unter Waffengewalt zu behalten, was heute nicht mehr geht, oder zu verschwinden, und ich werde *nicht* verschwinden. Die Chance des weißen Mannes besteht heute darin, mehr zu geben und weniger zu behalten oder – dem blutigen *Nichts* gegenüberzustehen. Vielleicht werden wir am Ende verlieren. Aber zum mindesten hätten wir es versucht!«

Sie klopfte mit ihrem Stock scharf auf den Kamineinsatz. »Zum mindesten hätten wir's versucht!«

Dann lehnte sie sich wieder in den tiefen Sessel zurück und senkte das Kinn auf ihren Busen.

»Heiliger Strohsack«, platzte Brian heraus. »Das ist doch nicht dein Ernst, Tante Char? Hast du mal an die Kikuyu-Politik gedacht? An die Sippentreue? An alte Feindschaften? Zauberkulte? Blutfehden?

Verfluchungen? Ex-Mau Maus, die den loyalen Kikuyus den Schädel einschlagen? Frühere Häftlinge, die sich an den Home Guards rächen? Gottesstrafen? Thahus? Und das von dir, die die Eingeborenen besser kennt als sie sich selber? Charlotte Stuart, ich muß schon sagen, ich bin ziemlich überrascht. Du redest ja wie 'ne Missionsschwester.«

»Sag, was du willst, es ist eine Chance, die wir wahrnehmen müssen«, sagte seine Tante hartnäckig. »Missionsschwester hin, Missionsschwester her, daran werde ich dich später einmal erinnern, mein Junge. Wenn du am Ertrinken bist, beschwerst du dich über die Form des Baumstammes, an den du dich klammern kannst?«

»Du hast die Frauen vergessen«, wandte Nell Locke ein. »Und die jungen Leute – wie Pip. Wir sind anpassungsfähig. Wir werden uns anpassen. Wir müssen es.«

»Will ich dir gerne glauben, Schwesterlein, daß du dich anpassen wirst. Du bist schon angepasst geboren worden. Aber ein paar Leute deines Schlags können die Gewohnheiten eines ganzen Stammes, eines ganzen Volkes nicht plötzlich dadurch ändern, daß sie mit der alten Nachgiebigkeit fortfahren, die dir selbst ihre Brandmale schon beigebracht hat. Diese Afrikaner nehmen – sie geben nicht. Sie haben kein Verständnis für Freundlichkeit –, sie sind für Hilfe nicht empfänglich. Haben keinen Sinn dafür.«

»Ich sprach nicht so sehr von den weißen Frauen«, sagte Nell. »Ich meinte die Eingeborenenfrauen.«

Brian erhob, sarkastisch lachend, ein Kriegsgeschrei.

»Jetzt reicht mir's aber«, sagte er. »Die Frauen? Die Weiber – die *Waanawake*, die Sie-Dinger – diese Klumpen Mensch ohne Seele, ohne Rechte, Lasttiere, Holzaufleser und Kinderträger? Die dumpfen Biester, die bloß zum Arbeiten und Kinderkriegen taugen? Mein Gott!« Brian fuhr sich mit der Hand über die Augen.

Nells Gesicht hatte einen störrischen Ausdruck, wie immer, wenn sie sich gegen ein Argument verschloss.

»Nur nicht so schnell mit dem Urteil, mein Junge«, sagte sie. »Mach dir gefälligst klar, was du von der afrikanischen Frau weißt. Wer macht die ganze Arbeit? Wer regiert in Wirklichkeit die *shamba*? Wer hat den Mau Mau am Leben erhalten, indem er – oder sie – den Banden auf Schleichwegen Lebensmittel brachte, und im wahrsten Sinne des Wortes die Männer solange stichelte und trat, bis sie sich den Banden anschlossen? Und sie dann wieder herausstichelte und trat, als sie sah, daß die Sache nicht funktionierte? Wer stand in der Geschichte der Kikuyus im Grunde immer hinter den Kriegen und Viehraubzügen? Und wer hat beinahe uneingeschränkte Erziehungsgewalt über die Kinder bis zu ihrer Reife?«

Brian gähnte. »Die Frauen«, sagte er. »Und wer rennt nun in die Städte, um 'ne Schlampe und 'ne Hure zu werden? Und wer wird nicht mehr beschnitten und hat keinen Rückhalt mehr im Stamm? Und wer ist nichts mehr wert an Schafen und Ziegen? Wer ist arbeitslos, seitdem sie die Vielweiberei abgeschafft haben? Wer lungert in den Randgebieten herum und hat nichts Besseres zu tun, als ein Stadttramp zu werden? Und wer wollte es nicht anders haben?«

»Die Frauen«, gab seine Schwester scharf zurück. »Und hinter allem, was du anführst, steckt die Stärke und das Plausible von Tante Charlottes und Georges Plan. Die Frau ist rechtlos oder fast rechtlos im Augenblick. Sie ist noch längst nicht so endgültig vom Baum heruntergeklettert wie der Mann. Aber eines hat sie von den veränderten Zeiten und dem Leben in der Nähe der Städte profitiert: sie fängt an zu bemerken, daß sie vorhanden ist. Gib ihr ein Ziel, etwas Zweckdienliches zu tun, und sie wird's tun – und außerdem wird sie ihren Mann solange triezen, bis er mitmacht.«

»Oder aus der Haut fährt«, sagte Brian. »Da bin ich ganz deiner Meinung. Und nun möchte ich gerne wissen, wie du all diese Wunder mit halbidiotischen Ebenbildern Gottes erreichen willst, die noch vor kurzer Zeit danach eingeschätzt wurden, wie viele Ziegen sie kosteten, wieviel Kupferdraht sie besaßen und wie viele blaue Glasperlen sie sich um den Hals hängen konnten? Die Missionare haben diese Taktik jahrelang angewandt und nichts erreicht.«

»Besitz, *Eigentum*«, sagte seine Schwester grimmig. »In dieser einen Hinsicht sind die Frauen alle gleich – im Besitzenwollen. Wie viele Kikuyu-bibis hast du in den letzten zwei, den letzten fünf, zehn Jahren in einer Ziegenhaut gesehen? Jede hat eine Shuka aus Amerikano oder Sansibari. Und Schuhe auch. Und Kopftücher. Und Häuser mit Wellblechdach. Und sie fahren, wenn möglich, per Anhalter in die Stadt – oder verschaffen sich irgendwie Geld für den Bus –, statt zu laufen. Du kannst nicht behaupten, sie würden ihr Leben gern weiter als Arbeits- und Lasttiere hinbringen, bloß weil sie noch nie etwas anderes getan hätten.«

»Das gehörte übrigens auch dazu«, fiel George Locke sanft ein. »Wir hatten daran gedacht, eine Art Modellhaus-Siedlung hier auf der Farm zu bauen; Dreizimmer-Cottages mit Blechdach; zentrale Brunnen, damit die Wassertragerei aufhört; ein paar neue Kniffe an der Bewässerungsanlage, um das überschüssige Wasser aufzufangen, und schließlich einige organisierte Arbeitsgruppen, um Buschgelände zu roden und ein Brennstofflager anzulegen. Gleichzeitig wollten wir uns an die Regierung um Unterstützung bei der Verbesserung und Beschleunigung der Wiederaufforstungspläne, etwa nach dem Neuseeland-Schema, wenden.«

»Und einige Dukas auf Genossenschaftsbasis und unser eigenes Krankenhaus mit Apotheke«, sagte Nell. »Und ein paar Stück Land für unverheiratete Frauen, persönlicher Grund und Boden, den sie bebauen können. Und natürlich mehr Schulen für die Kinder. Und ein bißchen einfache, leichtverständliche Anleitung in Haushaltsführung. Und eine Bierhalle, wie in Njabini – dann bleiben sie auf der Farm und rennen nicht alle Augenblicke in die Stadt.«

»Ja, ja«, sagte Brian, traurig den Kopf schüttelnd. »Die Botschaft hör' ich wohl, jedoch mir fehlt der Glaube. Wir sind in Afrika. In Kenia. Du redest von *Afrikanern* – von abergläubischen, geistersehenden, Magie treibenden, bluttrinkenden, Blutopfer bringenden, den Nachbarn tötenden, Kinder erwürgenden, Ahnenkult treibenden, lügenden, stehlenden, dreckigen, faulen, besoffenen, ziegenliebenden *Afrikanern*!«

»Augenblick mal, Sohn!« sagte Charlotte Stuart. »Wenn du mir noch etwas Brandy einschenken wolltest und einer geschwätzigen alten Frau eine kleine Abschweifung gestatten würdest, dann möcht' ich dein Gedächtnis für die kurze Geschichte der Glenburnie Farm ein ganz klein wenig auffrischen. Sie ist heute eine halbe Million Pfund wert, sofern man einen Käufer findet.«

»... sehr richtig, sofern man einen Käufer findet«, murmelte Brian. »Entschuldige, Tante.«

»Diese Farm wurde mit und von Afrikanern geschaffen«, fuhr seine Tante fort, ohne seine Unterbrechung zu beachten. »Ich habe es miterlebt, wie Kenia sich von einem weißen Fleck auf der Landkarte zu einem der reichsten Länder der Welt entwickelte. Wir fingen meist alle an wie ein Wog, mit einer Hacke und mit krummem Rücken. Ich arbeitete so schwer wie dein Onkel. Ich bekam meine Kinder wie eine Kikuyu-Frau. Ich entband Ian selbst und half noch am selben Tag zwei Kühen beim Kalben.

All dies wurde mit Hilfe wilder Männer vollbracht – Menschen, die alle Weißen für Zauberer hielten, die keinen Schimmer von Geld, Transportproblemen oder den einfachsten Landwirtschaftstechniken hatten, sondern lediglich daran gewöhnt waren, ein Loch in den Boden zu kratzen und Ngai um Regen zu bitten. Als ältere Frau habe ich schwarze Männer in verantwortliche und leitende Stellungen aufrücken sehen.«

»Und Mau Mau und Schlimmeres«, meinte ihr Neffe. »Erst gestern. Und heute im Kongo. In dieser Minute. Doppelt so blutig, doppelt nutzlos, doppelt so wild und doppelt so zerstörungswütig, wie du sie angetroffen hattest. All ihre alten Laster plus dem, was sie von dem weißen Mann gelernt hatten. Ich habe in meinem Leben folgendes miterlebt: Kühe mit abgehackten Eutern, erwürgte Katzen, ausgeweidete Frauen, Menstruationsblut mit Sperma, Tierdung mit geschmortem Hirn für die Eideszeremonie gemischt, gestern. Und verbrannte Schwestern und ermordete Onkel. Das habe *ich* alles miterlebt. Erst gestern.«

»Dafür gebe ich hauptsächlich dem weißen Mann die Schuld«, erwiderte seine Tante ruhig. »Wir zerstörten ihre Lebensweise und gaben ihnen

keinen Ersatz dafür. Wir übersahen, daß wir es mit Menschen zu tun hatten. Und jetzt müssen wir einsehen, daß wir versagt haben – daß dies *ihr* Land ist und daß sie es so oder so in die Hand bekommen werden.«

»Und ein paar durchgeschnittene weiße Kehlen mehr oder weniger machen da keinen Unterschied. Sie werden es zurückerhalten, um es zu ruinieren oder wieder an jemanden mit gutem Appetit und genügend Rücksichtslosigkeit zu verlieren.« Brian stand auf und schritt im Zimmer auf und ab. Er verschränkte die Hände im Rücken.

»Das klingt langsam wie eine schlechte Vorlesung in Soziologie. Jetzt bitte ich *dich* um Nachsicht, wenn ich eine harte Wahrheit zur Sprache bringe, liebe Tante. Ob es dir paßt oder nicht, leugnen wirst du es nicht können. Es ist die einfache Wahrheit, daß keiner von euch – von *uns* – weißen Siedlern sich einen Dreck um eine Notlage des armen Eingeborenen oder etwa um seine Zukunft gekümmert hat. Erst, als wir die Angst kriegten. Erst, als wir unser schönes, leichtes, faules Leben zerbröckeln sahen. Erst, als der Kongo uns demonstrierte, wie schnell der Busch den weißen Fortschritt überwuchern kann.

Mau Mau hat jedem einen Mordsschreck eingejagt. Bis dahin war dir der loyale, alte treue Gathiru oder Mumbi als homo sapiens noch nicht einmal ein Begriff. Mau Mau war ein schreckliches Erwachen. Gut – doch nur wenige von euch, von uns, haben wirklich darunter gelitten. Wir in unserer Familie wurden schwer angeschlagen, aber in diesem Jahr kamen in Nairobi mehr Menschen bei Verkehrsunfällen um als in der ganzen Zeit des verfluchten Notstandes. Mit dem Mau Mau wurden wir fertig – wir brachten sie einfach links und rechts um und sperrten die anderen ein.«

Brian hielt inne, um Atem zu holen, und zündete sich eine Zigarette an. Seine Schwester und seine Tante sahen ihn aufmerksam und erwartungsvoll an. Der junge Philip blickte verlegen zu Boden. George Locke sah in das schönheitsoperierte Gesicht seiner Frau. Brian zeigte auf Nell.

»Selbst sie hat's überstanden. Letzten Endes verzog sich ihr Alpdruck, ihr Gesicht wurde in Ordnung gebracht, sie fand einen Mann und offenbar ein

neues Leben. Was euch aber jetzt bevorsteht, kann mit einem Mann fürs Bett und einem neuen Streifen Haut im Gesicht nicht bewältigt werden!

Ihr alle, gute und schlechte Siedler, werdet nicht die Bohne von eurem Gewissen gequält! Ihr habt einfach Angst, Scheiß-Angst! Als Peter Poole doch gehängt wurde, wurde euch die Lage bewußt! Mit Gewalt kommt ihr jetzt nicht mehr durch's Leben, also wollt ihr euch hindurchlügen, salbungsvoll mit einem Haufen unmöglicher Landwirtschaftsprojekte, mit Ideen und Plänen, um den verfluchten armen Wilden zivilisatorisch zu heben, nachdem ihr ihn fünfzig Jahre lang in den Arsch getreten habt! Ich sage euch, dazu ist es zu spät! Die Wogs haben heute unsere eigene heißgeliebte Regierung und die ganze weite Welt hinter sich und brauchen unsere Sympathien und unsere Hilfe nicht mehr! Sie wollen bloß euer Land und eure Häuser und eure Weiber! Sie wollen euren Alkohol, eure Autos, eure schönen Kleider und vor allem – wollen sie ein Bwana sein und aus vollen Lungen ›Boy‹ rufen können! Und ihr wohlwollenden, altmodischen niggerliebenden Bwanas werdet ins Meer gejagt oder durch Gesetz von euren Ländereien vertrieben, und mit dem Land wird solange Raubbau getrieben, bis es so heruntergewirtschaftet ist, daß nicht einmal die verdammten Russen es mehr haben wollen!«

Brian machte eine Pause und holte tief Atem.

»Leider hinkt ihr Spätblütler-Wohltäter und Sozialreformer etwa fünfundzwanzig Jahre hinterher«, sagte er spitz, »und ihr reformiert euch nicht aus Liebe zum Land oder zu den Eingeborenen. Ihr seid bloß sinnlos vor Angst, nachdem es so aussieht, als würde der Nigger hochkommen, Abrechnung mit euch halten und eurem Herren-Dasein ein Ende machen. Nicht einmal verfluchte Fundis oder Schreiber werdet ihr sein. Wenn ihr überhaupt hier bleibt, werdet ihr demütig angelaufen kommen, wenn so ein Nigger-Emporkömmling in die Hände klatscht und ›Boy!‹ kreischt.«

Brian drehte sich um, ging zur Bar, schenkte sich bewußt drei Finger hoch Whisky ein und leerte das Glas mit zwei Schluck. Dann ging er zum Kamin zurück, schob einen Holzklotz mit der Fußspitze ins Feuer und ließ sich

wieder auf dem Boden nieder, das Gesicht gedankenverloren auf den Knien, die Arme um die Beine geschlungen.

»Well«, sagte seine Tante trocken, »das war 'ne ganz schöne Rede. Einschließlich der eingestreuten Kraftausdrücke. Und bestimmt laut. George?« Sie wandte sich zum Mann ihrer Nichte um.

»Ich würde von Brian gerne mehr erfahren, warum es seiner Meinung nach nicht funktionieren wird«, sagte George Locke. »Ich bin überzeugt, daß es funktioniert, wenn wir die Sache richtig anpacken.«

Brian warf seinem Schwager einen Seitenblick zu, eine Mischung aus Mitleid, Verachtung und bitterer Belustigung.

»Warum, George?« fragte er verhalten, den Rufnamen mit beleidigendem Unterton akzentuierend. »Warum? Weil du es erstens mit Niggern zu tun hast, George, und zweitens mit Politik, George. Unter uns gesagt, habe ich mehr Achtung für die verfluchten armen verwirrten Schwarzen, die sich menschlich zeigen wollen, als für die weißen Politiker, die uns verkauft und verraten haben.«

Brian rieb sich das Kinn und blickte wieder zu George auf. Er sprach bestimmt und genau, als wollte er einem Kind etwas erklären.

»Warum, George? Weil die Politiker, die schwarzen und weißen, es dir nicht gestatten. Die Wog-Politiker wollen keine Zusammenarbeit mit dem weißen Mann, solange die Schwarzen noch eine untergeordnete Stellung einnehmen. Sie wollen kein Mehrressentum, George. Sie haben einen ungeheuren Minderwertigkeitskomplex – etwas, was du in deiner kurzen Sanitätspraxis und karitativen Tätigkeit beim alten Vater Schweitzer in Lambarene nicht spitzkriegern konntest. Der Wog will nicht mit dem weißen Mann auskommen, George. Er möchte im Grunde, daß Gott mit einer Handbewegung einen Weißen aus ihm macht. Er will ein Bwana sein, George. Er will sich selbst beweisen, daß er all das, was der weiße Mann kann, auch kann und besser kann. Und er weigert sich zuzugeben, daß neunundneunzig Prozent seines Volkes nicht mal in der Verfassung sind, anständige Schwarze zu sein, von einer Konkurrenz mit den Weißen in dieser komplizierten Welt des weißen Mannes ganz zu schweigen. Und

dieser neunundneunzigprozentige Ignoramus ist immer noch so dumm, daß er glaubt, Uhuru – die Freiheit, werde ihm in fünf Minuten all das geben, was der weiße Mann in Jahrhunderten geschaffen hat – mit einem magischen Schlag und alles in einem Geschenkpaket mit einer großen Samtschleife.

Warum, George?« Brian lächelte müde. »Erstens würden die schwarzen Politiker, selbst wenn du mit deinem Projekt Erfolg hättest und die Sache funktionierte, sie bei jeder möglichen Gelegenheit sabotieren. Für die wäre das ganze ein Schritt zurück in ihrem verrückten Wettrennen um Uhuru. Es würde der Welt in die Ohren schreien, daß sie nach wie vor vom weißen Mann abhängig sind, George. Und es würde sie daran hindern, ihr Lieblingsziel anzuvisieren, nämlich den weißen Mann zu demütigen, ihm sein Land wegzunehmen, ihn hinauszuwerfen und ihn auf das Niveau eines nach Brotkrumen bittenden Jammerlappens herunterzudrücken. So, wie es ihnen ihr ganzes Leben lang erging. Tante Charlottes Projekt – oder deins, George, es klingt mehr nach dir als nach Tantchen – ist nur eine Kleinigkeit besser als das Ahoi-System, das sie selbst anwenden. Du bist noch nicht lange genug hier, um dieses Ahoi-System zu kennen. Ahoi ist ein Kikuyu-Wort und bedeutet ›Squatter‹, Ansiedler ohne Rechtstitel. Und die Kikuyus hassen es. Die armen Kikuyus nassauern immer bei den reichen Kikuyus. Sie wollen diese Unsitte nicht weiter ermutigen, wenn sie endlich in den Besitz der wirklich üppigen Ländereien kommen. Dein Projekt wäre wohl ein Schritt nach oben, aber der weiße Bwana wäre nach wie vor der Boss, würde nach wie vor die Farmen beaufsichtigen, würde den Anbau, die Ernte, den Verkauf der Ernte und alle wesentlichen Einzelheiten lenken.

Die Uhuru-Schreier – euer Mr. Kamau, Mr. Ndegwa, Mr. Mboya, Mr. Gichuru – sähen eine schwarz-weiße Kooperation, die deine Hoffnungen verwirklichte, gar nicht gern – nämlich die Schaffung eines Blocks von unabhängigen afrikanischen Mittelklassefarmern. Das wäre das letzte, was sie erleben wollen, George, weil es sie ihrer eigenen Macht als Führer und Oberhirten der dummen Herde ihres Volkes berauben würde. Sie wollen nicht, daß sich die Massen langsam zivilisieren und sich eines Tages auf die

Hinterbeine stellen und ihre eigenen Interessen anständig vertreten können. Sie wollen dummes, lenkbares Vieh, wie Nkrumah in Ghana – wie er es jetzt hat, keine Opposition, keine rivalisierende Partei, keine freie Presse, nichts als Nkrumah, George.«

Brian seufzte.

»Und wenn dieser besondere Grund nicht mehr als genug wäre, George, dann gibt es noch den individuellen Wog, über den du dir den Kopf zerbrechen mußt. *Er* hat sich nicht nach dem veränderten Wind gedreht, von dem Macmillan immer quasselt. Er ist der alte faule Wog geblieben, der lieber schläft als kämpft, lieber kämpft als arbeitet, lieber herumquatscht und Bier trinkt als kämpft *oder* arbeitet. Er kann sich nicht auf morgen konzentrieren – nie wirst du ihn dazu bringen, auf sieben Jahre oder sieben Monate hinaus zu planen, um in einer nebelhaften Zukunft mal einen Ertrag zu bekommen. Jemand könnte ihn ja in der Zwischenzeit mit einem Fluch belegen.

Er ist ein Wog, George«, sagte Brian. »Und du wirst keinen weißen Mann aus ihm machen, nicht mal einen braunen, nach den Maßstäben eines weißen Mannes, solange er Trommeln, Bier, Sonne und einen Gott zur Hand hat, auf den er seine Faulheit und Untüchtigkeit abladen kann. Er ist gefräßig und gedankenlos grausam, und er fällt dir aus reinem kindlichen Zorn in den Rücken, George, ist aber nicht gefräßig genug, um zu arbeiten, um seine Gier zu befriedigen, ganz gleich, was Nell sagt. Nur wenn du mit der Peitsche neben ihm stehst und ihn in den schwarzen Hintern trittst, wenn er einen Tag blaumachen will, statt zu arbeiten. *Darum*, George.«

Brian sah seinen Bruder an. Jung-Philip hatte während der ganzen Unterhaltung still dagesessen.

»Na, und wie stellst du dich dazu, Kleiner?« fragte Brian lächelnd. »Wie siehst du die Sache an? Bist du auf Seiten dieser großzügigen Idealisten oder gegen sie?«

»Ich finde, wir haben keine andere Wahl«, erwiderte er. »Da stimme ich Tante Charlotte zu. Entweder dies, oder wir müssen letzten Endes gehen, ob der Staat uns Schadenersatz leistet oder nicht. Auf jeden Fall kann es

unmöglich so weitergehen wie früher, wenn sie mal ihre Unabhängigkeit haben. Ganz gleich, was für Garantien sie heute geben. Schon heute brechen sie gegenseitig dauernd ihr Wort, als sei das ganz selbstverständlich. Aber ich sehe keinen anderen Ausweg als eben zu versuchen, noch etwas zu retten. Ich tue, was Nell und Tante Charlotte vorschlagen.«

Brian kratzte sich den Kopf und seufzte.

»Anscheinend werde ich von allen überstimmt«, sagte er. »Ich kann euch nur Glück wünschen. Und welche Rolle spiele ich nun darin, Tantchen? Habe ich überhaupt etwas dazu zu sagen? Ich meine, obwohl ich ein launischer, unzuverlässiger Junge und so weiter sein mag, gehöre ich schließlich immer noch dazu – könnte sogar als Erbe gelten.«

Charlotte Stuart sah ihrem Neffen tief in die Augen. »Wenn ich einmal nicht mehr bin, können du, Nell und Philip das Problem nach eigenem Ermessen lösen«, sagte die alte Frau. »Augenblicklich lebe ich noch. Glenburnie gehört *mir*. Du hast hier keinen Tag ernstlich gearbeitet, nicht einmal nach deiner Heirat. Wenn du's hättest, würde ich die Sache anders ansehen. Aber wie die Dinge liegen, bin ich nicht der Meinung, daß du ein Mitbestimmungsrecht hast über das, was ich mit *meinem* Land tue oder nicht tue.«

Brian zuckte die Schultern und lächelte seiner Schwester verlegen zu.

»Na ja, das schließt mich also aus«, sagte er. »Du hättest keine Lust, in den Geldbeutel zu greifen und mir meinen Anteil auszubezahlen, was, Schwesterlein? Immer vorausgesetzt, daß nach Tante Charlottes Tod noch was zum Verteilen übrig ist?«

Nell kniff die Lippen zusammen. Ihr Mann wollte etwas sagen, überlegte es sich aber und schwieg.

»Danke dir, George«, sagte Brian mit schmalem Mund. »Einen Augenblick glaubte ich, von deiner umfassenden Kenntnis Afrikas profitieren zu können. Well«, sagte er, rasch aufspringend, »damit hat sich's wohl. Ich mache mir keine Illusionen. Enterbt.« Und er klopfte sich anzüglich die Hose ab.

»Ich nehme nicht an«, dabei sah er seine Tante an, »daß es Zweck hat, dich zu fragen, ob du Don Bruces Farm kaufen und sie in dein edles Experiment einbeziehen willst? Er gibt sie billig ab, wie ich zufällig weiß. Don wollte dir das Vorkaufsrecht einräumen. Es ist eine verdammt gute Farm.«

Charlotte Stuart sah etwas verwirrt aus.

»Ich weiß, daß es eine gute Farm ist«, sagte sie. »Don ist ein guter, verlässlicher Junge. Er war schon mehrere Male hier, um mich wegen dieses oder jenes Projektes zu Rate zu ziehen. Letztes Jahr habe ich ihm Zuchtvieh verkauft. Seine Farm fängt jetzt an, einen anständigen Ertrag abzuwerfen.«

Brian verzog den Mund zu einem Lächeln.

»Don hat nicht deinen Glauben an den edlen, Wilden, der sich langsam zur Zivilisation emporentwickelt«, sagte er. »Er hatte eine ganze Menge Kummer, und ich kam bis jetzt noch nicht dazu, ihn zu erwähnen. Du wirst dich an den alten Verdruss mit den Eingeborenen sicher erinnern, Tante Char. Hochkant aufgespießter Hund am Gartentor. Der alte Mediziner vergiftet. Zwanzig Arbeiter mit ihren Frauen in den Busch gelockt. Die alte Drohung, daß das Baby für die nächste saftige Eideszeremonie bestimmt sei. Er selbst ziemlich oben auf der kleinen Liste – die übliche Dankbarkeit, die man von seinen lieben schwarzen Brüdern erwarten kann.«

Seine Schwester bekam große Augen, ihre Hand fuhr zum Mund und fiel dann langsam in den Schoß zurück.

»Tut mir leid, Nelly«, sagte Brian kalt. »Ich weiß, daß es wehtut, aber unter den Kyukes wird furchtbar viel von Rache gesprochen. Weißt du, George«, sagte er ausgesucht höflich zu seinem Schwager, »vor einiger Zeit war hier nämlich mal ein kleiner Stunk, Mau Mau genannt, und nicht alle Mitglieder des famosen Klubs wurden gehängt oder erschossen. Einige Tausend wurden mehrere Jahre hinter Stacheldraht gesteckt. Seitdem sie – äh – graduiert haben, wurden sie würdige Bürger. Führer, weißt du. Politiker mit britischer Billigung. Gewerkschaftsfunktionäre. Lehrer. Rechtsanwälte. Unglücklicherweise erinnern sich einige der heute

respektablen Stützen der Gesellschaft sehr genau und mit lange gehegtem Groll, daß sie sehr schlecht behandelt worden waren – einige von den Weißen, einige von ihren Verwandten, die wir scherzhaft als ›loyale Kikuyus‹ und ›Home Guards‹ bezeichneten. Offenbar gab es grobe Ungerechtigkeiten auf beiden Seiten. Es hat eine Menge böses Blut gegeben. Und es wird noch mehr böses Blut geben.«

»Was ist mit Don Bruce?« fragte seine Tante grob. »Hör endlich mit deinem Unsinn auf. Was ist passiert?«

»Nicht viel, Tantchen, sie haben nur dem Hund die Gedärme herausgerissen und Peggy den Schreck ihres Lebens eingejagt. Zum Viehabkillen und Babymord war's noch nicht gekommen, als ich Don das letzte Mal sah. Aber siehst du, George«, – Brian sprach wieder sehr deutlich zu George Locke – »einige von uns haben nämlich, zweifellos aus einem falsch geleiteten patriotischen Gefühl heraus, einige Tausend schwarze Gentlemen in diesem langjährigen schmutzigen Kleinkrieg getötet oder auf andere Weise – belästigt. Deshalb haben die plötzlich respektabel gewordenen überlebenden seit einiger Zeit Listen von den Leuten aufgestellt, die überprüft werden sollen. Leider aber hat der Wog die Tendenz, wenn er einmal Autorität gekostet hat, zuviel Begeisterung an den Tag zu legen. Es ist durchaus möglich, daß er den Kopf verliert und seine Anweisungen durcheinander bringt. Gar nicht ausgeschlossen, daß sie dich nach Uhuru im Blut- und Schnapsrausch mit einem bösen alten weißen Siedler verwechseln, statt dich als einen profilierten Verfechter der Landreform anzuerkennen. Oder«, fuhr Brian brutal fort, »sie brauchen vielleicht für eine Zeremonie frisches Hirn und ein Paar Hoden und hauen einfach dem ersten Weißen, der ihnen über den Weg läuft, den Kopf ab. Selbst wenn du's bist, George. Früher jedenfalls haben sie sich nicht sehr wählerisch gezeigt.« Dabei sah er geradenwegs seine Schwester an, die das Gesicht abwandte.

»Auf jeden Fall, Tante Charlotte«, sprach Brian weiter, »um deine Frage zu beantworten: Bis jetzt ist Don und seiner Familie nichts Ernstliches passiert. Da er aber vier Kinder und eine Frau hat, die er liebt, hat er sich

überlegt, daß er seine Kinder lieber nicht in derselben trüben Atmosphäre aufwachsen lassen will. Er hat es satt, mit Gewehr oder Revolver zu Tisch zu gehen. Und er will nicht den Rest seiner Tage damit verbringen, seine Kinder zu zählen, um festzustellen, ob sie auch noch alle da sind!«

»Jetzt reicht's mir aber, Brian«, sagte Jung-Philip scharf. »So brauchst du nicht zu reden.«

Brian fuhr herum. Sein Gesicht wurde blaß, verzerrte sich.

»Halt dein Maul, oder ich schließ' es dir!« fuhr er seinen Bruder an. »Erst vor ein paar Stunden sagtest du, kein Mensch in Kenia wolle den Tatsachen ins Gesicht sehen. Jetzt werden wir einigen Tatsachen ins Gesicht sehen, darauf kannst du dich verlassen!«

Er wandte sich wieder an seine Schwester.

»Du müsstest doch für Don Verständnis haben – du vor allem! Du warst in der brennenden Scheune eingeschlossen, als sie deinen Onkel fortschleppten, um ihn abzuschlachten! Du bist von oben bis unten verbrannt und zur Abschreckung dagelassen worden! Don will nun eben nicht ein paar Kinder wegen einer dreckigen Eideszeremonie verlieren! Vielleicht will er eine Frau mit intaktem Gesicht!«

George Locke sprang, sich dagegen verwahrend, mit zornrotem Gesicht auf:

»Brian, ich verbitte mir, daß du so mit Nell redest! Es ist mir gleich, ob du ihr Bruder bist, es ist mir gleich, ob es wahr ist, ich –«, seine Worte gingen in einem erstickten Wortschwall unter. Brians Hand war blitzschnell vorgestoßen und hatte ihn an der Kehle gepackt. Die Hand zog George Locke leicht heran und stieß ihn dann krachend in den Sessel zurück. Nur das Gewicht des großen eichenen Sessels verhinderte, daß George Locke durch den Aufprall rücklings stürzte. George beugte sich keuchend und nach Atem ringend vor.

»Bleib sitzen und halt's Maul, George«, sagte Brian, ohne ihn überhaupt anzusehen. Seine Stimme war jetzt sehr ruhig und eiskalt. »Du bist verhältnismäßig neu in der Familie. Ich möchte nicht haben, daß du in einem Familienstreit etwas abkriegst.« Dann wandte er sich an seine Tante.

»Mir scheint, ich kann hier nicht sehr viel erreichen. Willst du Bruce's Farm, oder willst du sie nicht? Ich sagte ihm, wir würden – *du* würdest – ihm Bescheid geben.«

Seine Tante hob den Stock und klopfte ihm fest auf den Kopf. Sie machte eine befehlende Kopfbewegung und sagte:

»*Setz dich hin* und sei endlich still! Seit fünfundzwanzig Jahren habe ich dich nicht mehr übers Knie gelegt, aber ich bin jederzeit bereit, dir wieder eine Tracht zu verabreichen.«

Brian rieb sich leicht grinsend den Schädel. Sein Gesicht nahm wieder Farbe an.

»Verzeih, Tante Char. Entschuldigt, Nell, Pip, George. Ich bitte um Verzeihung. Hab' 'n bißchen die Nerven verloren. Scheinen mir seit neuestem durchzugehen. Verzeiht. Sag mal, Pip, wie wär's, wenn du mir noch einen Scotch einschenkst, damit ich weiß, daß mir vergeben wurde?«

»Klar, Brian.« Der Junge stand auf. »Sonst noch jemand?«

»Nein, danke«, sagten alle.

Brian nahm das Glas, das sein Bruder ihm reichte, und trank durstig.

»Na, schön«, sagte er. »Bin also ein einsamer Trinker.« Er nahm noch einen Schluck. »Ich glaube, ich mache mich bald auf die Socken. Ich fahre gern bei Nacht.«

George Locke, mit rotem Gesicht und immer noch hustend, wollte wieder etwas sagen, aber Brian gebot mit einer Handbewegung Schweigen.

»Schon gut, George«, sagte er. »Spar dir die Worte. Ich bin nicht betrunken, aber ich fahre nachts immer besser, wenn ich etwas angetüttert bin. Ich fahre wie die Amerikaner – immer auf der rechten Straßenseite. Du wolltest etwas über den Kauf von Dons Farm sagen, Tante Char?«

»Sehr richtig. Ich kaufe sie nicht. Ich trage nicht zur Landflucht bei. Das ist es ja gerade, woran unser Land krankt – alles macht den Laden dicht und läuft davon. Ich habe hier gelebt, und ich bleibe hier. Ich gebe keinen Penny aus, um Donald Bruce zur Flucht vor seiner Verantwortung zu verhelfen. Als ich hierher kam, war sein Großvater, damals ein alter Mann, schon hier. Sein Vater wurde hier geboren. Er hat kein Recht, sein Land zu verlassen.«

Ein leicht irischer Akzent hatte sich in die Stimme seiner Tante eingeschlichen.

»Sehr gut, ich werde ihm sagen, er habe kein Recht, sein Land zu verlassen, und ihn von deinem beabsichtigten edlen Experiment, den Buschnigger zum hochgradigen Zuchtvieh zu entwickeln, unterrichten. Wer weiß, vielleicht will er mitmachen, und dann könnt ihr euch alle abwechselnd untereinander als Babysitter betätigen, wie in den alten Tagen.«

Langsam blickte er sich im Zimmer um, als wollte er es sich noch einmal einprägen. Seine Augen ruhten lange auf dem schlecht gemalten Ölporträt seiner Mutter.

»Hübsch ist es hier«, sagte er schließlich kühl und unpersönlich. Dann: »Pip, würdest du Juma sagen, er soll Kidogo herauspfeifen und meine Kiste in den Wagen bringen lassen? Ich habe Angst, er könnte sich noch bei der Behörde beschweren, wenn ich ihn anbrülle.«

»Du willst uns also mit bösen Worten verlassen«, sagte seine Tante. »Mitten in der Nacht, wie früher, als es für dein aufbrausendes Temperament und deine Eile wenigstens noch eine gewisse Entschuldigung gab. Bist immer noch der wilde, verzogene Junge von früher.«

»Dein Zorn gefällt mir besser als dein breites Irisch, Tantchen«, erwiderte Brian mit unecht-saloppem Ton. »Ja, ich fahre mitten in der Nacht, wie früher im Krieg. Der Unterschied zu heute ist nur, daß wir immer noch Krieg haben und ihr Leutchen es nicht wahrhaben wollt. George –«, er wandte sich an seinen Schwager, »solltest du deine Milchherde eines Morgens mit abgeschnittenen Eutern vorfinden, dann ist das nur ein Symptom einer neuen, *Uhuru* genannten Krankheit. Ich schlage vor, du schlachtest die Herde sofort und gibst ein Volksfest für die Genossenschaft. Achte nicht auf tote Hunde auf Torpfosten. Die Hunde sind wie die Menschen durch die guten Zeiten leichtsinnig geworden.«

Jetzt trat Juma ins Zimmer. Der alte Mann war offensichtlich beunruhigt. Seine alten Hände fingerten nervös am Saum seines Kanza herum.

»Sanduku tayari. Deine Kiste ist fertig, Bwana«, sagte er. »Aber wir hatten keine Zeit mehr, deine Kleider zu waschen. Mußt du uns so schnell verlassen?«

»Ja, du alter Dieb«, antwortete Brian und gab ihm einen freundschaftlichen Klaps. »Hast du diesen netten blauen Sweater gestohlen?«

»Kweli, bwana mdogo. Natürlich, Kleiner Bwana«, sagte der alte Mann. »Er ist viel zu gut, um im Busch ruiniert zu werden.«

»Gut«, meinte Brian. »Trag ihn gegen das Böse. Das hatte ich im Sinn, als ich ihn dir mitbrachte. Kwaheri Baba.«

Dann, an seine Tante gewandt:

»Kwaheri, liebes Tantchen.« Er nickte zu George hinüber. »Diesmal hast du eine Glückssträhne gehabt, Tante Char. Du hast einen Mshenzi verloren und einen Sohn gewonnen. Ein Farmer aus Passion mit 'm Dokortitel. Aus ihm müßte ein großartiger Tierarzt werden.«

Er faßte Nell leicht unters Kinn, gab Philip einen zärtlichen Klaps auf die Schulter und salutierte lässig vor George Locke.

»Bye-bye«, sagte er. »Einer von euch könnte morgen Don Bruce anrufen und ihm sagen, daß es mit der Farm nichts wird. Ich glaube ohnehin nicht, daß er sich viel Hoffnung gemacht hat.«

An der Tür blieb er stehen und blickte sich noch einmal im Zimmer um.

»Und George«, sagte er spöttisch, »mach dir um mich und meine Trinkerei keine Sorgen. Ich möchte dich nicht von deinem Hausbauprojekt und deinen reizenden landwirtschaftlichen Plänen ablenken. Ich werde nüchtern bleiben. Sobald ich wieder im Busch bin, wohin ich gehöre, bin ich wieder in Ordnung. Ich finde es bemerkenswert leicht, abstinent zu leben, wenn ich nicht der Zivilisation unterworfen bin.«

»Brian, bitte«, fing George Locke an, »es ist ernst, du darfst nicht ...«

»Schon gut. Ich werd' mich zusammennehmen. Und George?«

»Ja?« George Lockes Stimme verriet deutlich sein Bemühen, freundlich und mitfühlend zu sein.

»Ich werde nichts dagegen haben, wenn ich wieder mal vorbeikomme, während du hier den Laden schmeißt, daß du deine Pächter zum Essen mit deinem Schwager einlädst. Ich werde mich benehmen, werde sogar meine Pistole an der Tür abgeben. Das heißt natürlich, wenn ich unter dem New Deal überhaupt willkommen bin. Vielleicht ächten und verbannen sie mich. Kwaheri, alle miteinander.« Brian lachte rau auf und war auch schon fort.

Seine Familie hörte, wie eine Tür zuschlug, einen kurzen Fluch und das Krachen rücksichtslos geschalteter Gänge.

Charlotte Stuart zuckte die Schultern.

»Armer Kerl«, sagte sie. »Armer, kleiner Kerl.« Ihre Stimme klang, als spräche sie von einem fremden, verletzten Kind. »Und dabei ist das wenigste seine eigene Schuld.« Sie schüttelte zornig den Kopf.

»Ich glaube, es wird Zeit, daß wir alle zu Bett gehen«, sagte sie dann. »Philip, mach das Licht aus. Gute Nacht, allerseits.« Sie drehte sich um und humpelte durch die Diele, ihr Stock hämmerte rau auf den Boden. Die anderen blickten ihrer hochgereckten Gestalt nach. Philip ging durchs Zimmer und knipste die Lampen aus. Das Motorengeräusch verklang, und das Haus lag dunkel und still.

Kidogo, erst halbwach, saß mürrisch und frierend auf dem Beifahrersitz. Er sah wie ein zusammengekrumpelter kleiner Ball aus, hatte die Füße unter sich gezogen.

»Warum fahren wir denn mitten in der Nacht weg, Bwana?« fragte er. »Ich hab' wie ein Toter geschlafen. Ich hab' viel Fleisch gegessen, und in der Shamba von Wareru, dem Hirtenboy, hatten sie frische Pombe gebraut. Sie haben mir welche gegeben, und das Feuer war warm, und ich hab' sehr gut davor geschlafen. Es ist kalt in dieser Nachtluft. Was ist denn so wichtig, daß es nicht noch bis morgen Zeit hat?«

»Nichts. In meiner Kiste ist eine Flasche Whisky. Hol sie mir raus. Nimm einen Schluck, wenn du willst. Wie du ganz richtig sagst, es ist kalt in der

Nachtluft. Gib mir den Tembo und schlaf.«

Kidogo seufzte. Er war schon oft mit dem Bwana gefahren, wenn ihn die Geister schwer bedrückten und er mitten in der Nacht ohne jede Notwendigkeit aufbrach. Hoffentlich paßte der Bwana beim Fahren auf. Manchmal, wenn er in dieser Stimmung war, schweifte seine Aufmerksamkeit ab, und sie landeten im Straßengraben. Kidogo sah sich die Straße an und bemerkte, daß sie steil abfiel. Hoffentlich fuhr der Bwana vorsichtig; es wäre ein tiefer Fall diesen Berg hinunter.

»Bwana«, sagte er.

»Ja?« erwiderte Brian und hustete, denn der pure Whisky brannte ihm in der Kehle. »Was willst du?«

»Es ist manchmal besser, einen neuen Kochtopf zu kaufen, als den alten zu flicken, der schon viele Sprünge hat. Es lohnt sich nicht, und er muß nur immer wieder geflickt werden.«

Brian langte mit der Hand hinüber und fuhr dem alten Ndrobo durchs Haar, ohne die Augen von der kurvenreichen Straße abzuwenden.

»Danke, Mzee«, sagte er. »Werd' ich mir merken. Und jetzt versuch zu schlafen.«

»Ndio, Bwana – Lakini Bwana?«

»Was ist denn jetzt wieder?«

»Ich hab' mal gesehen, wie eine Hyäne sich mit ein paar wilden Hunden um ein Stück Zebramagen raufte. Die Hunde waren hinter der Hyäne her, die das Fleisch im Maul hatte. Die Hyäne sah über die Schulter nach hinten, um zu sehen, wie nahe die Verfolger waren. Dabei prallte sie gegen einen Baum und verlor das Bewußtsein. Die wilden Hunde töteten die Hyäne und fraßen Hyäne *und* Zebramagen auf.«

»Sehr komisch«, sagte Brian. »Hast du noch mehr solcher Weisheiten auf Lager?«

»Ja«, antwortete der alte Mann. »Wir sind schon mal so von der Farm abgefahren – vor langer Zeit – und hinterher war's sehr unangenehm. Ich bin zu alt für Unannehmlichkeiten. Sei vorsichtig, Bwana – sei keine Hyäne und fahr nicht gegen einen Baum. Es ist kein Vergnügen, von wilden

Hunden gefressen zu werden oder von den Würmern, die sich manchmal im Magen eines kranken Mannes breitmachen.«

Brian nahm wieder einen Schluck aus der Flasche, die zwischen ihnen lag. Er hob den Kopf und beschleunigte das Tempo.

»So, jetzt fühl' ich mich besser, Baba«, sagte er. »Wir taugen nicht für die Shambas, du nicht und ich nicht, auch nicht für die Stadt. Was denkst du, Baba, wofür taugen wir?«

»Wenn ich's wüsste, würd' ich's dir sagen«, antwortete Kidogo. »Sei vorsichtig mit dem Wagen und vergiß nicht: als wir abfahren, stand unser Lager auf der Seralippe. Als wir letztesmal in solcher Eile aufbrachen, fuhren wir zwanzig Meilen übers Lager hinaus.«

»Da war ich noch jünger und hatte mehr Dampf«, meinte Brian. »Und jetzt zum letztenmal, schlaf!«

Er summte vor sich hin, fummelte schließlich eine Zigarette aus der Tasche und steckte sie mit dem Feuerzeug vom Armaturenbrett an. Es war eine klare Nacht, die Sterne funkelten am Himmel, und er fuhr nordwärts. Vor seinem geistigen Auge flackerte das Lagerfeuer, obgleich er noch viele Meilen vom Standort der Safari entfernt war. Das Campfeuer wärmte ihm das Herz, und was er jetzt verlassen hatte, war nicht mehr sein Heim. Sein Heim lag im Norden, sein Heim war bei den Elefanten und den ungebundenen, wilden Nomaden, in Trockenheit, in Nässe und Hitze und schneidender Kälte. Der Tabakrauch schmeckte köstlich im whiskyfeuchten Mund. Wenn er ein stetes Tempo beibehielte, könnte er das Lager gegen Mitternacht erreichen, sollte es nicht inzwischen woanders aufgeschlagen sein. Und selbst dann würde er es finden. Es gab nichts im Norden, was Brian Dermott nicht fände, außer vielleicht sich selbst, und darüber würde er auch noch mal nachdenken. Er griff wieder nach der Flasche. Wenn man so trank, in kleinen Schlucken, wurde man nie betrunken, und der Mund blieb nass und die Zigarette feucht. Der Motor lief gut bei Nacht. Alles funktionierte besser bei Nacht, nur wenn man schlief, klappte es nicht immer. Ich bin glücklich, sagte Brian Dermott wortlos zu sich selbst. Es ist gut, heimzufahren.

OceanofPDF.com

Drittes Buch

30

Kathleen Crane war unglaublich schmutzig. Auf ihrem Gesicht lag eine dicke graue Staubschicht, und schweißnasser Staub hatte schwarze Rinnen in die Innenfläche ihrer Hände gegraben. Große Ockerflecken von Kenias loser Erde färbten ihre Khaki-Slacks und ihre Jacke rot. Ihre Lippen waren unter der Crème aufgesprungen, die eher dafür bestimmt zu sein schien, den Schmutz anzuziehen, als die Haut geschmeidig zu erhalten. Nase und Backenknochen glänzten grell unter der Sonne und wollten sich zum dritten Mal schälen. Mit ihrem Haar würde sie nie mehr zu Rande kommen; sie könnte es höchstens glatt scheren lassen. Es war hoffnungslos verdorben, kein Friseur würde es je wieder hinkriegen. Sie hatte sich damit abgefunden, es über dem Band, das ihr einige wilde Strähnen von den Augen fernhielt, einfach flattern zu lassen. Ihre Nägel, längst ohne Nagellack, hoben sich weiß von den dunkelgebräunten Fingern ab. Ein großer Schweißfleck zeichnete sich auf ihrem Gesäß ab, in den vielen Stunden durchgeschwitzt, die sie auf dem wärmehaltenden Plastikpolster des Landrover gesessen hatte. Eine Flasche Anti-Insektenflüssigkeit war ausgelaufen und machte aus einer Tasche ihrer Jacke eine große fettige Insel. Jeder Knochen tat ihr weh vor Müdigkeit, ihre Knie waren steif, ihr feuchter Rücken war wie betäubt, Fußgelenke und Unterarme waren mit Narben alter Dornenrisse bedeckt, auf ihrer Stirn, wo eine Kamelfliege sie gestochen hatte, hatte sie eine Beule von der Größe einer Olive, und ihre rechte Schulter war blau und gelb von den Rückstößen einer bösartigen Schrotflinte. Sie war völlig eingetrocknet, mumifiziert durch die staubige

Fahrt und die stechende Sonne. Außerdem hatte sie den Verdacht, daß sie roch.

Katie Crane war jetzt genau einen Monat in Afrika und hatte sich noch nie so glücklich gefühlt.

Sie saß im Vordersitz des Rovers zwischen den beiden Männern, ihre khakibekleideten Beine unanständig gespreizt, um Brian Dermott zwischen ihren Knien Platz zum Schalten zu lassen. Die Tage waren ineinander geflossen, und jetzt waren es schon vier Wochen; sie hatte das Gefühl, daß sie in diese unbequeme, wenig damenhafte, unwürdige Stellung geradezu hineingeboren worden war. Sie konnte sogar schlafen, wenn sie zwischen Brian Dermott und ihrem Bruder Paul saß. Bald würden sie, Brian und ihr Bruder, das neue Lager in dem neuen Land aufschlagen, und sie würde sich direkt dazu zwingen müssen, den Wagen zu verlassen. Sie kam sich mit ihm verwachsen vor, als wäre sie nie ausgestiegen. Der Landrover war ihr Heimat und Hort geworden. Sie machte kurz Inventur und lächelte. Es schien alles beisammen zu sein, nichts zu fehlen, sonst hätte sie's gemerkt.

In dem langen, in das Armaturenbrett vor ihr eingelassenen Fach lagen: eine Schachtel Kleenex, eine Rolle Toilettenpapier, drei zerlesene Taschenbücher, eine Büchse schottische Pfefferminzplätzchen, ein Glas mit harten gemischten Bonbons, die Peramente hießen, eine Flasche Anti-Insektenmixture, ein Karton Zigaretten, ein kleiner Feldstecher, ein angebrochenes Paket Streichhölzer, eine Plastikflasche Sonnenschutzöl, eine kleine Whiskyfeldflasche im Lederetui, eine Luftpostausgabe der *Time* vom letzten Monat, eine schmutzige Rolle Klebeband, ein Korkenzieher mit Flaschenöffner, eine Schachtel Aspirin und ein rotes Tourenmesser mit allen möglichen Extraklingen für die ausgefallensten Zwecke. Den Flaschenöffner oder das Maridadi-Messer brauchte man eigentlich nie. Man konnte die Flaschen viel besser am unteren Rand des Armaturenbrettes öffnen. Hinter ihr lagen, wie sie wußte, ein Reservereifen, ein langer Werkzeugkasten und ein aufrechtstehender, mit Schaumgummi ausgefütterter Gewehrständer mit den Jagdwaffen. Die besonderen

Büchsen, meist großkalibriger Art, schliefen wohlgeölt in ihren Futteralen bis zum Tag der Kriegserklärung.

Ebenso wohlgeölt, aber von dauerhaft dunkler Farbe, stand hinten das Team Kidogo-Muema und hielt sich an der Querlatte fest, an die die hoch stehenden Gewehrgestelle festgeschraubt waren, Kidogo und Muema, das waren die Gewehrträger, die mit Adlernaugen dauernd Flecken und Punkte in der Landschaft ausmachten, die ihr nicht das geringste sagten. Gelegentlich tippten sie Brian auf die Schulter, worauf der anhielt, nach seinem kleinen Feldstecher griff und meist ruhig sagte: »Das ist aber ein ganz hübscher Löwe da drüben, gleich links von dem kleinen Hügel.« Dann reichte er ihr das Glas. Oder weniger häufig: »Ein Jumbo, nicht im entferntesten so gut wie der, den wir neulich erwischten, aber als Durchschnitt ganz anständig.« Oder selten: »Das ist eine verdammt feine Oryxantilope, etwas Besseres werden wir wahrscheinlich nicht zu sehen kriegen.« Und dann schnell über die Schulter zu den Gewehrträgern: »Toa dreihundert kwa Bwana!« Und dann pirschte er sich auf Umwegen heran, über die sie immer wieder staunen mußte, und sagte plötzlich zu ihrem Bruder: »Rechts, Paul, gleich hinter diesem Termitenhaufen ...« oder Dornbusch oder Akazie, und ihr Bruder streckte die Rechte nach den Gewehrträgern hinter sich aus, und sie hörte das leise Klatschen der Waffe gegen seine Schulter wie ein chirurgisches Instrument in der Hand eines Arztes.

Paul sprang dann aus dem am Termitenhügel oder Dornbusch vorbeifahrenden Wagen, und meistens ließ sich Muema, der ergraute Mkamba-Gewehrträger mit Zahnlücken und gebrochenem Nasenbein, hinter ihm hinausfallen. Brian fuhr den Wagen an einen kleinen buckligen Hügel, tausend Yards entfernt, heran und wies Kidogo an, Katie den großen Feldstecher vom Rücksitz zu geben. Sie hielten, stiegen aus, um sich die Beine zu vertreten und das vor ihnen liegende Gelände durchs Glas zu betrachten – ihren Bruder und Muema, die sich von Termitenhügel zu Termitenhügel vorpirschten, von Busch zu Baum, winzige, immer kleiner werdende Gestalten, die sich gegen den riesigen gelben Teppich der Steppe abhoben, bis sie endlich sehen konnte, wie Muema ihren Bruder am Arm

berührte. Schnell und leicht kam das Gewehr hoch, er stemmte die gespreizten Beine auf den Boden und lehnte sich an den Hang oder den Busch oder hockte sich auf den Boden, die Knie angezogen, konzentriert und ruhig, wie Brian es ihn gelehrt hatte. Dann drang das Aufprallgeräusch der Kugel meist schon früher an ihre Ohren als der Knall des Schusses. Meist brach das Tier zusammen oder taumelte in einem immer enger werdenden Kreis, bis es niederstürzte. Gelegentlich raste es auch im Todesgalopp davon, wenn die kleine Kugel sein Herz getroffen, aber nicht durchdrungen hatte.

Brian, der neben ihr stand, wußte fast sofort, wie der Schuß getroffen hatte. »Amekufa«, sagte er, zum Beispiel, wenn es ein starker dumpfer Laut war – tot. Manchmal sagte er: »Tot, aber es weiß es noch nicht«, wenn das Tier einen Satz machte und davonsob. Dann und wann sagte er: »Amepigwa, aber zu weit hinten«, oder murmelte kopfschüttelnd: »Tumbo tu – bloß in den Bauch.« Dann mußten sie der Blutspur nachgehen, dem versprenkelten schaumig-rosafarbenen Lungenblut oder dem gallig-gelben geklumpten, fladigen Magenblut. Sie durfte mitkommen, wenn sie der Spur nachgingen, und war jedes Mal von neuem erstaunt, Kidogo und Muema liefen wie umherkreisende Hunde vor Brian her, jeder stocherte mit einem Stock oder einer Rute rhythmisch herum und nickte kennerisch über Dinge, die sie gar nicht sehen konnte – ein aufgeschlurftes Erdklumpchen, ein winziger Kratzer auf einem Stein, ein zurückgebogener Grashalm. Sie versuchte es immer wieder, aber sie lernte nie Spurenlesen, obgleich sie eines Tages beinahe zwei Stunden lang einem angeschossenen Kongoni nachgeschlichen waren, und sie nach den ersten, unter der Sonne wie Beeren eingetrockneten hellen Blutstropfen keinen Schimmer von seiner Spur hatte entdecken können. Brian ließ sich im allgemeinen über alles, was er tat, hinterher deutlich aus. Aber es war ihm nicht gelungen, ihr das Spurenlesen zu erklären und beizubringen, denn Spurenlesen war weder eine Technik noch eine Wissenschaft. Soweit sie feststellen konnte, war es zu neunzig Prozent eine Frage der Intuition, wenn nicht der reinsten Zauberei, und sie hatte auch beobachtet, daß weder Brian noch die

Eingeborenen wirklich auf den Boden sahen. Sie schienen in Hüfthöhe vor sich hinzustarren, was Brian ›den Boden heraufholen‹ nannte, und schlugen allgemein die Richtung ein, die ein Tier wahrscheinlich einschlagen würde, wenn sie dieses besondere Tier wären. Nach einiger Zeit, meist kurz, manchmal aber auch unerklärlich lang, nachdem sie mühselig und schwitzend Meilen zurückgelegt hatten, trafen sie auf das Tier, nunmehr verendet oder auch auf dem Boden liegend, mit hoch erhobenem Kopf und leidenden, dumpf-verblüfften, zornigen Augen. In einem solchen Fall sagte Brian ruhig zu ihrem Bruder: »Geben Sie ihm am besten eins hinter die Schulter«, oder: »Geben Sie ihm die andere Hälfte in den Nacken, Paul« –, oder manchmal kam es auch vor, was sie am meisten hasste, daß einer der Gewehrträger sein Messer aus der Scheide zog, ein Horn packte und die Wirbelsäule mit einem schnellen kurzen Stich in den Hirnansatz durchtrennte. Nur sehr selten traf er daneben, tat er's aber, mußte sie sich übergeben, wenn sie die sich drehende, nach der Wirbelsäule tastende Klinge sah.

Doch das war unwichtig, und Katie war kein weiches Gemüt. Wenn man zu töten auszog, dann ging es nicht ohne einige unangenehme Dinge ab, und das mußte sie verstehen. Es war ihr schon lange klar geworden, daß Nerze nicht in Form von Damenmänteln auf die Welt kamen, Filetsteaks nicht aus der Retorte stammten und Schuhleder unweigerlich aus der einem Rind abgezogenen Haut bestand. Sie hatte ein paar Tage gebraucht, um den ersten Widerwillen gegen all das Blut und den Schleim zu besiegen, die den Tod eines Zebras begleiteten, das eines Tages ein furchtbar schickes Ausstattungsstück eines modernen Zimmers in ihrem Hause in Palm Beach abgeben würde. Sie hatte, von der Scheußlichkeit fasziniert, das automatische Ausweiden der Därme beobachtet, die Ejakulation des Samens, dann die herausquellenden, heiß-stinkenden, weiß-glänzenden Därme, wenn einer der Boys auf den Befehl ›toa hili Tumbo‹ den Bauch aufschlitzte und mit beiden Händen in die Bauchhöhle fuhr, um den glitschigen Magen herauszureißen und die glitzernd-gelben Fettkugeln, die den Dickdarm umgaben, abzukratzen.

Der heiße, süßlich-stickige Blutgeruch, der entleerte, spinatgrüne Mageninhalt, die summenden Horden fatter Fliegen, die aus dem Nichts plötzlich auftauchten, dann die Geier, zuerst am Himmel kreisend und dann im Gleitflug sich nähernd, um plumpsend auf dem Boden zu landen; Vögel, die wie scheußliche Totengräber mit krummen Hälsen im Kreis hockten, mit gereizter Ungeduld hopsten und flatterten, gierig auf einem Termitenhügel oder dem abgestorbenen Ast eines Dornbaumes saßen und darauf lauerten, daß die Jäger mit dem Abhäuten und Ausnehmen ihrer Beute fertig wurden. Sobald die Gewehrträger sich die blutbeschmierten, blutropfenden Hände an einem Grasbüschel abgewischt, die Keulen und Rippenteile aufgeladen, Herz und Leber und Eingeweide in das blutgetränkte schwere frische Fell verpackt hatten, sah sie die geifernden Geier auffahren und heranhopsen, noch bevor sie alle wieder im Landrover saßen. Während der erste Gang eingeschaltet wurde und der Wagen langsam anfuhr, stritten sich und flatterten die Vögel bereits um den Tierrumpf herum; ihre blutigen Schnäbel hackten obszön in den zerstückelten Kadaver. Sie wußte, daß die Geier nötig waren – wußte, daß sie als Straßenreiniger geschützt, ja gehegt und gepflegt wurden, aber sie hasste ganz bewußt dieses scheußliche Ende: das noch vor ein paar Minuten muntere und von Leben sprühende Tier mit glattem, in der Sonne glänzendem Fell, jetzt zu einem Haufen brauner Klumpen und roter, abgeknabberter Knochen reduziert, in dessen augenlosem Schädel die gelben Zähne schauerlich blinkten. Sie hatte sich noch nie ernstliche Gedanken über das Handwerk des Todes gemacht, mußte aber zugeben, daß sie von der vollständigen Auflösung eher fasziniert als schockiert war.

Es zeigte sich, daß Brian in beinahe alle Tiere schwer verliebt war, und ihr schien es, daß er die Tötung jedes einzelnen bewußt aufschob –, bis es sich nicht mehr vermeiden ließ und er Paul seufzend und entschuldigend sagte, daß es keinen Zweck mehr habe, weiterzusuchen, er sollte lieber aufstehen und ein Ende machen.

Heute, reifer an Erfahrung, glaubte sie, das Ganze etwas besser zu verstehen. Ihr war mehr daran gelegen zu fotografieren, als zu schießen. Ja,

sie hatte sich geweigert, auf Tiere zu schießen, die mehr Persönlichkeit hatten als Vögel und Fische, die das Gewissen nicht belasteten. Sie und Brian waren, nur von den Gewehrträgern begleitet, mehrmals allein in den Busch gegangen, um Aufnahmen zu machen, während ihr Bruder einen Tag im Lager verbummelte, um seine blasenbedeckten Füße auszuruhen und den Haufen verschlüsselter Finanzdepeschen durchzusehen, die auf ihn herunterprasselten, wenn Brian den LKW zur Duka nach Isiolo oder Garba Tulla zum Tanken schickte. Sie war von allem fasziniert, aber besonders von den Elefanten, ganz besonders von den verhältnismäßig zahmen im Nationalpark zur Seite der Straße, wo ein Abschuss, außer in Notwehr, verboten war.

Die Elefanten hatten ihr zum ersten Mal entsetzliche, zähneklappernde Angst eingejagt – erstmalig, als eine alte, ausgetrocknete Leitkuh aus der streunenden Gruppe ausgebrochen war und sie angegriffen hatte, trompetend, den Rüssel steil emporgerichtet, die Ohren zurückgelegt, und Brian alle Mühe gehabt hatte, den Landrover beiseite zu manövrieren. Von diesem brüllenden Angriff hätte sie herrliche Filmaufnahmen machen können – aber sie hatte in der Hitze des Gefechtes vergessen, die Schutzkappe von der Linse abzunehmen und hatte viele Meter leer abgedreht.

Bei einer anderen Gelegenheit hatten sie sich dicht an einen alten Bullen mit nur einem Stoßzahn herangemacht, der schwankend unter einer Palme am Ufer eines trockenen Flussbettes stand, dösend, träumend, seiner Jugend nachtrauernd. Der Wind hatte sich unvermutet gedreht, ein Zweig hatte unter ihren Füßen geknackt, und der uralte Bulle hatte sie plötzlich gewittert und drauflos trompetet. Vielleicht hätte er nicht direkt angegriffen, aber er war mit Volldampf auf sie zugetrampelt, und Brian hatte ihr beinahe den Arm ausgerenkt, als er sie in den Gegenwind zog, so heftig, daß ihre Zehen kaum den Boden berührt hatten. Danach waren sie den Elefanten noch oft sehr nahe gekommen, und jedes Mal spürte sie von neuem eine freudig-schmerzliche Angst vor dem großen, runzligen, verwitterten Relikt aus dem Diluvium. Sie schienen nie ganz wirklich zu sein, diese

tonnenschweren Wesen grauer Geisterhaftigkeit, die lautlos mit dem elefantenfarbigen Busch verschmolzen oder manchmal, wenn sie zur Tränke kamen oder badeten, sich wie glückliche große Schweine oder ungezogene kleine Jungs benahmen.

Sie war gerne mit Brian und den Eingeborenen-Boys allein, wenn Paul im Camp blieb und sie ein Picknick in die Lebensmittelkiste packten und ›auf Patrouille‹ gingen, wie Brian es nannte, ohne besonderes Ziel. Meist machten sie unter einigen ausladenden Akazien oder am Ufer eines kleinen Baches Halt, um zu Mittag zu essen, wobei sie unglaubliche Mengen klebriger Büchsenbohnen, kaltes Geflügel, Mixed Pickles und Sardinen verzehrten. Brian hatte nur einmal kaum mitgehalten, weil er erst mitten in der Nacht angekommen war, betrunken wie ein Stint und mit gestelzter, unecht-formeller Höflichkeit um Entschuldigung bittend, daß er so spät eintraf. Offenbar war es ihm nicht gut ergangen auf seinem Blitztrip in die Stadt – später, als er sie näher kennen lernte, hatte er ihr nach und nach Einblick in sein Leben und in seine Familie gewährt, bis sie nach etwa einem Monat zu der Überzeugung kam, daß sie einen Teil von ihm sehr gut und den anderen überhaupt nicht kannte.

Kathleen Crane war im allgemeinen eine ernste, ruhige Frau. Ihre grauen Augen waren groß und blickten in ihrem kleinen, ernsten Kindergesicht immer ein wenig verwundert. Ihr dunkelblondes Haar war straff zurückgelegt, wenn sie es abends wusch und kämmte. Jetzt flatterte es wild und ungezähmt im Wind, der über den offenen Landrover hinblies. Sie sah kleiner und schlanker aus als sie in Wirklichkeit war. Brian war überrascht gewesen, als er ihren Körper zum ersten Mal beim Baden in Buffalo Springs sah. In ihrem winzigen Bikini hatte sie erstaunliche Brüste gezeigt, die durch die außerordentliche Schlankheit ihrer Taille, die ausladenden Hüften und die langen, wunderbar geformten, fleischigen Beine noch betont wurden. Nur angezogen wirkte sie kleiner, schlanker; tatsächlich war sie nur einen halben Kopf kleiner als Brian; sie war so groß wie ihr Bruder und ganz unglaublich kräftig und zäh für eine Frau. Als Brian sie besser kennen lernte, taute sie gelegentlich auf und drückte sich ziemlich schnoddrig aus.

Ihre Sprache machte Brian neugierig: Oft mengte sich Vulgarität mit klarer, guter Grammatik, und immer schien sie sich kühlkritisch zu betrachten, als handelte es sich um eine Fremde. Manchmal hatte Brian den Eindruck, sie kultivierte den Spott, um die Tränen zu unterdrücken, die ihr immer locker in den grauen Augen glitzerten.

Sie sprachen viel zusammen auf ihren Picknicks, beide schüchtern zuerst, bis das Thema Alkohol aufs Tapet kam. Brian machte die Bemerkung, es sei doch sehr selten, daß eine Amerikanerin überhaupt nicht trinke, worauf sie erklärte, sie hätte gehört, *alle* beruflichen Großwildjäger hielten es mit der Flasche. Beide schienen überrascht zu sein, als entdeckten sie gegenseitig unerwartete Tugenden.

»Ich trinke nicht mehr, weil ich eine Trinkerin bin«, sagte Katie Crane ganz offen. »Ich habe mich als Trinkerin versucht, aber die Rolle gefiel mir nicht besonders. Worauf ich beschloß, es ganz aufzugeben. Das war damals, nachdem meine Ehe den üblichen Weg ging, wenn die eine Seite dauernd im Tran und die andere immer gehässig und provozierend nüchtern ist.«

»Wahrscheinlich bin ich auch ein Trinker«, sagte Brian, und lächelte sie an. »Auf jeden Fall ist mir der Alkohol verboten. Irgendwie bin ich gegen meinen ältesten und liebsten Freund, den guten Bwana Pombe, allergisch. Man sagt, er würde mich umbringen, wenn ich ihm weiter huldigte. Und doch hielt ich mein Trinken, wie die meisten Leute, nie für ein Problem. Ich war eben ein Junge, der seinen Gin mochte – das Trinken paßte so natürlich zu mir wie ein Gewehr oder eine gute Jagdhose. Es paßte mir zu verdammt gut. Mein Schwager, der Quacksalber, behauptet, ich könnte jederzeit einen sitzen haben, und kein Mensch merkte es. Das sei mein Problem. Kaum einen Kater und immer noch auf Draht – mit Kater und ohne« –, er runzelte die Stirn: »Bis ...«

»Bis was?« fragte Kate Crane.

»'s kam Verschiedenes zusammen«, sagte Brian. »Krieg und Frieden. Ärger mit der Frau. Familientragödie. Das übliche. Konzentrierte Hiebe aufs Dach. Was machte Sie denn zur Trinkerin, wenn Sie wirklich eine waren, was ich bezweifle?«

»Ich weiß es wirklich nicht«, erwiderte Kate Crane. »Ich schwöre, ich weiß es nicht. Sie haben gesehen, wie wenig Paul trinkt. Es liegt also nicht in der Familie. Charles – mein Mann – trank nie mehr, als man aus Höflichkeit eben trinkt. Zwei Martinis und zwei Scotchs auf einer Party, mehr nicht. Und ich habe auch keinen Geschmack daran gefunden, bis ich eine erwachsene Frau war – drei-, vierundzwanzig. Kurz nachdem ich Charles geheiratet hab'. Ganz plötzlich überfiel es mich, ich schlitterte hinein, und es tat weh.«

Brian lag auf dem Bauch, auf einem knappen, mit grünem Klee bestandenen Streifen am sandigen, spurenübersäten Ufer eines kleinen Baches. Er stocherte ziellos mit seinem Messer im federnden Gras herum, das Kinn auf eine Hand gestützt. Sein zerzaustes Haar fiel ihm über die Stirn, die Beine hatte er angewinkelt, und wippte mit den braunen, gekreuzten Fußgelenken sanft in der trägen Brise. Es war sehr kühl und still unter dem Palmenrand, der die Luga in auffallendem Gegensatz zu der körperlich spürbaren Hitze der versengten braunen Ebene auf allen Seiten schützte. Katie saß ihm gegenüber, kaute an einem Grashalm, lehnte sich, die Hände flach nach hinten auf den Boden gestützt, zurück, die Beine weit gespreizt.

»Wissen Sie«, sagte sie träge, »ich bezweifle, daß ich jemals wieder einen Rock tragen kann. Hundert Meilen pro Tag mit gespreizten Beinen vorn neben dem Fahrer sitzen und dauernd in Breeches herumlaufen, da vergisst man, daß wohlerzogene Mädchen ihre Knie immer züchtig zusammenhalten und darauf achten, nicht zuviel Bein zu zeigen, wenn sie in Autos ein- oder aussteigen. New York wird einen Mordsschreck kriegen, wenn man mich wieder in Hüftgürtel und Kleid zwingt.«

»Sie gefallen mir ganz gut in Hosen«, sagte Brian. »Wenig Frauen können sie mit Schick tragen. Wahrscheinlich sind die meisten eben nicht für Slacks geschaffen, was gar nicht so übel ist, wenn man die Funktion über die Mode stellt. Aber Sie sehen, nun, hübsch und – äh – antiseptisch erotisch aus.«

»Mein Gott!« sagte Katie Crane. »Solche Komplimente und ich ganz allein und schutzlos hier im Busch. Da wir gerade von schutzlos im Busch

sprechen, halten Sie es für möglich, daß in der zerzausten Begoniengruppe da drüben Schlangen sind?« Sie stand auf und griff sich ihre Tasche. »Sollten Sie Geschrei von einem kleinen Mädchen hören, dann kommen Sie mich holen«, sagte sie.

Brian rollte auf den Rücken und verschränkte die Hände im Nacken. »Passen Sie auf, daß Sie nicht an einer Stelle gebissen werden, wo wir keine Aderpresse anlegen können. Vergessen Sie den Witz Ihres Bruders nicht.«

Katie Crane schwang ihre Tasche nach ihm, als sie auf den Busch zuging. Eigentlich komisch, dachte sie, wie schnell man jede Schüchternheit über Dinge wie das Verschwinden hinter Büschen verlor. Keinerlei Hemmungen mehr; man schlug sogar kühn vor, Brian möge doch rasch mal anhalten, damit man aufs Damenklo gehen konnte, und die Rolle Toilettenpapier sah in dem ›Fach für alles‹ unter dem Armaturenbrett des Rovers gar nicht mehr unverschämt und schamlos aus.

Brian dachte über ihr Eingeständnis nach, daß sie eine Trinkerin gewesen sei. Eine großartige Frau, dachte er. Gott sei Dank, daß es auch beherrschte Frauen gab. Hat sich bis jetzt tadellos benommen; kein weibisches Herumnörgeln und offenbar kein Interesse an dem weißen Jäger. Da kann man sehen, wie man sich irren kann. Als er nach der ersten Woche zum ersten Mal das Lager verlassen hatte, hatte er damit gerechnet, daß sie ihn sehr bald mit Zitaten aus Hemingway überfallen und sich bitter beklagen würde, daß er keinen Schlafsack hätte, in den sie mit hineinkriechen könne. Alles in allem genommen war's eine ganz gute Safari. Der Bruder machte sich als Sportsmann und ruhiger Kamerad und wirklich guter Schütze ausgezeichnet. Da kam sie nun zurück, mit ihrem mädchenhaften Gang, schlenkernd, mit kurzen Schritten, in maßgeschneiderten Hosen und Jackett. Wie eine so nette Frau wohl dem Alkohol hatte verfallen können?

»Ich will nicht unhöflich sein«, sagte Brian, »aber es würde mich doch interessieren, wie Sie in die Fänge des Dämons Schnaps geraten sind? Dahinter muß eine traurige Geschichte stecken. Ich habe bis heut'

nachmittag um vier nichts zu tun, höchstens ein bißchen zu schlafen. Bis dahin wird sich kein Wild rühren.«

»Ich wünschte, ich könnte Ihnen ein rührseliges Stück mit tiefen Enttäuschungen und tragischer Dramatik vorspielen«, sagte Katie leichthin. »Aber nichts dergleichen. Es gab vielleicht einiges Widerliches mit Charles – den aus gutem Grund niemand Charlie oder Chuck nannte. Vor Charles war auch jemand, der dann im Krieg fiel. Aber beinahe jede Frau meines Alters hatte jemanden vor ihrem Charles, der im Krieg fiel. Nein, ich glaube, es war hauptsächlich Langeweile.«

»Langeweile? Das ist aber ein merkwürdiger Grund für eine smarte Frau, sich das Trinken anzugewöhnen! Im übrigen glaube ich sowieso nicht, daß Sie eine Trinkerin waren. Ich glaube bloß, Sie kennen den Alkohol und die vielen schönen Dinge nicht, die er einem bescheren kann, wenn man ihn richtig genießt.«

Kate kitzelte Brian mit einem Grashalm an der Nase.

»Wissen Sie, Sie haben eigentlich ein komisches Gesicht«, sagte sie. »Ihre Nase biegt sich abwärts und Ihr Mund aufwärts. Die eine Gesichtshälfte ist die eines grausamen Mannes und die andere die eines kleinen Jungen. Aber ich würde alles darum geben, einschließlich meiner Tugend, wäre das noch möglich, wenn ich Ihre Wimpern hätte. Es ist einfach ein Unrecht vom lieben Gott, solche Augenwimpern an einen Mann zu verschwenden, während Frauen wie ich sich die verdammten Dinger ankleben müssen. Und doch war es endemische Langeweile, die aus mir eine Trinkerin machte. Ich bezweifle, ob Sie bei dem aufregenden Leben hier draußen überhaupt verstehen können, zu was für einer Dauerdiät sich diese besondere Art Langeweile ausgewachsen kann.«

»Vielleicht nicht, ich könnt's ja versuchen. Ich fühle mich nur gelangweilt, wenn ich Leuten, die hier draußen nichts zu suchen haben, als Schrittmacher dienen muß. Denen man verbieten sollte, das alles hier zu sehen und zu hören.« Er machte eine weitausladende Handbewegung, in die er die schlanken, knarrenden Palmen und farbenprächtigen Tauben, den kleinen, sich dahinschlängelnden Bach mit seinem hellen, immergrünen

Schilfrand einbezog. »Und in der Stadt ersticke ich – es sei denn, ich habe einen in der Krone. Aber hier – nein, Madame, niemals.«

»Sie haben den Nagel auf den Kopf getroffen, Professor«, sagte Kate. »Und ich bin in meiner Welt auch nicht die einzige. Sie sollten's mal versuchen – in diesem Hohlraum zu leben, seit der frühesten Kindheit bis zum Überdruß in Geld schwimmend, eine Art Schoßkind für nachgiebige, ziemlich phantasielos-egoistische Eltern, von einer Unmenge dummer Tanten und rotnasiger, abgelagerter alter Onkel umgeben, die einem in ihren Testamenten noch mehr Geld vermachen – um dann eines Tages zu entdecken, daß es eigentlich nichts gab, was man ernstlich tun oder haben wollte, weil man ja schon alles hatte. Eine ganz besondere Art Pauvreté.«

»In meinen Augen eine köstliche Zwangslage«, meinte Brian. »Wir konnten uns in unserer Familie nie über zuviel Geld beklagen. Bitte, fahren Sie in Ihrem Klagelied fort!«

»Wagen Sie ja nicht zu lachen, oder ich erzähle Ihnen nichts mehr«, sagte Kate. »Ich bin jetzt fünfunddreißig und kann mich nicht erinnern, daß ich je etwas – oder jemanden – wirklich dringend haben wollte. Ja, als ganz kleines Gör wollt' ich mal weglaufen und richtig arm sein, aber das hielt natürlich nicht sehr lange an. Ich hatte als junges Mädchen einen etwas zu langen Hals, war linkisch und schüchtern, aber trotzdem wurde ich ganz automatisch zur Maikönigin gewählt. Und zur Ersten beim Schülerball der unteren Klassen. Und zur Ersten beim Schülerball der höheren Klassen. Und zur ersten Debütantin. Und diesen ganzen Scheiß.« Den letzten Satz sprach sie wie einen Fluch aus. Brian schüttelte sich.

»Was für eine barbarische Sprache, Sie Indianer«, sagte er. »Diesen ganzen Scheiß. Schämen Sie sich gar nicht?«

»In dem Jahr, in dem ich in die Gesellschaft eingeführt wurde, gingen alle anderen schon wie verrückt mit den Jungs ins Bett, worauf auch ich wie verrückt mit einem Jungen ins Bett ging. Alles verliebte sich bis über beide Ohren, worauf ich mich auch bis über beide Ohren in meinen inzwischen verstorbenen Helden verliebte. Sein Name war Wentworth Wellborn Copeland IV. –«

»– so 'nen Namen gibt's ja gar nicht – Wentworth Wellborn Copeland IV.« murmelte Brian.

»Doch, den gab's. Eine unserer besten, chemisch reinen Familien. Copey war 'n ganz netter Bursche, wenn man den Princeton-Typ mochte. Und das war das Jahr damals, in dem alles den Princeton-Type mochte. Dartmouth war außer Mode gekommen, weil die Navy ihm die Studenten zur Ausbildung zu Marineoffizieren stahl, und außerdem gab's bei ihnen auch die großen Winterkarneval-Veranstaltungen in Hanover nicht mehr. Copey war kräftig, blond, sehr dumm und sah in seiner blauen Kadettenuniform großartig aus. Als er sein Leutnantspatent bekam, gab er mir den Verlobungskuß und trat bei den F-4F-Jagdfliegern ein, die ihn man gerade noch nahmen. Er wurde über Kwajalein oder irgendso einem unmöglichen Atoll abgeschossen und posthum mit dem Marinekreuz ausgezeichnet. Mir machte das sehr wenig aus, denn ich spielte ›Das Spiel‹, wie jedermann damals, ob verheiratet oder ledig. Das Spiel war etwas, was sich patriotische Exdebutantinnen, und Ladenmädchen auch, glaube ich, ausgedacht hatten, um so viele Krieger wie möglich glücklich zu machen, ehe sie in den Krieg zogen und fielen. Ich machte 'ne ganze Anzahl auf die freundlichste und intimste Art und Weise glücklich, bis ich dann Charles kennen lernte, der nicht in den Krieg ziehen und fallen wollte, ohne aus mir eine anständige Frau gemacht zu haben. Entschuldigen Sie, wenn ich in Großbuchstaben spreche. Charles wollte für etwas kämpfen. Und dieses etwas war die süße kleine Katie, ich. Und ich muß schon sagen, er kämpfte ziemlich gut. Er ließ sich nach Miami versetzen, und wir hatten einen furchtbaren Krieg, da er jeden Morgen aus der Villa in Palm Beach, die Oma Drake mir hinterlassen hatte, auf die Minute genau in die Kaserne fahren mußte. Mörderisch!«

»Hört sich schrecklich an«, sagte Brian. »Ich war auch schon mal in Palm Beach. Und in Bimini. Und, wie heißt das gleich, Cat Cay? Als Gast früherer Kunden. Es war wundervoll. Soff die ganze Nacht, fischte den ganzen Tag und schwitzte den Schnaps aus. Fing einen höllisch großen Thunfisch beim Turnier. Hat mich beinahe umgebracht. Seit damals habe

ich kein Thunfischbrötchen mehr gegessen. Als die Japsen Florida also nicht bombardierten, was haben Sie dann gemacht?«

»Ja, wir gaben Cocktailparties. Und als der Krieg aus war, zogen wir in die Wohnung in Park Avenue, unsere erste Gemeinschaft, glaube ich. Na, und da gab's Cocktailparties. Im Sommer zogen wir in die Villa in Easthampton und hatten Cocktailparties. Im Winter zurück nach Palm Beach und Cocktailparties. Wir fuhren nach Europa, Japan, Südamerika und hatten Cocktailparties. Das Familienwappen war ein müdes, auf einem Zahnstocher aufgepiktes Würstchen. Nach einer Weile machte es zuviel Mühe, rechtzeitig aufzustehen, um sich bei Girl-Lunches im *Colony Club* oder im *Twenty-One* zu betrinken. Ich habe die *Cuba Libres* oder die *Screw Drivers* nie gezählt, mit denen die wirklich ernsthaften Trinker den Tag beginnen.«

»Was ist ein *Screw Driver*, von der Sorte abgesehen, die mir geläufig ist?« fragte Brian. »Ihre amerikanische Abart?«

»Orangensaft mit Wodka, um das Wohlbefinden aufzufrischen und genügend Kräfte zu sammeln, damit man ins Badezimmer gehen und sich die Zähne putzen kann. Sehr gesundheitsfördernd, anfänglich. Viel weniger selbstanklägerisch als *Bloody Marys* – viel weniger aggressiv als Martinis, viel weniger entkräftend als schottischer Whisky. Als ich mir das Wodkatrinken ernstlich angewöhnt hatte, wußte ich, daß ich gefangen war. Es geht so eine Art trügerischer Legende um, daß man von Wodka keine Fahne bekomme, daher könne man unmöglich betrunken werden. Glauben Sie mir, Wodka riecht, und nach 'ner Weile riecht man auch selbst.«

Katie Crane machte eine Pause. Eine leichte Brise flüsterte leise in den Palmen, raschelte wie ein zarter Kuß in den rauen Kronen. Irgendwo trug ein Regenvogel sein metallisches dreitöniges Tonk vor, und ein Fischreiher schrie. Weiter die Luga hinunter plapperten ein paar Blau-Affen aufeinander ein, und man hörte das knurrende Grunzen eines Pavians.

»Es ist merkwürdig«, sagte sie. »Es kommt mir jetzt sehr seltsam vor, daß ich nach Montecatini fuhr, um mich trockenlegen zu lassen; daß ich es mit Psychiatrie und Hypnose versuchte, ja sogar, Gott vergebe uns allen, mit

den Anonymen Alkoholikern. Die trieben mich schneller zum Trinken zurück, als die Trunksucht mich in die Arme der AA getrieben hatte. Diese traurigen Gestalten, die da aufstehen und einem stolz – ja arrogant und prahlerisch erklären, was für Scheißkerle sie gewesen waren, wieviel Schnaps sie getrunken, wie viele Stellungen sie verloren hatten, wie viele Frauen sie verprügelt und wieviel Geld sie veruntreut hatten – mir drehte es den Magen um.«

Brian runzelte die Brauen. »Na, und«, sagte er, »was für schreckliche Dinge haben Sie denn nun eigentlich getrieben?«

»Ach, nichts besonderes. Alles. Wahrscheinlich haben Sie das meiste schon in diesen Alkoholikerberichten gelesen, von denen heute so viel hergemacht wird. À la Diana Barrymore, bloß daß ich mir nie etwas darauf einbildete. Schließlich bin ich keine Schauspielerin oder extrovertiert. Ich endete zu oft und zu spät nachts in zu vielen eleganten Ginlokalen in der Third Avenue. Ich landete zu oft in zu vielen Bars – selbst in zu vielen fremden Betten –, in denen ich an sich gar nicht landen wollte. Ich wickelte mich in eine Art kosigen Pelzmantel aus Alkohol, der alles von mir abhielt. Ich war isoliert. Ich weiß nicht, warum ich Ihnen dies alles an einem so reizenden Tag erzähle. Da, schauen Sie, der freche Affe, der da aus der Palmkrone guckt!«

»Lassen wir den frechen Affen, der da aus der Palmkrone guckt. Ich bin sehr interessiert. Wie sind Sie schließlich aus dieser Sache herausgekommen? Und wo war Ihr Mann die ganze Zeit?«

»Oh, Charles war immer da. Charles war im *Racket Klub* und im *Brook*. Charles war für einen Mann, der in Wirklichkeit überhaupt nichts tat, sehr beschäftigt. Er hatte mehr unverdientes Geld als ich. Seine Familie fabrizierte Seifenflocken. Charles war eigentlich ein höchst harmloses Reinigungsmittel. Er betrachtete mich mit einem gewissen verständlichen Widerwillen, und die Gattenliebe hatte schon seit Jahren zu existieren aufgehört. Das Bett war für Charles, glaube ich, etwas zu Schweißiges. Die Bauern wälzen sich auch darin herum, und das gefiel Charles nicht. Er distanzierte sich. Wenn ich ganz fair sein will, dann war Charles gar nicht

so übel. Ich habe es damals nur nicht fertig gebracht, mich in meinem wahren abstoßenden Licht zu sehen, und Charles sah im Ginnebel meiner Augen ziemlich abscheulich aus, wie eine Krabbe in Aspik. Erst später, als ich eines Morgens in einem Hotel auf der West Side neben einem fremden, unrasierten Mann aufwachte, an den ich mich nicht erinnern konnte, erst dann wurde mir klar, daß ich völlig in der Patsche saß. Wenn es ein Appartement im *Carlyle* oder im *Plaza* gewesen wäre, hätte ich das aufgedunsene, verkaterte Mädchen, das mich da aus dem ›Spieglein, Spieglein an der Wand‹ anstarrte, vielleicht nicht als mich selbst erkannt. Aber ich war's, kein Zweifel. Ich übergab mich, als ich mich endlich richtig sehen konnte.«

»Und?«

»Ich ging. Fuhr nach Hause und schrubbte mich innen und außen ab. Ich hatte immer noch einen scheußlichen Geschmack im Mund und fühlte mich hundeelend, aber das Abschrubben half. Schließlich war man nicht umsonst mit einem Seifenflocken-Millionär verheiratet. Man lernt da einiges. Dann merkte ich auf einmal, daß ich zur Hausbar ging – und blieb mit dem frischen Drink in der Hand plötzlich stehen. Ich war zwar ein Wrack, aber soviel Kraft hatte ich doch noch, einen Arzt anzurufen. Damals, Sie werden's nicht glauben, konnte man Ärzte nämlich noch telefonisch erreichen. Dieser da verfrachtete mich in eine Heilanstalt in Connecticut, die sehr streng war. Ganz gleich, wieviel Geld man hatte, Alkohol gab's keinen dafür. Und als ich dort entlassen wurde, fuhr ich nach Alabama und ließ mich von Charles scheiden. Ich wollte nicht einmal die sechs Wochen in Reno bei den Spielautomaten vergeuden, um Charles loszukriegen – und mich. Und als eine Art Mischung aus Belohnung *cum* Präventivmaßnahme schleppte mich mein spröder, um nicht zu sagen zimperlicher Junggesellenbruder Paul, der, wie Sie sicher schon gemerkt haben, ein lieber alter Bursche ist, auf Safari nach Afrika. Große Panoramen, die saubere afrikanische Luft, keine Großstadtversuchungen ... Und wissen Sie was?« sie streckte die Hand aus und legte sie auf Brians Hand. »Er hatte verflucht recht. Gott segne ihn. Gott *segne* ihn. Ich glaube, ich bin geheilt.«

»Gott segne ihn«, sagte Brian. »Ich bin auch froh, daß er Sie mitbrachte. Und wenn Sie eine Heilung nötig hatten, dann, glaube ich, sind Sie geheilt. Und was halten Sie nun von einem kleinen Lunch?«

31

Der Mann Dermott faszinierte Kathleen Crane – und, dachte sie innerlich grinsend, ich möchte nicht gerade behaupten, ich wäre die erste Frau, die diese Entdeckung macht. Mein Gott, was für ein Aufsehen mußte er unter all den menschenfressenden Salonhyänen erregt haben, denen er von seinen Gastgebern, die mit ihm herumprotzten, als wäre er ein zahmer Leopard an der Leine, vorgestellt wurde. Er scheint einiges so tief zu empfinden – so sensitiv – und hat auf der anderen Seite die völlige Fühllosigkeit des zwanzigsten Jahrhunderts. Er hat raue Konturen, als hätte ein geniales Kind ihn aus Lehm geformt, auf halbem Wege plötzlich das Interesse verloren und sich kaum die Mühe genommen, die weniger wichtigen Klumpen fertigzumodellieren. Seine Liebe zu Afrika scheint mehr der Landschaft, den Tieren und ein paar wilden Eingeborenen zu gelten, als den Menschen, besonders seiner eigenen Rasse, und bestimmt ist er über die nicht abzustreitende Tatsache, daß das Land neue Wege in die Zukunft geht, mehr als beunruhigt. Brian Dermott schien in zwei ganz verschiedenen Welten zu leben: in der unmittelbaren Gegenwart, die er meistern konnte, und in einer Zukunft, über die er keine Kontrolle hatte und die er daher mit Apathie betrachtete. Da war zum Beispiel die Sache mit dem Leoparden.

»Wir haben ganz nettes Glück hier oben gehabt«, hatte Brian im letzten Lager eines Abends nach dem Essen gesagt. »Es war ein wunderbarer Monat – besonders die Woche am Rudolfsee, wo wir die großen Fische fingen. Aber wir haben noch vierzehn Tage vor uns, und was wir jetzt noch brauchen, ist ein wirklich schöner Leopard. Wir können auf dem Terrain Des Berges hier jagen, um Nanyuki herum, und uns da einen schnappen,

aber es wird um diese Zeit kalt und nass und im Bambus öde sein. Wenn Sie nichts gegen eine anstrengende Tagesfahrt haben, würd' ich vorschlagen, wir sausen zurück, übernachten im *Mawingo*, in diesem luxuriösen Bumsladen, und fahren dann in ein Gebiet namens Loitokitok weiter. Ich glaube, das würde Ihnen gefallen.«

»Wo liegt dieses Loitokitok, oder wie Sie's nennen?« fragte Kates Bruder Paul. »Ich fühle mich eigentlich zu diesem Nordgrenzdistrikt hingezogen. Ich möchte immer noch gern nach Maralal zurück, die beiden kleinen Samburu-Maiden kaufen und sie mit nach Hause nehmen. Mir gefallen alle Ihre Wilden hier oben, besonders diese grimmig aussehenden Turkanas. Was haben Sie denn in diesem Loitok-Dingsda noch Besseres auf Lager?«

»'ne ganze Menge. Wird Ihnen gefallen«, erwiderte Brian. »Wir dringen tief ins Massagebiet direkt um den Kilima Njaro herum ein, aber noch auf der Kenia-Seite. Dort liegt ein großer Sumpf namens Kimani, in dem es von Elefanten und Büffeln wimmelt. Und von Leoparden. Auch von Löwen, wenn Sie auch keinen mehr schießen werden. Und der Berg – der alte Kibo und sein ständiger Genosse, Mawenzi – blickt Ihnen jeden Morgen hell und klar ins Zelt. Mount Kenya haben Sie nun eine Weile genossen. Jetzt sollten wir die andere Hälfte sehen. Na, was meinen Sie, Paul?«

»Ich finde es großartig«, sagte Kate. »Ich habe soviel von den Massais gelesen, daß ich nicht abfahren möchte, ohne sie gesehen zu haben. Sagten Sie nicht, sie seien mit den Samburu hier verwandt?«

»So 'ne Art Vettern – Niloten, Hamiten. Schöne Menschen, aber völlig nutzlos, und daher wertlos in einer Welt, die mehr verlangt als Schönheit. Kann sein, daß sie mir gerade deswegen gefallen. Sie sind eine Art Luxustiere – wie Ihre Indianer«, sagte Brian. »Ich glaube nicht, daß wir sie noch lange in unverdorbenem Zustand werden erleben können. Die Nigger-Politiker sind entschlossen, sie zusammenzuhauen, sobald Kenia nächstes Jahr oder so hundertprozentig schwarz wird.«

»Ich verstehe das nicht ganz«, sagte Paul Drake. »Wahrscheinlich habe ich in einem Monat zu viel Folklore in mich aufgenommen. Warum wollen die politischen Afrikaner sie zusammenhauen?«

»Des Landes wegen, einmal – Tausende wundervolle Quadratmeilen schönes Weideland, das wir den Massais Anfang des Jahrhunderts übereignet haben. Seit vielen Jahren ist ob dieses Vertragslandes gierigen Mäulern das Wasser zusammengelaufen. Und dann halten die politischen Nigs die Massais für eine Schande – für ein Fortschrittshindernis – wie das Wild. Es sind einfache, nackte Wilde, die ihre Sitten und Gebräuche seit der Ankunft des weißen Mannes nicht geändert haben, nur daß sie nicht mehr soviel Raubzüge machen dürfen. Und die müssen aussterben – wie die Tiere aussterben und weiterhin aussterben werden. Mir bereitet das großen Kummer«, Brians Stimme wurde rauer. »Ich würde es ändern, wenn ich könnte – würde die Stadtfexen ausrotten und die echten Wilden in ihrem wilden Zustand belassen.«

»Das verstehe ich«, sagte Paul Drake, »aber Sie müssen bei einem Neuling wie mir schon Nachsicht walten lassen. Warum müssen sie aussterben? Warum müssen die Elefanten und die Massais verschwinden? Bestimmt schießen Leute wie Sie und ich nicht genug Elefanten ab, um eine nicht wiedergutmachende Lücke in die Herden zu reißen, und wir sind mehr als glücklich, für unseren Aufenthalt im Lande zu bezahlen. Mir scheint, daß der Elefant und der Massai Aktivposten in der Zahlungsbilanz des Landes wären – Aktivposten für den Tourismus, wenn für sonst nichts, und unter jeder Regierung, ob schwarz oder weiß.«

Brians Stimme wurde schärfer.

»Da haben Sie ein gutes Argument, Paul«, sagte er. »Versuchen Sie mal, es einem dieser verdammten schwarzen Politiker vorzuhalten. Oder, was das anbetrifft, dem leidenschaftlichen weißen Siedler, der das Land für sein gottverfluchtes Vieh unbedingt haben muß, auf Kosten des wilden Lebens und des wilden Eingeborenen. Wollen Sie wirklich wissen, weshalb sie aussterben?«

»Genau das habe ich gefragt«, antwortete Paul Drake. »Weshalb?«

»Der sogenannte fortschrittliche, der ›emporgekommene‹ Afrikaner schämt sich seines nackten Bruders. Gleichzeitig ist er scharf auf dessen Land. Fortschritt bedeutet für ihn lediglich, daß jedermann in Gehrock und

Lackschuhen herumläuft. Und aus irgendeinem Grund stützen sie sich mit ihrer Idiotie wörtlich auf geschichtliche Beispiele – sie glauben, daß ein zurückgebliebenes Land erst Fortschritte aufweisen könne, wenn alle wilden Tiere tot sind und das Land bebaut ist. Ich habe Politiker im Legco – im Gesetzgebenden Rat – tatsächlich sagen hören, die Amerikaner seien erst nach der Ausrottung ihrer Bisonherden groß geworden, und England sei erst mächtig geworden, nachdem es die Wölfe ausgeremert habe. Schwarze Logik!« Brian spuckte ins Feuer. »All *das*« –, er fuhr mit dem Arm in seiner charakteristischen Geste über alles hinweg –, »all das soll verschwinden, um verfluchten Wellblechstädten und kindischen Landwirtschaftsprojekten einer Bande schwarzer Desperados Platz zu machen, die das Land verwaisen lassen werden, nachdem sie alles, was das Leben lebenswert macht, links und rechts abgemurkst haben, einschließlich ihrer eigenen Leute. Ich möchte die Massais, Turks und Samburu bewaffnen und sie auf die ganze elende, verschlagene, Komplott schmiedende Bande hetzen!«

»Langsam, langsam, Kamerad«, sagte Kate besänftigend. »Sonst kriegen Sie einen Schlaganfall. Trinken Sie noch eine Tasse Kaffee und beruhigen Sie sich ...«

»Ein eigenartiger und zeitweise ziemlich aufbrausender junger Mann«, meinte Paul Drake, nachdem Brian sich entschuldigt hatte und schlafengegangen war. »Voller Widersprüche. Er hat mir da einiges über den Aufstand hier erzählt. Er erwähnte zwar nicht viel über seine Rolle dabei, aber ich glaube, unser Junge hat in dieser Gegend einige Funktionen ausgeübt.«

»Er wurde zweimal ausgezeichnet«, sagte seine Schwester. »Muema sagte es mir in seinem besten Englisch. Darauf fragte ich Brian, und er gab es widerwillig zu. Offenbar hat ihm die Queen die Medaillen persönlich angeheftet.«

Ihr Bruder gähnte. Er warf seine Zigarette ins Feuer, blickte zum klaren, purpurdunklen Himmel empor und reckte sich.

»Ich glaube, ich geh' jetzt schlafen. Ich habe mir hinter diesem Kudu beinahe die Beine abgelaufen. Das war es zwar wert, aber ich muß sagen, ich spür's jetzt, nachdem die Spannung nachgelassen hat. Kommst du?« Er stand auf und stellte sich, sein Gesäß wärmend, vors Feuer.

Kate lächelte zu ihm auf.

»Nein«, antwortete sie. »Ich glaube, ich bleibe noch eine Weile sitzen und unterhalte mich mit den Hyänen. Vielleicht gefallen mir die, die wir in Loitoki-Dingsda treffen werden, nicht. Die hier waren sehr freundlich. Haben mir das Gesicht noch nicht abgefressen, ganz gleich, was für haarsträubende Geschichten unser tapferer weißer Jäger uns erzählt hat. Gute Nacht, Bru.«

»Weißt du, es ist schon sehr lange her, daß du mich ›Bru‹ nanntest«, sagte ihr Bruder.

»Es ist auch schon lange her, daß ich mir vorkam, als wären wir noch Kinder«, erwiderte Kate. »Nun geh ins Bett, oder mir kommen noch die Tränen. Gut' Nacht.«

Lange saß sie da und blickte ins Feuer. Sah die Scheite zerbröckeln und in rötliche Glut zusammenfallen. Schließlich ertappte sie sich in einer Kettenreaktion unaufhörlichen Gähnens. Sie stand auf, um in das kleine grüne Toilettenzelt zu gehen, ehe sie ihren Morgenrock ablegen und in dem wollenen Pyjama, den sie immer nach dem Bad vor dem Abendessen anzog, ins Bett fallen würde. Als sie im zitternden gelben Lichtstrahl ihrer Taschenlampe den gewundenen Pfad hinunterschnitt, fiel ihr ein, daß sie seit Tagen nicht an einen stärkeren Drink als an ein Coca Cola gedacht hatte.

Jetzt hatten sie also das ›Mawingo‹ hinter sich gebracht, das strenge Porträt von Mr. Ray Ryan in der Empfangshalle, die riesigen Gongs, die großen Appartements mit dem fettig riechenden Zedernfeuer im Kamin, die heißen Bäder, die Ansicht Des Berges durch die riesigen Fenster der großen Lounge. Katie Crane fuhr allein mit Brian. Sie hatten Paul und den Generatorwagen in einer Staubwolke zurückgelassen und Nairobi schnell umfahren.

»Wollen Sie wirklich nicht haltmachen und im Hotel Mittagessen?« fragte Brian, als sie sich der Stadt näherten. »Ich weiß, wir haben Paul gesagt, wir würden hinter Nairobi picknicken, aber er ist gleich hinter uns, und wir können ihm ein Zeichen geben.«

»Wenn Sie nichts Besonderes vorhaben, nein«, sagte Katie. »Ich bin nicht scharf darauf. Persönlich ist es mir wurscht, ob ich in meinem ganzen Leben noch mal eine Stadt zu sehen bekomme. Außerdem«, fügte sie hinzu, »würde kein anständiges Lokal mich in meinem augenblicklichen Aufzug einlassen. Wie können Sie bloß meinen Anblick ertragen?«

»Na, es geht. Eigentlich finde ich Sie ziemlich reizvoll mit Ihrer schmutzigen Nase und Ihrem staubverklebten Haar. Es ist natürlich möglich, daß ich voreingenommen bin, weil Sie sich auf Safari so unfraulich gut benehmen. Geben wir also Gas und brausen ab nach Sultan.«

Sie waren weitergefahren und hielten jetzt in der winzigen, staubigen und von kleinen Kindern wimmelnden Stadt Sultan Hamud, an der Grenze von Kenia und Tanganjika, und ließen das Leben der Stadt an sich vorbei paradieren. Es schien ein lebhafter Ort zu sein.

»Basin Street«, sagte Brian lachend und schnellsprechend wie ein Jahrmarktsausrufer. »Der Ort, wo Schwarz und Weiß sich trifft. Scheidewege der Welt.«

Katie Crane blickte sich fasziniert um. Zwei triefäugige, stammlose Massais saßen bequem auf dem Boden, den Rücken an die Mörtelwand eines indischen Gemischtwarenladens gelehnt. Sie trugen uneingedellte, sombreroartige Hüte, zerlumppte Kleider des weißen Mannes, und tranken umschichtig aus einer Flasche billigen südafrikanischen Wein. Eine

verschwitzte, glänzende schwarze Mkambafräu in einem vielgeflickten Büstenhalter schritt langsam auf der staubigen Straße, einen großen Korb Yamswurzeln auf dem Kopf, dahin. Sie schien gleichermaßen von Fliegen und Kindern umschwärmt zu sein. Die nackten, dickbäuchigen, schrill aufeinander einschnatternden Kinder wurden ihrerseits wieder von Hühnern, einigen herumstreunenden Ziegen und Schweinen bedrängt. Leere Gestelle mit Resten faulenden Gemüses zogen nach wie vor Fliegen an und bildeten so etwas wie den Markt. Zwei Massaifrauen mit nackten Brüsten, über und über mit Glasperlen und Armbändern behängt, schlenderten hüftschwingend mitten durch die einzige Straße, eine Reihe splitter nackter Kinder hinter sich. Ein barfüßiger Sikh in einem dreckigen, weiten Pyjama und schmutzigem Turban, den wilden schwarzen Bart in ein Haarnetz gehüllt, trat in eine schiefe, mit Wellblech gedeckte Hütte ein, in der sich die Telegrafestation der kleinen Stadt befand.

»Wir befinden uns auf historischem Boden«, sagte Brian. »Nicht weit von hier hatten die Massais und die Wakamba vor nicht allzu langer Zeit einen ganz schönen Kleinkrieg. Shauri ya ngombe – ein kleines Missverständnis, wer wem die Rinder gestohlen hatte. Gute und böse Tote auf beiden Seiten – Massais mit einem Haufen Wakamba-Pfeilen im Leib, und die Wakamba sauber durch diese verdammten langen und gerillten Speere der anderen ausgelöscht.«

Sie betraten die größte Duka, deren Schild den Namen Jafferali trug. Kate sah sich um. Fliegenfleckige Bilder des alten Aga Khan, der Begum und des neuen Aga Khan hingen an den Sperrholzwänden. Farbenprächtige Kalender priesen klebefreies Haaröl, fürchterliche Kosmetika für farbige Damen, mehrere geheimnisvolle Blutreinigungsmittel und die unzweifelhaft wohltuende Notwendigkeit von Coca Cola an. Sie bemerkte, daß die farbigen Damen und Herren auf den schmierigen Plakaten beträchtlich heller und selbstbewusster europäisch aussahen, als die farbigen Damen und Herren draußen.

»Ich bin besonders von dieser stolzen moralischen Mahnung angetan«, sagte sie, auf einen grellen Offsetdruck deutend, der die Tugend der

Barzahlung im Gegensatz zum Kredit anpries. »Erinnern Sie mich daran, daß ich Ihnen nie Geld leihe.«

»Wahrscheinlich hängen sie diese Dinger zum Wohl der ärmeren Eingeborenen auf«, sagte Brian. »Gott weiß, daß das Land vom Kredit lebt – oder lebte. Der Bursche in der Duka in Isiolo sagte mir, daß das Geschäft sich dauernd verschlechtere. Die Inder ziehen ihr Geld ab – haben sie schon immer getan –, und jetzt fangen die Weißen im Hinblick auf das kommende Uhuru auch damit an. Da jeder sein Geld aus dem Land hinausschmuggelt und keiner mehr investiert, da er in panischer Angst vor der Zukunft lebt, ist das Land dem Zustand der Lähmung verdammt nahe.«

»Hören Sie auf«, sagte Katie. »Keine öden Wirtschaftsgespräche, bitte. Mein finanzielles Jüngstes Gericht krieg' ich schon von meinem lieben Bruder. Ich will nichts von wirtschaftlichen Schmutzereien hören. Ich bin eine Massai-Schöne, und Sie haben um mich mit Kupferdraht und blauen Glasperlen zu werben, sonst lasse ich Sie nicht in mein Wigwam, oder wie immer das hier heißt.«

»Manyatta«, verbesserte sie Brian, als sie in das helle Sonnenlicht traten.

»Es ist eine flachdachige, primitive Hütte aus geflochtenen Ruten, Kuhmist, Lehm und manchmal Häuten. Wenn Mama woanders hinziehen will, sammelt sie ihr Fachwerk und die Häute ein und belädt einen Somaliesel mit dem ganzen Klumpatsch – so einen, wie der da drüben.« Er zeigte auf einen schwarzbraunen Massaiesel mit winzigen Hufen und einem lang über Rücken und quer über die Schultern laufenden Streifen. Er war nicht viel größer als ein Neufundländer. »Dann zünden sie den alten Lagerplatz an, um die Götter zu beschwichtigen und Krankheiten zu verhüten und ziehen weiter, wo das Gras grüner oder überhaupt vorhanden ist. Die Armen kommen nie zur Ruhe.«

Er lächelte einem Massaikrieger zu.

»Sobaj«, sagte er, die Hand, Handfläche nach außen, emporhaltend.

»Sobaj«, grunzte der Massai nicht sehr freundlich und stolzierte weiter.

»Das heißt ›Hallo‹ auf Massai, ist dasselbe wie ›jambo‹«, erklärte Brian.

»Ich kann nicht viel Massai. Es ist eine sehr schwere Sprache.«

»Er sieht phantastisch aus«, sagte Katie. »Wenn Paul vorhat, sich diese Samburu Zwillingshühnchen zu kaufen, sehe ich nicht ein, weshalb ich mir nicht einen Massai anschaffen und mit nach Hause nehmen kann. Wirklich ein entzückender Anblick. Möchte wetten, daß er auch richtig ausgewachsen riecht, bei dem Gänseschmalz-Make-up.«

Der Massai war über sechs Fuß groß und trug eine stumpfrote Toga, die über der linken Schulter zusammengefaßt war und die rechte Schulter und ein gut Teil seiner linken Körperhälfte freiließ. Sein Haar, phantastisch gebauscht und dann nach vorn geschoben, bildete über seinem Kopf einen hohen First und fiel in einem dicken, messingverzierten Zopf mit einer Drahtzwinge am Ende auf seine Stirn. Der Rest seiner Locken war sorgfältig geflochten und mit Lehm beschmiert. Sie hingen ihm in einer langen Quaste aus geflochtenen Zöpfen auf die Schultern herunter. Er war frisch mit Fett und rotem Ton beschmiert, und lange Kalkstreifen kreuzten seine Backen, teilten seine Stirn zwischen den Augen und verliefen in seinem Haar. Sein Gesicht war teilweise mit hellem Zinnoberrot bedeckt – in einem einzigen Klecks, als wäre es mit einer riesigen Puderquaste aufgetragen worden. Er trug einen engen Halskragen aus blauen und roten Perlen mit glänzenden falschen Perlmutterknöpfen als Zwischenträger. In seinen breit durchstochenen Ohren baumelten drei verschiedene Ohrringe, die größten waren Kupferdrahtstreifen von Untertassendurchmesser, die kleinsten dicke, ebenholzeingefaßte polierte Knochen mit eingelegtem weißem Porzellan. Schultern und Brust wiesen Sippentätowierungen auf.

Hand- und Fußgelenke waren mit Reifen geschmückt. In der Rechten hielt er den Speer eines ausgewachsenen Moran, eines Vollkriegers, ein Grad unter dem Ältesten-Moran, dessen langes leuchtendes Blatt und Schuh fünf Fuß lang waren. Unter den anderen Arm hatte er den unvermeidlichen polierten Stock geklemmt, ohne den sich der Buschafrikaner nackt vorkäme.

Die schmalen Augen unter den langen, engen Lidern blickten bewußt unverschämt, entsprachen der Gesamt-Physiognomie – scharfe Adlernase, hohe Backenknochen und sinnliche aufgeworfene Lippen über

blendendweißen Zähnen. Gestalt und Kopf, der ganze Mann, waren direkt der römischen Geschichte entnommen – eine Bronzekopie Trajans. Sein eingefetteter, schwitzender Körper glitzerte in der Sonne, seine Haltung schien gleichermaßen träge-geschmeidig wie unglaublich aufrecht. Die ganze Haltung strömte Arroganz aus. Er blieb mitten auf der staubigen Straße stehen, um mit einem Bruder-Moran zu sprechen, der sein Zwilling hätte sein können. Wie sie so dastanden, auf ihre Speere gelehnt, gleich Störchen einen Fuß in die Kniekehle des anderen Beines gestützt, hatten sie von dem Signal, das Brians LKW beim Einfahren ins Dorf gab, nicht die geringste Notiz genommen. Der Wagen mußte halten; die beiden Männer unterhielten sich ruhig weiter. Ihre Togen öffneten sich über den hochgezogenen Beinen und zeigten sie völlig nackt. Sie schienen sich ihrer Nacktheit erhaben unbewußt zu sein oder vielleicht zufrieden bewußt, daß sich ihre Genitalien gelegentlich dem Auge des Fremden präsentierten.

»Hu-ii!« pfiff Katie Crane. »Daddy, kauf mir den!«

»Warum nicht?« lachte Brian. »Wir haben genug Penicillin im Verbandskasten. Und ich garantiere Ihnen, Sie brauchen's sofort. Ich muß Ihnen und Paul einiges über die Massais erzählen. Diese Leute haben überhaupt keine Moral. Sie geben Ansteckungen weiter wie ein Trinkhorn voll Met. Wenn ich mich nicht irre, ist ihre Durchschnittsrate bei Geschlechtskrankheiten etwa siebenundneunzig Prozent.«

»Nun, wir könnten ihn ja ein paar Tage lang kochen und mit Chloromycetin oder so was Ähnlichem voll spritzen«, meinte Katie. »Ich finde, es wäre einfach Materialverschwendung, bloß wegen der bißchen überhand nehmenden GKs. Sagen Sie, sind die jungen Damen ebenso hübsch wie die Männer?«

»Wenn man sie ganz jung erwischt, ja. Es hat mal 'ne Zeit gegeben, bei Vollmond, nach einem langen Aufenthalt im Busch, na, ja«, Brian rollte die Augen nach oben. »Aber derbere Dinge schoben sich dann vor meine unsittlichen Gedanken. Visionen von langen Speeren und sehr scharfen Simis und zornigen männlichen Verwandten tanzten mir vor den Augen, und Erinnerungen an den besonderen Duft der eingeborenen Schönen

stiegen mir in die Nase. Alles könnte ich vielleicht überwinden, einschließlich des gegenseitigen Rassenvorurteils und eines chronischen Fuhrmannstippers, aber ich glaube nicht, daß ich den ranzigen Fettgeruch und den Ziegengestank in einer Manyatta ertrüge. Vielleicht, wie Sie vorschlugen, wenn man sie lange genug kochte –«

Mit einem rumpelnden Klirren, vergleichbar einem Riesenpacken Bolzen, die jemand über eine Klippe stößt, hielt etwas hinter dem LKW mißtönend-schnaubend an. Paul Drake kletterte mit steifen Beinen von dem hohen Trittbrett und lockerte übertrieben seine Fußgelenke.

»Ich bin schon zu lange an die niedrigen amerikanischen U-Bootautos gewöhnt und hab' ganz vergessen, daß man einen Fallschirm braucht, um von dieser Zementmischmaschine abzuspringen«, meinte er. »Wo kriegt ein Fremder in dieser fliegenverseuchten Metropole etwas Trinkbares her?«

»Dort drüben, Fremder«, sagte Brian. »Bemühen Sie sich an die Bar und nennen Sie Ihre Wünsche. Ich garantiere Ihnen, Sie kriegen – Gift. Augenblick, ich hole uns eine Flasche Gin, der nicht blind macht. Geh'n wir 'rein und trinken wir ihn im Schatten. Unser Hindufreund hat frischen Tonic. Commander Whiteheads Kolonialemisär ist gerade abgehauen.«

»Sie sind heute in ziemlich sprudelnder Laune, mein Freund«, sagte Paul Drake. »Gute Fahrt gehabt, Kate? Mein Gott, bist du schmutzig! Und Brian sieht wie ein Schornsteinfeger aus. Ich dachte, jetzt fängt die Regenzeit an. Sogar die Asphaltstraßen ersticken im Staub, und dieses Thika-Gebiet – Huiiii!« Er wischte sich mit dem Handrücken die Stirn und ließ einen auffallend hellen Streifen zurück. »Das sind Massais, was? Die Burschen mit den langen scharfen Stöcken?«

»Ja, das ist aber nur ein Vorstadtexemplar«, erwiderte Brian. »Sie werden wolliger und wilder im Dschungel draußen. Da, wo wir heute nachmittag landen werden, sind sie vollkommene Naturburschen. Blut, Milch und Löwenfleisch zum Frühstück. Gefallen sie Ihnen?«

»Sehen großartig aus. Ist unter dieser Do-it-yourself-Dauerwelle und der selbstgebrauten Kosmetik auch wirklich ein Mann versteckt, oder ist alles Elizabeth Arden?«

»Eine ganze Menge Mann unter diesem spärlichen roten Fetzen, kann ich dir nur versichern«, sagte seine Schwester. »Der Wind hat da einen Zipfel beiseite geweht, und ich kann mich dafür verbürgen. Yessir. Ich werde mir ein Paar von diesen kaufen, damit ich an den langen kalten Winterabenden in Palm Beach Gesellschaft habe.« Paul Drakes Schwester beugte sich plötzlich vor und küßte ihn auf die Wange. Paul Drake sah sie überrascht an.

»Nanu? Woher dieser plötzliche Ausbruch unerwarteter Zuneigung?«

»Weil ich dich liebe«, sagte Katie. »Weil ich dich liebe und mich großartig fühle und weil du auf einmal Witze machst und dich wie ein Mensch benimmst statt wie ein Börsenmakler, und weil du mich nicht mehr ängstlich ansiehst, als hättest du Angst, ich würde hintenrum Gin trinken oder mit Brian in den Busch verschwinden.«

»Well«, sagte Paul Drake, »nimm dich ein wenig zusammen. Du wirst den Eingeborenen noch dumme Gedanken in den Kopf setzen. Wie ist es nun mit Gin und Tonic?«

»Kommt«, entgegnete Brian. »Übrigens habe ich vor der Abfahrt aus Nanyuki mein Büro angerufen, Paul. Zeitungen und Ihre Post werden hierher nachgeschickt. Ich lasse sie dann ein paar Mal die Woche durch den LKW abholen. Wir sind nur etwas über siebzig Meilen entfernt. Ist's recht so?«

Sie gingen in die Duka und setzten sich an einen wackligen Ecktisch.

»Klar. Aber die Zeitungen hätten ruhig dableiben können. Die Abendnachrichten waren böse genug. Sieht so aus, als ob mein Mann Nixon verloren hat; Kennedy hat ihn geschlagen. Na, ja, zum Teufel damit. In den nächsten vierzehn Tagen können sie wählen, wen sie wollen, mir ist's gleich. Verdammt, das schmeckt gut. Ist schon was dran an dieser Sauferei. Gin scheint hier draußen besser zu schmecken als in New York.«

Brian lehnte sich in seinem Stuhl zurück, daß die Vorderbeine sich leicht vom Boden des kleinen indischen Kramladens hoben. Er betrachtete seinen Kunden, Mr. Paul Drake, Börsenmitglied, Bankier, Upper Ten, Multimillionär. Drake trug eine schwarzbraune, ölbeschmierte, britische

niedrige Schirmmütze, die, auf seinen spärlich behaarten Hinterkopf geschoben, einen nackten, blendendweißen Streifen über seinem sonnverbrannten, staubverschmutzten Gesicht sehen ließ. Er hatte seine Sonnenbrille von der Nase genommen, die auf dem Rücken einen weißen Halbkreis aufwies. Sie hing flott baumelnd von einem Ohr herab. Drake hatte einen insektenzerstochenen Fuß übers verdreckte Knie gekreuzt. Seine nackten Waden über den schmutzigen rohlledernen Wüstenstiefeln waren über und über von Dornen zerkratzt. Er goß sich gerade einen anständigen Extraschuß Gin ein, als Brian in Lachen ausbrach.

»Worüber, zum Teufel, lachen Sie?« fragte Drake.

»Über Sie – Sie und Ihre Schwester und mich«, antwortete Brian. »Wahrscheinlich lache ich, weil ich glücklich bin, und Sie beide, scheint's, sind auch glücklich. Das Land hier impft jeden, wenn's auch nicht bei jedem anschlägt. Sie beide aber hat's schwer erwischt. Deswegen habe ich gelacht. Ich bin glücklich darüber.«

Paul Drake lächelte.

»Da haben Sie recht«, meinte er etwas einfältig. »Ich sage mir immer wieder, ich sei ein verdammter Narr, doch ich glaube, das ist vielleicht die einzige wirkliche Erholung, die ich je in meinem Leben gehabt habe. Es ist ja nicht bloß die Jagd ... es ist ... all dies hier. Alles. Katie hat 'ne sonnverbrannte Nase, ich 'nen lahmen Hintern, und wir stinken beide zehn Schritte gegen den Wind und sind dreckig wie ein Tramp. Neugierige Massaikrieger gucken in den Rückspiegel des Landrover. Und dann dieser Kannibale Muema mit seiner gebrochenen Nase. Ich habe nie gewußt, daß Anstrengungen und Hitze und Staub soviel Spaß machen können. Lächerlich. Wenn Sie nächstes Jahr noch frei sind, betrachten Sie sich als engagiert. Gut, daß ich reich bin. Man muß sehr reich sein, um an Unbequemlichkeiten Genuss empfinden zu können.«

»Sie sind vorgemerkt«, sagte Brian. »Jetzt aber schlage ich vor, daß Sie Ihren Gin austrinken, damit wir aufbrechen können. Die letzten dreißig Meilen ist die Straße nicht sehr gut. Der Wirt sagt, es habe 'ne ganze Menge Regen gegeben da unten, obgleich man hier nichts davon merkt. Hoffentlich

stimmt's. Es würde die Gegend wieder 'n wenig grün und es alles in allem angenehmer machen. Das Land hier kann schrecklich staubig sein. Sie steigen jetzt zu Kate und mir in den Wagen, Paul. Die beiden anderen Wagen schicke ich wieder voraus. Wenn wir eine nette Stelle finden, essen wir 'ne Kleinigkeit, und die Boys können schon das Lager aufschlagen, während wir in aller Ruhe nachfahren. Ich möchte die Zelte möglichst noch vor Dunkelwerden aufschlagen lassen. Es ist leichter für die Boys nach einer so langen Fahrt.«

Sie waren zwischen breiten grünen Feldern dahingefahren, die wie italienischer Roggen aussahen. Aber Brian erklärte ihnen, daß es richtiges wildes, gerade aufgehendes Gras sei, das die rote Erde mit einem feinen Flaum bedeckte. Es war nicht mehr so staubig, und der Landrover summtte weich auf der harten Lehmstraße, die hier und da von tiefen, hartgebackenen Rinnen durchzogen war, wo die Reifen großer Fahrzeuge in den kurzen Regenfällen der letzten Woche den Lehm beiseite gedrückt hatten. Sie hatten unter einer ausladenden, gelb-gesprenkelten Akazie kurz haltgemacht, um aus der Proviantkiste harte Eier und mit Zunge belegte Brote zu essen, und Brian zauberte eine Thermosflasche voll heißer Brühe hervor. Während sie aßen, grasten große Zebra- und Wildebeestherden ganz zahm in der Nähe. Sie hoben sich wie Schachfiguren gegen die sanft wogenden frischen Grasflächen ab. Außer den Zebras und den wie verrückt herumbockenden, den Kopf hochwerfenden Wildebeests, die eine so schwere Mähne hatten wie amerikanische Bisons und sinnlos hin und her sprangen, weideten auch kleinere Herden karamelfarbener, dumm und gutartig in die Gegend blickender Kongoni. Da und dort fielen kleine weiße Flecken auf; es waren Grant Gazellen mit ihren großen Hörnern, deren Gewicht schwer auf ihnen zu lasten schien, wie sie so zimperlich und schief daherliefen.

»Das ist ja hier wie ein Zoo«, sagte Kate. »Ein großer, riesiger, wundervoller Zoo. Und Brian sagt, eines Tages sei alles verschwunden – und zwar bald. Ich könnte glatt losheulen. Alles sieht hier so glücklich aus – wie im Garten Eden.«

»Ist es auch – wenn man das Saupack hinter sich gelassen hat«, sagte Brian. »Hier draußen ist alles richtig – am richtigen Ort. Ich kann es auf meinem Gesicht sehen – und deutlicher noch auf Ihrem.«

Sie packten die Proviantkiste wieder ein und fuhren weiter, durch Hügellandschaft und sich scharf gegen den blaßblauen fernen Berg abhebende dichte Waldpartien. Der Himmel war von Schaf- und Kumuluswölkchen überzogen, die sich nach den Regenfällen gebildet hatten. Sie kamen nur an einem mit einer Palisade umgebenen Dorf vorüber, als sie auf der Hauptstraße dahinfuhren, die frische Spuren von Bulldozertätigkeit aufwies. Einige Massai-Viehherden grasten schwarz, weiß und rot auf den grünen Hängen, und gelegentlich trafen sie schmalschenklige Massaimänner, den Speer über der Schulter; die hochbeladenen Frauen trotteten hinterher, auf kurzen dicken Beinen und unter riesigen, auf den Köpfen schaukelnden Krügen kräftig ausschreitend. Manchmal sah man das Skelett oder den stinkenden Kadaver einer halb aufgefressenen Kuh mit einer Geierwache daneben.

»Es war eine lange Dürre«, sagte Brian. »Wahrscheinlich sind diese Viecher auf dem Weg zu neuen Weiden verendet. Keine Epidemie, aber ich habe festgestellt, daß das meiste Vieh sehr mager ist. Natürlich werden sie bald aus den Sümpfen in die Berge ziehen. Wo wir kampieren, können Sie den Wanderzug täglich beobachten. Und sei es auch nur an Hand der vielen Fliegen.«

»Ich wäre gern eine Massai-Lady«, meinte Katie. »Wirklich. Nichts tun als Orgien mit den Boys feiern, wenn ich richtig unterrichtet bin, und 'ne Kuh melken, und schon ist die Tagesmahlzeit fertig. Haben Sie das Zeug schon mal gekostet, das sie da in diesen großen Kürbissen tragen, Brian?«

»Ein-, zweimal«, antwortete Brian schaudernd. »Hab' mich mal in die Manyatta eines Ältesten-Laibon locken lassen – das ist eine Art Obermediziner und Staatsbeamter –, und sie haben mir ihre Gastfreundschaft aufgedrängt. Sie wissen natürlich, woraus das Zeug besteht – eine Mischung aus Blut und Milch, die sie in Kuhurin und Holzasche gerinnen lassen. Es ist bestimmt sehr nahrhaft. Die Massais

sehen meist sehr gesund aus. Aber, mein Gott, es schmeckt auch danach: Blut, Milch, Kuhpisse und Asche.«

»Pfui«, sagte Katie. »Besten Dank! Das kommt auf meine Abstinenzliste. Wodka, Gin und saure Massaimilch. Und nun, wie sieht's mit den Orgien aus, Sie Märchenerzähler?«

Brian kratzte sich den Kopf.

»Ich glaube, man kann sie eigentlich nicht als Orgien bezeichnen. Sehen Sie, der Massai ist im Grunde ein Sonnenanbeter. Alles kommt von der Sonne. Sie huldigen den uralten Fruchtbarkeitsriten. Vielleicht so ähnlich wie Ihre Azteken. Ich glaube nicht, daß sie Sex als S-e-x ansehen. Es ist hauptsächlich etwas, was die Menschen eben tun. Nicht anders, als betrachte man seinen großen Viehbestand und überlege sich, wie reich man ist –«

»Bankiers«, murmelte Paul Drake, »die die Kupons abschneiden.«

»Und die ganze Zeit nomadisieren. Und nicht viel denken, außer an die alten traditionellen Kriege, die ihnen der weiße Mann verboten hat, und an die Löwen, die sie auch nicht mehr nach Belieben töten dürfen. Alles Gute kommt von der Sonne und der Erde, und alles Gute sind Rinder, Esel, Ziegen und Schafe. Aber hauptsächlich Rinder. Für Rinder tun sie alles. Sie – aber das könnte jetzt etwas unanständig klingen, Katie ...«

»Nur los, ich bin keine Spielverderberin«, meinte Katie. »Ich weiß Bescheid über ›vive la différence‹. Erzählen Sie weiter. Ich werde meine Schamröte unter der sechs Zoll dicken Staubschicht auf meinem Gesicht verbergen.«

»Nun, bei den Beschneidungszeremonien, die nur in besonderen Jahren abgehalten werden, manchmal erst nach sieben Jahren, sitzt der junge Kandidat auf einer Kuhhaut, und nachdem der Mediziner ihn beschnitten hat, muß der junge Mann Schmerz und Blut ignorieren und seine Mannhaftigkeit dadurch beweisen, daß er erfolgreichen Verkehr mit einem Loch in der Erde hat. Und bei anderen Fruchtbarkeitszeremonien müssen die bewährten Krieger sich Eselinnen vornehmen –«

Brian war verlegen.

»Wahrscheinlich klingt das shocking in Ihren Ohren. Aber die Burschen sind gar nicht so schlimm. Es sind eben – Massais. Bedenken Sie, die jungen Männer müssen etwa fünfzehn Jahre lang und in drei Stadien Kriegerdienst tun, ehe sie sich das Haar schneiden, heiraten und eine Familie gründen dürfen. Sie werden von den Exerziermeistern und den alten Laibons schwer rangenommen – ein Vierzigmeilen-Tagesmarsch in dieser Sonne ist nichts besonderes, und zwar *ohne* Essen oder Wasser. Daher ist der Stamm der Meinung, daß für die Freizeit des kämpfenden Mannes nichts zu gut sei. Der Sold des Soldaten.

Also haben sie freien Zugang zu allen Maiden – und soviel ich weiß, auch zu jungen Ehefrauen, weil sie untereinander offenbar keine Eifersucht kennen. Abgesehen von dem albernem Getue der Mädchen sind die Geschlechter nicht sehr scheu untereinander. Und die Mädchen wollen von den Jungs lediglich anständig befriedigt werden.«

»Stelle mich gern zur Verfügung«, sagte ihr Bruder fröhlich.

»Paul! Na, hör mal! Ich glaube, wir haben es mit einem Erotomanen zu tun, Brian«, sagte Katie. »Ich schwöre Ihnen, zu Hause war er *nie* so.«

»Die Mädchen scheinen keine Kinder zu kriegen, bis sie richtig verheiratet sind«, fuhr Brian fort. »Und ein Mann darf seinem Recht, mit einer Maid zu tändeln, dadurch Ausdruck geben, daß er seinen Speer in den Boden vor ihrer Hütte rammt oder sie einfach in den Busch schleppt. Niemand wagt, sich einzumischen, wenn dieser Speer vor einer Hütte oder in einem Pfad steckt, der zu einem kosigen Schlupfwinkel im Busch führt. Keine Geheimnistuerei, keine Heuchelei, sehr wenig Bekleidung, keine Scham – und trotzdem keine Geschlechtsbeziehungen außerhalb des Stammes. Sie sind ungeheuer rassenbewußt.

Sie sehen verächtlich auf alle anderen Stämme herab, als wäre die Welt ein einziger Sklave – und trotzdem hat ihr Stamm nie viel Sklaven gemacht. Und sie selbst taugten als Sklaven nichts. Die alten Arabersklavenhändler hatten's versucht. Sie verweigerten aber jede Nahrungsaufnahme – starben vor Heimweh wie eingesperrte Tiere. Aber auf dem Kriegspfad töteten sie

alles – alt, jung, Mann, Frau, alles. Gestohlen haben sie aber immer nur Vieh.

Eine Zeitlang waren sie auf dem Aussterbeetat – noch vor zehn oder zwölf Jahren nahmen sie jedes Jahr an Zahl ab. Niemand hatte eine Erklärung dafür – außer Syphilis und die veränderten Zeiten. Daß die, die wir jetzt zu sehen bekommen, so kräftige, gesunde Burschen sind, hängt mit der natürlichen Auslese zusammen. Lebensunfähige und verkrüppelte Kinder werden umgebracht. Seit einiger Zeit vermehren sie sich wieder; zwar nicht so ungestüm wie früher, aber das ist wahrscheinlich eine Folge der nach und nach im Land errichteten Sanitätsposten, und es gefällt mir gar nicht.«

»Es gefällt Ihnen nicht? Ich dachte, Sie liebten die Massais«, sagte Paul.

»Tu' ich auch, und deswegen gefällt es mir nicht. In den letzten zwei, drei Jahren habe ich zum ersten Mal Dauer-Shambas und Dauer-Kulturen bei den Massais bemerkt. Sie werden sesshaft und betreiben Ackerbau. Kämpfen dürfen sie nicht mehr – sie haben ihr Feuer verloren. Dafür trinken sie jetzt mehr. In der Umgebung hier gibt's jetzt zwei oder drei Manyattas, die nicht nur Dauersiedlungen, sondern Städte genannt werden müssen, mit einer indischen Duka, billigem Schnaps, Stammespolizei und einem Ältesten mit einem verdammt großen messingnen Dienstgradabzeichen um den Hals. Schon fangen sie an, Hosen zu tragen – Sie haben ja das Paar in Sultan Hamud gesehen – einen alten Überzieher und Hüte. Sie interessieren sich sogar für Politik. Und mit der Politisierung kommt die Stammesentfremdung, sie verstädtern und werden versoffen, und dann werden sie sich mit dem schwarzen Adel der Bantus kreuzen, und wir werden wieder ein neues Bastardvolk bekommen. Farmer!« Brian spuckte aus. »Verfluchte Ackerbauer, wo sie früher ganz Ostafrika von Mombasa bis zum Kongo in Schrecken versetzt haben – als sie nur mit dem Speer bewaffnet Löwen erlegten, um ihr Anrecht auf den Kopfputz eines Mannes zu beweisen, und eine Tausende von Meilen lange Blutspur hinter sich ließen, als sie ihren langen Treck von ihrem Ursprungsland her antraten.«

»Dieser Dermott-Junge hasst den Fortschritt«, sagte Katie. »Ich auch, nebenbei bemerkt, es sei denn, er führt mich in ein heißes Bad. Noch weit, Bwana? Mein Hintern tut mir schrecklich weh.«

»Nicht mehr weit«, erwiderte Brian. »Nur noch ein paar Meilen. Dieser hübsche grüne Fleck unter den buckligen Hügeln links gehört schon zum Kimanisumpf.«

»Ich habe eigentlich kein Interesse mehr, noch viel zu schießen, vielleicht ein paar Vögel und – natürlich – den Leoparden«, sagte Paul Drake. »Sie haben mir soviel von den Leoparden vorgeschwärmt, daß es bei mir schon zur fixen Idee geworden ist. Ich fange an, sie für verhext zu halten und zu glauben, man könne sie nur mit schwarzer Magie heranzaubern.«

Brian lachte. »Warten Sie ab, bis Sie Ihren ersten sehen«, sagte er. »Dann wird Ihnen das Scherzen vergehen. Leoparden haben es in sich. Sie machen einen tiefen und angsteinflößenden Eindruck auf die Menschen. Sind dafür bekannt, daß sie alte Freundschaften und glückliche Ehen auseinander bringen. Gleich hinter dieser Biegung, über den Berg und einen Bach und wieder einen Berg hinauf und hinunter und dann nach rechts – und wir sind da. Ein reizender Fleck, der von freundlichen Löwen und neugierigen Nashörnern geradezu wimmelt.«

Als sie den Gipfel des letzten Berges erreichten, zeigte er ins Tal. Der LKW und die Generatorwagen sahen wie lange schwarze Raupen auf einem zartgrünen Teppich aus. Das Messezelt stand grün und kühl vor dem Hintergrund der dunklen Bäume. Eine lange Linie dunkleren Grüns, schwach gegen den Himmel abgehoben, hohe, flache Schirmakazien, säumte die Außenränder ein, und darunter lag frisches grünes Sumpfland, das sich flach ausbreitete, bis es einen gelblichen Hügel hinanstieg, der immer dunkelgrüner und finsterer wurde und dessen kegelartiger Gipfel plötzlich abbrach, deutlich von einem höheren, sanft purpurblauen Berg überlagert. Flockige Wolken überzogen das Plateau der langen blauen Bergkette, und dahinter zeigte eine Ecke des Kilima Njaro einen Schneestreifen. Sein Gipfel jedoch war in einer dichten blendendweißen Wolkenbank unter dem klaren azurblauen Himmel verborgen.

»Wir sind da«, sagte Brian und hielt den Wagen knirschend an. »Alles aussteigen. Damentoilette wird eben aufgestellt, wie ich sehe. Das Messezelt steht, Tische und Stühle sind draußen, Saufkiste aufgemacht, das Feuer brennt gleich, die anderen Zelte auch fast so weit. Die Dermott-Organisation triumphiert wieder mal. Sie können Ihr Bad nehmen, sobald Ihre Zelte stehen, Herrschaften. Trinken Sie einen und machen Sie sich's bequem, während ich mal rasch die Boys chungan gehe.«

Er rannte mit großen Sätzen zu den Leuten hinüber, die den LKW entluden, sprang behende über das Führerhäuschen auf die Ladung und fing an, die Fäuste in die Hüften gestemmt, Befehle zu geben wie ein die Löschung der Ladung überwachender Schiffsmaat. Paul Drake wanderte einen Wildpfad zu einem kleinen Felsenufer hinunter, unter dem er einen gurgelnd-rauschenden Bach hören konnte.

Katie Crane ließ sich in einen Liegestuhl fallen und seufzte erleichtert. Das gehörte auch dazu, das Kleinmädchen-ZuhauseSpiel, das sie so liebte. Das war wie Heiligabend, und für sie wahrscheinlich der Höhepunkt aller Einzelheiten, aus denen sich eine Safari zusammensetzt, die sie, typisch Frau, in Päckchen und Pakete sortiert hatte. Wieder war sie von der vorausschauenden Tüchtigkeit beeindruckt, die einen von Tierdung übersäten Grasplatz in einer schrecklichen Wildnis in ein blühendes Dorf mit dem Komfort eines guten Hotels verwandeln konnte.

Mwende, der alte Mkamba-Msuaheli Nummer Eins, war mit seinen Verpflegungskisten im grünen Messezelt beschäftigt. Träge dachte sie, daß Brian Dermotts Menschenkenntnis zu einem großen Teil daher kam, daß die meisten seiner ›Boys‹ alt waren. Die meisten waren als wohlfunktionierendes Team aus den alten Tagen der Wildhüterei übernommen worden. Keiner verließ Brian; einige starben, einige wurden herangezogen, gelegentlich wurde ein Ersatzmann entlassen, aber das verlässliche Korps alter Stammarbeiter blieb bei dem Bwana.

Sie stellte fest, daß im Camp ein strenges Kastensystem herrschte. Ein steifes, genauestens befolgtes Protokoll. Mwende, alt, tabakbraun und mit einem Pferdegesicht unter seiner kleinen weißen Kofia, war unzweifelhaft

der Anführer der Mannschaft, obgleich der noch ältere, runzlige Koch Aly, ein Msuaheli von der Küste und natürlich Mohammedaner, ihm beinahe gleichrangig war und Seite an Seite mit Mwende in der Führerkabine des großen Diesel-LKWs neben dem Fahrer saß, einem stämmigen Luo, den sie Macho Nne, »Vier Augen«, nannten, weil er eine Brille trug.

Der Fahrer Macho Nne rangierte als Fundi, als Fachmann, da er sich mit Dieselmotoren und jeder Laune des massiven, polternden Wagens auskannte. Als Techniker gesellte er sich den anderen Technikern zu - Muema, dem Gewehrträger, der auch für die Instandhaltung des Generatorwagens und des Landrover verantwortlich war. Diese beiden aßen gewöhnlich zusammen und luden gelegentlich einen Fachmann vom Ort, einen Spurenleser oder Wild-Scout, zum Essen ein. Als Gewehrträger teilte sich Muema die saftigsten Bissen mit dem alten Kidogo. Sie hatten das Vorrecht auf Fett, Leber und Rippen, da sie den ersten Schlag der besten Portionen des am Jagdort ausgeweideten Wildes bekamen.

Kidogo, der alte Ndrobo, nahm eine Sonderstellung ein. Er aß allein – nur Brian entschuldigte sich gelegentlich bei seinen Kunden und ging zu Kidogos Privatkochfeuer hinüber, um sich in die Knie zu hocken und mit dem alten Mann zu plaudern. Kidogo war eine seltsame Art Schatten von Brian – vereinigte in sich die vielfachen Eigenschaften eines Vaters, Lehrers, Leibwächters, geschäftlichen Beraters, war letzte Autorität in puncto Wild und Land, war vertrauendes Kind, und letztlich: unfreiwilliges Gewissen. Katie hatte ihn Brian schon scharf zurechtweisen hören, und Brian hatte gehorcht. Sie hatte beide verschiedene Meinungen äußern hören, und Brian hatte nachgegeben.

Kidogo unterschied sich also von allen, auch von Muema, obgleich sie im Jagdwagen beinahe gleichrangig waren. Eine andere Brüderschaft für sich waren die beiden Häuter, die auch als Paar, murrend zwar, aber immerhin, beim Auf- und Abladen halfen. Und endlich kamen die persönlichen Boys, je einer für ihren Bruder und sie; der dienstältere von beiden, Matia, half Mwende beim Servieren. Mwende selbst war Brians eifersüchtiges persönliches Kindermädchen.

Der Wagenboy hatte nicht viel mehr zu tun, als beim Wagen zu bleiben und aufzupassen, daß keine Gewehre und Ausrüstungsgegenstände gestohlen wurden, wenn alles ausstieg und ein Tier verfolgte. Er lud die Proviantkiste ab und auf, half beim Reifenwechsel und machte sich im allgemeinen mit allen möglichen Handreichungen nützlich, wenn Thermosflaschen, Extrasweater und was nicht alles aus dem auf den Rücksitzen verstauten Gepäck gebraucht wurden. Und ganz zum Schluß kamen die vier muskelstarken Träger, die dauernd auf der Suche nach trockenem, totem Holz waren, um die verschiedenen, im Lager ständig brennenden Feuer zu nähren. Ihre Aufgabe war es auch, die ausgekochten großen Benzinkanister zu tragen, wenn der LKW auf Wassersuche fuhr. Einer dieser Träger, Angehöriger eines Stammes, der den Umgang mit Toiletten nicht als entehrenden Dienst betrachtete, wurde auch › *Choo-boy*‹ genannt. Er hatte die Obhut über das Gebilde aus Segeltuch, das Brian die ›Sanitäre Kabine‹ nannte. Der *Choo-boy* hob Latrinenlöcher aus und warf sie später wieder zu, und es gehörte zu seinen Pflichten, darauf zu achten, daß der reichlich primitive Thron keine Holzsplitter aufwies. *Choo-boy* und Küchen-Mtoto – der Küchenjunge – vervollständigten die kleine Mannschaft.

Jetzt waren sie alle fleißig bei der Arbeit, ihr neues Heim aufzurichten, während Katie im Liegestuhl saß und die hinter den langen blauen Bergen untergehende Sonne betrachtete. Der Wagenboy, die Häuter und der *Choo-boy* waren gerade dabei, große Dornenholzklotze aus dem Busch am Rande der Wiese zu schleppen, auf der das Lager aufgeschlagen wurde. Bald würde sich ein Haufen Holz vor dem Messezelt auftürmen, und Aly hatte schon eine kleine Flamme auf dem Kochfeuer angefacht, fünfzig Yards entfernt, dicht neben dem Parkplatz der Wagen. Beinahe das ganze Lager entlud sich wunderbarerweise aus dem anscheinend bodenlosen hinteren Teil des Diesels. Die Zelte, eng zusammengerollt und in Segeltuch verpackt; zusammengeschnallte Stühle und Betten; das Tafelsilber in dem mit Samt ausgeschlagenen Kasten; Teller, Tassen, Gläser, nicht aus Plastik, wie sie ursprünglich gefürchtet hatte, sondern anständig, wenn auch etwas

dick, aus Porzellan und Glas. Die lange Reihe großer schwerer Holzkästen, mit denen der alte Mwende jetzt beschäftigt war, bargen die gesamten Vorräte, von Konserven bis zu Zigaretten und Whisky – Salz, Zucker, Toilettenpapier, Ketchup, Mixed Pickles und Gewürzen. Mwende hielt alle Kästen verschlossen, nur die Bereitschaftskiste blieb offen. Sie enthielt allen möglichen Kram – Bücher und Feldstecher, und was man sonst so im letzten Augenblick vor der Abfahrt gerne liegenließ. Die Kisten mit Coca Cola, Bier, Tonic und Wein standen sauber aufeinander gestellt da. Die Holztüren der schweren Kiste, die den mit Petroleum betriebenen Kühlschrank beherbergte, standen offen, und ein stetes anheimelndes Summen kündigte an, daß man in etwa zwei Stunden mit frischen Eiswürfeln rechnen konnte. Mwende verstaute bereits Eier, Butter und frisches Gemüse in der Eiskiste, und sie sah, wie er eine Flasche Weißwein sehr vorsichtig in eines der Drahtfächer schob.

Ihr Zelt war schon fast fertig; sie hörte den splitternden Krach der Schlegel, die die Pflöcke diagonal tief in den harten Boden trieben, das angestrengte Schnaufen der Boys, die die Zeltseile festzurten. Ihr Zimmerboy Matia schlug das Bett auf, und sein Kamerad Mcharo pumpte die Matratze mit einer Fahrradpumpe auf. Schon stand der Ständer für das Segeltuchbecken, und von ihrem Platz aus konnte sie die Träger ihre lange schwarze Safari-Blechkiste vom Landrover zum Zelt tragen sehen. Einer der Männer schlug mit seiner Panga einen Pfad frei, von der gerodeten Stelle, auf der ihr Zelt stand, zu dem ›Örtchen‹, das der ›unberührbare‹ Träger mit Hilfe seines Kameraden aufrichtete. Der vierbeinige Schemel mit dem splittersicheren Sitz stand verschämt auf der Seite, und an ihn gelehnt der Spaten, mit dem der ›Unberührbare‹ soeben die Latrine ausgegraben hatte.

Das große Feuer brannte jetzt, und der Küchenjunge kam mit zwei Blechkanistern voll Wasser vorsichtig balancierend angestolpert, die er beinahe mitten in die Flammen stellte. Mwende brachte die Coca Colas, Whisky, Gin, einen Siphon und den hohen isolierten Eiskübel an. Er machte ihr ein Coca Cola auf und schraubte den Thermosdeckel des Eiskübels ab.

Sie fischte sich einige Eiswürfel heraus und tat sie ins hohe Glas. Der alte Headboy schenkte ein, reichte ihr ein frisches Päckchen Zigaretten, eine Schachtel Streichhölzer und legte die beiden Bücher, die sie im Handschuhkasten des Landrover verstaut hatte, neben sie.

Das Zelt ihres Bruders war jetzt auch fast aufgerichtet. Auch Brians Zelt. Die Gewehrträger brachten die in Kästen verpackten Gewehre, die zusammensetzbaren Büchsen, den Verbandskasten und die Freßkiste aus dem Landrover und stellten alles auf eine Segeltuchdecke unter der großen Akazie dicht neben die Stelle, wo Brians Zelt aufgerichtet wurde. Bei der Küche drüben war das Speisekammerzelt bereits fertig, und ein wirrer Haufen Segeltuch weiter weg würde sich schließlich auch entfalten und ein kleines Negerdorf für die Boys werden.

»Ich glaube, das wird ein sehr vergnügtes Camp werden.« Brian war von seinen Überwachungsarbeiten zurück. »Den Boys gefällt es. Genügend Wasser im Fluss zum Waschen und Kochen. Sie brauchen sich ums Wasserholen keine Sorgen zu machen. Auch massenhaft viel totes Holz. Es ist immer ein Vorteil, wenn diese beiden Artikel leicht greifbar sind.«

Er schenkte sich einen kleinen Scotch ein und goß Wasser dazu.

»Na, wie gefällt's Ihnen, Memsaab? Bwana?« fragte er. »Diese Fieberbäume?« Er winkte mit der Hand zu den hohen Baldachinen der scheckigen Schirmdornbäume hinüber, die sich jetzt kaum gegen den Himmel abhoben, da die Dämmerung sich plötzlich über das Lager senkte. »Wie im Film.«

»Es ist wundervoll«, sagte Katie. »Das hatten wir gerade festgestellt.«

»Meinen Sie, daß es an diesem Fluss Leoparden gibt?« fragte ihr Bruder. »Ich glaube, ich habe da unten Spuren gesehen.«

»Oho! Schon Leopardenfieber. Hab' ich's nicht vorausgesagt?« Brian grinste und nippte an seinem Drink. »Jawohl. Einen ganzen Haufen. Ich habe gerade mit Muema gesprochen, der die Gegend rekognosziert hat. Ein großes Männchen und ein ziemlich großes Weibchen, ganz frische Spuren. Das ist gar nicht erstaunlich. Sie halten sich immer in Wassernähe und wo es was zu fressen gibt, auf. Eine ganze Menge Impalas – ich nehme an, Sie

haben diese Herde gesehen – und ebensoviel Warzenschweine, Paul. Keine Sorge.«

Einer der Zimmerboys kam aus der Schlafzeltecke und sagte etwas zu Brian. »Er sagt, Ihr Zelt sei fertig und das Bafu sei in zehn Minuten so weit, falls Sie sich den gröbsten Dreck abwaschen wollen, Katie. Ich sagte, okay. Sie auch, Paul?«

»Großartig«, antwortete Paul Drake. »Ich werde heut' nacht wie ein Toter schlafen. Ich krieche gleich nach dem Essen in die Falle.«

Katie sah, wie die Boys die Eimer mit heißem Wasser zu den Zelten trugen. Einer von ihnen hob den Zeltvorhang hoch und schob die braune Segeltuchwanne hinein, die wie ein langer, schlanker Sarg aussah und unweigerlich auf einem Dornbuschast oder einem Kiesel ruhte, ausgerechnet an der Stelle, wo es ihrem Gesäß am wenigsten passen würde. Der andere Zimmerboy goß Wasser in den Duschkanister, der in einem anderen Zelt, von etwa derselben Größe wie das Latrinenzelt, aufgehängt war. Es hatte einen kleinen Brettergang davor, und sein leicht erhöhtes Ablaufbrett war drinnen. Katie Crane seufzte. Brian sah sie fragend an.

»Was?«

»Nichts. Ich dachte gerade daran, daß ich das alles bald wieder verlassen muß und daß es vielleicht nie wiederkehrt. Es ist, als baute man ein Haus, wohl wissend, daß man es bald wieder niederreißen muß und vielleicht nie wieder sehen wird.«

Brian nickte.

»Ich weiß. Mir kommt's genau so vor. Man ist immer etwas traurig, wenn man ein gutes Lager aufschlägt, denn es ist tatsächlich ein ›Daheim‹, solange man drin ist. Und dann bricht man es ab, räumt alles beiseite, sammelt das Papier, vergräbt die Dosen, und plötzlich ist es wieder Busch. In gewisser Hinsicht geht mir's mit dem ganzen Land so – wie es steht und liegt – schön, aber vergänglich. Und wie lange wird's halten, o Gott, wie lange?«

Der persönliche Boy kam zurück, um zwei Laternen aus einer Reihe Drucklampen zu stibitzen, die der alte Mwende aufpumpte und anzündete.

»Bafu tayari, Memsaab«, sagte er mit seiner leisen Mkambastimme.

»Wiedersehn, bis ich sauber, süß und küßbar bin«, sagte Katie, stand mit steifen Beinen auf und machte eine Kniebeuge, um wieder gelenkig zu werden. »Trinkt nicht den ganzen Whisky aus heute abend, Herrschaften. Laßt 'n bißchen für nachher übrig, wenn ihr den Leoparden geschossen habt.«

»Wenn es etwas gibt, was ich hasse, dann sind es reformierte Säufer«, rief ihr Bruder hinter ihr her, als sie dem Boy den freigeschlagenen Pfad zu ihrem Zelt hinunter folgte. »Sie sind alle gleich – schrecklich. Moralpauker. Besserwisser.«

Seine Schwester drehte sich um und streckte ihm die Zunge heraus.

»Selbst Besserwisser.« Dann eilte sie den Pfad hinunter. »Sauft euch zu Tode, mir ist's gleich.«

»Wissen Sie«, sagte Paul Drake ruhig zu Brian, »ich glaube, sie ist über den Berg. Aber in New York hätte sie's wahrscheinlich nicht geschafft. Wenn sie sich jetzt noch einen netten Mann anlachen könnte ...«

»Sie ist in Ordnung. Sie wird's schaffen«, erwiderte Brian. »Katie braucht keine Hilfe mehr. Sie ist ein großartiges Mädchen. Noch einen, ehe Sie sich waschen gehen?«

»Danke.« Paul Drake hielt sein Glas hin.

33

Der Boy stellte eine Laterne vorsichtig auf das Tischchen vor dem Zelt und nahm die andere nach hinten ins Segeltuchabteil, das das Wohnzimmer von dem Waschraum teilte. Dann verschwand er, und Katie hörte das Rauschen des Wassers, als er die Wanne aus den Kannen füllte, sorgfältig das kochende Wasser mit dem kalten mischend.

Sie knöpfte ihr Jackett auf und sah sich kritisch, wie eine gute Hausfrau, in ihrem Heim um. Das Bett, gut. Blaßgrünes Betttuch, von dem prallen

Kopfkissen über die saubere beigefarbene Decke heruntergeschlagen. Wollener Pyjama über ihrem Morgenrock gefaltet. Frische Strümpfe und Taschentücher, frische Slips, ein frischer Büstenhalter auf ihrer Safarikiste. Sauberes gestärktes Jackett und Hose hinter dem Bett auf einem Kleiderbügel. Saubere Stiefel, glänzend gewischt unter dem Feldstuhl. Für heute abend wildlederne, hohe Moskitostiefel, in die sie ihre Pyjamahosen stopfen würde. Auch ein sauberer Sweater lag auf der Safarikiste – alles für den morgendlichen Gebrauch bereit gelegt, außer den Sachen für die Nacht natürlich.

Sie ließ ihr Jackett auf den Boden fallen und überprüfte mit einem Blick, was auf dem Tisch stand und lag. Thermoskrug mit kaltem Wasser. Make-up-Kasten, Kamm und Bürste herausgelegt. Zahnbürste umgekehrt im Zahnbecher. Taschenlampe. Kleenex. Zahnpasta. Zigaretten. Cold Cream. Streichhölzer. Alles war da. Gott segne Matia. Er vergaß nichts – nicht mal die Damenflinte. Die kleine Kaliber 20 lag geölt und zusammengesetzt mit einer geöffneten Schachtel Patronen griffbereit neben dem Bett, für den Fall – von was? Würde mir wahrscheinlich den eigenen Fuß abschießen, wenn was in der Nacht hereinschleicht, murmelte sie, die Hosen abstreifend und fallen lassend. Sie hakte ihren Büstenhalter auf, zog die verschwitzten Slips aus und warf alles auf einen Haufen. An den mittleren Zeltbalken gelehnt, zog sie die Wollsocken aus und warf auch sie auf den Haufen. Gott segne Matia noch mal. Wenn sie nachher schlafen ging, würden die schmutzigen Sachen verschwunden sein – und morgen abend, bei der Rückkehr ins Lager, wären sie sauber gewaschen, gestärkt und gebügelt wieder an ihrem Platz.

Nackt trat sie zur Wanne. Die raue Segeltuchdecke über dem abgeschlagenen Gras darunter fühlte sich kühl und angenehm federnd an. Neben der Wanne stand auf einem großen gefalteten Badetuch ein Seifennapf. Das Wasser in der Wanne dampfte sanft in der Nachtluft, die sich plötzlich stark abgekühlt hatte und ihr eine Gänsehaut über den nackten Körper jagte. Zaghaft steckte sie zuerst die große Zehe ins Wasser, ließ sich dann in die dampfende Tiefe gleiten, und fühlte mit dem Gesäß behutsam

den Boden ab. Sie kannte die obligaten Dornen und Steine. Das Haar mußte so bleiben – sie würde es morgen waschen, wenn sie es nach dem Lunch in der Sonne trocknen konnte. Heute abend war es ihr gleich, wenn es etwas nass wurde – sie würde es einfach in ein Tuch wickeln, und wenn es den Männern nicht gefiel, könnten sie sie gerne haben.

Es war beinahe zuviel des Glücks, in dieser heißen Wanne zu liegen. Eine ganze Minute lang lag sie totenstill da, fühlte Schmerzen und Muskelziehen langsam nachlassen und den Schmutz Kenias sich von ihrer Haut lösen. Sie schloß die Augen und merkte, wie sich ihre Gedanken ebenso entspannten wie ihr Körper. Einen langen Augenblick schwebte sie außerhalb ihres Körpers, der bewegungslos in dem bräunlichen Wasser lag. So lag sie ruhig und gedankenlos, bis sie merkte, daß das ursprünglich warme Wasser lauwarm und dann fast kühl wurde.

Katie stand auf, rieb sich mit dem großen Frottier-Badetuch kräftig ab und langte nach ihrem warmen wollenen Pyjama. Sie steckte die Füße in die Pyjamahosen, dann in die Moskitostiefel. Und dann schlüpfte sie schnell in Jacke und Morgenrock. Der weiche Flanell des Schlafanzugs fühlte sich wunderbar kühl auf ihrem vom Bad warmen Körper an, aber durch den Morgenrock wurde die frisch erworbene Wärme noch für eine Weile konserviert.

Sie drehte ihr Haar zu einem lockeren Knoten, band sich ein helles Tuch um den Kopf und sah mit den beiden aus dem Haar hervorstehenden Kaninchenohren wie die farbige Dame auf Tante Jeminas Fastnachtsbild aus. Dann besah sie sich im Spiegel ihr kleines Gesicht, wildlederbraun, Wangen und Nase rotverbrannt, und belebte den eintönigen Anblick mit einem scharfen Akzent Lippenstift. Bedauernd blickte sie auf ihre Nägel; ich lass' sie kurz und unlackiert, solange wir hier draußen sind. Wer mich liebt, liebt mich auch hässlich. Sie lächelte das kleine Gesicht mit den großen grauen Augen an. Es war ein sauber geschrubbtes Ich-bin-ein-gutes-kleines-Mädchen-Gesicht. Auf jeden Fall sehe ich gesund aus. Bestimmt gesund.

Es saß noch niemand am Getränketisch vor dem Messezelt, das jetzt wie ein richtiges Speisezimmer aussah; sauberes grünes Tischtuch und Servietten, blitzendes Porzellan und Silber, alles hübsch gedeckt. Zwei große Coleman-Lampen zischten lustig auf beiden Seiten des Zeltes, summten beinahe so gemütlich und kosig wie eine Teekanne zu Hause. Schwarze Schatten bewegten sich still zwischen den Feuern draußen, zwischen ihrem Feuer und den anderen – eins, zwei, drei, vier jetzt – und der samtene, süßliche Ton afrikanischer Stimmen untermalte die Nachtgeräusche.

Brian nahm offenbar auch ein Bad. Sie sah seine Silhouette in seinem erleuchteten Zelt, fünfzig Schritte entfernt auf einem kleinen Vorsprung über dem Fluss. Brian war wahrhaftig ein Gewohnheitsmensch. Er ließ sein Zelt immer so aufschlagen – in gebührender Entfernung von den Kunden, ihren Bädern und verschiedenen Privatangelegenheiten; in gebührendem Abstand von dem Messezelt, damit die Kunden sich ungestört unterhalten konnten, ohne auf ihn Rücksicht nehmen zu müssen; in gebührender Entfernung von den Zelten der Boys und des Wagenparks. Immer etwas zu weit von allem und allen entfernt, das war Brian, wie er lebte und lebte. Zweimal war sie schon aufgewacht und hatte ihn in der Nacht herumlaufen sehen – und einmal, sehr spät, still und ganz allein vor dem Feuer sitzen, verloren in die winzige heruntergebrannte Glut blickend. Damals, in jener Nacht, hatte er den Kopf in die Hände genommen und ihn heftig hin und her bewegt, als wollte er eine quälende Erinnerung loswerden. Beinahe wäre sie zu ihm hinausgegangen, hatte sich's dann aber anders überlegt.

Jetzt stob ein Funkenregen in die Luft, und da kam Mwende auch schon mit den gesalzenen Erdnüssen, Oliven und Pickles, dem Tomatensaft und der Worcestershire-Sauce. Die warmen *hors d'oeuvres* würde er erst bringen, wenn die Männer, von Seife glänzend und mit den Spuren der Kämme im nassen Haar, ankämen. Beide sahen besser aus als je. Ihr Bruder schien größer und weniger proper mit dem offenen Kragen und der rotbräunlichen Farbe, die im Feuerschein glänzte. Und Brian, verbrannt und braun wie eine Waffel, sah einfach großartig aus mit seinem

sonnengoldenen, gezähmten Haar und den kräftigen blendendweißen Zähnen im kupferbraunen Gesicht. Großartig – was denkst du eigentlich, Mädchen? Könnte es sein, daß du zu lange im Busch gewesen bist und im Begriff stehst, den üblichen Fehler der einsamen Frau an Bord zu machen? *Tu's nicht*, Mädchen, dachte sie. Es führt zu nichts, weder jetzt noch später. Nimm dir statt dessen 'ne Olive. Geh kalt duschen.

Sie blickte träumerisch ins Feuer und hörte einem schreienden Nachtaffen zu, als Brian ankam und sich in einen Sessel neben sie fallen ließ.

»Sieh mal einer an, wie schön und sauber sie ist«, sagte er. »Das kann doch nicht die schmutzige Dame sein, die ich noch vor einer Stunde aus dem Rover warf?«

»Jawohl«, sagte sie. »Die ›Tess of the D'Urbervilles‹ von Thomas Hardy, die bin ich. Wahrscheinlich bin ich das sauberste Mädchen Ostafrikas. Sie betreiben ein hübsches Motel, Bwana. Die Bedienung ist ausgezeichnet. Ich habe eine Idee: Sie brauchen einen Reiseleiter. Stellen Sie mich an, und ich werde Sie nie mehr verlassen.«

Brian stand eiligst auf und stellte sich, die Hände im Rücken, mit gespreizten Beinen vors Feuer. Belustigt bemerkte Katie, daß die Wochenend-Stadtausflugskleidung, die er zuerst getragen hatte – die viel zu selten getragene Jacke, das seidene Sporthemd –, immer tiefer auf den Boden seiner Kleiderkiste gesunken war, und zwar im direkten Verhältnis zu der Geschwindigkeit, mit der sie sich's alle bequem gemacht hatten. Jetzt hatte er ein Jackett aus leichtem Wolljersey und alte, vor lauter Waschen weißlich gewordene Kordhosen an.

»Na, lieber nicht«, sagte er. »Die Leute würden glauben, ›we're in love‹.« Er hielt inne. Er hatte nicht beabsichtigt, aus der alten ›Oklahoma‹-Arie zu zitieren! Er verbarg seine Verlegenheit, indem er sich eine Zigarette anzündete. »Da ist die erste Hyäne unseres neuen Heims«, sagte er, an dem Zelt der Boys vorbei nach hinten deutend. »Empfangskomitee. Hört sich ganz leutselig an. Well.« Er trat zum Getränketisch und langte nach der Ginflasche. »Ich glaube, ich mixe mir einen ganz kleinen Martini. Schmeckt Ihnen Ihr Tomatensaft?«

»Ja«, antwortete Katie immer noch belustigt. »Mir schmeckt mein Tomatensaft. Ich fühle mich wohl.«

»Vermissen Sie's eigentlich sehr – das Nichttrinken, meine ich?«

»Nein, nicht ernstlich. Dann und wann, ja. Heut' abend wär's zum Beispiel nett gewesen. So 'ne Art Tagesabschluß. Aber ich muß ja auf Paul Rücksicht nehmen. Dem wollen wir doch keinen Kummer bereiten.«

»Nein«, meinte Brian hölzern. »Dem wollen wir keinen Kummer bereiten.«

»Andererseits ist Paul erwachsen«, sagte Katie wieder. »Er würde sich keine Sorgen um mich machen, wenn ich etwas täte, womit er letzten Endes einverstanden wäre, daß ich's täte.«

»Donnerwetter, das war vielleicht ein Satz«, erwiderte Brian. »Wenn Sie wollten, könnten Sie's kürzer ausdrücken.«

»Ich könnte es schon, wenn man mich dazu ermutigte.«

»Sie brauchen einen Zweck, der die Mittel heiligt«, sagte Brian. »Ich weiß gar nicht, worüber wir überhaupt reden – wissen Sie's?«

»Ja«, antwortete Katie. »Ich weiß, worüber wir reden. Aber regen Sie sich ab. Sie sind gerettet: da kommt Paul schon, ganz scharf auf seinen Martini.«

»Ich habe mir gerade überlegt«, sagte Brian zu Paul, »daß wir nach dem Essen am besten bald schlafen gehen. Wir müssen an den Leoparden denken. Wir werden morgen viel zu tun haben. Es hat keinen Zweck, es bis zur Regenzeit aufzuschieben.«

»Ja, Paul«, sagte Katie. »Wir müssen an den Leoparden denken. Spielt die Regenzeit bei Leoparden überhaupt eine Rolle?«

»Ja«, antwortete Brian. »Sie kommen sehr selten in der Regenzeit. Ich weiß nicht, warum, aber in Afrika rührt sich nicht viel während des großen Regens.«

»Wie wär's, wenn Sie sich in Ihren Liegestuhl setzten und uns einen instruktiven Vortrag über Leoparden hielten, damit wir wissen, was wir nicht falsch machen dürfen«, sagte Katie. Ihre Stimme klang scharf, sarkastisch, sogar in ihren Ohren.

»Was hat sie denn?« fragte Paul Drake. »Zum ersten Mal seit einem Monat spricht sie wieder wie ein weibliches Wesen.« Und er zog seine Mundwinkel herunter.

»Es war eine lange, anstrengende Fahrt«, meinte Brian, an ihnen vorbei zum Fluss blickend.

»Es ist die Aussicht auf den großen Regen«, sagte Katie. »Das macht die Eingeborenen eben nervös. Außerdem bin ich plötzlich sehr müde. Ich glaube, ich verzichte heut' abend auf das Essen, Herrschaften.« Sie stand auf und lief den Pfad zu ihrem Zelt hinunter.

»Was ist denn mit *der* los?« fragte ihr Bruder. »Hab' ich was angestellt? Haben Sie etwas gesagt, was sie in die falsche Kehle bekommen hat?«

Brian schüttelte den Kopf.

»Nein, noch vor zwei Minuten war sie all right. Ich verstehe nichts von Frauen. Man läßt sie am besten in Ruhe, wenn sie kratzbürstig sind. Kommen Sie, versuchen wir die Chakula und hauen uns dann aufs Ohr.«

»Bisher war sie doch großartig.«

»Sie ist immer noch großartig. Morgen früh wird alles wieder gut sein. Mwende! Chakula!«

In ihrem Zelt schluckte Katie Crane zwei Schlaftabletten. In dieser Nacht wollte sie einmal richtig ausschlafen und ganz gleich, was man dagegen oder dafür sagen mochte, ein Safari-Schlafbunker war noch lange nicht das bequemste Bett der Welt, und das Moskitonetz störte. Sie war einfach müde. Es war ein langer, anstrengender Tag gewesen, und morgen mußten sie sich die Köpfe über Leoparden zerbrechen. Heut' nacht wollte sie nichts tun oder sagen oder träumen, was mit dem Thema Leoparden in Konflikt geriete. Die frostigen, am klaren Nachthimmel blitzenden Sterne winkten ihr beinahe ins Zelt hinein, und unten am Bach zankten sich die Paviane. Vielleicht dachten auch sie an Leoparden.

34

Valerie Dunstan-Dermott hatte gerade die Tür ihrer kleinen Wohnung in Hill Street aufgeschlossen, als das Telefon klingelte. Sie warf den Mantel ab, legte ihre Päckchen auf den Tisch, ließ sich in einen Sessel fallen, nahm den Hörer ab, und ließ ein strumpflores Bein in Goldsandalen über die Lehne schwingen.

Sie bot einen reizvollen Anblick in ihrer weißen Seidenbluse und den engen, hochtaillierten schwarzen Samthosen. Ihre dichte schwarze Haarmähne hatte sie straff nach hinten gebürstet und mit einem Samtband festgehalten. In der Hill-Street-Gegend brauchte man zum Einkaufen kein Kleid – es war nicht Chelsea. Kein Mensch scherte sich darum, ob man in Hosen auf den Markt ging.

»Hier ist Val«, sagte sie etwas atemlos in die Muschel. »Wer ist da?«

»Dawn, Liebling«, antwortete die modisch heisere Stimme am anderen Ende des Drahtes. »Es klingt, als wärst du gerade von einem phantastischen Mann durchs Zimmer gejagt worden.«

»Leider nicht«, sagte Valerie. »Ich komme vom Markt. Es ist ein so herrlicher Tag nach diesem Schweinewetter, daß ich die ganze Häuslichkeit satt habe. Was bringt dich denn so früh auf Trab? Du schläfst doch sonst bis Mittag.«

»Ich habe ein Attentat auf dich vor, Liebling. Würde mich nicht trauen, jemand anderes so etwas Furchtbares anzutun. Sag mal, hätte ich das unglaublich große Glück, dich für heute abend mal frei – ohne Cocktails und Dinnereinladung – anzutreffen?«

»Du wirst lachen, leider ja«, erwiderte Valerie, streckte ein Bein aus, zog sich ein Tischchen heran und nahm sich eine Zigarette aus einer Silberschildpattdose.

»Wer hat dich denn diesmal versetzt?« murmelte sie und sprach mit der Zigarette im Mund, während sie versuchte, mit einer Hand ein Streichholz

an der dauernd wegrutschenden Streichholzschachtel anzuzünden. »Für wen soll ich denn heute abend einspringen?«

»Für niemanden. Der Meinige hat mich soeben angerufen und mich zu einem Eildinner verdonnert, letzte Rettungsaktion für den Minister, der ausgerechnet jetzt krank werden mußte, hol ihn der Teufel. Ich versuche, ein paar Leute zusammenzutrommeln, die sich zu bewegen wissen und nicht allzu unmöglich sind. Für Logan ist es nämlich ziemlich wichtig. Ich dachte, wir nehmen ein paar Cocktails zu Hause und fahren dann zum Essen ins *Savoy*. Sie wohnen sowieso da. Essen und Schlafen an Ort und Stelle. Cocktails allein wäre an sich 'ne einfache Sache, aber wir haben die beiden Pipapo-Gäste den ganzen Abend auf dem Hals. Sei also lieb und sag, daß du kommst.«

»Natürlich«, erwiderte Valerie Dermott fröhlich. »Und wer, wenn ich fragen darf, sind diese Herren, die das Kolonialministerium dem lieben alten Logan so besonders ans Herz gelegt hat? Und wie kommst du ausgerechnet auf mich? Ich bin selbst bloß eine arme Koloniale, und nicht mal besonders anziehend.«

»Das ist es doch. Diese Leute kommen aus deiner Gegend – Kenia. Und ich brauche mindestens einen, der sich in Afrika auskennt und sich mit ihnen unterhalten kann. Logan sagt, sie seien in Kenia augenblicklich sehr wichtig, und das Ministerium strengt sich mächtig an, ihnen gefällig zu sein.«

Valerie runzelte die Stirn.

»Ich kenne eigentlich niemanden von besonderer Wichtigkeit in Kenia, außer vielleicht einigen weißen Siedlern und Angehörigen meiner früheren Familie. Es ist doch nicht –« Ein entsetzlicher Gedanke fuhr ihr durch den Sinn. »Du hältst mich doch nicht etwa zum Narren, und es ist Brian –«

»Nein, nein, *nein!*« sagte die Stimme schnell. »Nichts dergleichen. Es *sind* schon Siedler, bloß nicht gerade weiße. Um die Wahrheit zu sagen, Val, sie sind so schwarz wie die Nacht.«

Eine Sekunde lang schwieg Valerie Dermott, dann lachte sie lauthals.

» *Ich* soll mit einem Paar Kenia-Affen zum Cocktail und Dinner gehen? Ich, Valerie Dermott aus Kenia, soll ein Paar Politikaster, die früher mal unsere Pferdeboys waren, unterhalten? O Dawn, Süße, du machst Witze. Das kann doch nicht dein Ernst sein.«

»Es ist mein voller Ernst. Ich könnte gar nicht ernster sein. Und ich mache auch keine Scherze über die Wichtigkeit der Sache für Logan. Ich weiß nicht, ob du ihre Namen kennst – Kamau und Matisia –«

»– Jeder dritte Kikuyu und jeder zweite Mkamba in Kenia heißt Kamau und Matisia«, sagte Valerie. »Aber es gibt nur einen großen Kamau – den Politiker. Wenn es der ist, bin ich allerdings gespannt.«

»– es ist wichtig, weil für diese Woche eine verdammt große Konferenz, die dein Land betrifft, einberufen ist. Diese Burschen sind politisch sehr, sehr wichtig, sagt Logan, und diese Konferenz« – ihre Stimme am anderen Ende wurde leiser – »diese Konferenz soll für das Land von entscheidender Bedeutung sein, ein ganz neuer Kurs oder so was Ähnliches. Mehr Unabhängigkeit, oder wie dieser Quatsch heißt. Ich kenne mich mit dem ganzen Afrikarummel in den Zeitungen nicht aus. Ich weiß bloß, daß Logs Stimme höchst verzweifelt klang, als er mich anrief. Offenbar sind die Burschen gerade in Croydon gelandet, und man darf sie einfach nicht die ganze Nacht allein in der Stadt herumlaufen lassen. Sie leiden an Überempfindlichkeit, weil sie nun mal braun oder so sind. Also ich muß dran glauben, und du auch, Süße.«

»Aber warum ich – unter allen weißen Frauen Londons, mit einem sauberen Hals, die du auftreiben kannst – warum gerade *ich*? Ich wäre doch eigentlich die letzte, mit meinem Kenia-Abenteuer. Ihr beide kennt doch die näheren Umstände meiner Abreise – kennt meine Kenia-Vergangenheit. Könntest du sie nicht zu Hause abfüttern? Gib ihnen ein weiches Ei und stell den Fernseher an.«

»Nein, eben nicht«, antwortete Dawn hastig. »Logan sagte, das sei ja gerade der Grund, weshalb er dich dazu bittet. Das Ministerium hat einen neuen Public-Relations-Tick. *Nicht* zu Hause verstecken – in der Öffentlichkeit mit ihnen paradieren. Du weißt ja, schwarze Brüderschaft,

alles nette, lustige Kameraden, neue Zeit angebrochen, Löwe und Lamm und wie der Schwindel heißt. Macmillans neuer Wind wirft die alten Farbenurteile im Savoy- Speisesaal über den Haufen. Wir strengen uns offenbar mächtig an, uns bei den Wogs beliebt zu machen. Und Logan meint, bei dir könne man sich zum mindesten darauf verlassen, daß du dem Affenbesuch – Verzeihung, Liebe, den distinguierten Gästen des Kolonialministeriums – nicht den wilden Wunsch einimpfst, wieder heimzufliegen und all den scheußlichen lederhäutigen weißen Siedlerfrauen die Köpfe abzuschlagen.«

»Na, ich muß schon sagen«, meinte Valerie Dermott. »Ich kann mir Brian Dermotts Gesicht so richtig vorstellen. Der würde glatt wahnsinnig bei dem Gedanken. Wahrhaftig.« Sie mußte kichern. »Ich habe keine große Erfahrung im gesellschaftlichen Umgang mit Mohren, Liebling. Und dann noch mit ihnen *essen* gehen ... Nein, wirklich! Selbst mit einem so prominenten wie diesem Kamau. Ich glaube, ich brächte es einfach nicht über mich, Dawn. Ich wüsste gar nicht, was ich sagen sollte.«

Die Stimme ihrer Freundin am anderen Ende der Leitung wurde ganz heiser vor Dringlichkeit.

»Du brauchst doch nichts zu *tun* und auch nicht viel zu reden, um Himmels willen! Du sollst sie ja nicht heiraten! Zieh ein tief ausgeschnittenes Kleid an, lasse sie in dein Dekollete gucken, lächle mit all deinen schönen Zähnen und sei einfach Eine Hübsche *Weiß*e Frau! Es ist kein Gesellschaftsabend, sondern reiner diplomatischer Notstand – ein anderes Wort für Kuppelei! Ich bin die Madame und brauche 'n paar Frauen für den Puff!«

»Mein Gott, hoffentlich hast du keine geheimen Mikrophone im Haus, Madame«, kicherte Valerie wieder. »Deine letzte Bemerkung wäre nicht gerade das richtige für Seine Merkwürden. Er wäre noch angewiderter, als er schon ist. Ich weiß bloß nicht, wie man sich in Gesellschaft von Schwarzen benimmt –«

»Ach, hör schon auf. Ich habe dich mit diesem Ägypter letzten Winter in der Schweiz herumflirten sehen, und den konnte man nicht gerade für einen

blonden Schweden halten. Vor zwei Jahren war ich mit dir in Haiti. Darf ich dich an den café-au-lait-Offizier Pierre erinnern, mit dem du in dem Klub in Petionville die ganze Nacht Rumba getanzt hast?«

»Na, schön. Es ist nicht die Hautfarbe, die mir etwas ausmacht. Es ist Kenia, das steckt mir in den Knochen. Aber ich komme. Ich lass' dich nicht im Stich. Vielleicht wird's ganz lustig. Bei Gott, wie die Welt sich ändert! Was ziehen wir eigentlich an?«

»Ich sagte dir doch – vorn halb nackt und ...«

Lächelnd hängte Valerie Dunstan-Dermott auf. Komisch. Sieh mal einer an. Noch vor einem halben Dutzend Jahren haben wir diese Leute abgeknallt. Und jetzt gehe ich in aller Öffentlichkeit mit einem Paar von ihnen essen. Die Dinge hatten sich wahrhaftig geändert. Überall sah man heute die schwarzen Gesichter, und zwar nicht nur die Burschen aus Jamaika mit ihren weißen Nuttchen, sondern sehr gut angezogene Afrikaner mit weißen Frauen aus besten Kreisen, überall in Mayfair. Selbst Kenia hatte die Farbenschraken niedergerissen; im *Norfolk* und im *Stanley* wimmelte es geradezu von ihnen.

Hier in London war es schon längst nicht mehr die Paul-Robeson- und Sammy-Davis-Laune. Mayfair hatte sich nie auch nur einen Deut um die Hautfarbe gekümmert. Wenn sie an diese sehr edle Dame, ältester Adel, die jetzt tot war, die Arme, und ihren schwarzen Jazzbandleader dachte! Was für ein Skandal das gewesen war! Aber Dawn hatte recht. Die Schicken, Gelandweilten fanden nichts dabei, es mal mit einem Ägypter oder Haitianer oder Westinder *jeder* Farbenschattierung zu versuchen, besonders in dessen eigenem Land. Na, und dieser König Freddie von Uganda, der nach England exiliert wurde ... übrigens ganz abgesehen von den vielen kleinen Pearls, Mavises und Violets im East End, in Chelsea, Notting Hill Gate und St. John's Wood heutzutage. Piccadilly wimmelt von schwarzen

Männern mit ihren girl friends. *Wiirklich*, Myrtle, sie sind so nett, *wirklich*. Du würdest es nicht glauben, *wiirklich*!

Ja, ja, der Tag des schwarzen Mannes rückte heran, *wirklich*. Wahrscheinlich hatten sie eine Vitalität, die der weiße Mann verloren hatte. Viele der jungen Weißen waren dekadent. Man brauchte sich bloß das fliehende Kinn, den weichen, energielosen Mund, die Phantasiewesten und langen Haare einiger dieser jungen Intellektuellen und zornigen jungen Männer anzusehen. Andererseits waren die jungen Intellektuellen und zornigen jungen Männer schon immer schwul angehaucht gewesen. Das war einer der Gründe gewesen, weshalb sie nach Kenia zurückgekehrt war – auf der Suche nach etwas Intelligentem und Jungem und vielleicht Zornigem, das nicht auf zehn Schritte gegen den Wind nach Homo aussah. Einer der Gründe – nicht alle.

Valerie Dermott konnte es sich nicht vorstellen, mit einem richtig schwarzen Mann im Bett zu liegen, obgleich Dawn, als sie diesen haitianischen Gentleman erwähnte, der Wahrheit näher gekommen war, als sie ahnte. Einschmeichelnd rieselnde schaumige Musik, ein gelber haitianischer Mond, groß wie ein Käse, und dazu der sehr, sehr gutaussehende braune Bursche – Dawn hatte wieder mal verteuelt recht; er hatte Pierre geheißen. Dieser sehr gut aussehende, gar nicht blonde Haitianer war auf dem besten Weg gewesen, sie zu erobern, wenn die alte, hinterlistige Mutter Natur ihr in den letzten drei Tagen ihres kurzen Aufenthalts in Port-au-Prince nicht einen Strich durch die Rechnung und die ganze Sache unmöglich gemacht hätte. Trotzdem, Unwohlsein oder nicht, sie konnte sich nicht vorstellen, mit einem *afrikanischen* Schwarzen ins Bett zu gehen, obgleich sie heute keine besonderen Bettillusionen mehr hatte.

Aber es wurde inzwischen immer üblicher – offene Heiraten, offene Gesellschaften mit verschiedenfarbigen sehr netten Leuten, und kein Mensch zeigte sich auf einer Wochenendeinladung zur Fuchsjagd sonderlich überrascht, wenn einer der Ehrengäste sich als bezaubernder, ofenrohrschwarzer Diplomat aus Ghana oder Kamerun oder sonst einem zur

Vorstadt der Welt gewordenen fernen Land entpuppte. Besonders im heutigen Frankreich. Die Franzosen hatten die Affen schon immer besonders gepflegt – jetzt wurden sie um so zuvorkommender, je mehr sich die Lage in Algier verschlimmerte und die weißen *Colons* noch unangenehmer als ihre eigenen hitzköpfigen weißen Siedler in Kenia wurden.

Es ließ sich nicht leugnen, dachte Valerie, zu ihrer kleinen Hausbar schlendernd, um sich einen Cocktail mit Zitrone zu mixen, dabei den Plattenspieler anstellend, die Afrikaner waren dauernd da; dieser Anruf Dawns bewies es. Stell dir das vor! Valerie Dunstan-Dermott, Tochter eines altehrwürdigen Empire-Pioniers, geschiedene Frau eines alten Mau Mau-Kämpfers, geht mit einem Wilden ihres Heimatbezirks zum Dinner aus! Brian würde allein schon bei dem Gedanken daran tot umfallen, verheiratet oder nicht. Selbst nach ihrer endgültigen Trennung würde er zur Salzsäule erstarren. Der Abend, dachte sie, müßte eigentlich interessant werden, und dann tanzte sie mitten im Zimmer eine langsame Pirouette.

35

Dawn Ethridges Cocktailparty war in vollem Gang, als Valerie in dem schmalen, weißen, georgianischen Haus in Belgravia am Chester Square anlangte. Sie war eine auffallende Erscheinung, wie sie dem Mädchen ihren bescheidenen Nerz reichte und in den Salon trat, der voll der üblichen Whitehall-Typen war – Außenministerium, Kolonialministerium, Innenministerium, höhere Beamtenebene, dazwischen ein paar Diplomaten mittlerer Güte aus fremden Botschaften, und da und dort zur Würze ein Journalist oder Modeindustrieller. Valerie, in einem hautengen schwarzen Kleid in der Tür stehend, mit beinahe nacktem Busen unter einer gedrehten Goldkette mit Jadeanhänger, das glänzende Haar straff hinter die Ohren

gebürstet, kannte die meisten von tausend anderen Gesellschaften dieser Art her.

Sie bot ihrer Gastgeberin die Wange zum Kuß, einer großen, gutaussehenden, verrucht schwarzäugigen Vierzigerin mit blau-weiß gefärbtem Haar; und ihrem Gastgeber, einem verschmitzten, trägen Karrierebeamten mit gesundem Rumpsteakteint und gestutztem Pfefferundsaltz-Schnurrbärtchen. Sie gehörten zu ihren engeren Freunden; Logan Ethridge hatte eigenes Vermögen und hoffte beim nächsten Revirement auf einen wichtigeren Posten im Kabinett; ein Adelstitel wartete gleich um die Ecke auf ihn, und in der Zwischenzeit saß er ruhig im Kolonialministerium und wartete darauf, daß Macleod einen Fehler machte. Dawn Ethridge war Valeries beste Freundin; sie war von entwaffnender Offenheit, belustigend sinnlich, schien ihrem älteren Mann ehrlich zugetan zu sein und machte nur gelegentlich zur Erhaltung der Gesundheit einen Seitensprung, wenn sie alljährlich in die von ihrem Mann genehmigten Ferien fuhr. Sie und Valerie waren schon öfters zusammen verreist; sie hatten sich noch nie verkracht, vertrauten sich gegenseitig auch keine tiefen Geheimnisse an.

»Was soll ich jetzt tun, Liebe?« flüsterte Valerie ihrer Gastgeberin zu. »Mich daruntermischen oder in eine Ecke verziehen?«

»In eine Ecke verziehen«, antwortete Dawn Ethridge. »Bis du gebraucht wirst. Halt dein Pulver trocken. Unsere kleinen schwarzen Brüder amüsieren sich im Augenblick großartig. Lucy Maxim macht sich gerade an den kleineren heran, und beide scheinen von der Blüte des Korps umschwärmt zu werden. Ich denke, du brauchst deine Artillerie nicht vor unserer Abfahrt zum Dinner einzusetzen. Ich habe mir noch eine adlige Blondine fürs Dinner besorgt. Ganz nette gemischte Gesellschaft.«

»Wie sind sie denn?« fragte Valerie, einen Martini von einem Diener entgegennehmend. »Süß?« sie lispelte. »Oder direkt vom Baum 'runter?«

»Keins von beiden«, erwiderte Dawn. »Eigentlich ganz charmant. Beide sind, wie ich höre, außerordentlich gebildet, und der kleinere – Matisia mit dem Schnurrbärtchen – ist sehr attraktiv. Er war schon überall. Hat sogar in

Russland studiert. Und der große, Kamau, hat's wirklich in sich. Ich kann mir vorstellen, daß er als Redner alle bezaubert. Außerdem kennt er alle amerikanischen Schauspieler, Schauspielerinnen, Politiker und Schriftsteller. Es wird nicht schwer werden, Liebe. Kann sogar vielleicht lehrreich, wenn nicht amüsant werden.«

»Gut«, sagte Valerie. »Ich sehe Ronnie Elliott da drüben verdrießlich in der Ecke sitzen. Ich geh' mal rüber und versuch', ihm gut zuzureden, daß er nicht in Tränen ausbricht. Ist es endgültig aus zwischen ihm und Louisa?«

»Ich glaube, ja. Hab' mich noch nicht darum gekümmert. Vielleicht findest du es 'raus und erzählst mir den ganzen Mist später. In der Zwischenzeit versuche ich, Matisia Mrs. Maxim zu entreißen, ehe sie von oben bis unten geschwärzt wird.«

Valerie schlenderte in den Strudel der Cocktailgäste, und dann waren sie auf einmal im Speisesaal des *Savoy*. Sie hatte ihre Dinnerpartner erst kennen gelernt, als die Gesellschaft schon zum Essen aufbrach. Sie war in dem einen Wagen mit Logan Ethridge und diesem Matisia gefahren. Dawn hatte Kamau und die andere Dinnerpartnerin mitgenommen, eine hübsche blonde junge Witwe namens Marcia Sowieso-Hadley. Ihr voller Name war ihr in dem Wirrwarr der Vorstellungen entgangen. Die Marcia Sowieso-Hadley war sehr, sehr blond und schien nicht überintelligent zu sein, aber Dawn hatte ihr aus dem Mundwinkel zugeflüstert, daß sie im letzten Augenblick eben nichts Besseres hatte finden können und daß Marcias blonde Fadheit völlig natürlich sein müsse, da sie sich offenbar auch auf ihren Verstand ausdehne.

»Ich glaube, Sie stammen aus Kenia, Mrs. Dermott«, sagte Mr. Matisia, als sie sich in dem Daimler des Kolonialministeriums zurücklehnten. Valerie saß zwischen dem Afrikaner und ihrem Gastgeber. »Ich kenne Ihren Namen gut – er kommt in Kenia ziemlich häufig vor. Beinahe so häufig wie Matisia im Machakos-Bezirk, den Sie sicherlich kennen.« Er lachte und zeigte sehr weiße Zähne. »Sie sind echt – die Zähne«, sagte er. »Nicht abgefeilt wie bei meinem Vater. Ich bin der erste nicht gefeilte Matisia. Ich fürchte, ich habe die Leute in Russland alle schrecklich enttäuscht.«

Er sieht wirklich gut aus, dachte Valerie – natürlich schwarz wie die Nacht, aber mit sehr klaren guten Zügen und der herrlichsten weichen Stimme, wie sie so viele Wakamba hatten. Sie erinnerte sie an gute Creme-Schokolade. Er hatte einen Smoking an, und seine schwarze Schleife war unter den Kragen gelegt, ganz nach der neuesten London-Hollywood-Mode. Sein gefälteltes Seidenhemd war, wie sie mit Befriedigung sah, nicht gekräuselt.

»Ich glaube, ich kenne einen besonderen Dermott«, sagte er. »Gibt es nicht einen ziemlich berühmten weißen Jäger dieses Namens?«

»Mein früherer Mann«, antwortete Valerie ruhig. »Wir sind geschieden.«

»Oh, Verzeihung«, sagte Mr. Matisia. »Ich wollte Sie nicht in Verlegenheit bringen. Bitte, verzeihen Sie. Kommen Sie eigentlich oft nach Kenia zurück?«

»In den letzten acht Jahren nicht mehr – nur kürzlich einmal«, erwiderte Valerie. »Meine Familie – meine eigene Familie – lebt nicht mehr da. Sie verließ das Land vor dem Krieg. Ich ging während des ›Notstands‹. Mein letzter Trip war nur ein kurzer Besuch. Die Umstände verhinderten, daß es ein längerer Aufenthalt wurde.«

»Was Sie nicht sagen! Schade. Es ist ein wundervolles Land, finden Sie nicht auch? Ich kann mir kein schöneres Land denken, in dem ich leben möchte. Der ›Notstand‹ war eine sehr bedauerliche Sache, und sei es auch nur, weil er anständige Leute aus dem Land trieb. Ich kann Ihnen jedoch versichern, daß so etwas nicht wieder vorkommen wird. Sagen Sie, kennen Sie mein Land, das Mkamba-Land, gut?«

»Nur von der Durchfahrt nach Mombasa, wenn ich als ganz junges Mädchen mit meinen Eltern in die Ferien fuhr«, antwortete Valerie, und so hatten sie weitergeplaudert, »Kennen Sie das, kennen Sie jenes?« den ganzen Weg zum Savoy bis in den Speisesaal.

Der Tisch, an dem man Platz nahm, war klein genug für eine flüssige Unterhaltung. Dawn Ethridge setzte sich an das gegenüberliegende Tischende, rechts neben ihr saß Kamau, der älteste Gast, Valerie zwischen ihm und Logan Ethridge. Die blonde Witwe Marcia, die sich als eine Lady

Bostwick-Hadley entpuppte, kam auf die andere Tischseite zwischen Ethridge und Matisia zu sitzen.

Es war allerhand los an diesem Abend im *Savoy*, eine Verlobungsfeier oder ein Polterabend von Neureichs, und ein langer Tisch befrackter Herrschaften war vielen Blitzlichtschüssen von hotelsanktionierten Kameralen ausgesetzt.

»Hoffentlich machen die keine Aufnahmen von uns«, flüsterte Valerie ihrer Gastgeberin während einer Gesprächspause ins Ohr. »Die Leute würden es bestimmt nicht verstehen.«

»Keine Sorge«, erwiderte Dawn Ethridge. »Die offiziellen Aufnahmen werden alle erst morgen gemacht, wenn der Alte Herr wieder gesund und im Dienst ist. Die Presse hatte genug Gelegenheit zum Knipsen, als unsere Freunde auf dem Flugplatz ankamen.«

Es war ein höchst zufrieden stellendes Dinner gewesen. Mr. Kamau und Mr. Matisia erwiesen sich als Leute mit ausgezeichneten Tischmanieren. Sie schienen den Fisch und den Weißwein zu kennen und zu schätzen, das Waldhuhn und den Rotwein, obgleich Mr. Kamau kaum an dem Wein nippte. Sie aßen nicht mit den Fingern und beschränkten sich in der Unterhaltung auf allgemeine Themen. Lady Marcia war unbezahlbar. Sie bemühte sich fast den ganzen Abend, ausfindig zu machen, wo Kenia nun wirklich lag, und Mr. Matisia verbrachte den größten Teil des Abends damit, ihr klarzumachen, daß Nairobi eine Stadt, Kenia eine Kolonie und Ostafrika vom Kongo völlig getrennt seien. Lady Marcia andererseits ließ sich des langen und breiten über Hetzjagden und die neuesten Riviera-Skandale Lady Dockers aus und schlug vor, daß Mr. Matisia und Mr. Kamau, sollten sie von ihren drückenden Staatsgeschäften noch etwas Zeit erübrigen, auf ein echt englisches Wochenende auf ihren Landsitz hinauskämen. Mr. Matisia sagte, er käme mit Vergnügen, wenn die Zeit es gestatte. Und Mr. Kamau sagte, er bezweifle sehr, ob die Zeit es gestatte, da sie beide mehrere Vortragsverpflichtungen in verschiedenen anderen englischen Städten übernommen hätten, aber es sei sehr freundlich von Lady Bostwick-Hadley.

Valerie hielt sich in ihrer Unterhaltung hauptsächlich an das Thema Tiere und den mangelnden Fortschritt in der Bekämpfung des Wilderns auf der Serengeti und im Tsavo Nationalpark, den sie, bei Gott, durch Brians Erzählungen schon auswendig kannte. Mr. Matisia sagte, er hoffe, drastische Schritte zur Erziehung seines Stammes, der Wakamba, bezüglich der Wilderhaltung unternehmen zu können, besonders liege ihm daran, die Elefantenherden und den abnehmenden Nashornbestand als Touristenattraktion aufrecht zu erhalten.

»Aber ich fürchte, es wird schwer werden«, meinte Mr. Matisia, bezaubernd lächelnd. »Mein Volk steht fest auf zwei von Gott gegebenen Privilegien – dem Recht, Elefanten zu wildern und das Vieh der Massais zu stehlen. Es hält die Leute auf Draht«, sagte Mr. Matisia. »Sie sind beinahe vor Langeweile umgekommen, seitdem wir uns nicht mehr gegenseitig auffressen dürfen.« Lady Marcia fand das furchtbar komisch, und alles lachte.

Als sie den Kaffee nahmen, bat Mr. Kamau, der den ganzen Abend ziemlich einsilbig-leutselig gewesen war, seine Gastgeberin um einen Tanz, worauf Mr. Matisia Mrs. Dermott um die Ehre eines Tanzes bat. Lady Bostwick-Hadley blieb am Tisch sitzen und unterhielt sich mit Logan Ethridge. Valerie fand es sehr eigenartig, daß sie mit einem echten Schwarzen ihres Heimatlandes tanzte. Sie bemerkte keinerlei Geruch, nur einen außergewöhnlich frischen Rasierseifenduft.

»Sie tanzen sehr gut«, sagte sie zu Matisia. »Es gibt so wenig gute Tänzer in England.«

»Sollte ich eigentlich«, meinte er. »Ich bin ein Mkamba. Sicherlich haben Sie unsere berühmten Tänze gesehen? Wenn ich das entsprechende Quantum Pombe getrunken habe, kann ich in die Luft springen und mich zweimal überschlagen«, erwiderte er lachend. »Aber das Savoy ist, glaube ich, nicht gerade der richtige Ort dafür. Tatsächlich, je älter ich werde, desto mehr ziehe ich den Cha-Cha-Cha vor.«

»Ich glaube, das Savoy ist auch nicht der richtige Ort für den Cha-Cha-Cha«, sagte Valerie, auch lachend. »Der Cha-Cha-Cha braucht ein wenig

dunklere, intimere Atmosphäre. Der *River Club* oder der *Milroy* wäre da geeigneter, scheint mir.«

»Hätten Sie Lust, woanders hinzugehen, nachdem uns unsere Gastgeber pflichtgemäß abgefüttert haben?« fragte Matisia. »Ich habe schon lange nicht mehr mit einer so hübschen Frau getanzt, und der Champagner stimmt mich zu fröhlich, als daß ich mir in den nächsten zwei Stunden Kamaus politische Reden im Hotelzimmer anhören möchte. Was meinen Sie: könnten wir hinterher ein bißchen London unsicher machen?«

Valerie überlegte einen Augenblick. Warum nicht? Könnte ganz lustig werden – interessant herauszufinden, was unter diesem unzweifelhaft italienisch geschneiderten Smoking und hinter dem urbanen Benehmen an Weißer-Mann-Manier steckte.

»Warum nicht?« entgegnete Valerie. »Warum eigentlich nicht? Natürlich müssen wir die anderen fragen.«

»Vielleicht werden die anderen zu müde sein«, meinte Mr. Matisia, elegant in einen langsamen Rumba übergehend. »Hoffentlich, nebenbei bemerkt.«

Sie kehrten zum Tisch zurück, und kurz darauf bat Mr. Kamau Valerie um einen Tanz. Er tanzte nicht so – selbstbewusst – wie Mr. Matisia, und Valerie gefiel das besser.

»Ich glaube, ich habe Sie schon ein- oder zweimal in Nairobi gesehen«, sagte Mr. Kamau während eines Foxtrotts, bei dem sie nicht sehr auf ihre Schritte zu achten brauchten. »Ich erinnere mich auch, Sie beim Lunch im ›Weißen Nashorn‹ in Nyeri gesehen zu haben, und ich erinnere mich sogar, daß ich mir damals überlegte, wie schade es sei, daß ich nicht mehr jung genug war, mich nach Arbeit auf einer Farm in der Nyeri-Gegend umzusehen. Ich dachte, wenn ich jünger wäre, könnte ich vielleicht einen Job als Pferdeboy bei Ihnen bekommen.«

Valerie warf den Kopf zurück und lachte, während sie sich dabei leicht zurücklehnte und zu Mr. Kamau aufblickte.

»Sie müssen mir verzeihen«, sagte sie, »aber ich sagte etwas ganz Ähnliches, als Dawn mich einlud, mit Ihnen zum Dinner auszugehen – daß

ich noch nie einen Afrikaner, außer als Pferdeboy, kennen gelernt hätte, obgleich ich selbst Afrikanerin bin.«

Mr. Kamau schmunzelte.

»Warum sind Sie dann heute abend gekommen? Es muß Sie eine ziemliche Überwindung gekostet haben, als Mitglied einer Familie, die durch uns so viel gelitten hat. O ja –«, sagte er, als sie etwas erwidern wollte. »Ich weiß, welche Dermott Sie sind. War es reine Neugier, zum ersten Mal mit einem Kikuyu gesellschaftlich zu verkehren, oder war es eine besondere Methode, sich an uns zu rächen? Oder möglicherweise, sich an Ihren eigenen Leuten zu rächen, indem Sie sich öffentlich in London mit einem Schwarzen sehen lassen?«

Valerie zog sich in eine wohlgeübte Tarnung oberflächlicher *naïveté* zurück – was sie ihre ›Na, na, Sir‹-Pose nannte. Dieser Kamau war ein guter Psychologe. Er hatte seinen langen schwarzen Finger genau auf ihre oberflächlichen Motive gelegt – Neugier vermischt mit der schulmädchenhaften Idee, sich an den Kenia-Schwarzen und -Weißen gleichermaßen zu rächen. Immer noch eng an Kamau geschmiegt tanzend, beugte sie sich noch weiter zurück und blickte jetzt beinahe trancehaft in seine Augen. Ihr Kinn und ihr weißer Hals bildeten eine reizvoll fließende Linie gegen sein schwarzes Smokingjackett und das ebenholzfarbene Gesicht. Sie drehte leicht den Kopf, lächelte spöttisch und kniff halb die Augen zu, als drüben bei der Hochzeitsgesellschaft ein Toast ausgebracht wurde und ein wahres Sperrfeuer von Blitzlichtern einsetzte.

»Aber nein, Mr. Kamau«, sagte sie, »nichts dergleichen. Mrs. Ethridge ist meine beste Londoner Freundin. Sie hat mich schon oft zum Dinner mit Fremden eingeladen, meist hatte es mit der Stellung ihres Mannes zu tun, und ich fand ihre Gäste immer charmant.« Das wird den schwarzen Dreckskerl zur Vernunft bringen, dachte sie. Mit seinen Pferdeboykomplimenten.

»Na, schön«, sagte Mr. Kamau, wie auf Befehl charmant lächelnd. »Ich werde mich bestimmt anstrengen, da keine Ausnahme zu bilden. Sie tanzen wunderbar, Mrs. Dermott.«

»Danke, Mr. Kamau«, sagte sie und widmete sich schweigend dem Tanz. Nachdem die Musik geendet hatte, führte er sie an den Tisch zurück.

»– würden Kenia heute gar nicht mehr wieder erkennen«, Matisia stand auf und verbeugte sich, als Kamau ihr höflich den Stuhl hinschob. »Ich sagte eben, wie sehr sich alles im letzten halben Jahr verändert hätte. Fanden Sie das nicht auch, Mrs. Dermott? Die Bautätigkeit ist beinahe beängstigend. Die Außenfassade des alten *New Stanley* ist renoviert worden, so daß man es heute ohne weiteres mit jedem schönen Hotel in Europa vergleichen kann. Neue Gebäude überall – neue Theater, ein neues Rundfunkzentrum, und mit dem *Mawingo* haben diese amerikanischen Filmleute an dem alten Hotel wahre Wunder bewirkt – Swimming-pool, Bungalows, Dampfbäder, alles komplett wie die Hollywood-Palm-Springs-Leute selbst.«

»Wie ich bemerkte, steht der Mount Kenya noch an der alten Stelle«, sagte Valerie trocken. »Ich hatte gehofft, daß sie ›Den Berg‹ nicht auch versetzen würden«, was mehr Gelächter hervorrief, als die Bemerkung eigentlich verdient hatte.

»Nein – man wartet auf Leute wie Matisia und mich, um Berge zu versetzen«, erwiderte Kamau geschmeidig. »Wir haben beschlossen, alle zu verblüffen und die Berge jeweils nur ein ganz klein wenig zu versetzen. Ich glaube, der Kongo hat denen, denen es nicht schnell genug gehen konnte, eine bittere Lektion gegen überstürzte Unabhängigkeit erteilt, meinen Sie nicht auch, Mr. Ethridge?«

»O ja, ich bin voll und ganz Ihrer Meinung«, antwortete Mr. Ethridge, dessen Nacken einen kleinen Wulst über seinem steifen Kragen bildete. »Nun, Dawn, meine Liebe, hier scheint man langsam Schluß zu machen, und unsere Gäste sind bestimmt auch müde. Ein Flug von Nairobi hierher ist schließlich kein Katzensprung, trotz Düsenmaschinen. Meinst du ...?«

»Ich meine«, erwiderte Dawn Ethridge bestimmt. Sie stand auf und nickte Valerie und Lady Marcia fragend zu.

»Nein, danke«, sagte Lady Marcia.

Valerie stand auf und ging mit Dawn Ethridge in die Damengarderobe hinaus.

»Nun?« fragte Dawn Ethridge beim Nasenpudern.

»Dieser Matisia will noch irgendwo mit mir hin. Tanzen – *ohne* euch. Wie findest du das? Gehört das auch zu Logans Rassenentwicklungshilfe, oder kann ich Kopfschmerzen vorschützen und aufs Cha-Cha-Cha-Tanzen mit eurem kleinen schwarzen Sambo verzichten?«

»Du hast dich deiner Pflichten heute abend tadellos entledigt, mein Liebling«, erwiderte Dawn. »Hast noch nie entzückender ausgesehen, und ich bin sicher, du hast Matisia allerhand dumme Gedanken in den kleinen Wollkopf gesetzt, orientalische Träume von geheimen Freuden mit Houris und so weiter – sonst«, und jetzt äffte sie Matisias süßliche Stimme erstaunlich echt nach – »wie käme sonst die weiße Nutte dazu, mit mir überhaupt auszugehen?«

»So ähnlich, kann ich mir so richtig vorstellen. Außen aalglatt, und innen eben doch unsicher – kann man ihnen sogar nachfühlen. Der beste Schneider der Welt kann ihnen den Teint nicht wegbügeln. Ich glaube also, ich werde Mr. Matisia nicht mehr länger in Versuchung führen. Könnt ihr mich zu Hause absetzen, bitte?«

»Natürlich. Marcia bleibt noch. Würde mich gar nicht wundern, wenn sich da etwas täte, sollte unser Mr. Matisia sein Glück mal woanders versuchen wollen. Was glaubst du, ob die auch so denken – ihr Glück woanders versuchen, meine ich?« Der Gedanke kam Dawn schrecklich komisch vor, sie lachte laut heraus.

»Ich weiß nicht«, antwortete Valerie, die Puderdose wegsteckend. »Wahrscheinlich würde man sie nur so *wirklich* kennenlernen. Auf jeden Fall nicht im Ballsaal vom Savoy. Es wäre beinahe einen Versuch wert, um herauszufinden, ob sie wirklich Menschen sind.«

»Meine Liebe, inzwischen mußt du ja gelernt haben, daß alle Männer unten 'rum gleich sind«, sagte Dawn Ethridge ordinär. »Ich würde mich an deiner Stelle vor diesem Matisia in acht nehmen. Du wärst sicher nicht die erste, bei der er ›sein Glück woanders sucht‹.«

»Nun, ich werde es nie erfahren«, meinte Valerie. »Wenn er vielleicht aus Algerien, Guinea oder sonst so einem fernen Land stammte, wäre es etwas anderes. Gegen das Tanzen hatte ich nichts; ich habe auch nichts dagegen, mich in der Öffentlichkeit mit ihnen zu zeigen. Aber wenn ich an andere Dinge denke, läuft es mir kalt den Rücken hinunter. Stell dir vor, diese purpurfarbenen Leberschwarten, die diese Burschen Lippen nennen, zu küssen. *Uff!*« Sie zog einen angewiderten Flunsch und nahm ihre Tasche.

»Ihr bringt mich also heim«, sagte sie. »Ihr könnt noch zu einem Nightdrink heraufkommen, nachdem wir uns von unseren Freunden in der Halle verabschiedet haben. Ich kann mir nicht denken, daß selbst Brian etwas an meinem Benehmen heute abend auszusetzen gehabt hätte.«

36

Donald Bruce war von Natur ein ausgeglichener, glücklicher Mann. Er sah sogar glücklich aus, wenn er wütend oder gelegentlich betrübt war. Er war groß und grobknochig nach schottischer Art – grobknochig, hellhäutig, mit Sommersprossen und einem roten Schopf – und diesem lächerlich komischen Knubbel von Nase, die sich wie ein einsames Inselchen in dem hageren Gesicht mit seiner straffen Haut ausmachte. Donald Bruce hatte die Sorte rosaflaumige Hände, die immer rot geschrubbt aussahen, die Art knotiger Knöchel, die immer nach angestoßener Haut aussahen. Sein bester Freund Brian Dermott hatte mal gesagt, seine Haut kleide ihn wie Overalls – etwas zu verwaschen, etwas zu eng.

Als er sich an jenem Morgen nach seiner und seiner Familie Rückkehr zur Hardscrabble Farm rasierte, dachte Donald Bruce, dass sein Gesicht selbst durch die dicke Seifenschaumschicht merkbar bedrückt aussähe. Es hatte schon angefangen, bevor sie die Stadt verlassen hatten, kurz nachdem er Brians Eingeborenenboy Kidogo in dessen Wohnung abgeliefert hatte. Ken Jenkins hatte ihn im Büro mit der Nachricht überfallen, Reg Matthews sei

mit Blinddarmentzündung ins Krankenhaus gekommen, und zwar genau zu der Stunde, in der seine neuen Kunden auf dem Flughafen gelandet waren. Ken hatte ihm eine zweimonatige Safari-Vertretung Regs angeboten, und Donald hatte wegen dieses verdammt Unsinn auf der Farm ablehnen müssen. Fünfhundert Pfund Sterling waren ihm durch die Lappen gegangen – selbst nach Abzug der Steuern war das immer noch eine ganz schöne Summe. Aber er war ja erst von einer Safari zurückgekehrt; auf der Farm ging alles drunter und drüber; da war Peggys Aufregung – eingebildet oder nicht – und da war die absolut nicht zusammenphantasierte Tatsache, daß zwanzig Mann weggelaufen, der alte Mediziner tot und wahrscheinlich sogar vergiftet, der verfluchte Hund auf den Torpfosten gespießt und alle Nigger in Panikstimmung waren.

In diesem Augenblick schnitt Don sich an einer besonders empfindlichen Stelle, einem Kapillargefäß unter der Nase, und fluchte laut.

Kein eingefleischter Buschkyuke hätte Kinyanjui vergiftet oder sich jemanden dazu gedungen, aus Angst vor allen möglichen Vergeltungsmaßnahmen, wenn das Komplott zufällig entdeckt und der versuchte Mord vereitelt werden sollte. Es mußte also einen tieferen, praktisch-ausgeklügelteren Grund für die Vergiftung geben – hier grinste Don einfältig, als er sich den Seifenschaum vom Gesicht wischte, denn es war ihm soeben bewusst geworden, daß er eine Ermordung des alten Mannes bereits als Faktum akzeptierte, statt die Möglichkeit in Rechnung zu stellen, er sei an Altersschwäche gestorben. Es musste einen tieferen Grund geben, und dieser Grund konnte nur mit ihm, Donald Colin Bruce, als Teil eines größeren Planes zusammenhängen.

Don Bruce konnte sich im einzelnen nicht mehr genau erinnern, wie viele Menschen er, direkt oder indirekt, während des Aufstandes umgebracht hatte – auch nicht in den quälenden Träumen des Nachts. Aber er hatte bestimmt Menschen getötet, die er kannte – Boys von der Shamba seines verstorbenen Vaters und von Nachbarfarmen. Und er war natürlich dabei gewesen, als mit ziemlich ungewöhnlichen Methoden Geständnisse aus den gefangenen Terroristen herausgepresst worden waren – oder, noch

schlimmer, aus Männern, die keine anderen Beweise hatten als ihr Wort, sie wären keine Terroristen. Niemand konnte wissen, wie viele Unschuldige in den Bergen gestorben waren – es genügte damals schon, dass einer schwarz und ohne Alibi war, um seinen nach der ›Vernehmung‹ verstümmelten Leib in den Busch den Hyänen zum Fraß vorzuwerfen.

Don war damals noch jünger gewesen. Jünger und zäher. Ein halbes Dutzend toter Wogs mehr oder weniger hatten ihm nichts ausgemacht – jeder hatte die gleiche Zahl auf dem unbelasteten Gewissen. Jetzt aber – verheiratet, als Vater von vier Kindern, sah die Sache anders aus.

Und, abgesehen von den Thahus, gab es sehr viel zu tun und nachzuholen auf der Farm. Peggys Berichten zufolge war vieles auf der Farm auf den Hund gekommen, während er auf seiner letzten Safari war – nicht gerade ganz auf den Hund, aber es wurde eben eine Menge vernachlässigt, wenn man den Laden zu lange den Afrikanern überließ. Peggy war eine gute Aufseherin gewesen, und niemand versorgte die Schafe besser als sie. Aber außer den Schafen, den Kindern, dem Haus und einem Großteil der Buchführung hatte Peggy immer noch alle Hände voll zu tun. Es war einfach zuviel von ihr verlangt, über zweihundert Hektar Land noch einen Überblick zu behalten. Der moderne, mechanisierte Farmbetrieb brauchte einen Mann, einen weißen Mann, der die ganze Zeit über den Dingen stand, ob es sich um die Ausbesserung von Zäunen oder um die Reparatur eines nicht intakten Motors oder um Vorkehrungen handelte, mit denen man gegen das launenhafte Wetter Improvisationen erfand.

Und, dachte Don, während er ins Wohnzimmer mit dem prasselnd brennenden Kamin ging, es sieht ganz so aus, als ob wir eine große Dürre bekämen. Ein Glück, dass sie den Widder, diese bergauf wirkende Bewässerungsanlage hatten, über die die anderen so gerne spotteten. Wenigstens ist es uns gelungen, in den letzten langen Regenfällen etwas Wasser bei den Nought Points aufzufangen. Inzwischen ist es gut in den Erdboden gedrungen und sprudelt immer noch in kleinen Quellen empor. Es floß nicht alles rauschend den Berg hinunter, um sich in der Sagana anzusammeln, die ohnehin genügend Wasser hat.

Seine Frau sah ganz frisch aus, als sie in dem freundlich eingerichteten Wohnzimmer den Kaffee einschenkte. Das war auch so etwas mit Peggy Bruce – sie hatte nichts von der Lady-Farmerin an sich, die den halben Tag im Pyjama und Morgenrock herumschlampfte; sie war fix und fertig angezogen und hatte offenbar schon einige Arbeit hinter sich. Ihre normalerweise rosafarbenen Wangen glänzten rot von der frühmorgendlichen Brise; ihre Hände waren faltigrot, als wären sie soeben mit scharfer Seife gewaschen worden, und sie roch nach Schafen. Sie trug ihre übliche Morgenkleidung, ein wollenes Männerhemd und Drelloveralls. Sie hatte ihre Gummistiefel ausgezogen und saß in Socken auf dem großen Zebrahocker vor dem Feuer. Die silbergehämmerte Kaffeekanne, ein Hochzeitsgeschenk Brian Dermotts, dampfte.

»Ich hörte – fühlte – dich zu nachtschlafender Zeit aufstehen«, sagte Don. »Das Bett war so herrlich warm, daß ich es für klüger hielt, nicht zu fragen, warum. Ich schlüpfte einfach in das süße kleine Nest, das du zurückgelassen hattest und schlief wieder ein. Was war's denn diesmal?«

»Die Schafe. Die verdammten Schafe. Mutter und Lämmern geht's natürlich gut. Warum müssen diese dummen Dinger immer geboren werden, wenn die Menschen schlafen?«

»Hol mich der Henker, wenn ich das weiß«, erwiderte Don. »Bist du froh, wieder zu Hause zu sein, nach deinem kurzen und, ich muß schon sagen – ziemlich aufregenden Abendausflug in die Stadt?«

»Es ist nett, wieder zu Hause zu sein und dich neben mir im Bett zu fühlen«, sagte Peggy. »Ich weiß nicht, ob es nett gewesen wäre heimzukommen, um zu entdecken, daß du wieder auf Safari gegangen bist. Trotzdem, schade ums Geld. Tut mir wirklich leid, Süßer. Vielleicht hättest du das Angebot doch annehmen sollen, und ich hätte den Laden hier geschmissen. Bis jetzt ging's immer.«

»Ich habe eben nicht angenommen«, meinte Don ziemlich kurz. »Ich hab's nun mal nicht, und damit hat sich's. Ich wäre vor Sorge um dich und die Kinder verrückt geworden – hätte alle Arten Schreckgespenster gesehen und die seltsamsten Träume geträumt. Auf jeden Fall wird es tausendundein

und mehr Dinge zu reparieren, auseinander zunehmen, aufzufüllen und neu zu deichseln geben. Du kennst ja diesen alten Kikuyu-Reinigungsritus – ein von der Reise zurückgekehrter Mann darf mit seiner Frau nicht schlafen, ehe er eine Ziege geschlachtet und die Hausgötter besänftigt hat.«

»Klar. Warum? Wer muß mit wem schlafen? Ich dachte, du hättest dich dieser Sache in der Stadt sehr angelegentlich angenommen, mein Junge.«

»Nun, ich meinte bloß, wir brauchten für *meine* Reinigungsriten auf dieser Shamba keine Ziegen zu schlachten. Bis ich alle afrikanischen Versehen, Unterlassungssünden und vergessenen Arbeiten wieder in Ordnung gebracht habe, werde ich tot genug sein, um als Opfer fungieren zu können. Ich werde die Hausgötter weitestgehend besänftigt haben. Und dabei habe ich noch nicht einmal mit Njeroge gesprochen. Ich weiß bloß, daß der Tag heute nicht von Pappe sein wird.«

Peggy schenkte sich noch eine Tasse Kaffee ein, und ihre Stimme klang jetzt nüchtern.

»Nachdem wir nun wieder zu Hause sind, die Sonne scheint und wir die üblichen Probleme zu bewältigen haben, die du im Grunde genommen liebst – bist du immer noch entschlossen zu verkaufen? *Ich* möchte die Farm nicht verkaufen, Don.«

»Ich weiß nicht, ich kann es nicht sagen. Natürlich möchte ich die Farm auch nicht verkaufen. Sie ist ein Teil von mir und ein Teil von dir. Aber in einem bleibe ich fest: wenn alles, was vorgestern hier passierte, Teil eines Planes ist – nicht nur Zufall –, dann gehen wir. Wo sind die Kinder?«

»Die Babys schlafen noch. Angus und Ellen treiben sich irgendwo auf der Farm herum. Sie standen mit mir auf und halfen mir beim Mutterschaf.«

»Halt doch in den nächsten Tagen ein besonderes Auge auf sie!« sagte Don. »Und noch etwas: ich halte es für ganz vernünftig, den kleinen Jock einzuschließen, wenn du das Haus verläßt. Augenblicklich traue ich niemandem. Und die anderen Kinder sollten vielleicht etwas mehr bei Fuß gehalten werden – jedenfalls in Hörweite.«

»Aber, mein lieber Mann, wir haben unser ganzes Leben lang in diesem Haus noch nie etwas abgeschlossen – außer natürlich Zucker, Gewehre und

Whisky –, und die Kinder sind immer frei herumgelaufen. Wir können sie nicht über Nacht zu City-Nursie-Nanny-Gören machen. Und das Babyeinschließen – das wäre ja genau wie in den anderen Häusern, als der Mau –«

»Ja, ja«, sagte Don Bruce. »Es kann auf jeden Fall nichts schaden, den Schlüssel einmal 'rumzudrehen. Hol dir eine der Njeroge-Töchter als Babysitter und schließ sie mit ein.«

»Vielleicht könnte die jüngste, der Backfisch Kamore, kommen und dabei über ihren Boyfriend in Nairobi nachbrüten«, sagte Peggy. »Wusstest du übrigens, daß der Alte ihre Liebesbriefe abfängt?«

»Wahrscheinlich will er sie zu Hause halten«, meinte Don. »Die meisten anderen sind in die Stadt abgehauen. Verdamnte Tragödie ist das – fünf Frauen, zwanzig oder dreißig Kinder, und keine einzige Tochter einen Brautpreis wert.«

»Eine Braut kostet heutzutage tausend bis zweitausend Shillings, mein Junge«, sagte Peggy. »Welcher Wog, in aller Welt, besitzt zweitausend Shillings für eine Frau? Selbst in Monatsraten von fünfzig Shillings könnten sie dem alten Mann die Schuld nie abtragen.«

»Nun, das macht sie alle zu unehelichen Müttern und Huren«, sagte ihr Mann, stand auf und griff nach seinem Hut. »Und da wir gerade von dem alten Mann reden – ich höre eben, wie er eines der Watoto ganz anständig herunterputzt. Mal nachsehen, was da wieder los ist – was für neue Werkzeuge sie da wieder kaputtgemacht haben. Treib unsere Gören zusammen und halt sie dir etwas mehr bei Fuß, ja, Weib? Bin zum Lunch gegen elf wieder da.«

Don Bruce küßte seine Frau auf die rundliche Wange, ging hinaus und berührte in seiner Größe beinahe den Türbalken.

Don hatte recht mit der Behauptung, die Farm gehe zum Teufel, wenn man ihr mal den Rücken kehre. Erst als er von Safari zurück war und sich anschickte, die ganzen Versäumnisse in der täglichen Arbeit nachzuholen, kam ihm die bittere Erkenntnis, was für eine Ein-Mann-Farm er betrieb. Er besaß längst nicht den größten Betrieb der Welt – hielt sich nicht mehr als zweihundert Stück Vieh, einschließlich der dazugehörigen Kälber, fünfhundert Schafe und ein paar Hundert Schweine. Aber er brauchte immer noch einen halben Afrikaner pro pflugbaren halben Hektar – hundertundfünfzig Eingeborene arbeiteten und lebten auf der Hardscrabble Farm. Mit weniger ging's nicht – die Witwe Jensen nebenan war weiß Gott jedem Mann ebenbürtig; sie war Dänin und arbeitete so schwer wie ein Mann, und trotzdem beschäftigte sie dreißig Afrikaner auf knapp zwanzig Hektar. Und Don bebaute beinahe sein ganzes Land, außer dem einen Morgen, den er jeder afrikanischen Familie zuwies, damit sie ihre eigenen Schweine füttern und Kartoffeln und Mais anbauen konnte. Fast die Hälfte des Landes war einst Busch- und Ödland gewesen – hart und trocken über acht Monate im Jahr und ein Sumpf in den restlichen vier –, ehe Don es dem Würgegriff des Busches und dem wuchernden Kikuyu-Gras, das den Boden aushungerte, entrissen hatte.

Das hätte er natürlich ohne Peggy nicht geschafft – er gab das unumwunden zu. Nicht ohne Peggy und ohne großes Glück bei der Landwirtschaftsbank – *und* gutes Wetter und einen stetigen, festen Markt für Hammelfleisch, Milch und die große Einnahmequelle: Pyrethrum. Der gute Gott Ngai hatte Donald Bruce ein- oder zweimal zugelächelt, und Dons presbyterianische Erziehung hinderte ihn nicht, ›Dem Berg‹ von Zeit zu Zeit ein stilles Nicken des Dankes hinüberzusenden – oder sein jährliches Paar Rinder zu den festlichen Ngomas seiner Leute beizutragen.

Und er hätte es bestimmt nicht ohne den alten Njeroge und die Vorarbeiter geschafft. Njeroge war für einen Afrikaner besonders anständig; unbedingt ehrlich und ungewöhnlich anpassungsfähig an einige wunderliche Neuerungen in der Farmbetriebswirtschaft, die Don ihm gegen seine Erfahrung und sein Urteil aufgedrängt hatte.

Das waren zum Beispiel zwei solcher Dinge: Pflügen und Abbrennen, Don erlaubte keinen Gebrauch eines Pfluges, es sei denn, um Abflussgräben auszuwerfen. Und er verbot kategorisch das Abbrennen zum Zweck des Buschrodens, selbst wenn die Brände anderer Leute den Himmel verdunkelten und den Horizont in großen künstlichen Sonnenuntergängen von morgens bis abends in Brand steckten.

Die Kikuyu-Arbeiter konnten nie begreifen, weshalb sie auf den Genuss verzichten sollten, ein brennendes Streichholz ans Gras zu halten, um den Boden von seiner trockenen, nutzlosen Mähne steifer rauer Halme glattzurasierern.

Don hatte sich ausgedacht, daß man das Land von dem rauen, verfilzten Gras, das es in einen Dschungel verwandelte, befreien könne, indem man es rücksichtslos abgrasen und niedertrampeln ließ. Zuerst baute er starke Zäune und kümmerte sich den Teufel um die Gewinnung von Ackerland. Das bißchen Vieh, das er damals besaß, trieb er in die Koppeln, ging zur Farm von Miss Charlotte Stuart hinüber und nahm eine Anleihe von hundert, von dem Treck nach dem Süden heißhungrig und gefräßig gewordenen Boran-Rindern auf. Er hatte das Vieh so kurz gehalten, daß es das Gras bis zu den Wurzeln herunterfraß, so daß das Land darunter bearbeitbar wurde, und die rauen gelben Halme des ausgedehnten Feldes völlig niedertrat. Und es beklatschte den trockenen Boden vor den großen Regen mit seinem Dung.

Dann hatte er das Vieh wieder abgetrieben und seine Feldarbeiter mit Hacken eingesetzt. Das harte Kikuyu-Gras wurde auf der Erde zu Spreu und Häcksel klein gehackt; unter Beimengung von abgestorbenen Wurzeln und Viehdung wurde alles zwei Zoll tief in den Boden eingearbeitet; die Lehmschicht wurde nicht aufgepflügt, und die großen, gehackten Erdklumpen blieben zur Aufnahme von Sauerstoff liegen, ungebrochen und nicht von schweren Tierhufen zertrampelt. Sie wurden einfach gewendet, die rohe Seite nach oben, und der bakteriellen Zersetzung und den aufweichenden Regen überlassen, ehe purpurfarbene Wicken hineingesät wurden, um Humus in der sauren Erde zu bilden. Er pflanzte auch Gerste:

damit wurden erst die Schweine gefüttert, das Stroh diente als Streu für die Tiere und der Mist sickerte ein als Dünger. Dann wurden die Schweine abgetrieben, um geschlachtet zu werden und das Bargeld einzubringen, das Don wieder in seine Äcker steckte, die fruchtbar werden sollten.

Es gab so viel auf einer wirklich hungrigen Farm wie Hardscrabble zu tun. Schritt für Schritt hatte er sich darangemacht, hier einen Sumpf trockenzulegen, dort ausgetrocknetes, granithartes Ödland zu bewässern. Er biss sich an dem Land fest, wie ein junger Hund sich durch eine Holzhütte beißen mochte, indem er erst mal den Eckbalken anknabberte. Er rodete, füllte Mulden auf und ebnete Erdhügel ein, immer das Land dadurch stärkend, daß er Vieh darauf weiden ließ. Er trieb die Schafe drei oder vier Tage im Monat auf sein frisches, blasses Kleefeld und auf die sich gerade aufrichtenden einheimischen Grasfelder – selbst das bißchen Schafsdung würde dem Land zugute kommen.

Er wechselte Rinder mit Schafen ab und entdeckte, daß sich aus irgendeinem unerfindlichen Grund die von ihnen ausgestoßenen Parasiten gegenseitig fraßen und vernichteten – die Schafe fraßen die Wurmeier des Viehs, die an den Pflanzen hängen blieben, und die Rinder vertilgten die Larven der Schafe. Don gebrauchte das Wort *Scheiße* beinahe mit Ehrfurcht, denn er lebte davon. Der alte Njeroge und die anderen Wogs hielten ihn für verrückt, als er die Herdenboys anwies, die Schafe und Rinder an den öffentlichen Straßen entlanggrasen und den Wegrand kahl fressen zu lassen, die Tiere aber über Nacht in unfruchtbare Koppeln zu sperren, die ganz besonders düngerbedürftig waren. In der Nacht entleerten sie sich von dem bei Tag gefressenen Futter, reicherten das Land an – Geld zum Ankauf von Düngemitteln war in jenen Tagen sehr knapp. Wenn man aber jetzt über Dons gekräftigte Felder ritt, konnte man den Unterschied sehen zwischen dem, was er sein ›gezähmtes‹ Land nannte und dem, was er noch in seine Botmäßigkeit zu zwingen versuchte. Auf dem gezähmten Land stand dieselbe Sorte Gerste oder Roggen oder Hafer einen Fuß höher und wogte dichter als der weniger kräftige Wuchs auf dem Land, das er noch nicht zu seiner potentiellen Höchstleistung entwickelt hatte.

Das terrassenförmige Bewässerungssystem hatte dem Fass den Boden ausgeschlagen. Es brachte Don Bruce unter den Kikuyus den Namen eines komplett Verrückten ein. ›Bwana ana wazimu‹. Der verrückte Bwana, sagten sie, hatte die wahnsinnige Idee, das Wasser bergauf laufen zu lassen, wo doch jeder Idiot wisse, daß Ngai das Wasser dazu bestimmt hatte, bergab zu laufen, um Seine Flüsse anschwellen zu lassen. Niemand könne einen Boden bewirtschaften, auf dem das Wasser stünde – auf einem Sumpf könne man nichts aussäen außer Schlangen und Moskitos. Natürlich ginge einiges Land flöten, wenn die großen Regen kämen und den Humus bergab schwemmten; aus diesem Grunde waren die Täler ja auch immer fruchtbar, und aus diesem Grunde baute ein Mann sein Haus auf dem Berg, wo wenig wuchs, und pflanzte seine Hirse, den Mais, die Kartoffeln und Bananen in den Mulden zwischen den Bergen, wo sich der fruchtbare Schlamm ansammelte. Und jetzt glaubte dieser verrückte Bwana, er könne gegen den Willen Gottes handeln und gegen Gottes Plan Terrassen und Dämme bauen und das Wasser bergauf laufen lassen – es nicht nur dazu zwingen, sondern es oben, ganz oben, ansammeln und ihm befehlen, in den Boden zu sickern und nach seinem Belieben in Form von Quellen wieder zum Vorschein zu kommen! Er war Gott schon bei der Erschaffung von Bäumen dazwischengefahren – jetzt verletzte er Göttliche Rechte auch bei den Quellen!

Das, dachten die Kikuyus, war denn doch zuviel Einmischung in Gottes ewigen Ratschluss. Andererseits sahen sie, wie Don Sumpfland trockenlegte und das abgezogene Wasser auf unfruchtbares Ödland aus hartem Lehm leitete; sie sahen, wie er in früher völlig brachliegendes Land Kartoffeln setzte, um zwischenzeitlich eine Bargeldernte zu erzielen, ehe sein Dünger sich richtig aufgelöst und mit dem Humus vermischt hatte; sie sahen, wie er auf dem gutgenährten, durch Schafsdung zu strotzender Fruchtbarkeit gebrachten Boden Pyrethrum pflanzte. Und jetzt sahen sie, daß er die Eingeborenenfrauen und ihre Kinder in den letzten zwei Jahren alle drei Wochen auf die Felder schickte und die silbrigen Pyrethrumblüten pflücken ließ – Pyrethrum, die Luxusernte des weißen Mannes, auf einem

geradezu wuchernden Boden, der früher nicht mal genug Nahrung für eine kranke Kikuyu-Ziege hergegeben hätte.

Njeroge zum Beispiel wußte, daß der Bwana ein ganzes Jahr lang auf Alkohol verzichtet hatte, um sich einen Zuchtstamm zu kaufen – auf Raten, gewiß; alles, was der Bwana kaufte, bekam er auf Kredit. Er kaufte ihn von seiner Freundin, Memsaab Shalotu, die die Weißen Miss Charlotte nannten, auf der großen Shamba Glenburnie. Er kaufte einige seltsame, dickbäuchige, kurzbeinige ausländische Schafe mit dichter Wolle, die von Übersee kamen und sich für das heiße Klima Kenias nicht so gut eigneten wie das magere, langbeinige, kurzhaarige Fettschwanzschaf. Aber der Bwana hatte die fremden Widder in der Paarungszeit mit Mutterschafen der eingeborenen Rasse zusammengesperrt, und dann besorgte er sich noch eine weit seltsamere ausländische Rasse. Die wieder kreuzte er mit der Mischrasse aus heimatlichem und ausländischem Stamm, bis er größere, fleischigere Schafe mit mehr Wolle besaß, die die Hitze gut ertrugen. Er hatte jetzt vier verschiedene Zuchtstämme, und an Märkten für Wolle und Lammfleisch mangelte es ihm nie.

Wenn der Bwana nur in puncto Ziegen vernünftiger gewesen wäre, dachte Njeroge, mußte man zugeben, daß der Bwana wußte, was er wollte. Aber der Bwana hasste Ziegen. Er behauptete, die Ziegen machten den Boden kaputt, rissen das Gras mit den Wurzeln heraus, knabberten die Rinde von den Baumstämmen und fraßen Futter auf, das besser den Rindern und Schafen zugute kommen sollte. Der Bwana verbot Ziegenhaltung auf seinem Land, was den Frauen gar nicht gefiel, denn was war ein wahres Heim schon ohne Ziegen, mit ihren sanften, zärtlichen Mäulern und ihren lieblichen, in die Nase steigenden Ammoniakgerüchen, wenn sie sich behaglich im hinteren Teil der Wohnhütte rührten, dem Teil, der auf Kikuyu sogar *Ziegenplatz* hieß? Und wie konnte ein Mann sich für wirklich reich halten, wenn er nicht seine hübschen gefleckten Ziegen zählen konnte, die die kleinen Watoto täglich auf die Weide trieben?

Diese Sache mit den Ziegen war in mancher Hinsicht sogar unangenehm und lästig, und Njeroge wünschte, er könnte den Bwana zur Vernunft

bringen. Für einen guten Kikuyu gab es täglich mindestens siebenundfünfzig Anlässe, eine Ziege schlachten zu müssen, um die Götter zu besänftigen – die normalen häuslichen geringfügigeren Kalamitäten wie ein überlaufender Kartoffeltopf; ein seiner Mutter vom Rücken fallendes Kind; ein Fleisch tranchierender Mann, der sich in den Finger schnitt, gärendes Getreide- oder Honigbier, das über den Kürbisrand schäumte – dies und ähnliches erforderte jedes Mal das Schlachten einer Ziege. Wobei die besonderen großen Reinigungseide oder die Aufhebung von Flüchen oder auch nur die Vorschußzahlung an die Mundumugus für weisen Rat und fernwirkenden Zauber gegen das Böse noch gar nicht berücksichtigt waren.

Indes, der Bwana vergalt seine unvernünftige Voreingenommenheit gegen Ziegen durch Güte und Verständnis in anderen Dingen: Nie ging er zum Bwana Distrikt-Kommissar petzen, wenn nutzlose, alte Leute, die lästig wurden, auf den Weg zu ihren Vorfahren gebracht wurden, indem man sie weit von der Hütte entfernt aussetzte und den Hyänen überließ. Der Bwana wußte, daß jeder einmal sterben mußte, und es war doch sinnlos, den Samenvorrat des Toten zu vernichten, seine Hütten niederzubrennen und seine Shamba zu beseitigen, wenn diese sündhafte Vergeudung dadurch vermieden werden konnte, daß man dem Tod ein paar Tage oder Stunden zuvorkam und den noch lebenden Kranken im Busch aussetzte. Was machte einer Hyäne schon ein Tag oder eine Woche aus?

Der Bwana fragte Njeroge nie zu genau aus, wenn eine schwangere Frau eines Tages nicht mit ihrem Baby an der Brust zur Feldarbeit erschien. Der Bwana nahm in einem solchen Fall eben selbst an, daß bei der Geburt etwas schiefgegangen war – daß das Kind als Steißgeburt zur Welt gekommen war, oder daß es erstgeborene Zwillinge waren, oder daß das Neugeborene ein unförmiges Monstrum gewesen war – oder, noch häufiger in diesen modernen Zeiten, daß ein weiteres Töchterchen in eine große Familie hineingeboren wurde, für deren viele Töchter kein Brautpreis mehr zu erzielen war und die nur extra zu ernährende Münder und hungrige Bäuche darstellten. Der Bwana wußte, ohne zu fragen, daß die Geburt des Kindes

aus Notwendigkeit verhindert worden war – denn der Bwana wußte ebenfalls, daß ein Kind erst nach einem Jahr zu einem Menschen wurde.

Mit solchen Argumenten konnte Njeroge seinen Bwana gegen die Kritik seiner Leute verteidigen. Solche Argumente und die strikte Duldung vieler guter, alter Bräuche, die die Watu über seine Einstellung gegenüber den Ziegen hinwegsehen ließen.

Kweli, der Bwana war ein merkwürdiger Mann. Er hatte mit Wechselfelderwirtschaft angefangen; er sagte, das wiederholte Anpflanzen derselben Früchte verbrenne den Boden, wechsle man aber dauernd die Frucht und lasse einige Felder sogar unabgeerntet stehen, damit sie bis zu den Wurzeln verfaulen und die Erde fettmachten, wie man ja auch Tiere in Ställen mästete, würde sich das Land erneuern und für kommende Ernten so frisch werden, wie eine Kuh, die nach dem Kalben wieder aufs neue Milch gab.

Aber der Bwana ging einen Schritt weiter in dieser Wechselwirtschaft. Er wechselte die Menschen wie die Kulturen! Er ließ einen Mann nicht zu lange auf derselben eigenen Shamba wohnen. Er ließ den Mann und seine Familie verschiedene Ernten anpflanzen und verschiedene Arbeiten verrichten. Er brachte den Leuten genauso gute Kenntnisse über das Vieh bei wie über das Land, auf dem das Futter des Viehs wuchs; er ließ die Feldarbeiter mit der Memsaab Peggy bei den Schafen arbeiten; er setzte sogar einige jüngere Leute, wie den dicken Kungo, der etwas Schulbildung hatte, bei den Traktoren und dem Lastwagen ein. Die jungen Boys mußten als Watoto die Feuer schüren und für heißes Wasser sorgen, das beim Melken immer gebraucht wurde, und bald lernten sie, mit sauberen Fingern nach einem Euter zu greifen, daß kein Thahu die Milch mit Krankheit befiele.

Der Bwana schickte seine Memsaab ebenso regelmäßig zum Entwurmen der Kinder, wie er sein Vieh entwurmte, und er verlud sie in den Lastwagen zum Bwana Dokitari, damit sie mit langen Nadeln gegen alle Arten von Thahus gepikt würden, die sie krankmachen oder sogar töten könnten. Und was Sauberkeit anbelangte, war er unerbittlich. Wenn der Bwana zornig

wurde, war er von oben bis unten zornig und verfluchte jeden, und nichts brachte ihn so sehr in Harnisch wie um die Hütten verstreuter Kehrlicht, eine dreckige Scheune oder schmutzige Kleidung an den Watu. Wasser sei billig, sagte der Bwana, und Sabuni auch – Seife sei nichts anderes als eine einfache Mischung von Fett und Lauge, die die Frauen leicht herstellen könnten – es gäbe keine Entschuldigung dafür, daß man dreckig herumliefe.

Und jetzt mußte sich der Bwana mit einem großen Geschrei der Frauen nach Häusern auseinandersetzen, wie sie sie in den neuen Landkonsolidierungs-Siedlungen gesehen hatten.

Ja, heute hatten die Frauen ihre Brunnen oder Wasserstellen; sie hatten ihre Braziru, um ihre Titten hochzuhalten; und jetzt wollten sie neue Häuser, innen abgeteilte Häuser – einen Raum zum Kochen, einen zum Schlafen und einen für Ziegen oder Kinder, je nachdem, ob der Bwana seine Meinung über die Ziegen änderte oder nicht.

Und sie würden ihr Eigenland für die Dauer bekommen; der Bwana gab jeder Familie einen Morgen Land, und wie schlau der Bwana da vorgegangen war! Der Bwana hatte das Land nach dem Kitabu – dem großen Arbeitsbuch mit dem Anwesenheitskalender – vermessen und hatte die besten Stücke den Familien gegeben, die die meisten Striche für geleistete Arbeitstage im Kitabu hatten! Selbst die, die das schlechteste Land zugewiesen bekamen, mußten die Gerechtigkeit des Verteilungssystems anerkennen.

Gewiß leistete der Bwana jedermann die gleiche Unterstützung durch Lieferung von Samen, Dünger und dadurch, daß er landwirtschaftliche Maschinen zur Verfügung stellte – in der Freizeit der Leute, natürlich, und wehe, wenn sie etwas kaputt machten! – aber er warnte die Männer auch, daß sie, wenn sie das Land missbrauchten, von der Shamba gejagt würden und eine neue Familie angesiedelt werden würde. Der Bwana sagte, er hätte selbst zu schwer zu arbeiten, um seine Düngemittel, die teure Saat und die aufgezogenen Pflänzlinge an faule, nichtsnutzige Wapumbavu zu verschwenden, die keine Unterstützung verdienten; die ihre Zeit mit Lügen,

politischem Geschwätz und Biertrinken verplemperten, nachdem sie ihren Frauen den Inhalt der Lohntüte abgenommen hatten.

Viele Dinge tat der Bwana, die zuerst dumm und närrisch aussahen, sich aber später als sehr klug herausstellten – obgleich Njeroge bei den dummen afrikanischen Arbeiterfarmern dauernd hinterher sein mußte, wie der Bwana hinter ihm hergewesen war, und wie eine Tsetsefliege böse stechen mußte, als sie anfangen, diese Dummheiten zu machen, die die Lehren der Älteren über den Haufen warfen und dadurch Vorfahren und Gott vor den Kopf stießen. Ließ man die Arbeiter allein, dann fielen sie in ihre alten schlampigen Gewohnheiten zurück – und es würde kommen, wie der Bwana, wütend mit der Faust aufschlagend, gesagt hatte –, sie würden rückfällig werden, sich Ziegen halten, das Land verwüsten und bald so arm und elend sein wie früher, wenn sie nicht auf ihn hörten.

Das hatte der Bwana gesagt, und Njeroge begriff das heute. Vielleicht war wirklich nicht mehr alles so wie früher – nicht mehr so frei wie in seiner Kindheit, als er Frankoline mit stumpfen Pfeilen schoß und auf einen hohen Anstand kletterte, um mit Bananenwedeln zu fuchteln und die Vögel von dem Hirsefeld zu verjagen. Heute gab es nun mal keine Massais mehr, die einen töteten, auch nicht die Nandi; es gab keine Samburu, die vom dünnen Norden her über die Laikipia kamen; nicht einmal die Wameru zum Streiten und nicht die Wakamba, gegen die man sich behaupten mußte. Normalerweise konnte ein Mann heute in seinem Haus ruhig schlafen. Wirkliche Hungersnöte gab es auch nicht mehr – und wenn diese Dürreperiode weiter anhielt, würde der Bwana Posho an die Bedürftigen ausgeben, selbst wenn die Bedürftigen faule Säufer waren, die ihr Korn nach der letzten guten Ernte hätten zusammenhalten sollen. Seuchen und Epidemien suchten das Land ebenfalls nicht mehr heim; die Dokitaris und ihre Assistenten in weißen Kitteln in den Ärztehütten, in den Ambulanzwagen mit den großen roten Kreuzen an der Seite, warfen einen großen Zauber mit ihren langen Nadeln gegen die entstellenden Pocken und den Tod, den die Ratten mitbrachten. Selbst die Leprakranken hatten heute

ein Heim – ganze Dörfer nasenloser Menschen mit verkrüppelten Händen und zehenlosen Füßen.

Wenn man sich die Sache recht überlegte, dachte Njeroge, dann war das Leben gar nicht so schlimm, es sei denn, man war ein Ndrobo, der starb, wenn er nicht in den Wäldern herumstreifen konnte, oder ein Mkamba oder Mwangulu oder Waikoma, deren Leben ohnehin nur aus Jagen und Wildern bestand.

Was hatte also dieser Mann von der Farmergewerkschaft anzubieten, für das der Bwana nicht schon vorgesorgt hatte? Jetzt würde er den Bwana fragen, nachdem der Bwana von Safari zurück war und sich schon auf den Ärger und Kummer vorbereitete, den Njeroge ihm mit seinem Bericht bereiten würde. Da waren die gebrochenen Federn des LKWs, der Fluch, der auf das Innere des Traktors gelegt worden war und ihn krank machte, das Thahu, das die Milch der Kühe hatte gerinnen lassen, und der Mehltau, den ein Feind gegen das Pyrethrum geschickt hatte, diese hübsch-wachsenden Blumen, die die Madudu, die Insekten in fernen Ländern töteten. Njeroge kannte seinen Bwana; wenn er den Bwana nur tüchtig gegen den neuen Mann aufputschte, würde der Bwana vielleicht den ganzen Tag zornig sein und am Ende des Tages, wenn der Bwana zu seiner Pombe auf die Veranda ging, wären die Federn des LKWs wieder in Ordnung, der Magen des Traktors gesund, die Milch der Kühe würde nicht mehr gerinnen, das Pyrethrum nicht mehr schuppig sein und die Blüten verlieren. Njeroge hatte festgestellt, daß die Zeit alles heilen konnte. Und Njeroge hatte viel Zeit – so viel, wie der Bwana dachte, was er am besten mit ihr anfangen konnte.

38

Der Kilima Njaro und sein Kamerad Mawenzi standen etwas später auf als Katie. Es war noch dunkel, als der Boy mit der gewohnten Tasse Tee

hereinkam – ›iko Chai Memsaab‹ – und Katie sanft schüttelte. Sie lag in ihr warmes Deckennest gekuschelt, die Knie hochgezogen, hatte keine Lust aufzustehen und verachtete sich, als ihr das hysterische Weibergetue von gestern abend einfiel. Vielleicht vertrage ich das abendliche Bad nicht, dachte sie, noch halb dösend; es schlägt mir auf meine Libido. Dann zwang sie sich aufzustehen. Es war eiskalt in der grauen Frühdämmerung; ihr Slip und BH fühlten sich nasskalt auf ihrer von Bett und Schlaf noch warmen Haut an. Sie zog sich einen Rollkragenpullover aus Kaschmirwolle über die bloße Haut, bevor sie nach der leichten Drillichjacke griff. Die letzten einsamen Sterne blinkten noch am Firmament, als sie das Gesicht in das wohltuend heiße Wasser im Becken tauchte. Während sie sich die Zähne putzte und den scheußlichen Nachgeschmack der Schlaftabletten aus dem Mund spülte, hob sich der schneeige Gipfel des Berges zum ersten Mal rosafarben gegen den schnell heller werdenden Himmel ab.

Als sie zum Messezelt kam, standen Brian und ihr Bruder fix und fertig angezogen vor dem wieder angefachten Feuer und wärmten sich.

»Mein Gott, ist das kalt«, sagte sie. »Macht Platz, Leute, und laßt eine Dame auch mal ans Feuer.« Sie stellte sich mit dem Rücken davor, bis ihr Bruder ihr mit an so frühem Morgen ungewöhnlichem Humor erklärte, er wünsche nicht, daß seine Schwester im letzten Stadium der Safari noch einen Anfall von ›Heiße-Hosen-Krankheit‹ bekäme. Und genau diese Krankheit, dachte sie, ob Paul es nun so gemeint hat oder nicht, hatte sie gestern abend gehabt.

»Tut mir leid, daß ich gestern abend so melancholisch war, Herrschaften«, sagte sie, als sie zum Frühstück ins Zelt gingen. »Wahrscheinlich die Reaktion eines kleinen Mädchens auf zuviel Tagesanstrengung. Verzeihung, Verzeihung. Bin sogar ohne Abendessen ins Bett gegangen. Ich könnte in diesem Augenblick ein ganzes Krokodilkotelett aufessen.«

Sie machte sich an die kalten Dosenfrüchte, hielt sich, als sie sie hinuntergeschlungen hatte, den Teller an den Mund und schlürfte den dicken süßen Saft auf.

»Hab' mir gedacht, daß Sie heute morgen ziemlich hungrig sein würden«, sagte Brian. »Es gibt gleich Eierkuchen. Dabei strotzen Sie heute früh vor Gesundheit. Gut geschlafen?«

»Wie eine Tote. Mit ein paar Tabletten. War von dem Trip noch durcheinander.« War reichlich durcheinander, aber nicht vom Trip, dachte Katie. »Habt ihr hinter meinem Rücken etwas Interessantes geredet?«

»Dreckige Witze erzählt, einen Brandy getrunken und dann schnurstracks ins Bett«, erwiderte ihr Bruder. »Ich erinnere mich noch nicht einmal ans Ausziehen. Bitte, iss nicht *alle* Eierkuchen auf, Kathleen. Schließlich gehöre ich auch zur Safari.«

Sie tranken jeder vier Tassen Kaffee und zündeten sich die erste Zigarette des Tages an – mehr als genug, um sich Lungenkrebs zu holen, dachte Katie – und verschwanden dann zu verschiedenen Verrichtungen und Besorgungen, ehe sie in den Landrover kletterten. Der Kilima Njaro war jetzt endgültig aufgestanden. Sein Massiv ragte unwahrscheinlich blau und weiß in die klare, scharfe Morgenluft.

»Da, schaut mal«, sagte Paul Drake bewundernd, »das nenne ich vielleicht einen Berg! Und pünktlich zum Frühstück serviert. Aber liegt da nicht sehr viel Schnee?«

»So tief unten habe ich ihn noch nie gesehen«, sagte Brian. »Das gibt bestimmt Regen. Dieser Schnee war gestern abend da drüben noch Regen. Netter, freundlicher alter Berg, der gute Kili. Nicht so streng wie sein Vetter im Norden oben. Na, dann fahren wir mal los, und wenn wir unterwegs ein anständiges Schwein finden, nehmen wir's mit.«

Sie fielen, aufs angenehmste vom Kaffee angewärmt, in Schweigen, wie stets auf der Jagd. Brian fuhr gewandt wie immer, bog vom Lehmweg ab, sobald sie das Lager verlassen hatten, folgte den Wild- oder Viehpfaden – Katie konnte sie nie unterscheiden – und steuerte den Landrover mit leichter Hand um Felsbrocken und umgefallene Bäume herum.

Es war ein unwahrscheinlicher Morgen; selbst der dickfällige Afrikaner mußte das zugeben. Es war nach wie vor so kalt, daß ihr Atem wie Dampf vor ihnen in der Luft hing, und Katie fühlte den warmen Kaschmir-Pullover

wohlig auf der Haut und das schöne reichhaltige Frühstück im Magen. Die Sonne war jetzt über dem schneebedeckten, runden Gipfel des Kilima Njaro aufgegangen, die ersten Diamantfunken blitzten über den Berg und ließen die großen gelben Dornbäume in einer wächsernen Farbe erglühen, daß sie wie riesige bemalte Kerzen unter ihrem grünen Schirm von Ästen erschienen.

Sie fuhren schräg den abschüssigen Hügelhang entlang, der sich zum Fluss hinunter erstreckte, und alle hundert Meter kratzte und trippelte eine Gruppe Wildhühner vor ihnen, hob sich gelegentlich vom Boden und flog quietschend mit steifen Flügeln hundert Schritte weiter, bevor sie sich entrüstet wieder niederließ. Wildtauben stiegen träge vor dem Wagen auf und hockten sich ein paar hundert Fuß weiter wieder auf den Boden. Stare und Bienenfresser glitzerten wie Juwelen in den niederen Bäumen und Gebüschgruppen, leuchteten purpur und glänzend blau und rot glitzernd. Schwarzgrundige Hornraben trotteten verdrossen über den Boden, ihre riesigen, roten Gesichter und Schnäbel gaben ihnen den Ausdruck von einer W. C. Läufermannschaft, die einer Bar enteilt. Ein Paar wie Kavirondos behelmte Kraniche tanzten, mit den goldenen Filigrankopffedern nickend; Sekretärvögel brauchten einen langen Anlauf, bis sie aufflogen, um sich sehr bald mit einem Plumps und einem beinahe lauten Fluch wieder niederzulassen; und die majestätischen, großen Trappen, groß wie gutgepolsterte Weihnachtsputen, trabten wie Pferde auf und ab. Ein Honiganzeiger stieg auf und flatterte verführerisch schmeichelnd voraus; metallisch-blaugefiederte Perlhühner mit gelben Helmen liefen zu Hunderten im hellen frischen Gras herum, das den Nachttau noch wie Diamantentropfen auf seinen kurzen steifen Halmen trug.

Eine unerklärliche Zahmheit befallte wilde Tiere am frühen Morgen und spät am Abend, hatte Brian ihnen erzählt. Und es stimmte. Eine Herde Impala führte zu einem zarten Menuett in dem taufrischen grünen kleinen Tal an, das sich von dem kiesigen Hügel her erstreckte, in Weideland überging und zu dem mit Schilf bewachsenen Flussufer und seinen dunklen, dichten Baumgruppen und weiter in das verfilzte Unterholz führte. Die

Impala hatten die Farbe von frischgemünztem Gold, schimmernd weiße Bäuche, hopsten und sprangen aus reinem frostmorgendlichen Übermut herum und stießen sich gegenseitig mit den Hörnern. Es war eine große Herde aus Muttertieren und schlankhalsigen Jungen, die von einer kleineren Herde Böcke getrennt grasten und herumsprangen, deren lyraförmige Hörner ihre Jugend anzeigte, und die im Spiel noch schlaksig-kindlich waren.

»Die alten Herren sind dort drüben.« Brian zeigte auf die dichtereren Binsenbüsche im Schatten der wilden Feigenbäume mit ihren dicken Luftwurzeln und der massiven raustämmigen Gummibäume unten am Fluss. »Sehen Sie.«

Drei Paar rückwärtsgebogene Hörner, fast quadratisch in der Form, wie sie ausgereifte Impalaböcke aufweisen, segelten über das im Wind sich neigende Gras gleich Schiffsmasten, die über einen Deich hinweg zu sehen waren. Die Impala schienen nie zu laufen – sie glitten dahin, wenn sie nicht Luftsprünge machten oder beinahe Purzelbäume schlugen. Die Hörner dieser Gazellen schlüpfen durch das Grün wie eine Barke über den Nil, dachte Katie. Nur gelegentlich blitzte das Gold ihres Fells auf, wenn die Sonne darauf schien.

»Lassen Sie die in Ruhe«, sagte Brian. »Obgleich sich der Platz hier gut zum Aufhängen eines Köders eignen würde, schießen wir uns woanders einen und transportieren ihn dann an den Ort des kommenden Mordes.«

Komisch, wie sich alle Tiere zu gleichen schienen, wenn man als Neuling ins Land kam, dachte Katie, als der Landrover weiterfuhr, leicht schlingernd und sie nur gelegentlich mit ratterndem Ruck aufrüttelnd. Jetzt, nach genau einem Monat, kann sogar ich sie nach ihrem Gang unterscheiden. Die kleinen Tommies laufen wie die Wahnsinnigen – außer den ganz kleinen, die auf steifen Beinen auf- und abhopsen, fast wie Sprungfedern. Die großen weißen Grantgazellen haben alle empfindliche Hufe und zu schwere Hörner. Sie kommen mit hängenden Köpfen daher, als ob ihnen die Hörner eine übermäßige Last wären. Das Zebra galoppiert und schwenkt wie ein Pferd herum, trabt mit Würde, wie ein Pferd. Die Straußenweibchen heben

beim Rennen aufgeregt die Röcke, wie ein Haufen alte Jungfern auf dem Weg zur Toilette. Und die Giraffe bewegt sich in zwei Dimensionen im Zeitlupentempo.

Zwei graublaue Körper schossen aus einem Busch hervor und überquerten den Pfad. Brian stoppte. Einer der Schatten war stehen geblieben, nahm Gestalt an und wandte den Kopf zurück. Seine Hörner waren doppelt gedreht und sahen in der Sonne nußfarben aus. Weiße Streifen liefen von den schwarzumrandeten Augen herunter, und weiße V's bildeten zwei blitzende Abzeichen auf der aufgeblähten Kehle. Der blaugraue Leib war vertikal weiß gestreift, und als das Tier sich umwandte, um davonzustieben, schnellte es einen großen, flaumig-weißen Schwanz empor.

»Kleineres Kudu«, sagte Brian. »Gibt es hier nicht viel. Nicht so gut wie Ihres, Paul.«

»Nanu! Das ist ja wie ein Massai bemalt«, bemerkte Katie. »War mir bisher noch gar nicht aufgefallen – diese weißen Streifen an den Augen und das Muster, das die V's an seinem Hals bilden.«

»Ich halte sie für die schönsten von allen«, meinte Brian. »Sie stehen unter Naturschutz hier. Wahrscheinlich nicht mehr lange.« Er schaltete wieder den Gang ein. Sie fuhren parallel zum Sumpf den Weg entlang, und einen Augenblick darauf hielt Brian an und deutete nach vorn.

»Dort ist Ihr Nashorn von gestern, Paul«, sagte er. »Mama und Söhnchen – aber der Herr Sohn ist fast so groß wie die alte Dame. Eines Tages wird er ein jagdbares Horn tragen; selbst jetzt ist es schon ganz gut. Und oh, dort drüben links – etwa tausend Meter. Jumbo!«

Brian rief nach den großen Feldstechern, und Katie fuhr mit ihrer Hand durch die Welle gelber, hoher Gräser, die über dem Giftgrün der Binsen emporwuchsen. Die schmutzig-grauen Nashörner standen ganz dicht; Mutter und Sohn starrten irritiert und mit kurzsichtigen Augen in Richtung von etwas, was sie hören und wittern, aber nicht sehen konnten. Die harmlose Schar Madenhacker auf den Rücken und Köpfen war leicht auszumachen. Durchs Glas konnte Katie einen Vogel mit herabgebeugtem Kopf am Ohr des Nashornweibchens stehen und darauf einpicken sehen.

Die Elefanten sahen wie flache braune Baumstümpfe oder alte Termitenhügel oder Treibsanddünen aus, wie sie bis in Augenhöhe im hohen Gras standen. Durchs Glas konnte sie kaum einen Schimmer Elfenbein ausmachen, aber von Kidogo kam ein geknurrtes ›hapana Madume‹ und von Muema ein enttäuscht klingendes ›Mwanamke na Mtoto tu‹.

»Kühe und Kälber«, sagte Brian. »Die alten Bullen sind wahrscheinlich noch in den Bergen.«

Sie fuhren weiter; jetzt sahen sie spreizbeinige Giraffen mit knotigen Knien und langen Hälsen umherlugend, steif aufgereckt über den kurzen Dornbüschen, an denen sie knabberten. Dazu zwei schwarzgefiederte Strauße, die wie riesige Boviste auf dem Berg standen.

»Straußenmännchen in der Paarungszeit«, sagte Brian. »Sehen Sie, wie ihre Beine hellrot werden? Auch die Hälse. Machen Sie sich Ihren eigenen Vers darauf. Oben im Norden werden die Beine blau.«

Überall standen Impala und blasse Schemen geisterhafter Grants, gelegentlich ein Paar der phantastisch langhalsigen, beim Weiden sich bäumenden Gerenuks. Da und dort saß nachdenklich eine Hyäne und starrte sehnsuchtsvoll die gesunden Tiere an, die sie wegen ihrer lahmen Knochen niemals fangen würde, bis sie eines Tages krank oder verletzt oder vom Werfen geschwächt wären.

Sie hielten sich dicht am Fluss, immer noch auf der Suche nach einem Warzenschwein, und Brian hielt auf kahlen Bodenstellen mehrmals an, damit sie aussteigen und nach Spuren suchen konnten. Zweimal entdeckten sie Leopardenspuren, dreimal Löwenfährten und immer die tellergroßen, breiten Elefantenspuren. Brian grunzte beim Anblick der Elefantenfährten im selben Augenblick und genauso wie die beiden Afrikaner. Katie hatte jetzt das Stadium erreicht, in dem sie das Grunzen geradezu interpretieren konnte. Dieses Grunzen hier klang enttäuscht und hieß: bloß Weibsen und Kleine.

Sie waren etwa fünf Meilen weitergefahren, als Brian plötzlich auf die Bremse trat, so daß Katie gegen das Armaturenbrett prallte. Muema drehte

schon die Flügelschrauben auf, die die Gewehre in ihren gepolsterten Klammern hielten.

»Da steht Ihr Schwein, Bwana«, sagte Brian, »'n ganz netter alter Bursche. Steigen Sie aus und geben Sie ihm eins aufs Dach. Dort drüben, neben dem umgefallenen Baumstamm, etwa einsfünzig, nicht mehr. Sehen Sie's?«

Paul kletterte eilig aus dem Landrover, nahm dabei das geladene Gewehr in Empfang und setzte in einem Sprung vom Wagen bis auf die Erde.

Katie dachte kurz über die Verwandlung nach, die Männer befahl, wenn es ans Töten ging. Ihr Bruder war so eifrig aus dem Wagen geklettert, daß es einem graziösen Ballett zur Ehre gereicht hätte, und er sah auch gar nicht albern aus, als er sich heftig auf den Boden warf, das Gewehr emporriß und die Ellbogen auf die hochgezogenen Knie stemmte. Katie merkte, daß auch ihr Atem schneller ging, und ihre Augen streiften suchend über den schwarzen Buschhintergrund – suchten und fanden das Schwein, das zu drei Vierteln sichtbar war. Groß stand es da, mit rötlicher Mähne, den Kopf zum Wagen gewandt, mit anomal großen, keck abstehenden Ohren und weißen, gebogenen Hauern, die bis über die Stirnwulst in sein unglaublich hässliches Politikergesicht ragten.

Der Knall des Gewehres und das Aufklatschen der Kugel gelten ihr gleichzeitig in den Ohren, und das Schwein war verschwunden.

»Ganz guter Schuß«, kommentierte Brian wie immer, sich eine Zigarette anzündend. »Eins mehr, dem wir nicht nachzujagen brauchen. Glatt umgelegt. Blattschuss. Da, sehen Sie es strampeln?«

Langsam fuhren sie über die moosigen Felsbuckel zu der Stelle, wo das tote Warzenschwein, mit schütterem Fell, zeckenübersät und abscheulich in einer Blutpfütze lag. Aus der Nähe sah es drollig-hässlich aus, große Knollen wie Leprabeulen auf dem Schweinsgesicht, lange, gelbe Stoßzähne, vom Wühlen etwas abgenutzt und unten durch den dauernden Gebrauch als Wetzstein für die rasiermesserscharfen unteren Schneidezähne leicht gefurcht.

Brian nickte mit dem Kopf zu den Boys hinüber. »Tia ndani ya Gari«, sagte er. »Wir legen es vorläufig in den Wagen und jagen noch etwas. Wir

fahren zur Hochebene hinauf und suchen uns ein Kongoni als Fleisch für die Boys, und wenn wir auf ein geeignetes Impala treffen, das lebensmüde wirkt und schlechte Hörner hat, werden wir es der Strecke beifügen. Und noch 'n Schwein, wenn wir eins sehen. Entschuldigen Sie, Katie, aber heute ist Einkaufstag.«

»Mir soll's recht sein, Bwana«, erwiderte Katie. »Nachdem ich dies Warzenschwein aus der Nähe gesehen habe, mache ich mir keine großen Vorwürfe mehr. Ich glaube, ich bin nur noch von den Jungen angetan. Müssen wir denn eines dieser reizenden Impala schießen?«

»Ich fürchte, ja. Nach der Lizenz sind noch ein paar frei, und das Angebot ist hier ja reichlich. Das Schwein ist drin«, sagte er, als die Gewehrträger die Splinte in die wiederhochgeschlagene Rückklappe des Landrovers steckten. »Gehn wir.«

Brian fuhr einen weiten Kreis und zuckelte in gemächlichem Tempo den Hügel hinauf, wo sie, wie er sagte, auf einen Weg trafen, dem sie bis zur freien Hochebene folgen würden, wo sie Topi, Kongoni und wahrscheinlich einige Thompson-Gazellen erwischen würden – und, wenn sie Glück hatten, auch ein paar Sandhühner für den eigenen Mittagstisch. Sie fanden den Weg und waren gerade eine Meile weitergefahren, als Brian erneut hielt.

»Der arme Bursche täte es eigentlich auch«, sagte er zu ihrem Bruder. »Seh'n Sie ihn?«

Katie schaute und sah etwas scheckig Goldenes durch das verwobene Grün des Dornengestrüpps blinken.

»Der letzte da«, flüsterte Brian. »Das ist ein kleines Junggesellenkomitee alter Böcke. Der Bursche, den wir uns ausgesucht haben, ist so alt wie Kidogo und hat bloß ein Horn.« Er grinste. »Im Gegensatz zu Kidogo, dem seine Frauen ein ganzes Geweih aufgesetzt haben, weil er so viel unterwegs ist.« Der alte Gewehrträger grinste zurück, und Brian tätschelte ihm den Kopf.

Katie sah ihren Bruder aussteigen und, halbrechts hinter Muema gehend, im Dorngebüsch verschwinden. Beide gingen geduckt und vorsichtig,

pirschten sich von Busch zu Busch vor. Einen Augenblick darauf hörte sie das so sattsam bekannte *Tunk* des Einschlags und dann den Gewehrknall.

»Wenn er nicht 'n Baum getroffen hat, hat er sein Impala erwischt«, sagte Brian. »Ich muß sagen, es macht Spaß, mit diesen Ein-Schuss-Burschen auf Jagd zu gehen. Erspart mir einen Haufen Fußmarsch.« Er bog mit dem Wagen vom Weg ab und fuhr Slalom zwischen Bäumen und Felsen, bis er zur Spitze eines hoppligen Erdhaufens steuerte, wo Paul und Muema neben einem rotgefleckten Altgoldkadaver mit nur einem Horn standen.

»Wenn wir noch das andere Nyama haben, sind wir 'n richtiger Fleischwagen«, meinte Brian, als sie weiterfuhren und zwei schwarze Sturzbäche überquerten. Der Rover stak bis zum Karosserieboden im Wasser und wühlte sich in die andere Uferseite, um Halt zu gewinnen. Es war kühl, sehr kühl und furchterregend in dem dunklen Schatten, während sie in dem kiesigen Bachbett herumpolterten, über ihnen, dem baumbestandenen Wasserlauf folgend, schnatternde, schimpfende Affen, kreischende Vögel, und das Auge konnte nur ein paar Fuß weit in die unheimliche Tiefe des dicht verfilzten Unterholzes vordringen.

»All das hier ist Leopardenland, das herrliche Reich des Leoparden«, sagte Brian. »Ein wirklich smarterer Chui braucht diese Sumpfgegend nie zu verlassen, weil das Wasser nie austrocknet und es eine unversiegbare Quelle von Warzenschweinen und Impalas gibt, die immer hierher zur Tränke kommen. Die leben wie im Gratis-Supermarkt. Trotzdem, ich möchte in diesem Dickicht einem angeschossenen Burschen nicht gerne nachlaufen müssen. Sehr dick, das Dickicht, und ich habe dünnes, sehr dünnes Blut.«

Der Wagen arbeitete sich aus dem Wasser heraus auf den lockerschiefen Weg des steil ansteigenden Hügels, und Katie hätte schwören können, daß das Fahrzeug kurz stehen geblieben war, um sich wie ein alter Spürhund mit der apportierten Ente im Maul triumphierend zu schütteln.

Nachdem sie die Höhe des lang gestreckten Hügels hinter sich hatten, wurde der Weg gerade und einigermaßen vernünftig befahrbar; er war von Viehhufen durchzogen und von Elefanten glattgestampft, die von meilenweit her zur Tränke kamen. Katie hatte sich schnell den Sweater

ausgezogen, während die Männer das tote Impala in den Wagen luden. Die jetzt kräftig scheinende Sonne brannte wohltuend durch den leichten Drillich und wärmte die nackte Haut ihres Bauches. Die Luft war nach wie vor prickelnd und frisch, und der Staub war noch nicht aufgestiegen. Sie fühlte sich wohlig matt, es war ein beinahe erotisches Wohlgefühl.

»Hier halten wir mal und schauen uns ein bißchen um«, sagte Brian, sich auf die Motorhaube des Wagens stellend und mit dem langen Feldstecher die Ebene und das Tal absuchend. Kate stieg mit ihm aus und kletterte über den anderen Kotflügel hinterher.

Da hockte sie, die frische Brise im Gesicht, auf der Karosserie, die sich durch ihre Kreppsohlen hindurch schon heiß anfühlte, und vor ihr dehnte sich das Land in endlosen Meilen wogender, weizenartiger Felder, dazwischen launenhaft verstreut Granithügel und Felsblöcke wie Panzertürme, riesige finstere Wachtposten, und in den Trockenflußbetten, den Korongos, lange Baumreihen. An sich war die Steppe nicht baumlos; wie ein alter vernachlässigter Obstgarten standen da und dort Baumgruppen, Dornenunterholz, Mswaki-Büsche und seltsame Kaktusformen – runde Büsche, die sich wie wilde graugüne Apfelbäume gegen das gelbe Gras abhoben.

Die haushohen Felsblöcke faszinierten sie immer. Einige waren bei entsprechender Beleuchtung blau, einige rot oder schwarz. Sie ragten ohne jeden ersichtlichen Grund aus der Erde empor, von den vulkanischen Eruptionen verschwenderisch umhergestreut, die den großen zentralafrikanischen Graben geschaffen, neue Berge gebildet, Vulkane gelöscht und dürre Steppen aus einstmals riesigen Seen gemacht hatten. Dann waren da immer die grünen Hügel; täuschend sanft wie Brüste schwellend, bis man einen ersteigen wollte und plötzlich bis zum Knöchel in lockeren Kiesel einsank und von rachsüchtigen Dornbüschen bedrängt wurde; und was anfangs zu einem bequemen Spaziergang einzuladen schien, stieg plötzlich steil wie eine Wand empor.

In der Talsenke jenseits des gefiederten Grases, bevor sie sich wie eine Schale zu einem riesigen grasigen Sumpf aufbog, der jetzt beinahe trocken

war – und, nach Brian, von Elefanten und Büffeln nur so wimmeln sollte – sah man einige Punkte sich bewegen, die sich weiß und rot gegen das Schwarz abhoben. Es mußte Massai-Vieh sein.

»Gott verdammt noch mal, Paul«, hörte sie Brian sagen. »Das habe ich mir gedacht. Die Massais sind im Sumpf. Und sie ziehen zu unseren Hügeln herauf. Dort drüben, das war eine Manyatta. Will mal sehen, wie lange sie schon auf Wanderung sind. Die Regen kommen jetzt bestimmt, wenn sie aus den Sümpfen trocken und in höhere Lagen ziehen. Wahrscheinlich marschieren sie direkt durch unser Lager.«

Er sprang hinunter.

»Das wäre dann das Ende jedes größeren Elefanten- oder Büffelvorkommens in diesem Sumpf«, sagte er. »Meiner Meinung nach müssen die Massais schon ein paar Wochen da unten geweidet und alles Wild die Berge hinauf und in den Nationalpark gescheucht haben. Na, schön. Wir brauchten ja eigentlich nichts mehr. Wir hätten vielleicht auf einen wirklich bemerkenswerten Büffel stoßen können, und Büffel jagen macht immer Spaß. Voller Überraschungen und plötzlicher Schrecken.«

Sie fuhren zu der Stelle, wo nach Brians Behauptung die Massai-Manyatta stand. Ihre Dornbusch-Boma war niedergebrannt, und angekohlte Zweige steckten noch in den schwarzen Feuerresten und der losen, grauschmierigen Asche. Die kleinen, oben abgeplatteten Hütten kokelten noch, aber ein Großteil der Wände stand. Ein Geruch nach Ziegen und Kuhmist hing über dem winzigen verlassenen Dörfchen.

»Eine richtige Manyatta brennt noch lange, wie Torf«, sagte Brian. »Die hier war ziemlich improvisiert. Mehr Lehm als Kuhmist. Eine liederliche Bauweise.« Er trat mit dem Fuß gegen eine Hüttenwand, und ein Stück verräucherten Verputzes brach heraus. »Sie sind seit etwa zwei Tagen fort. Ich glaube, wir werden auf eine Menge Einzelgänger stoßen, wenn wir in diesem Gebiet weiterjagen. Die Spuren, die ich da hinten sah, laufen alle zu uns herauf.«

Er drückte wieder auf den Anlasser. Die Sonne brannte jetzt heiß herunter, und Staub hob sich im Gefolge der weiterziehenden Tiere über die Ebene.

Während sie über den felsigen Pfad rumpelten, glaubte Katie zu spüren, wie die Erde unter der steten Einwirkung der Sonne immer härter wurde. Auf dem Rückweg wird es sehr holprig werden, dachte sie. Die Reifen schwollen, die Erde wurde steinhart, und das Fahren war kein Vergnügen mehr, bis kurz vor Dunkelwerden, wenn die Sonne unterging und der Tau sich kühlend auf die Vegetation senkte, Vorbote des wilden, schnellen Sprunges in die Nacht.

39

Brian hatte das tote Schwein bis zum Schluß aufgespart. Er hatte sich für eine Stelle in der ersten Sumpfniederung, die sie am frühen Morgen gesehen und bewundert hatten, entschieden – die unglaublich reizvolle Fragonard-Schlucht an dem binsenbestandenen kleinen Fluss, nur ein paar tausend Schritte vom Lager entfernt. Als sie ankamen, war es später Abend; sie waren müde und sehr staubig. Sie hatten noch zwei weitere Köder – Paul hatte der Strecke noch einen schäbigen alten Impalabock beigefügt – nach einem hastigen Lunch aus der Proviantkiste aufgehängt. Der ganze Tag, so schien es Katie, war der pedantischen Sorge gewidmet, den richtigen Baum auszuwählen, mit den richtigen Ästen, in genau richtigem Verhältnis zu Wind, Wasser, Deckung und selbst zur Stellung der untergehenden Sonne. Brian hatte ihnen erklärt, dies alles sei unbedingt nötig, sonst komme kein Leopard zu dem Versteck.

Die grüne Lichtung war wieder von derselben springlebendigen Impalaherde bevölkert, die sie am Morgen gesichtet hatten, und außerdem von einem Mutterwarzenschwein mit seiner hochschwänzigen Nachkommenschaft. Die Perlhuhnvölker waren zahlreicher geworden, und die großen gelbhalsigen Frankoline kratzten, gluckten und standen flügelschlagend auf Zehenspitzen. Sie schienen fast so zahm wie Hühner im Hof.

»Dort drüben steht Ihr perfekter Leopardenbaum«, sagte Brian, während er hielt und den Boys ein Zeichen gab, sich um das Schwein zu kümmern, das durch die Hitze bereits aufgebläht, von Fliegen bedeckt war und einen schrecklichen Gestank verbreitete. Außerdem war es ziemlich mitgenommen, da sie es die letzte Meile an den Wagen gebunden mitgeschleppt hatten. »Ich habe ihn heute morgen entdeckt. Ich glaube, aus diesem Baum schießen wir einen Leoparden heraus.«

»Mir kommt er wie jeder andere olle Baum vor«, meinte Katie. »Was ist denn so Besonderes an ihm? Ich habe heute Tausende von Fieberbäumen gesehen, die genau wie dieser aussahen.«

»Erst mal hat er einen hübschen schiefen Stamm«, entgegnete Brian. »Sie dürfen nicht vergessen, daß der Leopard faul ist. Wenn er will, kann er blitzschnell eine eingefettete Stange hochklettern, aber ein Baum, der sich leicht erklettern läßt, ist ihm lieber. Und dann ist die erste Gabelung sehr bequem – er kann da sitzen und die Szene überblicken, ehe er plötzlich hochfährt und das Schwein packt. Schießen Sie ihn nicht in der ersten Gabelung – warten Sie, bis er in der Freßgabelung sitzt.«

» *Ich* würde ihn schon in der ersten Gabelung schießen«, sagte Katie. »Warum schießt man ihn nicht in der ersten?«

»Weil man das nicht tut. Es ist ein schwieriger Schuß, ohne wirklich sichtbares Ziel außer seinem Kopf, und man würde die Maske ruinieren, wenn man ihn überhaupt träfe. Aber davon abgesehen, hebt man das Gewehr nicht eher, als bis er im Baum sitzt, denn wenn man sich bewegt, während er durch das Gelände spürt, wedelt er bloß kurz mal mit dem Schwanz, und damit hätte man diesen *Chui* an diesem Tag zum letztenmal gesehen.«

»Und?« Katie wußte nicht, weshalb sie so schnippisch war, da doch ihr Bruder und Brian dies alles so ernst nahmen. »Warum schießen wir ihn nicht auf dem Boden, bevor er auf den Baum springt?«

»Auf dem Boden sehen Sie ihn nicht.« Brian war geduldig; ein Lehrer, der das alles schon hundertmal mitgemacht hatte. »Das ist einer der Gründe, weshalb ich diesen Baum auswählte. Er hat eine Menge Unterholz, unter

und hinter sich und an beiden Seiten. Leoparden überqueren ungern freie Plätze. Der beste Leopardenbaum steht im allgemeinen in der ungünstigsten Position. Man kann dem Tier schwer folgen, wenn man es nicht mit dem ersten Schuß erledigt. Der hier steht in einem scheußlichen Buschdickicht. Ich verlasse mich also auf Paul, daß er ihn tödlich trifft.«

»Danke«, sagte ihr Bruder ziemlich kleinlaut.

Brian fuhr beharrlich mit seiner Lektion fort.

»Ich habe einen Baum mit der richtigen zweiten Gabelung ausgewählt. Er hat einen Ast, an dem wir das Schwein an den Hinterbeinen aufhängen können, und einen einladenden Ast darunter und dahinter, so daß die Katze bequem sitzen und sich in den Hintern und den Bauch des Schweins hineinfressen kann – sie fangen immer von hinten, im Weichen, an.«

Katie zog einen Flunsch.

»Es ist nun wichtig, das Schwein dicht an den Ast zu bringen, auf dem der Leopard sitzen muß, es aber frei hängen zu lassen, damit er sich nicht vor Ihnen verstecken kann, indem er das Schwein von einem anderen Ast aus von hinten anpackt. Und man muß Tageslicht hinter dem Schwein haben, sonst kann man den anschleichenden Leoparden nicht ausmachen, und das ist meist sehr spät am Nachmittag. Also muß der Baum so stehen, daß hinter dem Freßast freier Raum ist, und außerdem so, daß man die untergehende Sonne hinter sich oder seitlich hat. Das gibt Ihnen Schußlicht und blendet Sie nicht, während es den Leoparden blendet. Und Ihr Anstand muß hinter einem dunklen Vordergrund angebracht werden, damit der Leopard keine Ihrer Bewegungen sehen kann; aus dem umgekehrten Grund, aus dem Sie das Licht hinter ihm haben wollen.«

»Sie erwähnten vorhin den Wind. Warum achten Sie auf den Wind, wenn der Leopard keine Witterung hat? Und wenn er nicht wittern kann, warum haben wir uns die Mühe gemacht, tote Tiere im Kreis herumzuschleppen?« fragte Paul.

»Der Leopard kann nicht viel wittern, wenn er überhaupt etwas riecht. Aber er kann hören, und es gibt andere Tiere, die wittern können«, erklärte Brian. »Hyänen folgen der Spur, die ich mit dem Schwein gezogen habe.

Leoparden hören die Hyänen, werden neugierig und kommen näher, um die Sache zu untersuchen. So, das mag vorläufig genügen. Ich habe noch einiges zu tun.« Er nickte den Gewehrträgern kurz zu. Kidogo lief zu dem großen Baum hinüber und ging den schiefen Stamm beinahe mühelos hinauf, indem er sich mit den Fersen an der rauen Rinde festklammerte.

Muema nahm das Seil, das sie dem stinkenden Schwein durch die aufgeschlitzten Hinterbeine gezogen hatten, nahm es zusammengerollt in die rechte Hand, ging zum Baumstamm und warf es wie ein Lasso hinauf. Kidogo packte es und warf es über einen Ast und ließ das freie Ende darübergleiten, bis es wieder zur Erde reichte. Worauf Muema das frei herunterpendelnde Ende ergriff und es an die vordere Stoßstange des Landrovers band. Brian setzte sich ans Steuer und fuhr rückwärts, bis das Seil straff war, und schleppte das Schwein dadurch zum Fuß des Baumes. Dann gab er Gas, immer noch im Rückwärtsgang, und das Schwein stieg zu dem hohen Ast hinauf, auf dem Kidogo gleich einem schwarzen Engel in einer Amateurtheateraufführung stand, die Ankunft Klein-Evas erwartend.

Jetzt machten sie sich an den Bau des Anstands, nahmen einen umgefallenen Baumstamm und eine abgestorbene Akazie als Basis, so daß er schnell vonstatten ging. In einer knappen halben Stunde waren tote Zweige und ein kleiner grüner Baum so angeordnet, daß sie eine Art Laube bildeten. Die Löcher, durch die das Tageslicht hereindrang, wurden mit Gras verstopft. Die Rückseite der Laube war offen, aber auf beiden Seiten von vorgreifendem Unterholz geschützt, und die Vorderseite eine massive Wand aus Zweigen und Blättern.

Brian nahm sein Buschmesser und ging in die Laube. Sorgfältig hieb er im Innern Unterholz und Wurzeln ab, kratzte den Boden mit der stumpfen Seite der Panga eben und klopfte ihn mit den Händen glatt. Dann teilte er mit den Händen die dornige, dem Leopardenbaum zugekehrte Vorderseite und machte kleine Öffnungen, durch die man das tote Schwein sehen konnte. Er rief Muema etwas zu, der davontrottete und mit einem Ast, den er zu einer groben Gabel zurechtgestutzt hatte, wiederkam. Brian grub vor der größten Öffnung ein Loch in den Boden und pflanzte das zugespitzte

Ende des Stockes so hinein, daß seine Gabelung auf gleicher Höhe mit dem Guckloch lag. Er kauerte nieder und linste durch die Gabel zu dem hängenden Köder, dann lief er zum Baum und starrte prüfend zum Anstand zurück. Eine Taube flatterte von einem nahen Baum auf und ließ sich auf dem Dach des Anstands nieder, auf einem der obersten Zweige auf- und abschaukelnd.

»So geht's«, sagte Brian, zur Laube zurückgehend und ein paar vorstehende Zweige an der Vorderseite zurechtzupfend. »Der Vogel ist jedenfalls drauf reingefallen.« Der blätterbedeckte Bau unterschied sich in Katies Augen durch nichts von den vielen Unterholzgruppen, die sie im Umkreis von ein paar hundert Meter sehen konnte – ein grüner, von Gras und umgewehtem abgestorbenem Dornengebüsch umgebener Baum.

»Es gibt nichts Halbes beim Bau solcher Verstecke«, erklärte Brian. »Entweder sind sie vollkommen, oder sie taugen nichts. Paul, kriechen Sie mal mit Ihrem Gewehr hinein und sehen Sie zu, ob Sie mit Kimme und Korn Köder und Freßast gut anvisieren können. Und bewegen Sie sich ein bißchen – ich möchte sehen, ob von draußen etwas zu merken ist. Haben Sie eine bequeme Schuss-Stellung? Nicht verkrampt? Das ist nämlich wichtig.«

»Klar. Das Schwein ist durchs Zielfernrohr so nahe gerückt, daß man schon die Maden darauf herumkriechen sehen kann.«

»'n bißchen früh für Maden«, meinte Brian. »Morgen oder übermorgen. Morgen stellen wir das Visier Ihres Gewehres so ein, daß es auf fünfzig Meter totsicher ist. Und jetzt hauen wir ab.«

»Eine Menge Arbeit für einen einzigen Leopard«, meinte Katie, als sie in den Wagen stiegen und heimwärts fuhren. »Hoffentlich lohnt sie sich auch.«

»Sie lohnt sich«, erwiderte Brian. »Übrigens, es war ein schwerer Tag. Morgen zuckeln wir bloß so herum und schießen vielleicht ein paar Vögel – ich habe das Wasser, wo die Sandhühner zur Tränke gehen, entdeckt – und prüfen die geschossenen Tiere nach, um zu sehen, ob die Leoparden am Werk sind. Und nun, Kinder, das hier ist der hübscheste Anblick für meine

entzündeten Augen. Das Lagerfeuer flackert lustig, und alles ist richtig und in Schuß. Die Boys brauchen etwa einen Tag nach einem Umzug, um alles wieder aufzubauen, aber jetzt sollte es zur vollsten Zufriedenheit eingerichtet sein.«

Er hielt vor dem Messezelt. Die Cocktail-Geräte standen schon auf dem Tisch vor dem brennenden Feuer, und das Lager war, wie er sagte, zu einer richtigen kleinen Stadt geworden. Frisch gewaschene Kleider hingen auf Dornbüschen, die Laternen waren bereits in die Schlafzelte gebracht worden, und die Kanister mit heißem Wasser dampften.

»Ich bin für ein Bad vor dem Schnaps«, sagte Brian. »Und nachdem wir uns schön gesäubert haben, Paul, erzähle ich Ihnen in einem Atemzug den Rest über diese Leopardenjagerei, wenn Katie es vertragen kann.«

»Ich kann alles vertragen«, sagte Katie. »Ich bade auch – und zwar gleich.« Sie ging den Pfad zu ihrem Zelt hinunter, wo ihr Boy schon die Wanne füllte.

»Sie wissen natürlich«, sagte Brian, als sie, an ihren Drinks nippend, vor dem lodernden Feuer saßen, die dünne Mondsichel über dem Berg betrachtend und einen herrlichen Duft vom Kochzelt in der Nase spürend, »natürlich wissen Sie, daß jetzt, zu dieser Stunde, die Aufbruchszeit des Leoparden ist. Er ist gewohnheitsmäßig ein Nachtschwärmer, und es kommt nur darauf an, seine gewohnte Kulisse neu aufzubauen und ihn zum Tagesboy zu machen. Das erfordert häufig eine Menge Vorbereitungsarbeit.«

»Wenn man Sie hört, klingt alles so einfach, Brian«, sagte Paul Drake.

»Das dachte ich auch«, bemerkte seine Schwester. »Und noch etwas anderes dachte ich. Dies: ich habe heute all die sorgfältigen Vorbereitungen und Tricks mitangesehen, die zum Abschuss eines einzigen lausigen gefleckten Pelzstückes vonnöten sind. Ich habe gesehen, wie Sie Ihre Safari leiten – jede kleinste Einzelheit ist vorherbedacht und erprobt. Ich sehe, wie

gut Sie die wilden Tiere verstehen und wie gut Sie mit Afrikanern auskommen. Auf Safari, meine ich.«

»All right«, sagte Paul Drake. »Worauf willst du hinaus?«

»Auf etwas Unhöfliches, aber Richtiges, glaube ich. Wenn die Weißen in Kenia nur einen Bruchteil der Zeit und Anstrengung aufgebracht hätten, die Sie darauf verwenden, einen Leoparden auf einen Baum zu locken, damit Sie ihn abknallen können; wenn sie auch nur ein Viertel der Aufmerksamkeit aufwendeten, die Sie jeder Einzelheit Ihres Safari-Betriebes widmen – wenn sie sich nur ein Zehntel so schwer anstrebten, aus Wilden Menschen zu machen, wie Sie Gewehrträger und persönliche Boys aus Wilden machen – dann hätten sie heute in Afrika alle diese Schwierigkeiten nicht.«

»Vielleicht war nicht genug Zeit dazu«, erwiderte Brian sanft. »Vielleicht will die Masse der Afrikaner gar nicht lernen. Vielleicht sind sie unfähig zur Aufnahme einer fremden Zivilisation.«

»Unsinn. Reinster Quatsch, was Sie da sagen. Der Afrikaner will lernen. Er kann lernen. Und er hat durchaus die Fähigkeit, eine fremde Zivilisation zu absorbieren. Ebenso fähig dazu, wie Sie fähig waren, sich in die Gewohnheiten der Tiere hineinzudenken. Sie kennen die Leoparden besser, als sie sich selbst. Sie sind nicht mit geflecktem Fell und Schwanz geboren. Sie haben sich die Mühe gemacht zu lernen.«

»Aber ...«

»Nichts aber. Erklären Sie mir bloß nicht, es sei schwieriger für einen Weißen, die Mentalität eines Schwarzen zu ergründen, als sich in die Instinktwelt eines Leoparden hineinzusetzen. Ich will Ihnen sagen, was ich glaube –«

»... was denn nun noch?« murmelte ihr Bruder. »Katie, du hast ja Scheuklappen vor den Augen.«

»Ich glaube, daß ihr Kenia-Siedler euch in eurer selbstübernommenen Rolle, voller Selbstmitleid die Bürde des weißen Mannes zu tragen, wirklich gefällt. Ihr seid wie vernarrte Mütter, die ihre ganze Liebe an ein halbidiotisches Kind verschwenden und den gesunden Teil der Familie

dafür vernachlässigen. Ihr konzentriert euch auf den einzelnen Schurken oder besonderen Liebling und vergesst die anderen neunundneunzig Prozent gewöhnlicher Schwarzer. Worüber, zum Teufel, würden Sie hier draußen reden, wenn Sie das ›Afrikanische Problem‹ nicht hätten, mit dem Sie die Lücken in Ihrer Unterhaltung füllen können?«

»Sie müssen die Unhöflichkeit meiner Schwester schon entschuldigen«, sagte Paul. »Sie ging in eine dieser modernen Schulen und absolvierte einen Kurs in Soziologie. In Wirklichkeit war sie gestern abend wütend auf uns, konnte ihre Wut aber an nichts auslassen. Ihr heutiger kleiner Ausbruch ist 'ne Spätzündung.«

»Wenigstens schmeißt sie nicht mit Gegenständen«, sagte Brian fröhlich, als wäre Katie gar nicht da. »Einmal hat mir die Frau eines Kunden wütend einen Krug auf den Kopf gesetzt, weil sie mit ihrem Mann Krach hatte. Übrigens, ich stimme Katie in vielem zu. Sie hat den Finger auf eine Wunde gelegt – wenn wir die halbe Zeit, die wir uns des Niggers wegen die Köpfe einschlugen, darauf verwandt hätten, ihn hier draußen auf eine höhere Stufe zu heben, ginge es uns allen besser.«

»O verflucht«, sagte Katie, »da haben wir wieder den Diplomaten. Nachgiebige, verständnisvolle Antworten, die nun mich grob erscheinen lassen und ins Unrecht setzen, wie üblich. Aber ich nehme nichts zurück. Wenn Brian aus Muema einen guten Fahrer, Mechaniker und Büchsenmacher machen kann, dann hätten Brians Leute bestimmt Muemas Volk beibringen können, sich gegenseitig nicht mehr aufzufressen und ihre Lebensweise der Gegenwart anzupassen.«

»Bis jetzt hat sie noch kein Klischee ausgelassen«, sagte Paul Drake bewundernd. »Und dabei sind wir noch nicht einmal auf die Fehler zu sprechen gekommen, die die Belgier im Kongo gemacht haben. Fehler? Es war genau die Standard-Bankpraxis. Sie unterdrückten sie mit Absicht und ließen sie mit Absicht frei und hofften, sie würden wie verschüchterte Kinder zurückkommen, reif für die elterliche Züchtigung und Verzeihung. Statt dessen schlugen sie Papa in die Schnauze und gaben Mama einen Tritt in den Hintern.«

»Du sprichst wie ein weißer Siedler«, sagte seine Schwester.

»Ich spreche wie ein internationaler Bankier, der weiß, an welchem Tage die belgische Regierung das Gold vom Kongo nach der Schweiz verfrachtete, damit die Kongolesen pleite und abhängig würden, wenn sie die Freiheit bekämen, der sie nicht gewachsen waren. So spreche ich. Ich habe Aktien der Union Minière du Haut-Katanga, meine liebe Schwester, und habe lange Jahre Geschäftsverbindungen mit diesem schwer zu fassenden Polyp, der Société Générale Belgique, unterhalten.«

»Ich verstehe nur etwas von Leoparden und Elefanten«, sagte Brian. »Gott sei Dank.«

»Gott sei Dank«, sagte Katie Crane. »Von Frauen nichts?«

»Keinesfalls«, antwortete Brian. »Noch mal Gott sei Dank.«

»Amen«, sagte Paul Drake. »Ich schlage vor, wir essen jetzt. Und außerdem möchte ich mal die Nachrichten hören.«

»Sie werden dir nicht gefallen«, sagte seine Schwester. »Sie gefallen dir nie.«

40

Sie saßen vor dem Messezelt, hörten das Transistorradio und tranken ihren Kaffee. Der Empfang der BBC-Übertragung London – Nairobi war gut, und der Kaffee noch besser. Der Mond nahm zu, und die dünne Luft verstärkte das Mondlicht und umgab die Sterne mit gezackten Heiligenscheinen, über dem Kilima Njaro waren keine Wolken mehr; sein schneeiger Gipfel war klar zu sehen. Sie hatten das Radio auf den Tisch neben dem Feuer gestellt. Der Nachrichtensprecher sagte:

»Und jetzt die Zusammenfassung der Abendnachrichten: In London kündigten afrikanische Führer eine feste Haltung in der Teilung des Kongo an, während die Schlacht um Kasai noch wütet. Im Kongo sind neue kriegerische Verwicklungen zwischen Baluba-Stammesangehörigen in

Katanga ausgebrochen, während Tschombe sich den Lumumba-Truppen fest entgegenstellt. In New York behauptet der kongolesische Präsident Joseph Kasavubu seine Stellung vor den Vereinten Nationen. Washington befürchtet eine Krisis in Laos, wo sich vor Vientiane Truppen zusammenziehen. London: Prinzessin Alexandra bereitet sich auf einen Besuch von Lagos anlässlich der Unabhängigkeitsfeiern Nigerias vor. New York: Der Präsidentschaftskandidat John Kennedy behauptet, die Vereinigten Staaten verlieren Prestige in der Weltpolitik. In Kuba klagte Premierminister Castro heute die Vereinigten Staaten wegen Hochspiels der Zuckerkrise an. Moskau: Der kubanische Finanzminister Ernesto Guevara kündigt neue russische Anleihe an. In Leopoldville – Sowjetbotschafter abberufen, da Kongo diplomatische Beziehungen mit interimistischer Mbotu- Regierung abbricht. Augusta, Georgia: Präsident Eisenhower kündigte heute an, daß die Einfuhr kubanischen Zuckers weiter eingeschränkt werden könnte ...«

Brian stellte den Apparat ab, als der Sprecher sagte: »Und jetzt bringen wir Nachrichten aus England.«

»Warten wir noch fünf Minuten auf die Kurznachrichten aus Kenia«, sagte er. »Diese BBC-Englandnachrichten taugen nichts. Meist geht es um neue Meisenarten, die in Surrey entdeckt wurden, überall ein düsteres Bild, was? Ich bin schon so weit, daß ich bloß noch die Safari-Nachrichten und den Wetterbericht höre.«

Einen Augenblick saßen sie schweigend da, bis Paul fragte:

»Was wird im Kongo geschehen, Brian? Jeden Tag wird es schlimmer. Die Vereinten Nationen haben die ganze Sache verpatzt, nach einem ziemlich fairen Start, scheint mir. Ich glaube, es war ein Fehler, schwarze Truppen als Polizeistreitkräfte hinzuschicken.«

»Ganz Ihrer Meinung«, sagte Brian. »Man läßt sich ein Würfelspiel auch nicht von einer Bande fremder Leute durcheinander bringen. Ich verstehe nicht mehr, und ich bezweifle, ob jemand anders es versteht. Die Nigger haben sich einfach in ihre Niggervergangenheit zurückbegeben, mit Rachegefühlen, und die unglücklichen Verlierer hole der Teufel.«

»Kommt mir seltsam vor, hier in Frieden und Schönheit zu sitzen und den ganzen Wirbel mit anzuhören«, sagte Katie. »Als ob man gen Himmel führe und dort die Meldungen von der scheußlichen alten Welt auf Kurzwelle über das Himmlische Broadcasting System einstellte. Da muß ich schon sagen, daß mir unsere Art Hyäne besser gefällt als die russische Ausgabe, wenn diese letzte UN-Entscheidung ein Kriterium war.«

Sie fielen wieder in Schweigen, hörten Katies Lieblings-Hyänen zu, bis Brian noch mal an den Knöpfen des Radios herumdrehte. »... wurde heute von einem zahmen Löwen in der Nähe von Arusha, wo der Film ›Hatari‹, ›Gefahr‹, augenblicklich gedreht wird, getötet. Diana Hartley, Tierbändigerin für die Paramount Filmgesellschaft, wurde von einem Löwen angefallen, der aus Äthiopien importiert und angeblich ... *chrchr-chrrrrr* ...«

»Diana Hartley!« sagte Brian. »Ich kenne sie noch vom Krieg her. Sie ...« das Radio unterbrach ihn mit einem erneuten *chrrchrrchrrr* ... »Carr-Hartley, in Tierkreisen wohlbekannt. Die Gerichtsverhandlung über den Massai-Wakamba-Viehraubzug wurde heute in Athi River fortgesetzt ... *chrrrchrrrchrrr* – KANU-Sekretär Tom Mboya kündigte heute einen Generalstreik als Protest gegen die weitere Inhaftierung des Nationalistenführers Jomo Kenyatta an. – Kikuyu Hausboy wegen Panga-Mordes an einer asiatischen Hausfrau in Nairobi inhaftiert. – Weitere Eideszeremonien und Viehschlächtereien im Thika – Fort-Hall-Gebiet gemeldet, wo die Polizei sagte, *chrrchrrchrr* – Präsident James Gichuru von der Kenya National African Union kam heute in London an, um an der Konferenz der Pan-African Conclave zusammen mit Präsident Matthew Kamau und Abraham Matisia von der KeNAP teilzunehmen. In Nairobi wurde das Hauptquartier der KANU ausgeraubt und zerstört, als Tom Mboya die KADU der Sabotage als Folge der Unruhen des Jugendflügels in Nyeri bezichtigte. Sekretär Stephen Ndegwa von der KeNAP flog heute zu einer Vortragsreise in die Vereinigten Staaten. Präsident Matthew Kamau von der KeNAP sagte in London –«

Brian schaltete wieder ab.

»Das ist ein ziemlich bezeichnender Querschnitt«, sagte er. »Wog-Politiker, Weltverwicklungen, die alten Überschwemmungen und Hungersnöte, die Russen, die UNO, der Kongo und Ihre Präsidentenwahl. Da ist eben nichts zu machen. Ich glaube, niemand kann daran etwas ändern. Tut mir aber leid um Diana Hartley. Sie ist direkt mit Tieren aufgewachsen. Sie muß einen großen Fehler bei dem da gemacht haben.«

Er stand auf und stieß einen Funkenregen aus einem heruntergebrannten Holzklotz.

»Eine Pechvogelfamilie«, sagte er. »Anscheinend gibt es Familien, die hier draußen immer Unglück haben.«

»Ich kann mir nicht vorstellen, daß Sie je von einem Tier gefressen werden würden«, sagte Katie Crane. »Nachdem ich Ihren Umgang mit Tieren jetzt einen Monat mitangesehen habe, besonders nach Ihrem aufschlussreichen Vortrag über Leoparden heute, halte ich das für ausgeschlossen.«

»Ich kann mir's schon vorstellen«, erwiderte Brian. »Es gibt immer mal ein Tier, das man falsch beurteilt; immer wieder mal eines, das unberechenbar ist. Deshalb sind so viele gute Männer meiner Bekanntschaft narbenbedeckt. Ich habe einen Freund, einen Jäger, der wie eine Reliefkarte Europas aussieht, als Folge einer kleinen Rauferei mit einem Leoparden, der ihn überlistete und ein paar Pfund Fleisch aus ihm herausriss. Ein anderer meiner Freunde wurde von einem alten Elefantenweibchen tot getrampelt. Erst letzten Monat wurde ein Kollege von einem Büffel in die Luft gewirbelt und brach sich den Hals, einem anderen wurde in den Fuß geschossen, und wieder einer verlor den größten Teil seines Gesichts bei einem Jagdwagenunfall.«

»Das klingt, als ob die Herren ziemlich unvorsichtig gewesen wären«, meinte Paul.

Brian schüttelte den Kopf.

»Ganz und gar nicht. Keiner war unvorsichtig. Sie hatten sich aber im Gestrüpp der mathematischen Wahrscheinlichkeitsrechnung verfangen. Wissen Sie, als Katie mir vor dem Essen die Leviten über die Afrikaner las,

wollte ich gerade sagen, daß wir das Verhalten der Tiere vorausberechnen können, weil sie im allgemeinen vernünftig reagieren; man kann auf ihre Stärke anspielen und sie von dieser Seite her zu Fall bringen. Bei den Afrikanern ist es umgekehrt. Die spielen auf Ihre Schwäche an und bringen Sie zu Fall. Ich glaube nicht, daß sie eine Vorstellung von Güte und Dankbarkeit haben. Und da bis jetzt noch kein Weißer hinter ihre Stirn hat schauen können, werden wir nie erfahren, was sich da drin abspielt.«

»Wie viele haben's denn schon versucht? Herzlich wenige, möcht' ich wetten«, sagte Katie.

»Meine Familie hat's versucht. Und Sie wissen, was ihr passiert ist. Und jetzt – Moment mal. Ich habe da ein paar Zeitungsausschnitte in meiner Aktentasche, die ich immer mitnehme, um meinen Kunden, wenn das Thema aufs Tapet kommt, einiges beweisen zu können. Will mal sehen, ob ich sie finde.«

Brian ging schnell in sein Zelt und war in wenigen Augenblicken wieder zurück, ein zerfetztes, vergilbtes *Time* -Magazin und einen mit Fettflecken übersäten Ausschnitt des Londoner *Daily Express* in der Hand.

»Die Nachricht über die arme Diana im Radio hat mich wieder an das hier erinnert. Es ist wirklich eine Pechvogelfamilie, und das hier trifft den Nagel auf den Kopf, Katie. Ich behalte diese Zeitungsausschnitte, um sie skeptischen Kunden zu zeigen. Würde einer von Ihnen sie vorlesen, in dieser Reihenfolge – die *Time* -Story zuerst?«

»Ich habe meine Brille im Zelt gelassen«, sagte Paul. »Katie, geh ans Licht und lies vor – wenn du in deiner Schule überhaupt lesen gelernt hast.«

»Warum eigentlich – können Sie's nicht einfach erzählen?« Sie drehte sich zu Brian um.

»Nein. Mir wäre es wirklich lieber, wenn Sie es mit eigenen Augen sähen. Wenn Sie's selbst sehen, ist es keine Weiße-Jäger-Propaganda, um eine vorgefaßte Meinung zu unterbauen. Es ist keine Propaganda. Sondern eine Strafpredigt. Bitte, lesen Sie's.«

Katie Crane trat in einen Lichtkegel und begann, aus den zerknitterten, abgegriffenen Ausschnitten vorzulesen.

KENIA-BLUTSBRUDER

June-Magazin, 1. November 1954

Letzte Woche war der Mau Mau-Aufstand zwei Jahre alt. In dieser blutigen Zeitspanne haben die Mau Mau 2.000 treugesinnte Kikuyu-Eingeborene, 999 afrikanische oder europäische Soldaten und 27 unschuldige europäische Zivilisten getötet oder verwundet. Das Ergebnis des kostspieligen Krieges (augenblickliche Kosten: 2.800.000 Pfund pro Monat) sind 6.741 erschlagene und 12.000 inhaftierte Mau Maus.

In den zwei Jahren des Terrors stand wahrscheinlich kein Engländer in Kenia den Problemen und Schwierigkeiten der Kikuyus mit mehr Sympathie und Verständnis gegenüber als der etwa sechzigjährige Arundel Gray Leakey, der beinahe ein halbes Jahrhundert in Kenia ansässig ist. Wie sein bekannterer Vetter, L.S.B. Leakey, Weltautorität in Sitten und Moral der Kikuyus und amtlicher Dolmetscher bei der Gerichtsverhandlung gegen Mau Mau-Chef Jomo Kenyatta, war Gray Leakey als › Blutsbruder ‹ in den Kikuyu-Stamm aufgenommen worden und sprach Kikuyu wie seine eigene Muttersprache. In dem Glauben, daß die Mau Maus weder ihm noch seiner Familie etwas antun würden, machte er seine Inspektionen auf seiner einsamen Farm 100 Meilen nördlich von Nairobi völlig unbewaffnet.

Eines Nachts vor einem Monat wurde Gray Leakey von umherstreifenden bewaffneten Terroristen gestellt und angepöbelt. Er sagte ihnen in ihrem eigenen Dialekt, er habe keine Waffe bei sich, drehte sich um und schritt davon. Wie er erwartet hatte, ließen sie ihn ungehindert gehen. Eines Abends vor vierzehn Tagen jedoch, als Leakey, seine Frau und seine Stieftochter Diana Hartley auf der Farm gerade beim Abendessen saßen, brach eine Bande von 30 Mau Maus aus dem Wald. Mrs. Leakey lief mit ihrer Tochter ins Badezimmer und half ihr, durch eine Falлтür zum Boden zu fliehen. Mrs. Leakey selbst war zu schwach, um ihr zu folgen.

Als Diana eine Stunde später wieder herunterkam, lag ihre Mutter, von Mau Mau-Messern grausam zugerichtet, tot auf dem Rasen. Von Gray Leakey war keine Spur zu finden.

Noch Tage danach kämmte Eingeborenen- und europäische Polizei zu Hunderten den Dschungel nach Gray Leakey durch, der als Diabetiker kaum vier Tage ohne entsprechende ärztliche Pflege überleben konnte. Letzte Woche wurde die Suchaktion eingestellt. Vetter Leakey wandte sich über den Rundfunk an die weiße Bevölkerung Kenias und warnte sie davor, sich auf solche Güte und Selbstzufriedenheit zu verlassen, wie sie Arundel Gray Leakey an den Tag gelegt hatte.

Katie machte eine Pause.

»Aber was ist mit ihm passiert?« fragte sie.

»Das finden Sie im anderen Ausschnitt«, antwortete Brian. »Lesen Sie weiter. Man fand ihn nie, aber man erfuhr, was mit ihm geschah.«

Katie gab ihm den *Time* -Ausschnitt und nahm sich den *Express*-Ausschnitt vor. Sie las:

MAU-ROWDYS BEGRABEN BRITEN BEI LEBENDIGEM LEIB

Wie heute abend berichtet wurde, ist Mr. Arundel Gray Leakey, ein Blutsbruder der Kikuyus, der vor elf Tagen von den Mau Maus entführt worden war, als Opfer für die Kikuyu-Götter lebendig begraben worden. Dies wurde nach der Ergreifung des Mau Mau-Führers, Feldmarschalls Kaleba, der schlafend in einer Höhle eine Meile von der Queen's Royal Lodge am Sagana angetroffen wurde, bekannt.

Es wurde weiter berichtet, daß das Opfer von einem Mediziner befohlen worden war, der behauptete, die Götter verlangten das Blut eines weißen Mannes, um den Mau Maus den Sieg zu bringen.

Mr. Leakey, 63, wurde zuerst gezwungen, an einer Eideszeremonie teilzunehmen. Kaleba soll den Überfall auf die Familie Leakey organisiert haben.

Ein mit Kaleba zusammen festgenommenes Mädchen trug Mrs. Leakeys Schmuck. Mrs. Leakey war von den Plünderern erstochen worden.

»Lebendig begraben?« fragte Katie, nachdem sie geendet hatte und zu ihrem Stuhl vor dem Feuer zurückkehrte. »Mein Gott! Das kann ich nicht glauben. Wie entsetzlich! Und er war der Vater des Mädchens, das von dem Löwen getötet wurde, wie wir heute abend im Radio hörten?«

»So ist es«, antwortete Brian. »Stiefvater eigentlich. Daher meine Bemerkung von der Pechvogelfamilie.«

»Aber ich verstehe nicht, weshalb sie sich einen *Freund* für etwas so Furchtbares aussuchten. Denn hier steht ja: ein Blutsbruder des Stammes«, sagte Paul.

»Das ist das Etwas im Denken des Afrikaners, was wir anderen Leuten anscheinend nie klarmachen können. Im Mau Mau kam es ziemlich häufig vor, daß die Köche und Hausboys den Auftrag bekamen, gerade die Menschen, die sie am besten behandelten, in Stücke zu hauen. In einigen Fällen haben Kikuyus lieber Selbstmord begangen, als ihren Auftrag auszuführen, denn sie waren verflucht, wenn sie's taten, und verflucht, wenn sie's nicht taten.

Aber sehen Sie«, fuhr Brian fort, »gerade das Töten einer nahe stehenden Person zeigt, wie tief eidesverwurzelt sie sind. Und die Opferung eines Stammesangehörigen, der außerdem noch weiß ist, wird als doppelt so wirksamer Eid angesehen, wenn man sich die Götter günstig stimmen will. Es ist genau wie in der Bibel: die Opferung des eigenen Fleisches und Blutes auf Gottes Geheiß.«

»Ich versteh das nicht«, sagte Katie. »Ich kann es einfach nicht begreifen. Warum aber lebendig begraben? Warum haben sie ihn nicht zuerst getötet? Außerdem haben sie ihn zu einem Eid gezwungen, ehe sie – ihn begruben.« Sie schauderte. »Zuerst binden sie ihn als Bruder noch enger an sich, und dann opfern sie ihn trotzdem.«

»Was die *Time* nicht sagt – nicht wissen kann«, entgegnete Brian, »betrifft einen der tiefstwurzelnden Urgründe der Kikuyu-Sitten, des Opferrituals.

So gut wie nichts, was diese Leute tun, ist verbindlich, wenn nicht ein Bock oder eine Ziege geschlachtet oder ein Mensch erschlagen wird – aus dieser Grundsatzlehre heraus entwickelten sich die Mau Mau-Eide, verstehen Sie. Sie haben die alte Abraham-Isaak-Angelegenheit mit dem brennenden Busch plus Sündenbock umgekehrt.

Alles, was diese Leute tun, ist mit Geistern und Verfluchungen verbunden – selbst für diese vornehmen Gentlemen, die in London Reden halten, einen Smoking tragen und im *Stanley Grill* dinieren. Sie sind nicht zu erhaben, die Geister mit einem Schaf zu besänftigen oder den alten Mediziner aufzusuchen, um sich in den nächsten Wahlen Erfolg zu sichern.

Für alles gibt es eine Blut-Zeremonie – Hochzeiten, Beschneidungen, Viehhandel, Hausbau, Prozesse, Krankheit, Unglück, Abreise, Heimkehr, Pflanzen und Ernten – Sie brauchend bloß zu nennen, und schon haben sie eine Zeremonie dafür. Und immer ist etwas Scheußliches damit verbunden: lebenden Tieren werden die Knochen gebrochen, oder sie werden bei lebendigem Leib abgehäutet, oder man isst den Mageninhalt, schneidet Geschlechtsorgane ab und reißt Augen aus, um ein Götzen-Stew daraus zu brauen.

Wenn der Stamm von einem Unheil, einer großen Katastrophe, befallen wird, einer Pockenepidemie oder einer schweren Hungersnot, oder wenn er von einem großen Killer heimgesucht wird, ist eines der wirksamsten Rituale das Begraben bei lebendigem Leib. Damit wird das Unheil selbst tief in die Erde vergraben, um von den Quellen fortgeschwemmt zu werden. In Leakeys Fall war das Unheil: Der Weiße Mann.«

Paul Drake nickte.

»Das war alles tadellos eingespielt, ehe wir ihre Gedankengänge durcheinander brachten, nicht wahr?«

»Jawohl«, erwiderte Brian. »Und Sie begreifen jetzt natürlich, weshalb sie Gray Leakey lebendig begraben mußten?«

»Beinahe – nicht ganz«, antwortete Katie Crane.

»Das Glück war den Mau Maus nicht hold gewesen. Diese aber waren Fanatiker ihres Irrglaubens, allerdings zynisch inspiriert und in ihren Taten

verbrecherisch gemein. Sie *mußten* es wenden. Der arme alte Leakey hatte das Pech, sowohl ein weißer Schurke wie auch ein geachteter Kikuyu-Ältester zu sein – genau der richtige Sündenbock. Worauf sie ihn tief in der einsamen Steppe eingruben.«

Brian zog die Schultern hoch und spreizte die Hände. »Und wann genau geschah diese Sache, Katie?«

»Am 1. November 1954.«

»Vor nicht mal sechs Jahren, wie Sie sehen. Nun verstehen Sie wohl auch, warum mein Freund Don Bruce sich um sein Jüngstes Sorgen macht – weiß, als Kikuyu getauft – und deshalb als doppelt wirksames Opfer ausersehen, wenn Uhuru kommt. Ich erzählte Ihnen, daß Don seine Farm verkaufen will. Dieselbe Geschichte wieder von vorn, nur daß die Kyukes neue Blutopfer haben wollen, um einen frischen Anfang zu feiern, da der weiße Mann das Hasenpanier ergreift und der Kikuyu im Kommen ist. Und diesmal wollen sie keinen Mann als Sündenbock auswählen, sondern ein weißes Kind, das gleichzeitig ein Kikuyu ist, das Gott ihren Dank für das neue goldene Zeitalter darbringen soll. In Wirklichkeit alles ganz einfach.«

»Wahrscheinlich stimmt's«, meinte Paul Drake. »Man liest dauernd von einem Wiederaufleben der Hexerei im Kongo. Ich glaube, du solltest dich bei Brian entschuldigen, Katie. Vielleicht ist – ohne die Kurzsichtigkeit der Siedler gutzuheißen – nicht alles so einfach, wie es auf den ersten Blick scheint. Vielleicht haben wir es wirklich mit einem anderen Rohmaterial als dem des weißen Mannes zu tun. Vielleicht.«

»Vielleicht sind sie noch nicht von den Bäumen 'runter, wie wir immer sagen«, meinte Brian mit glatter, freundlicher Stimme. »Und hol' mich der Teufel, wenn ich glaube, daß sie je 'runterkommen werden, jedenfalls nicht *en masse*. Wieviel Fortschritt können Sie mir bei Ihren treuen, soliden Schwarzen in den letzten zweihundert Jahren nachweisen? Wieviel Fortschritt haben Sie auf Haiti gesehen, das seit über hundertsechzig Jahren schwarz und frei ist? Wieviel Fortschritt haben Sie in Äthiopien festgestellt, das seit *dreitausend* Jahren schwarz und frei ist, um Himmels willen?«

»Gut«, sagte Katie. »Ich gebe zu, daß ich mich in der Mentalität geirrt habe. Vielleicht ist sie von Grund auf anders und wird noch lange anders bleiben. Vielleicht sind sie wie die Chinesen und Japaner und sehen die Dinge eben nicht auf westliche Art. Aber das widerlegt immer noch nicht meine Behauptung, daß man unten anfangen und ihnen das Verantwortungsbewusstsein des weißen Mannes beibringen muß, wenn sie in der Welt des weißen Mannes leben sollen – statt sie für immer auf dem Stand dumpfer Arbeitstiere und amüsanter Haustiere oder wilder, wollhaariger Bilderbuchmohren, wie Ihre kostbaren blutsaufenden Massais, zu halten.«

»Ja, Schwester Nell. Ja, Tante Charlotte. Ja, Bruder George. *Jawohl*, Katie. Ich bin ganz Ihrer Meinung«, sagte Brian. »Ich möchte bloß wissen, wie? Ich möchte bloß wissen, was der Afrikaner nun eigentlich wirklich haben will, damit wir es ihm geben können. Und ich will nur ein bißchen Anerkennung der Tatsache, daß der weiße Mann buchstäblich erst gestern nach Kenia kam, in einem halben Jahrhundert eine tolle Arbeit geleistet und aus dem Dschungel etwas gemacht hat, was ihm die eingeborene Bevölkerung jetzt stehlen und ruinieren will, wie losgelassene Paviane in einem Kornspeicher.«

»Vielleicht liegt das Geheimnis bei den Frauen«, sagte Katie zögernd. »Wenn die Frauen vielleicht ...«

»Ja, Nell. Ja, George«, sagte Brian wieder höhnisch. »Passen Sie auf, Katie Crane. Ich kenne keine glücklichen Eingeborenenfrauen, emanzipiert oder nicht. Ich glaube nicht, daß sie – daß sie überhaupt etwas von Glück verstehen, wie wir es verstehen. Ich weiß noch nicht einmal, ob sie wirklich denken. Und auf jeden Fall wollen die schwarzen Männer sie gar nicht anders haben – nur beschnitten und schwanger, schwer arbeitend und dumm. Und selbst die Beschneidung kommt jetzt außer Mode, bei der neuen Lebensweise. Ich glaube« –, er grinste böse, »Ich glaube, die Missionare haben ihnen gesagt, daß Sex auch einer Frau Spaß machen darf, wenn er vom richtigen Gott gesegnet wird.«

»Soll denn der Sex einer Eingeborenenfrau keinen Spaß machen?« fragte Katie scharf. »Ich dachte, Sie sagten, die Massais –«

»Ich sagte, die Massais. Aber auch da, glaube ich, soll er nur den Männern Spaß machen. Auf jeden Fall war diese ganze weibliche Beschneiderei unter den meisten Stämmen aus dem Wunsch heraus entstanden, den sexuellen Trieb abzustumpfen, damit sie daheimblieben und arbeiteten, statt mit jedem Kerl, der ihnen gefiel, in den Busch zu verschwinden.«

»Ich verstehe diese weibliche Beschneidungssache nicht ganz«, sagte Paul Drake. »Ohne Rücksicht darauf, ob Katie rot wird, könnten Sie sich nicht etwas eingehender darüber auslassen, Brian?«

»Es ist keine Beschneidung, wie ein Mann beschnitten wird«, erwiderte Brian. »Es ist genauer gesagt und medizinisch definiert ein Herausschneiden der Klitoris. Gleich nach der Pubertät wird die Klitoris und ein Gutteil der – *Schamlippen* entfernt. Dabei findet eine große Feier für alle Mädchen statt – eine Art Einführung in die Gesellschaft, ein Debütantinnenball.«

»Abgesehen von dem unglaublich lustvollen Schmerzgefühl des Zusammenseins mit den eigenen Klassenkameradinnen«, sagte Katie ironisch, »welchem anderen Zweck dient dieser barbarische Brauch?«

»Es fing vor Hunderten, ja vielleicht Tausenden von Jahren an, als einfache Methode, die jungen Mädchen zu Hause zu halten – sie daran zu hindern, ihren Brautpreis herabzusetzen, indem sie mit jedem ins Bett gingen und sich schwängern ließen, ehe sie im heiratsfähigen Alter waren. Aber mit der Zeit entwickelte sich dieser Brauch zu einer wichtigen gesellschaftlichen Funktion. Kein anständiger Mann heiratete eine unbeschnittene Frau; keine Frau konnte sich in der Stammesgesellschaft sehen lassen, wenn sie nicht den ganzen Kursus von Parties, Tänzen und Festereien zu Ehren der Zeremonie durchlaufen hatte. Es war der Höhepunkt ihres Lebens, denn nach der Beschneidung war sie eindeutig als heiratswürdig gekennzeichnet.«

»Ist das immer noch üblich?« fragte Paul Drake. »Auch heute noch?«

»Es kommt aus der Mode – außer in den Bergen. Die Missionare waren immer dagegen. Und die modernen, lippenstiftbeschmierten, lockigen kleinen Tramps, die man in der Stadt trifft, sind nicht beschnitten. Sie sind auch nicht verheiratet. Der Kikuyu-Mann aber möchte sein Mädchen immer noch ordnungsmäßig behandelt wissen, oder sie zählt nicht zu den Heiratskandidatinnen.«

Katie schüttelte traurig den Kopf.

»Mein Gott, wo man hinsieht, ist das Los der Frauen miserabel. Ich glaube nicht, daß ich eine Lady sein möchte, wenn das nur durch eine solche Debütantenzeremonie möglich wäre – obgleich es nicht viel mehr weh tun kann als Hockeyspielen im College.«

Brian lächelte.

»Im Krieg, als die guten Missionare sich gegen die Beschneidung zu wenden begannen, passierte etwas Trauriges hier draußen. Eine vertrocknete weiße alte Jüngerin des Herrn war ganz besonders dagegen. Worauf einige der wohlwollenden Eingeborenenältesten der Meinung waren, auf dem späten Mädchen müsse ein Thahu – ein Fluch – lasten, der daher käme, daß sie als junges Mädchen nicht richtig beschnitten worden war. Worauf eines Nachts eine Bande besonders ergebenen Hüter der Ordnung sich ihrer zu ihrem eigenen Besten annahm, sie in den Busch schleppte und das Versehen mit einem Messer in Ordnung brachte.«

»Sicher haben sie es gut gemeint«, sagte Katie spitz. »Und wahrscheinlich ist ihr die Operation bestens bekommen, und sie lebte glücklich bis ans Ende ihrer Tage.«

»Nein, das gerade nicht«, antwortete Brian jetzt mit nüchterner, sachlicher Stimme. »Nein. Tatsächlich war die Missionsdame ein bißchen zu alt für die Zeremonie. Sie verblutete.«

Einen Augenblick saßen sie schweigend da.

»Verzeihen Sie«, sagte Brian schließlich, »ich wollte nicht frivol werden. Aber Sie müssen mir zugeben, daß das wieder mal ein Beispiel für die Unübersteigbarkeit der Rassen-Mauer hier draußen ist.«

»Das ist es«, erwiderte Paul. »Wahrhaftig.« Er machte eine Pause. »Bitte, nehmen Sie mir nicht übel, was ich jetzt sage, Brian. Sie erwähnten, Ihr Freund Bruce wolle seine Farm verkaufen und wegziehen. Was wäre dagegen einzuwenden, wenn ich sie kaufte – jemanden anstellte, sie für mich zu leiten und den Laden solange zu schmeißen, bis man weitersieht? Bruce könnte sie jederzeit zurückkaufen, wenn er wollte –«

Brian stand auf und ging zum Getränketisch hinüber.

»Einen Nightcap, Paul?« fragte er und schenkte erst einmal die beiden Drinks ein, ehe er antwortete.

»Sie sind sehr liebenswürdig, und ich bin überzeugt, daß sie es ehrlich meinen«, sagte er. »Aber so verzweifelt Don auch ist, ich glaube nicht, daß er an einen Outsider verkaufen möchte, der seine Farm aus reinem Mitleid kaufte. Ich täte es nicht, das sage ich Ihnen ganz offen.«

»Aber Sie sagten doch, er sei in einer verzweifelten Lage«, wandte Katie ein. »Ich sehe nichts Unbilliges in Pauls Angebot ... Schließlich würde es Paul gar nichts ausmachen. Er ist stinkreich und ...«

Brians Stimme klang jetzt sehr sanft.

»Katie, Katie«, sagte er, »sehen Sie denn nicht, daß diese Sache irgendwie auch eine moralische Seite hat? Don möchte nicht genau das tun wollen, was die Nigger dauernd hinausposaunen – seine Farm an einen Besitzer außer Landes verkaufen und damit noch mehr Nigger von ihrem Land verjagen. Paul stammt nicht von hier. Don, ich, Tante Charlotte und die übrige Familie, wir sind hier verwurzelt. Es ist unser Land und unsere Verantwortung, nicht Pauls oder Ihre.«

»Er braucht Geld, um fortziehen zu können«, sagte Paul hartnäckig. »Er möchte seine Verantwortung aufgeben. Ich würde ihm bezahlen, was die Farm wert ist. Geld ist Geld.«

»Kann sein, daß Don die Sache wie Sie ansieht«, antwortete Brian, »ich weiß es nicht. Fragen Sie ihn doch selbst, wenn wir zurück sind. Aber ich glaube, er würde sie lieber wie Tante Charlotte seinen eigenen Niggern schenken, als sie an einen Ausländer zu verkaufen, weil ...«, seine Stimme wurde unsicher. »Sehen Sie – damit würde er zugeben, daß alles, was die

Schwarzen uns vorwerfen, *wahr* sei. Und das wollen wir nicht. Wir wollen nicht, daß ihre Anklagen und Vorwürfe berechtigt aussähen. Wir möchten immer noch die Überzeugung haben können, daß wir das Land hier aufgebaut und auch dem Volk geholfen haben und daß wir ein Anrecht auf das von uns Erworbene in einem Land haben, das eigentlich niemandem gehört.«

»Mhm, verstehe«, sagte Paul Drake widerstrebend. »Auf keinen Fall einen fremden Besitzer, selbst wenn man eventuell die Kehle durchgeschnitten bekommt, stimmt's?«

»Mehr oder weniger, ja.« Brian gähnte und sah auf seine Uhr. »Sagen Sie, sind Sie sich darüber klar, daß es Mitternacht ist?«

»*Ich* schon«, meinte Katie. »Gott, war das ein anstrengender Tag! Wenn die Herren nichts dagegen haben, schlafe ich morgen mal aus. Sie müssen dann bis nach dem Lunch ohne mich auskommen. Ich möchte mir das Haar in Ordnung bringen oder zum mindesten ein paar Zweige und Eidechsen herauswaschen. Und nach den Leoparden, der Frauenbeschneidung, den lebendigen Begräbnissen und dem gestrigen Treck bin ich eine sehr müde Frau. Gute Nacht, ihr beiden verdammten Kolonialimperialisten.«

Sie stand auf und ging langsam den Pfad zu ihrem Zelt hinunter.

»Ich glaube, ich bleibe noch 'n bißchen sitzen und lösche nachher das Licht. Ich möchte 'ne Weile Katies Hyänen zuhören«, sagte Paul. »Danke für den sehr aufschlussreichen Tag, Brian. Bis morgen früh.«

Brian nickte und ging zu den Schatten am Fluss hinunter. Paul Drake goß sich noch einen Scotch ein und machte sich's bequem, rauchte und starrte ins Feuer. Der Mond stand jetzt sehr hoch am Firmament, und der Kilima Njaro flimmerte in seinem kalten Licht. Die Hyänen heulten, und im Busch grunzte etwas – ein Leopard oder ein Pavian, schätzte er. Paul Drake, die Füße schön warm am Feuer, nickte leicht. Er dachte, wie schade es doch sei, daß man so lange in einem Land leben müsse, ehe man Land und Leute auch nur annähernd kennen lernte – und wenn man sie dann kannte, war's meist zu spät, daraus Konsequenzen zu ziehen. Er nickte wieder, das Glas fiel ihm aus der Hand, und er schlief ein. Als er viel später, vor Kälte

zitternd, erwachte, war das Feuer ausgegangen, und der Mond begann zu verblassen.

41

Sie schliefen lange. Als Paul Drake sich erhob, stand die Sonne schon hoch am Himmel, und nebenan hörte er seine Schwester vor ihrem Zelt pfeifen. Dabei trocknete sie ihr Haar mit übertriebenem Eifer.

Brian saß im Messezelt bei seiner vierten oder fünften Tasse Kaffee, nach dem mit Zigarettentippen vollen Aschbecher zu schließen. Er sah sehr zufrieden aus.

»Hallo, ihr beiden«, sagte er und schickte Mwende nach frischem Kaffee. Er lächelte Paul mit seinem glücklichen Jungenlächeln an: »Ich habe wunderbare Nachrichten für Sie. Hat unerwartet schnell geklappt. Kidogo und Muema sprangen vorhin mal rasch zu dem Schweinebaum hinunter, zu dem letzten Köder, den wir gestern aufhängten, und, nun raten Sie mal?«

»Ich weiß schon«, sagte Katie. »Der Leopard fraß Kidogo und Muema auf.«

»Wohl kaum. Aber der große Bursche kam gestern nacht und verschlang den ganzen Magen und fast die eine Hinterhand des Köders. Im allgemeinen rühren sie den Köder am ersten Tag nicht an.«

»Woher wissen Sie, daß es ein großer ist?« fragte Paul Drake.

»Gar nicht anders möglich. Seine Spuren sind überall am Fuß des Baums zu sehen, und der Stamm trägt die Narben frischer Krallenrisse, sagt Kidogo. Auch keine Weibchenspuren. Der alte Bursche hält seine Weiber von dem nahrhaften Hotel fern, bis er sich den Bauch vollgeschlagen hat. Wenn wir Glück haben, können wir ihn, da er so frech und freßgierig ist, wohl heute noch erlegen, Paul. Wenn sie sich so bald an den Köder machen, werden sie meist schnell zutraulich.«

»Trotz allem fang' ich schon an, aufgeregt zu werden«, sagte Katie. »Hoffentlich ist es ein Riese, Bru, und hoffentlich triffst du ihn durch eine Rosette, damit du sein Fell nicht beschädigst.«

»Hoffentlich treffe ich ihn überhaupt«, meinte Paul Drake. »Kann ich noch etwas Kaffee haben, Brian, bitte? Stellen wir das Zielfernrohr ein?«

»Nachdem Sie Ihren Kaffee getrunken haben. Ich dachte, wir machen eine kleine Erkundungsfahrt und kontrollieren die anderen Köder. An sich könnten wir die Büchse hier im Lager einschießen, aber wir sind zu nah an der Köderstelle. Fahren wir lieber ein oder zwei Meilen weit weg.«

Sie hatten das Zielfernrohr zu Brians Zufriedenheit eingestellt, Treffer bei Null auf fünfzig Schritte, und waren weitergefahren, um die anderen beiden Köder zu inspizieren. Brian prüfte die erste Stelle aus mehreren hundert Metern Entfernung durchs Glas und schüttelte den Kopf.

»Nichts, soweit«, sagte er und zuckte mit der Schulter. »Aber manchmal kommen sie fünf, sechs Tage lang nicht, bis man den Köder fünf Meilen gegen den Wind riechen kann. Merkwürdigerweise scheinen sie aber ebenfalls verwegen zu sein, wenn sie lange zögern. Die dazwischenliegen, sind die vorsichtigsten.«

Sie fuhren vier oder fünf Meilen zu dem anderen Baum weiter, der fast eine Kopie des in der Nähe des Lagers errichteten Anstandsverstecks war. Es war ebenfalls am Uferrand des Flusses aufgestellt, aber auf viel dichter bewachsenem Gelände. Der Köderbaum war von Gebüsch umgeben und stand tiefer im Baumschungel und dichten Unterholz des Flussufers als die anderen beiden.

Brian hielt auf der Höhe eines hohen Hanges.

»Gestern haben wir einen Mordskrach gemacht, als wir mit unserem Jeep mit Gepolter und Geratter zwischen den Felsen und in diesen Grand-Canyon-Wasserrinnen herumfuhren. Wenn wir so an diesen Anstand heranfahren, jagen wir jeden in der Nähe befindlichen Leopardenglatten bis nach Tanganjika zurück. Und wenn wir bis zur Abenddämmerung im Versteck bleiben, wird Muema in der Dunkelheit den Wagen nie über diese Felsbrocken nach Hause bringen. Ich schlage vor, wir gehen etwa eine

halbe Meile ganz, ganz leise zu Fuß. Aber vielleicht haben wir Glück mit unserem Lageranstand, und der große Bursche ist dort gerade am Fressen.«

Er stellte das Glas auf den Baum ein.

»Nein ... nein ...« murmelte er. »He! Da ist der Zauberadler!« rief er, als ein kleiner Adler aus den Baumkronen hervorsegelte und mit steifen Flügeln beinahe wie ein Geier am blauen Himmel seine Kreise zog. »Und ... o Jesus! Muema! Darubini ingine!«

Er nahm den großen Feldstecher, reichte ihn Paul und gab Katie sein eigenes, kleineres Glas.

»Er ist aufm Baum!« flüsterte er. »Sehen Sie, zählen Sie vom Köder ab – eins, zwei, drei Äste, gleich links vom Köder. Sehen Sie ihn? Er liegt in voller Länge auf diesem Ast. Sie können eine Pranke und den Schwanz herunterhängen sehen. Ein Prachtkerl, Paul, ein Meisterbursche!«

»Mein Gott«, hauchte Paul, als er ihn entdeckt hatte.

»Jesus«, fügte seine Schwester ehrfurchtsvoll hinzu.

Die große Katze lag tief schlafend oberhalb des Köders, das goldene Fell mit den schwarzen Flecken schimmerte durch das dunkle Filigran des Akazienblattwerks. Hinter ihr war der blaue Himmel zu sehen, und ihr Schwanz schwang darunter wie ein dickes Fragezeichen. Eine mächtige Pranke hing träge herab; die große Katze schlief offensichtlich nach dem Riesenfrühstück aus.

»Ich will versuchen, uns von hier wegzufahren, ohne ihn zu wecken«, sagte Brian, den Wagen startend. Sobald aber der Motor lief, sah Katie den Leoparden aufstehen, sich gähmend strecken und sich in Richtung des Motorengeräusches herumwenden. Dann glitt er blitzschnell wie eine große Eidechse den Stamm des Fieberbaums hinunter, hielt eine halbe Sekunde in der Gabelung inne, sprang dann graziös, ein glänzender gelber Fleck, zu Boden und verschwand in dem dichten Unterholz am Fuß des Baums.

»Jetzt brauchen wir nicht mehr vorsichtig zu sein«, sagte Brian mit normaler Stimmstärke, als er den Wagen wendete. »Er wird wieder im Busch lauern, ehe er zum Baum zurückgeht, um weiterzufressen. Bei Gott,

Paul!« Seine Stimme klang ehrlich erregt. »War das nicht ein wunderbarer Anblick, Katie?«

»Ich zittere am ganzen Leib, und dabei steh' ich noch nicht mal im Versteck«, sagte ihr Bruder. »Aber sagen Sie, ist das nicht ziemlich ungewöhnlich? Ihn bei hellem Tageslicht auf einem Baum anzutreffen?«

»Ja«, meinte Katie. »Mir scheint, es wimmelt hier von Leoparden. Ich dachte immer, sie wären schrecklich selten und man kriegte sie nie bei Tag zu Gesicht, es sei denn, man träfe alle die Vorbereitungen, die Sie uns gestern schilderten.«

Brian war zunächst damit beschäftigt, den Wagen am Hang entlang um größere Felsbrocken herum und vorsichtig über einige glattere, flache Steine zu steuern. Dann antwortete er:

»Ich habe in meinem Leben nur ein halbes Dutzend bei Tag in einem Baum schlafen sehen. Höchstens, wenn überhaupt, bekommt man einen blitzartig zu Gesicht, wenn sie herunterspringen. Unsere Katie hat uns Glück gebracht.«

»Das ist ein verdammt fetter Brocken«, sagte Paul. »Verdammt fett.«

»Zu fett, wenn man's genau nimmt«, erwiderte Brian. »Auch der nicht-fressende Bursche, den wir soeben gesehen haben. Aber ich hoffe, wir brauchen nicht auf diesen Gentleman zu warten oder uns um das letzte Versteck Sorgen zu machen. Der andere ist genauso groß, nach seinen Prankenabdrücken zu schließen, wenn nicht noch größer. Wir haben ein tolles Glück. Ich glaube, wir sollten jetzt gehen und uns noch ein paar Perlhühner in entsprechender Entfernung von den Ködern schießen, Paul, und dann nichts wie heim. Ich habe Durst. Scheint mir so'n richtiger Gin-und-Tonic-Morgen zu werden.«

Nach dem Lunch wurden sie von ihren Boys sanft aus ihrer Siesta geweckt. Brian erwartete sie schon mit dem Nachmittagstee, nachdem sie ihre

schlafverschwitzten Gesichter gewaschen hatten und ins Messezelt getreten waren.

»Leopardenzeit«, sagte er fröhlich. »Heiß, nicht wahr?« Die auf das Segeltuch des Zeltsonnendaches prallenden Strahlen der Nachmittagssonne waren beinahe hörbar. Es war sehr schwül, und Wolkenmassen hatten sich aufgetürmt, die den Berg verdeckten und sich am Horizont ballten. Der dreitönige Ruf des Regenvogels war in der brütenden Hitze klar zu hören.

»Es ist stickig, kein Zweifel«, meinte Katie. »Mein Nackenhaar trieft Hab' einen richtigen Flecken ins Kopfkissen geschwitzt – das erstemal seit dem Norden.«

»Ist der reinste Schlechtwetterbrauer, wie wir es immer nannten«, sagte ihr Bruder. »Nicht wahr?«

»Würde mich nicht wundern. In diesen schwarzen Wolkenbällen steckt bestimmt 'ne Masse Wasser drin. Es wird sich nun jeden Tag etwas mehr zusammenziehen, und dann geht's los! Zeit zu packen und zu verschwinden. Bis dahin, glaube ich, werden wir den alten Chui erwischt haben; tot, abgehäutet und eingesalzen, das Brustbein sauber und auf Hochglanz poliert, um eine Glücksbrosche für Katie daraus zu machen. Nun, wollen wir?«

Sie fuhren schräg über den Hang des Hügels. Das grüne Wiesengelände war ohne Wild, als sie bergab und dann am ebenen Flussufer weiterfuhren. Kein zartfüßiges goldenes Impala auf der Weide; keine scharrenden oder rennenden Vögel. Schweigen hing greifbar, bedrückend über der Landschaft, und in der Ferne, hinter den purpurnen Bergen, hatte sich der Himmel zu einem fast düsteren Violett verdunkelt.

»Jawohl, es braut sich was zusammen«, meinte Brian wieder. »Da, sehen Sie, da drüben.« Er zeigte auf einen niederen schwarzen Wolkenring, der um eine kleine Bergspitze lag. Unterhalb der Wolke schien ein bläulicher, senkrechter Dunst zu stehen, beinahe wie ein schiefer Turm aus gefurchtem Stein. »Das sind die Regen, Kamerad. Und jeden Tag kommen sie näher.«

Er hielt an und ging auf die andere Seite hinüber. Muema reichte ihm eine doppelläufige Flinte. Brian knickte sie, linste durch die Läufe und besah

sich dann genau die beiden dicken schwarzen Patronen, die Muema ihm reichte.

»Rehposten«, erklärte er, die Patronen hineinschiebend. »Wollte sicher gehen, daß es keine Fünfer oder Sechser waren. Ich mache jede Wette, daß Sie ihn nicht nur verwunden, Paul. Wenn's aber passieren sollte, und wenn ich ihn dann am Schwanz herausziehen muß, möcht' ich nicht im Krankenhaus feststellen müssen, daß wir Vogeldunst statt Rehposten in diese Donnerbüchse geladen hatten.«

Brian stieg hinten ein, und Muema setzte sich ans Steuer. Als der Wagen anfuhr, sagte Brian: »Springen Sie hinaus und ins Versteck, wenn ich Ihnen auf die Schulter tippe, Paul. Und Katie, Sie stürzen hinter ihm her. Setzen Sie sich rechts von Paul. Vergessen Sie nicht Ihre Kissen. Der Boden wird in einer Stunde furchtbar hart werden. Und wenn Sie noch eine Zigarette rauchen wollen, dann jetzt.«

Der Landrover zuckelte weiter. Muema fuhr so vorsichtig und ruhig wie möglich im zweiten Gang, folgte dem Pfad, den sie gefahren waren, als sie das Gelände zum ersten Mal inspiziert hatten, und dann noch einmal später, als sie den Köder in den Baum gehängt hatten. Sie bogen rechts ab, fuhren etwas steiler bergab, und jetzt konnte Katie den braunen Bienenstock des Anstands sehen, der nach einem Tag schon ganz nett verwittert aussah und von den anderen kleinen Dschungelhügeln aus gefallenem Bäumen und von den mit einem Ring abgestorbenen Gräsern umgebenen Felsen kaum zu unterscheiden war.

Muema fuhr jetzt langsamer, schaltete auf den ersten Gang, und Katie spürte, wie sich ihr Bruder neben ihr aufrichtete und dann aus dem türlosen Rover sprang – beinahe wie ein Fallschirmspringer. *Geronimo!* dachte sie und sprang blindlings hinter ihm her. Hart landete sie auf Händen und Knien und kroch eilig ins Versteck. Paul reichte ihr ein Kissen, das sie sich unter den Allerwertesten legte. Dann sammelte sie ihre ausgestreckten Beine zusammen, zog sie an und faltete sie im Schneidersitz unter sich. Sie warf einen schnellen Blick durch das kleine Guckloch im Blätterwerk des Anstandes, stellte fest, daß sie das hängende tote Schwein gut sehen konnte,

dessen Haut von der seitwärts durch den tiefschattigen Baum hereinscheinenden Sonne weiß angestrahlt wurde.

Sehr langsam wandte sie den Kopf – Brian hatte sie darauf aufmerksam gemacht, daß sie im Anstand keine abrupten Bewegungen machen dürfe – und sah, wie Paul sein Gewehr an die Vorderwand des Anstandes gelehnt hatte, ganz nahe dem gegabelten Zweig, der das Gewehr stützen sollte, wenn – ja, wenn er schießen würde. Er saß mit hochgezogenen Knien da, hatte die Arme um die Beine geschlungen und starrte unentwegt durch sein Guckloch über dem gegabelten Zweig. Jeder Muskel in seinem Körper schien gespannt, und seine Augen blickten mit höchster Intensität zu der Öffnung in den dichtbelaubten Ästen.

Brian war nicht angespannt. Er hatte es sich ein gutes Stück hinter den beiden bequem gemacht und lag, auf einen Ellbogen gestützt, ein Knie hochgezogen, auf dem Boden. Schließlich rückte er noch etwas nach hinten, legte sich gemütlich auf die Seite und streckte beide Beine aus. Er sah, wie sie zu ihm herüberschaute und blinzelte ihr zu.

Katie hob langsam den Kopf und schaute durch ihr Guckloch. Vor ihr war nichts als ein Stück glatter grüner Wiese und ein Waldrand, der einen mit Binsen umsäumten Fluss einfasste, und ein großer, starkstämmiger, schwarz-gelb-gesprenkelter Dornenbaum mit einem toten Warzenschwein in den Ästen. Sie konnte Vögel hören – hinter ihr klang das – Oohoo – oohoo – oohoo – ooo! einer Wildtaube und das silberhelle Klingeln eines Glockenvogels, das sie noch nie gehört hatte.

Leises tröstliches Schnattern von Affen drang aus dem Busch zu ihnen herüber, aus dem der Leopard kommen mußte. Dazu das träge Faaak des langschwänzigen Vogels, den sie jetzt als Lärmvogel identifizierte. Und weiter weg, am Fluss, hörte sie das scharfe Kastagnettengeklapper der Perlhühner. Sonst war eigentlich nichts bemerkenswert, außer dem trägen Zirpen der Heuschrecken. Aber heiß war es, mein Gott, war das heiß in dem kleinen Ofen aus Blattwerk, in dem sie saßen. Nur vom Boden, der im Schatten lag, drang durch die Sisalkissen, die sie von den Vordersitzen des Landrovers mitgenommen hatten, etwas Kühle herauf.

Ein Schweißtropfen lief Katie die Nase herunter und fiel mit einem entsetzlich lauten Plumps auf den Boden. Sie schielte nach beiden Seiten, ob einer der Männer diese außerplanmäßige Störung gehört hätte, aber ihr Bruder hockte immer noch vor seinem Guckloch, und Brian, auf seinen braunen nackten Arm zurückgelehnt und das Kinn in die Hand gestützt, hatte seine unglaublich langen Wimpern gesenkt und schien zu schlafen. Dabei bemerkte Katie zum ersten Mal, daß das Schloß seiner reichlich verschrammten Zwölfer-Flinte auf einem alten grauen Rollpullover ruhte, den sie einmal an einem kalten Morgen an ihm gesehen hatte. Wie laut die Stille sein konnte, wenn man ganz intensiv horchte.

Schon schlief einer ihrer Füße ein. Sie sah auf ihre Armbanduhr – fünf vor fünf. Brian hatte gesagt, der Leopard werde wahrscheinlich nicht vor sechs auftauchen, gewöhnlich zwischen sechs und sieben. Das bedeutete noch eine, noch zwei Stunden Wartezeit, bevor das Krachen des Gewehrs ihres Bruders oder der zitternd heraufkriechende Strahl der Scheinwerfer Muemas sie aus dem erzwungenen Schweigen und dem lästigen Jucken und Zwicken erlösen würde, das jetzt alle möglichen Körperteile befiel, ohne daß man sich kratzen durfte.

Aha, endlich passierte doch noch etwas. Brian muß wirklich ein großer Künstler im Bau von Anstandsverstecken sein, dachte sie, denn hier kommt ein ganzes Geschwader argloser Perlhühner angesegelt. Sie setzten sich direkt aufs Versteck, waren von den Binsensträuchern am Flussrand hergekommen, wo sie sich zweifellos, von der Hitze ermattet, ausgeruht hatten. Seltsame, abstoßend kahlköpfige Biester waren es, obgleich sie in der Zubereitung des alten Aly, kalt in großen, dicken Scheiben serviert, mit Tomaten, eingelegten Zwiebeln und krausem Kopfsalat aus der Eiskiste angerichtet, wunderbar schmeckten und ebenso wundervoll als Suppe oder Stew, und wenn sie noch jung waren, auf dem Grill gebraten, nachdem man sie vorher ein paar Tage auf Eis hatte ablagern lassen.

Ihr Speisezettel hatte sich im letzten Monat ganz beträchtlich geändert, dachte Katie. Früher hatte sie sich nie viel aus Wildbret gemacht, aber hier war es das einzige Frischfleisch, das man kriegen konnte, und es schmeckte

eigentlich gar nicht nach Schießpulver. Außerdem beschwor es keine lebhaften Vorstellungen von Kugeln und blutbespritztem Gefieder und schlaffen toten Hälsen herauf. Ein Glück, daß man hier nicht das ganze Perlhuhn, mit Kopf und allem, auftischte, wie manchmal in England Fasan, dachte sie, als ein alter gelbbehelmt Hahn geziert auf das Versteck zukam, sie mit einem triefenden roten Auge anstarrte und dabei seinen schuppig-kahlen Hals drehte. Aus einiger Entfernung waren sie ganz hübsch, aber aus der Nähe so scheußlich und ekelhaft wie ein Truthahn oder Bussard. Ihre Lippen formten lautlos das Wort ›Husch‹, und nachdem ihr Freund einen Augenblick fleißig herumgekratzt hatte, flog er mit dem übrigen Schwarm davon, der sich pickend auf der billardgrünen Weide als großer ovaler Purpurklecks niederließ.

Gleich danach wurden die Perlhühner von den waldhuhnartigen gelbhalsigen Frankolinen abgelöst. Sie waren fast so groß wie Fasanenhennen, hübsch braun-gelb-schwarz gefiedert und wunderbarerweise von einem epikureisch verständnisvollen Allmächtigen nur aus weißem, zartem Fleisch geschaffen. Katie hatte schon eine Menge Frankoline geschossen. Perlhühner, Frankoline und Sandhühner waren das einzige, was sie überhaupt schoß. Sie hatte keine Gewissensnöte, wenn sie sah, wie Muema einen flatternden, angeschossenen Vogel packte und ihm den Hals umdrehte. In der Luft sahen sie langsam aus, wenn die Boys sie aber aufstöberten und zwangen, wie gejagte Fasane hochzufliegen, waren sie ganz schick, und auf jeden Fall gaben sie einen köstlichen kalten Lunch oder ein feines Masthühnchen à la King ab.

Jetzt hatten die Frankoline Paarungszeit, auch die Perlhühner. Täglich sah man immer mehr Vögel aus den Scharen ausschwärmen und zu Paaren fliegen. Könnte für mich auch Paarungszeit sein, wenn mich bloß jemand fragte, dachte Katie. Aber es ist nicht gut, solchen Gedanken in einem Leopardenanstand nachzuhängen. Könnte den Leoparden verscheuchen, wenn ich Brian plötzlich überfiele und aufs Kreuz legte – vorausgesetzt natürlich, daß Paul wegführe und uns allein ließe.

Allein. Ich frage mich, dachte Katie, den scharrenden Vögeln zuschauend und ein Rebhuhn beobachtend, das wütend auf eine Milbe oder Laus unter dem Flügel einhackte, ich frage mich, wieviel Zeit meines Lebens ich mit Warten zubringe – warten auf etwas, was schon vorbei ist, ehe es richtig angefangen hat und vielleicht gar nicht viel wert ist, nachdem es eingetroffen ist? Ich kann eigentlich sagen, daß ich mein ganzes Leben lang allein gelebt habe, bis jetzt, wo ich endlich feststelle, daß ich mit den beiden Pfadfindern hier neben mir etwas Gemeinsames habe. Das war eine neue Erfahrung: jeden Tag mit dem verlangenden Gefühl der Erwartung aufzuwachen – mit dem Gedanken, daß man etwas Neues und vielleicht Erregendes, auf jeden Fall aber etwas Schönes zu sehen bekäme.

Hier sitze ich nun in diesem Leopardenanstand, dachte Katie; bin ein spätes Mädchen von fünfunddreißig und gehöre zu niemandem. Ich gehe auf sechsenddreißig zu und habe es satt. Ich möchte zu jemandem gehören und etwas tun, irgend etwas, bevor das Klimakterium einsetzt und ich einen Schnurrbart kriege. Ob ich wohl je etwas dazu tue, etwas dazu tun kann? Vielleicht bin ich von Geburt an allergisch gegen das Glück. Der Gedanke bedrückte sie.

Jetzt merkte Katie, daß sie einen Niesreiz bekam. Lieber Gott, lass mich nicht niesen lieber Gott lass mich nicht niesen lass mich nicht niesen! Lass mich Brus Leopard nicht verpatzen lass mich nicht niesen daß Brian mich nicht auch für ein Ärgernis hält wie all die anderen Weiber, die auf Safari gehen, mit den Hüften wackeln und ihn mit den Augenlidern anklappern. Ich werde nicht niesen werde nicht niesen werde *nicht* niesen – und ich habe auch nicht geniest. Es ist weg und wird wegbleiben, weil ich es will. Ich bin sehr stolz auf mich, nicht geniest zu haben.

Woran Brian wohl denkt, wenn er so das tausendste Mal in einem Leopardenanstand sitzt? Sicher nicht an den Leopard. Der wird kommen, und wenn er kommt, wird er Paul sagen, was er zu tun hat, und dann fahren wir alle nach Hause, trinken und reden die ganze Nacht von dem Leopard. Aber an etwas muß Brian doch denken?

Vielleicht macht ihm das Warten nichts aus. Vielleicht wartet er gern. Vielleicht kann er seine Gedanken abschalten und seinen Geist in der Welt herumschweifen und die tollsten Abenteuer erleben lassen, die ihn nicht erschüttern. Vielleicht erzählt Brians Geist ihm gar nicht, was ihm zugestoßen ist, während Brian in einem Dornenschober sitzt und auf eine gefleckte Katze wartet, die an einem toten Warzenschwein herumkauen soll.

Was wohl passierte, wenn ich wirklich niesen würde? Oder husten? Oder wenn ich etwas täte, was Damen nie tun, nämlich einen mordsmäßigen Wind lassen?

Katie grinste in sich hinein. Diese nette junge Frau hat wahrhaftig seltsame Gedanken, während sie an einem heißen afrikanischen Nachmittag in einem Leopardenanstand sitzt und auf die Vogelrufe *clang-tong* und *ooo-hooo-oooch-hoooo-HOOOO* lauscht und der kleinen Eidechse nachsieht, die gleich hinter dem Anstand übers Gras huscht, und die großen schwarzen Ameisen auf dem kleinen Hügel beobachtet, den Brian mit der Panga einzuebnen vergaß, als er den Anstand baute, und die seelenruhig draußen herumpickenden Perlhühner, als gebe es keinen Menschen im Umkreis von hundert Meilen.

»Himmelherrgottsakrament!« Wie ein Donnerhall rollte der Fluch in die Luft.

Brian hatte die Vorschriften verletzt. Katie war erschrocken. Der Fluch war ihm laut und maßlos zornig entfahren. Zufall konnte es nicht gewesen sein, denn er fluchte noch mal. Ihr Bruder zuckte wie von einer Tarantel gestochen zusammen.

»Himmelherrgottsakrament! Kommen Sie, wir können ruhig 'rausgehen! Daran hätte ich denken müssen!« Brians Stimme durchbrach die Stille, als hätte jemand in einer Kathedrale ein Gewehr abgeschossen.

Brian kroch jetzt aus dem Anstand hinaus und bot ihnen Zigaretten an, als sie aufstanden und sich die verkrampften Beine rieben. Er deutete mit einer wütenden Kopf- und Kinnbewegung über die Schulter. Eine schwarzweiß gefleckte Kuh streckte ihren glotzügigen Kopf gerade aus einem

verkümmerten Dornendickicht am Hang des sanften Hügels hervor, den sie immer hinunterfuhren. Trauriges Viehgebrüll klang hinter ihr, und das *clang-tonk* war eine Kuhglocke gewesen; Katie und ihr Bruder starrten verwirrt hin.

»Geben Sie einen Schuß ab«, sagte Brian zu Paul Drake. »Brennen Sie Ihrem verfluchten Schwein eins auf! Los, schießen Sie schon!«

Wie im Traum hob Paul Drake die Büchse, und sie hörten das klatschende Geräusch, als die Kugel das hängende Warzenschwein traf.

»Das ist ein Zeichen für Muema, mit dem Wagen zu kommen«, sagte Brian verdrossen. »Sie hätten ruhig niesen können, Katie, wie sich's jetzt herausstellt. Ich hab's gesehen – Sie haben sich diesmal unnötig so gewaltig angestrengt. Alles kaputt: Die dreimal verfluchten Schweinehunde von Massais sind uns mit ein paar Hundert Stück Vieh besuchen gekommen. Ich hätte wissen müssen, daß das frische Gras noch zu kurz, zu grün und zu saftig für diese Bastarde ist, als daß sie ihm widerstehen könnten. -Liegt zu nahe am Wasser und an dem großen Sumpf. Na, schön«, sagte er schulterzuckend. »Kwaheri Chui. Jambo Massai. Nächstes Jahr vielleicht. Die Katze ist uns auf jeden Fall durch die Lappen gegangen.«

Die Rinder tauchten jetzt aus dem Gestrüpp auf, begierig das zarte Gras fressend. Sie waren mager und knochig, schwarz-weiß und rotscheckig. Die meisten hatten hohe wacklige Höcker, und ihre Hörner hatte man ihnen, als sie noch Kälber waren, gekürzt oder gebrochen, damit sie stärker nachwüchsen, das Kennzeichen des Massai-Viehs. Einige hatten die riesigen, langen Hörner von Trophäengröße, die sie auf Bildern altägyptischer Rinder gesehen hatte, eine Hörnerform und -größe, wie sie bei den Ankole-Herden in Uganda üblich wären, hatte Brian ihr erzählt.

Sie beobachteten die eindringenden Massais. Es war offenbar ein Familienverband – ein alter grauer Mann mit kurzem Speer, drei Frauen verschiedenen Alters und zwei Knaben. Die jüngste Frau trug einen Säugling. Sie beachteten die Weißen nicht – und auch kaum den Landrover, als er polternd herankam, Muema am Steuer beim Anblick des Viehs mit einem enttäuschten Ausdruck im Gesicht, Kidogo saß neben ihm. Ohne

anzuhalten fuhren sie durch die Herde hindurch, neugierige Färsen mit dem Wagen beiseite stoßend und gelegentlich hupend, wenn sich ihnen ein Kalb störrisch in den Weg stellte. Muema hielt direkt unter dem Baum, und Kidogo sprang heraus, um den Stamm hinaufzulaufen. Muema stand unten und sah zu, wie Kidogo die Seile, mit denen das Schwein angebunden war, zerhackte. Im nächsten Augenblick fiel das Schwein mit einem dumpf klatschenden Geräusch herunter. Der angefressene, stinkende Kadaver war sofort von dem beharrlichen Fliegenschwarm bedeckt, der wie eine Wolke über den Rindern und den mausgrauen Eselchen hing, die die berghohen Packen Haushaltsgegenstände der Massais trugen.

»So«, sagte Brian, »jetzt könnten wir eigentlich ins Lager zurückfahren. Es ist zu spät für den anderen Anstand – wäre beinahe dunkel, bis wir hingekommen und den Berg hinuntergestiegen wären. Ein Glück, daß wir noch einen großen Leopard in Reserve haben. Dem Burschen hier werfen wir eine Kusshand zu – Adieu! Als ob diese Leute mit ihren verfluchten Ngombe nicht woanders hätten hinziehen können – na ja ...« Er zuckte wieder mit den Schultern. »Ist schließlich ihr Land. Da ist nichts zu machen. Wo das Vieh erscheint, verschwindet das Wild.«

Brian tat Katie plötzlich schrecklich leid – er, der in seinem Leben wahrscheinlich fünfhundert Leopardenschüsse gesehen hatte. Sie bedauerte ihn mehr als ihren Bruder, der um seinen ersten Leopard betrogen worden war. Armer kleiner Brian, dachte sie. Macht alle diese Pläne, denkt sich so viele Tricks aus, bietet alles an Kenntnissen und Tüchtigkeit auf, und dann kommt so eine Bande fliegenbeschissener Kuhhirten und macht alles zunichte.

Impulsiv küßte sie Brian auf die Wange.

»Nicht weinen, Kleiner«, sagte sie. »Es gibt noch viele, viele Leoparden, mit denen Sie spielen können. Jetzt fahren wir ins Lager zurück, und Mama mixt uns ein paar nette Martinis, und morgen spielen wir wieder ganz von vorn Miezekatze.«

Paul Drake lächelte seiner Schwester dankbar zu.

»Ich hatte ohnehin das Gefühl, daß ich diesen hier verfehlen würde«, sagte er.

42

Am nächsten Tag gingen sie zum anderen Anstand, wo sie den großen Leoparden auf dem Baum schlafend gesehen hatten. Der Köder war nicht weiter berührt, soweit Brian das durchs Glas feststellen konnte. Sie stolperten eine halbe Meile den Berg hinunter und pirschten sich vorsichtig die letzten dreihundert Schritte an den Anstand heran, unbequem gebückt und immer versuchend, von Fels zu Buschdickicht, von Baum zu Termitenhügel zu huschen. Katie achtete ganz besonders darauf, daß sie nicht auf einen trockenen Zweig trat oder Steinchen wegstieß. Sie hatte ein ganz rotes Gesicht und schnaufte, als sie die letzten fünfzig Meter krochen, schürfte sich die Hände an Steinen auf, rieb sich die Knie wund, bis sie endlich schweißgebadet in den Anstand plumpsten. Im Anstand gestern waren keine Insekten gewesen; dieser aber, dicht von den Büschen des Wasserlaufs umgeben, hatte keinen Grasstreifen als Feuerschutzschneise zwischen Anstand und Köder, der die Insekten fernhalten konnte. Das teilweise angenagte, beschmutzte Impala im Baum bot einen traurigen Anblick. Der scheußlich heraushängende Magen war schwarz angelaufen und hob sich dunkel von dem matten Altgold des Fells ab. Ebenso traurig saß Katie im Anstand, und die Moskitos stachen gierig auf ihre Hände, ihr Gesicht und die Fußgelenke ein. Da es in dem anderen Versteck keine Insekten gegeben hatte, war sie kühn und leichtsinnig geworden und hatte es versäumt, sich mit Anti-Insektenöl einzureiben.

Sie saßen zweieinhalb Stunden im Anstand, bis es ganz dunkel geworden war, und horchten auf die Sumpfgeräusche. Um halb sieben wurde es kalt, und sie hätte es sich nicht träumen lassen, daß man solche Krämpfe in den

Beinen bekommen konnte oder solche ziehende Schmerzen bis ins Gesäß herauf. Sie hätte vor Erleichterung heulen können, als Brian seufzend sagte:

»Well, damit hat sich's, Herrschaften. Hata leo hapana Chui«, und er bot ihr eine Zigarette an. »Auch heute kein Leopard, keiner auf diesem Baum – keine Spur von ihm am Fluss. Wollen wir ihm noch einen Tag Zeit lassen, und wenn er dann nicht kommt, schauen wir uns nach Nummer Drei um. Aber es war ein verdammt großer Bursche, den wir hier gestern gesehen haben.«

Frierend, müde und zerschlagen kamen sie ins Lager zurück. Sie badeten schnell und aßen etwas. Brian blieb noch auf, um die Safari-Nachrichten zu hören.

Sie und ihr Bruder gingen still zu Bett.

Der nächste Tag war eine Wiederholung des vorhergegangenen, nur daß Katie sich mit einem fetthaltigen Mittel besprühte, so daß die Insekten sie zwar wütend umschwirrten und wie ein Schleier um ihren Kopf hingen, aber nicht mehr stachen. Aber die Stiche von gestern juckten und schmerzten, und ihr Bruder warf ihr einen ungehaltenen Blick zu, als sie unruhig hin- und herrutschte. Sie ließ ihre Gedanken nicht mehr schweifen; sie kreisten unaufhörlich nur um die unbequeme Langeweile in dem von Insekten wimmelnden Versteck und die beiden fanatischen Jäger, die auf eine Beute warteten, die nicht kam. Elefanten konnte man wenigstens *sehen*; sogar Löwen waren nicht allzu schwer aufzutreiben.

Als sie an jenem Abend den Anstand verließen, fiel ihr ein großer, voller Regentropfen fast schmerzhaft ins rechte Auge. Er war der Vorbote eines kurzen heftigen Schauers, und bis sie die Lichtung erreichten, wo der Rover stand, waren sie bis auf die Haut durchnäßt. Dies war die erste Safari-Nacht, in der Katie bereit gewesen wäre, einen Arm für einen anständigen, großen, vollen Schnaps herzugeben, der seine fünfzig Prozent garantiert trug.

»Dieser zweite Leopard gefällt mir nicht«, meinte Brian, als sie alle mit ihren Drinks am Feuer saßen und Katie lustlos an ihrem Tomatensaft nippte. »Ich glaube, der Gentleman hat seine Zelte abgebrochen und sich verdrückt.

Eine Nacht vom Köder weg, jawohl –, vielleicht hat er ein paar Meilen entfernt was Nettes, Saftiges gefunden oder hat sich mit einem Weibchen eingelassen, oder was weiß ich. Aber es ist nicht Leopardentart, einen Köder hängenzulassen, nachdem er am ersten Tag, an dem wir ihn sahen, so frech und draufgängerisch war. Er war glücklich in dem Baum da oben, so wie ich Leoparden kenne.«

»Ich glaube, wir sind verhext«, sagte Katie. »Holen Sie lieber einen Ihrer Medizinmänner, damit sie uns einen anständigen Gegenfluch fabrizieren.«

»Ist schon geschehen«, erwiderte Brian. Katie sah erstaunt auf.

»Im Ernst?«

Brian nickte.

»Natürlich im Ernst. Kidogo ist eine Art Mundumugu, besonders in puncto Tieren. Er hat schon was mit dem Zauberbeutel angestellt.«

»Und was hat der Zauberbeutel gesagt?«

»Weiß ich nicht. Ich frag' ihn nie«, antwortete Brian. »Ich möchte es nicht im voraus wissen, wenn das Ergebnis negativ sein sollte.«

43

Brian ließ seinen Feldstecher sinken und griff nach einer Zigarette. Es war wieder ein heller, klarer Morgen, aber tiefhängende Wolken zogen sich hässlich über den Bergen zusammen. Katie und Paul sahen ihn erwartungsvoll an.

»Aha«, sagte Brian, befriedigt nickend. »Wir haben Glück. Es ist daran gefressen worden, ziemlich sogar. Zuviel, möcht' ich sagen. Es könnte eine Löwin gewesen sein, wenn der Baumstamm nicht so steil wäre – entweder eine Löwin oder einfach ein enorm großer Leopard. Für einen Leoparden allein fehlt aber zuviel Fleisch. Höchstwahrscheinlich ein Pärchen.«

»Ich dachte immer, sie lassen andere Leoparden nicht gern auf ihre Bäume?« sagte Paul. Er hatte scharfe Linien um Mund und Nase.

»Manchmal doch. Nicht sehr oft. Dann und wann hat der alte Bursche ein weiches Herz für sein Mädchen und läßt es früh an den Fraß 'ran – oder manchmal später. Wo 'ne Hündin ist, ist der Rüde nicht weit. Wenn die Dame die Beute zuerst entdeckt, benützt sie sie nicht selten als Lockvogel, um Männerbekanntschaften zu machen. Ich schwöre Ihnen, ich kenne eine alte Dame in Tanganjika, die ich persönlich ein halbdutzendmal zur Witwe gemacht habe, aber das hat ihren Glauben an so einen Baum nicht erschüttern können. Sie kommt immer wieder mit einem neuen Liebhaber an – meist mit einem großen. Sie liebt große Männer.«

»Wahrscheinlich sind alle jagdbaren Leoparden heute in Tanganjika anzutreffen«, sagte Katie. »In Kenia sind bestimmt keine mehr, nachdem der erste abgehauen ist. Er kreierte eine neue Mode. Exodus.«

Als die Boys sie um vier aus ihrer Siesta weckten, war der Himmel schon viel dunkler, und die Wolken hingen bedeutend tiefer am Horizont. Die Sonne kam von Zeit zu Zeit gespensterhaft durch, schien blutrot um die schwarzen Wolkenränder, warf seltsam purpurfarbene Lichter auf die Berge und zog schräge Pfeile ferner Regen. Täglich wurde es jetzt am Nachmittag früher dunkler, und die massiven Regenbänke schienen immer etwas näher zu sein.

Sie waren erst eine halbe Stunde im Versteck und starrten aufmerksam auf den bösen Wall schwarzgrünen Unterholzes. Dieser dornengepanzerte Festungswall hatte riesige, dicht von Lianen und Unterholz umschlungene Bäume hinter sich, so daß ein Dickicht entstanden war, das sich nur auf den ausgetretenen Wildpfaden durchdringen ließ.

Dieser letzte Anstand war kein angenehmes Versteck. Bei Sonnenschein hätte er vielleicht ganz freundlich sein können; im Düster des wolkigen Nachmittags aber sah der Busch unheilvoll schwarz und sehr, sehr abschreckend aus. Der Anstand lag in der Nähe der Gabelung des Flusses, wo das durch Blätter gefärbte Wasser dunkel über die glatten weißen Felsen floß, an den mit Flechten überzogenen, glitschigen Felsbrocken vorbeirauschend, wo das verfilzte Dickicht bis zum Flussrand hinunterreichte und ihn wuchernd überragte. Ein paar Fuß vom Wasserrand

entfernt war alles dunkel, schwarz – nicht der dünnste Sonnenstrahl durchdrang die Matte von Blattwerk und verschränkten Lianen und gefallenen, von Schlinggewächsen erwürgten Stämmen. Der ganze Ort stank nach Pavianen und muffigem, nassem Blattwerk. Der Freßast, auf dem der Leopard den Köder fressen sollte, lag viel tiefer als die anderen, auch der Baum war von anderer Art, er sah bedeutend mehr nach einer Eiche aus. Er stand inmitten eines Dschungels von Dornengewirr und wurde von beiden Seiten von Sumpfarmen umfassen.

Ein kolossaler Donnerschlag riß die Wolken auseinander, und ein gezackter Blitz schoß den Himmel herunter. Purpurfarbene Wolken kullerten übereinander und klirrten, zusammenprallend, wie riesige Zimbeln. Der Himmel verdunkelte sich, es wurde zwielichtig, obgleich es erst fünf Uhr war, und ein warmer, grauer Platzregen rauschte wie ein verdunkelnder Rolladen mit solcher Gewalt nieder, daß die Tropfen im Staub hochsprangen. Das Versteck hatte kein Dach; in zwei Minuten war Katie bis auf die Haut nass. Sie drehte ihren triefenden Kopf zur Seite und sah, daß ihr Bruder und Brian genauso nass waren. Paul wischte behutsam und andächtig mit einem feuchten Taschentuch über die Linsen des Zielfernrohres seiner Büchse. Zu spät. Er nahm seine weiche Mütze ab und verdeckte damit den hinteren Teil des Zielfernrohrs. Der Regen lief an seiner Brille wie an einer Windschutzscheibe herab; sein schütteres Haar klebte in Strähnen an seinem weißen Schädel. Sie sah Brian an, dessen dichter Struwelpeterschopf vom Regen zusammengeklatscht war. Er machte eine Kopfbewegung zum Leopardenbaum hinüber und formte mit den Lippen die Worte: Wollen Sie gehen? Sie sah, wie ihr Bruder lautlos aber nachdrücklich mit Nein antwortete. Brian zuckte in seiner charakteristischen Art leicht die Schultern, hob langsam die Hand und wischte sich das Wasser aus den Augen.

Dann ließ der Regen etwas nach und hörte schließlich ganz auf. Aber die Sonne blieb nach wie vor hinter den riesigen Wolkenbänken versteckt, und der Wald vor ihnen wirkte noch niederdrückender mit den stetigen Trommelschlägen des von den Blättern und Ästen der Bäume fallenden

Regens. Katie linste durchs Guckloch. Der angefressene Köder sah in der vom Regen geschwärzten, schmutzigen Fellverpackung trauriger aus denn je. Eine leichte Brise kam auf, und Katie fröstelte, als das klamme Hemd auf ihrer Gänsehaut klebte und ihre Füße in den nassen rauen Wollsocken immer kälter wurden.

Jetzt begann es wieder zu regnen, nicht wie vorher peitschend und hämmernd und so scharf auf die Haut klatschend, daß es weh tat; sondern sickernd, gleitend, einschmeichelnd und mit einem stetigen Druck auf die Haut, statt abzurallen. Es war ein Dauerregen, der ihr lästig in die Augen rann. Sich an Brians Instruktion erinnernd, daß man sich immer nur langsam bewegen sollte, hob sie die Hand zur Stirn – und bei dieser Bewegung sah sie ihn.

Er saß schlank und schön in der ersten Gabelung, schlank, undeutlich und im Regen dampfend. Er war nicht mehr gelb, er war nur noch ein grauer Schemen, so vollkommen mit dem dunklen Hintergrund verschmolzen, daß sie ihn wahrscheinlich nie entdeckt hätte, wenn er die weiße Schwanzspitze nicht einmal schnell bewegt hätte. Der Schwanz hing jetzt glatt herunter. Wie mein Haar augenblicklich, dachte Katie wütend und langte vorsichtig zu ihrem Bruder hinüber, um ihn in den Schenkel zu zwicken. Langsam hob sie das Kinn in Richtung des Baumes, und als ihr Bruder ruhig die Hand nach dem Gewehr ausstreckte, verschwand der Leopard, um wie ein schwefelfarbiger Nebelfetzen auf dem Freßast wieder aufzutauchen. Er hatte beinahe genau die gleiche Farbe wie das tote Impala, und der Regen hatte sein Fell dunkler gemacht, so daß sie die Flecken mit bloßem Auge nicht richtig ausmachen konnte. Die beiden Tiere verschmolzen ineinander, tot das eine, lebend das andere, und da der Wind in ihre Richtung wehte, konnte Katie deutlich das knirschende Geräusch der Zähne im Fleisch des Köders hören. Der Leopard war lautlos gekommen, kein heiseres Paviangeschrei, kein hysterisches Affengeschnatter, kein Vogelkreischen hatten ihn angekündigt.

Ihr Bruder kam nicht zum Schuß. Langsam war Brian Dermotts Hand über Pauls Visier zu dem Abzug geglitten, und sie sah Brians Lippen still das

Wort Nein formen. Mit einem unmerklich verneinenden Kopfschütteln bewegten sich seine Lippen wieder: *W-e-i-b-c-h-e-n* buchstabierten sie langsam. *Warten.*

Einen Augenblick darauf brach von rechts ein wahres Tohuwabohu wilder Laute aus. Paviane stimmten einen Chorgesang profanen, gutturalen Gebells an. Kleine Affen schrien, als würden sie gefoltert, und Äste schwankten heftig krachend auf und ab, als Tiere von Zweig zu Zweig hetzten. Vögel stürzten von den Baumkronen und flohen, schrill Alarm schlagend. Jetzt konnte man ein stetes *huh-huh-huh* hören und dann ein unbeschreibliches spuckendes Knurren, das in ein Brummen auslief und von dem fleischig blubbernden Schrei eines Pavians abgelöst wurde, als wäre ihm der Laut aus der Kehle gerissen worden.

Bei dieser Störung hob das fressende Weibchen den Kopf aus der Bauchhöhle des toten Tieres, drehte ihn mit stolzer Eleganz in Richtung der Geräusche und verschwand wieder gleich einer Rauchwolke aus dem Baum. Katie wandte den Kopf Brian zu, der lautlos mit den Lippen und glücklich lächelnd das Wort Jetzt formte.

Wieder ertönte ein Brüllen und Krachen im Busch fast am Fuß des Baumes, wieder ein Tumult unter den Affen in den Baumkronen, und noch einmal pflanzte sich wie ein Schweif explodierender Feuerwerkskörper die Spur der zornig schreienden, fluchend durch das Buschdickicht jagenden Paviane fort. Und dann war wieder ein asthmatisches, kehliges *huh-huh-huh* unter dem Baum, gefolgt von einem rasselnden, rumpelnden Laut, und plötzlich starrten Katie die bösesten gelben Augen, von denen sie je geträumt hatte, direkt ins Gesicht. Der Leopard war ungeheuer groß, er füllte die Gabelung aus; seine Augen waren gleichzeitig überall.

Unwillkürlich bewegte sich ihr Bruder, aber Brian packte seinen Arm und hielt ihn zurück. Langsam wandte der Leopard den Kopf, sein topasfarbener, starrer Blick schien Katie in die Seele zu dringen, und dann verschwand der Teufel. Er rührte sich nicht, war einfach verschwunden. Im selben Augenblick gab es eine leise Bewegung im Versteck, als Brian den Arm ihres Bruders losließ, Paul mit einem winzigen Geräusch die Büchse

in die Gabelung der Stütze schob und sich zum Zielfernrohr beugte. Eine Sekunde lang konnte Katie den Leopard wieder sehen; er stand groß, aufgerichtet und stolz da, die Breitseite ihnen zugekehrt, den Kopf leicht zum Winkel des Astes erhoben, und biss sich hungrig in das vom Regen naßstriefende Fleisch des toten Impalas.

Den Bruchteil einer Sekunde hörte sie noch das mahlend-knirschende Geräusch von Fängen auf Knochen; dann ging die Büchse mit der Lautstärke eines explodierenden Munitionsdepots los, daß die Dornenwände des Anstandes schwankten. Der Pulvergeruch hing angenehm bitter in der Luft, aber Katie war von der Erschütterung eine Sekunde lang betäubt und beinahe geblendet.

Als sie wieder sehen konnte, rannte Brian mit seiner Flinte auf den Fuß des Baumes zu. Ihr Bruder saß immer noch bewegungslos da, verdutzt, mit kalkweißem Gesicht und dümmlich offenem Mund. Über dem Auge, wo das vom Rückstoß zurückprallende Zielfernrohr ihn gestoßen hatte, klaffte eine Wunde. Der Regen spülte ihm das Blut das Gesicht hinunter und verdünnte es zu kleinen rosafarbenen Rinnsalen.

Er rappelte sich verlegen aus dem Versteck auf und blieb dumm stehen, immer noch blaß, immer noch mit offenem Mund, das Gewehr in der Hand, als hätte er noch nie eines gesehen.

»Ich – ich habe zu früh geschossen«, sagte er vor sich hin. »Ich war aufgeregt und schoß zu schnell. Nach all der Warterei und dem Regen und dem anderen Leopard schoß ich zu früh. Ich hatte gerade auf ihn angelegt, da ging die Büchse schon los. Wahrscheinlich habe ich abgedrückt, aber zu *früh*.«

»Vielleicht hast du ihn getroffen«, sagte Katie; es sollte überzeugend klingen. Sie griff in ihre durchweichte Tasche nach Zigaretten und fand sogar hinten im Päckchen noch ein paar trockene. Sie zündete zwei mit einem Wachsstreichholz an und gab ihrem Bruder eine. »Sicher hast du ihn getroffen. Brian ist mit seiner Flinte im Busch dort drüben verschwunden. Er wird gleich wieder zurück sein. Vielleicht liegt er tot unter dem Baum.«

»Nein«, erwiderte ihr Bruder, den Tränen nahe. »Brian wird ihn unter keinem Baum tot auffinden. Ich habe zu früh geschossen, war aufgeregt und tat alles, was nicht zu tun ich mir geschworen hatte. Ich riß die Büchse hoch und drückte ab. Nach all dem – all dieser perfekten Vorbereitung, mußte ich es verpatzen wie ein verfluchter Sonntagsjäger, wie ein verdammtes Schulmädchen, das vor einem Karnickel ausreißt.«

»Na, na, begeh bloß nicht Harakiri, solange du's nicht sicher weißt«, sagte Katie. »Alles andere hast du bis jetzt tadellos gemacht. Wahrscheinlich liegt er tot im Busch. Du wirst sehen, daß du ihn sehr gut getroffen hast.«

»Nein«, erwiderte ihr Bruder elend. »Das werde ich nicht sehen. Das habe ich auf keinen Fall gut gemacht.«

Sie standen verlassen im Regen, rauchten nasse Zigaretten und warteten darauf, daß der Jagdwagen sich seinen Weg durch die graue Dornbuschbrandung hinter ihnen bahnte. Brian und der Wagen kamen etwa zur selben Zeit an.

Kidogo und Muema sprangen heraus, und Kidogo war schon dabei, eine Flinte zusammenzusetzen. Brian sagte irgend etwas auf Suaheli, und Katie sah, wie eine Welle der Enttäuschung über die Gesichter der beiden Afrikaner huschte, ihren begierigen, eifrigen Ausdruck auswischend und ihre Züge beinahe verändernd. Sie sahen auf einmal grauer aus, trauriger und sehr viel älter.

»Hakuna damu«, sagte Brian zu den Boys. Er hielt einen dünnen Streifen von etwas Weißem, das sich wie ein dicker Bandwurm schlängelte, empor. »Mafuta tu.« Er wandte sich zu Paul um, und sein Gesicht schien ebenfalls älter. Er war jetzt sehr ernst.

»Sie haben ihn in die Eingeweide geschossen«, sagte er tonlos. »Tut mir leid. Wäre mir lieber gewesen, wenn Sie ihn ganz verfehlt hätten. Ich glaubte schon, Sie hätten nicht getroffen, weil er nicht vom Baum heruntergerissen wurde, sondern sprang. Aber ich habe das hier gefunden.« Er hob den weißen, wurmartigen Streifen wieder empor.

»Darm. Bauchfell. Fett. Und kein Blut.« Er schüttelte den Kopf und sah auf seine Uhr. »Beinahe fünf Uhr dreißig. Das läßt uns bei diesem Wetter

vielleicht noch fünfundvierzig Minuten Licht, um ihn dort drüben herauszulocken.«

Er ging in den Anstand, holte seinen regendurchnässten, alten grauen Sweater und schlang ihn sich um den Hals wie einen dicken Wollschal. Katies Frage kam er gleich zuvor.

»Damit der Leopard statt meiner Gurgel etwas Solides zu packen hat, bis Muema mich befreien – oder, wenn wir Glück haben, ihn abschießen kann, ehe er sich für die große Regenzeit häuslich in meinem Fleisch niederlässt.« Seine Stimme klang kalt, geschäftsmäßig, keine Spur von Frivolität war darin. »Muema ist darin sehr gewandt, mir Leoparden vom Hals zu schießen – Hat eine Menge Praxis auf diesem Gebiet.«

Paul stammelte. Sein Gesicht nahm allmählich wieder Farbe an.

»Tut mir schrecklich leid, Brian. Ich weiß wirklich nicht, wie das passieren konnte. Die Büchse schien von allein loszugehen, als ob jemand anders abdrückte. Ich hätte nicht geschossen, wenn ich nicht sicher gewesen wäre, ihn zu treffen – nicht nach all dem ...« Er machte eine hilflose Handbewegung zu dem vor Nässe tropfenden Duster des dichtbewachsenen Sumpfes hin.

Brian lächelte jetzt leicht, mit dünnen Lippen.

»Nehmen Sie sich's nicht zu sehr zu Herzen. Sie sind nicht der erste, der wegen eines Leoparden die Nerven verliert. Ich habe Ihnen ja schon einiges darüber erzählt. Aber solche Unterhaltungen locken einen angeschossenen Leopard nicht aus dem Busch. Los, Jungs!« Er sprach scharf zu den Afrikanern. »Muema! Kidogo! Heia, Upesi!«

»Sie beide bleiben beim Rover«, sagte er zu Paul und Katie. »Ich bin bald wieder da raus.« Er machte eine Geste zu dem sich ausbreitenden nassen Buschdickicht hinüber.

»Könnten Sie's – könnten Sie's nicht lassen und morgen, wenn es heller ist, herkommen? Und noch ein paar Boys mehr mitnehmen?« Katie wußte, daß sie etwas Falsches sagte, aber es schien ihr alles so ... so entsetzlich abrupt und tödlich endgültig.

»Er ist krank, verwundet und rasend da drin«, sagte Brian. »Er wird leiden, bis er von den Hyänen lebend aufgeessen wird. Und es besteht immer noch die entfernte Möglichkeit, daß er nicht schwer verwundet ist und sich soweit wieder erholt, daß er den ersten Wog, der ihm über den Weg läuft, reißt, oder noch schlimmer: er ist so gelähmt, daß er zum gewohnheitsmäßigen Menschenfresser wird. Und abgesehen von jedem humanitären Gesichtspunkt: das Wild-Department würde uns verdammt schief ansehen, wenn wir angeschossene, gefährliche Tiere in der Gegend herumlaufen ließen. Nun«, sagte Brian in scharfem Ton zu seinen Gewehrträgern, »Mnagoja nini tena? Worauf wartet ihr eigentlich noch? Los, beeilt euch!«

»Ich möchte mitkommen, Brian«, sagte Paul Drake. »Ich habe ihn angeschossen. Es war meine Schuld. Es ist nur recht und billig, wenn ich mitkomme und Ihnen helfe. Ich verspreche Ihnen, ich werde Ihnen nicht im Weg sein.«

Brian schüttelte gereizt den Kopf.

»Wenn Sie nichts dagegen haben, Paul, dann möchte ich Sie lieber nicht mitnehmen. Ich habe alle Hände voll zu tun, muß nach dem Leoparden Ausschau halten und die vor mir spurenlesenden Boys überwachen. Leoparden sind durchtriebene Burschen. Sie schlagen einen Bogen, kehren zurück, und wenn Sie an ihnen vorbei sind, springen sie Sie von hinten an. Oder warten, bis Sie beinahe über sie stolpern, und dann springen sie. Das geht alles so schnell, daß Sie sie gar nicht deutlich sehen können. Daher nehme ich jetzt auch die Flinte.« Er hielt die Waffe in der einen Hand empor. »Die Büchse da ist nicht schnell genug – nicht für einen Schock. Nein, Sie bleiben bei Katie.«

»Aber verstehen Sie denn nicht ... Gut, gut, ich tue, was Sie sagen.« Paul wandte sich ab. »Ich bleibe bei Katie im Wagen, in Sicherheit.« Seine Stimme klang verbittert. »Frauen und Kinder zuerst.«

»Nicht deswegen. Das ist nicht der Grund –« Brian schwieg, als er Katie Cranes bittenden Blick bemerkte. *Nehmen Sie ihn bitte mit, Brian. Sonst*

wird er seines Lebens nicht mehr froh. Berauben Sie ihn nicht dieser Chance, Brian. Bitte!

»Muema!« Brians Befehl hielt den Gewehrträger, der soeben in den Busch trat, zurück. »Mpe Bwana bunduki yako. Gib dem Bwana deine Flinte!« Er wandte sich an Paul. Sprach scharf, unfreundschaftlich. »Passen Sie genau auf: Halten Sie sich links und dicht hinter mir. Schießen Sie nicht auf mich und nicht auf die Boys. Schießen Sie überhaupt nicht, es sei denn, er ist direkt vor Ihnen. Und wenn er mich über den Haufen rennt, dann überlassen Sie, um Himmels willen, meine Befreiung Muema und Kidogo. Ich möchte nicht, daß Sie mir im Eifer des Gefechts, bloß, weil Sie mir Hilfe leisten wollen, den Kopf mit dieser verdammten Flinte abschießen. Verstanden?«

»Verstanden.« Paul Drakes Stimme klang fest, als er die Flinte öffnete und die Patronen nachprüfte. Er ließ das Verschluss-Stück wieder einschnappen. »Sie brauchen sich meinetwegen keine Sorgen zu machen. Brian?«

»Ja?« Brian wandte sich kurz zurück, während er sich anschickte, auf den Leopardendbaum zuzugehen. Sein regennasses Gesicht hatte einen ärgerlichen und angespannten Ausdruck.

»Danke!« sagte Paul Drake. »Vielen Dank!«

»Nichts zu danken«, erwiderte Brian kurz. »Noch etwas. Wenn er Sie anspringt, reißen Sie Ihre Flinte quer zur Kehle hoch und lassen Sie ihn auf die Läufe beißen, bis wir Sie wegziehen.«

Katie war vollkommen vergessen worden. Sie vergegenwärtigte sich im Geiste ihr Bild, als sie, ohne Lebewohl zu sagen, davongingen und in den tiefenden Busch eindringen. Die beiden Afrikaner waren ausgeschwärmt, vor Brian her fährtesuchend, und ihr Bruder ging zwei Schritte hinter Brian, sich gut links haltend. Er hielt die Flinte diagonal vor die Brust, jederzeit bereit, sie hochzureißen. Er ging kerzengerade und mit stolz erhobenen Kopf.

»Gott sei Dank, daß Brian ihn mitnimmt«, hauchte Katie, als sich der regentriefende graue Busch hinter ihnen schloß und Stille sich wie eine klatschnasse, riesige Decke auf den schwarzen Wald legte. Sie stieg in den Rover, setzte sich auf den feuchten Sitz und ließ den Regen auf ihr Gesicht

fallen. Sie hätten wenigstens das Verdeck hochschlagen können, sagte sie gereizt bei sich, im Armaturenfach nach einem trockenen Zigarettenpäckchen stöbernd.

44

Ein unsinniges Verlangen, vor Freude laut herauszuschreien, befiel Paul Drake. Vor langer Zeit hatte er einmal ›Das kurze glückliche Leben des Francis Macomber‹ von Hemingway gelesen und nicht geglaubt, daß unmittelbar drohende Gefahr einen Feigling so vollständig verwandeln könnte. Als er den Elefanten erlegte, war er nur von scheuem Staunen und Bedauern bewegt gewesen. Der Löwe hatte ihn bloß oberflächlich erregt, und das hauptsächlich, weil alles so neu und fremd war.

Aber nie, nie hatte er sich eines Gefühls für fähig gehalten, wie er es jetzt hatte, während sie sich Zoll um Zoll durch den stacheligen Busch kämpften, der wie mit schmutziggrauen Fingernägeln nach ihnen griff, durch triefenden, hasserfüllten Urwald, der die Fußgelenke umklammerte und einen wild ins Gesicht schnitt; Busch, der böse an den Kleidern riß und sich um die Beine schlang. Bäume, lebende und tote, waren von den zähen, seildicken Lianen und der verflochtenen Dornenmasse zu Kampfnetzen zusammengewoben. Wenn man die Augen von dem Mann vor einem auch nur eine Sekunde abwandte, war er verschwunden, obgleich man ihn höchstens ein paar Schritte vor einem herumtappen hörte. Einmal sprang ein Tier schnaubend von seinem Lager auf, und Paul Drakes Flinte fuhr blitzschnell hoch, die ihm das Biest in seinem hastigen Sprung krachend aus der Hand fegte.

Die Gewehrträger streiften sorgfältig spurenlesend auf beiden Seiten und kurz vor Brian durch den Busch. Paul konnte sich nicht vorstellen, was sie sahen und was sie verfolgten. Es war kein Blut zu sehen. Irgendwo hinter oder vor ihnen lag das Tier, krank, wütend, mit schrecklichen Schmerzen

von der bösartigen Sprengladung, die ihm die Eingeweide zerrissen hatte, die jetzt aus der nicht blutenden Wunde hingen. Die Boys hatten nur die langen Busch-Pangas bei sich, mit denen sie gelegentlich eine den Weg versperrende Liane abhackten oder auf eine leichte Geländewidrigkeit deuteten, die nur sie – und Brian – erkennen und deuten konnten.

Ihre Kreise schlangen sich ineinander, und Brian schien der Verbindungsmann zu sein. Jedes Mal, wenn sie sich schlossen, bildeten sie drei sich schneidende Ringe mit Brian in der Mitte, wie bei jenen chinesischen Puzzlespielen, die die Schwarzkünstler aus- und durcheinander schoben. Dreimal beratschlagten die Männer über die Richtung, die der Leopard eingeschlagen haben könnte, und jedes Mal siegte Kidogos Meinung. Und jedes Mal wurde die Richtigkeit seiner Meinung bestätigt, da Brian oder auch Muema immer wieder auf eine neue Spur stießen, und sei es auch nur, daß ein winziger, leicht beschmierter Fleck von Regentropfengröße auf einem sonst von Regentropfen übersäten Blatt fehlte. Paul Drake hatte einen trockenen Mund, war aber übergücklich. Er hoffte, ja betete geradezu, daß der Leopard, sollte er sie anfallen, direkt auf ihn zuspränge, damit er ihn erlegen könnte, während er mit ausgebreiteten Pranken und gekrümmten Krallen auf ihn zusprang.

Einmal eilte er in seinem Eifer einen Schritt zu weit vor, worauf Brian ihn mit einem kurzen Ruck seines Gewehrs und einem scharfen Blick zurechtwies. Die Mätzchen des Gesellschaftsjägers gab es nicht mehr. Hier gab es keine unbegründete Angeberei, kein um Büschespähen und auf Bäumeklettern, oder die Behauptung, man müßte notfalls einen der mit Schlingpflanzen bedeckten Riesen, von dem nur die knorrigen Wurzeln zu sehen waren, erklettern. Brian war völlig auf die Aufgabe konzentriert, zu töten, damit sie nicht getötet wurden – er, Paul, Brian und diese unglaublich tapferen schwarzen Männer, die geduckt vor ihm der Fährte folgten, halbnackt und schutzlos, lediglich mit einem Buschmesser und einem unerschütterlichen Vertrauen zu Brian Dermott ausgerüstet.

Paul hoffte, Katie dies alles eines Tages klarmachen zu können. Er hatte das Gefühl, in diesen zwanzig Minuten in dem nach Pavianen stinkenden,

klatschnassen Gewimmel von Bäumen, Dornbüschen, Blattwerk und großen Erdhügeln aus verfilzten toten Zweigen und Gras mehr über die gegenseitige Abhängigkeit von Schwarz und Weiß gelernt zu haben, als er je erfahren würde, auch wenn sämtliche Afrikaspezialisten vereint es ihm im vollen Licht eines heiteren Tages erklären würden.

Das Duster war einfach schrecklich. Es wurde dunkler als Zwielight, je tiefer sie in den Busch eindringen, der mit all den Armen der Göttin Kali nach ihnen griff. Nur durch kleinste Lücken und Löcher in dem Filigranbaldachin der Bäume schoß ein gelegentlicher Lichtstrahl. Die durchweichenden, schlüpfrigen Blätter waren wie Matsch unter den Stiefelsohlen, und zweimal stürzte er offenen Mundes in hilflosem Fall in versteckte Schweinelöcher – fiel mit dem Gesicht ins nasse Unterholz; einmal entglitt sogar die nasse Flinte seinen klammen Händen. Der Regen drang nicht direkt in diese Höhle aus Blattwerk und Baumkronen; er peitschte zwar auf die Baumspitzen; aber er prasselte in irrsinnig großen Spritzern, die sich auf den Zweigspitzen angesammelt hatten, herunter oder ergoss sich in plötzlichen heftigen Kaskaden auf ihre Köpfe, wenn sich ein Zweig bewegte oder ein davonstiebender Affe einen Eimervoll durch die unteren Äste seines Baumes kippte.

Schließlich erreichten sie das Ziel. Es war ein riesiger Felsklotz, so lang wie ein Häuserblock und unendlich breit, der sich haushoch vor ihnen auftürmte. Brian blieb auf einer kleinen Lichtung stehen – vor diesem monströsen langen Haus aus ineinander geschmolzener, vermoderter, in sich verfilzter und verwitterter, undurchdringlicher Masse von Vegetation, Felsen, gestürzten Bäumen und möglicherweise uralten Termitenhügeln, das alles zusammen steinhart geworden war.

Er stieß mit dem Stiefel gegen den Außenrand dieses Hügels. Es gab ein massives Geräusch, als hätte er Granit getroffen. Er schnitt eine Grimasse und zündete sich eine Zigarette an. Dann sah er seine Gewehrträger an, durchnäßt, von Dornen zerkratzt, und todernt. Sie zuckten alle gleichzeitig mit den Schultern.

»E-e«, sagte Brian.

»E-e – e-e«, antworteten sie.

»Iko ndani kule. *Da* ist er drin«, sagte Brian. »Kule.«

Paul fummelte nach einer Zigarette und zündete sie an, bevor er sprach. Sein Atem ging in keuchenden Stößen, und seine Kehle war wie ausgedörrt. Ein zurückschnellender Zweig hatte ihn an der Wunde über dem Auge, die er von dem Rückstoß des Zielfernrohrs beim Schuß auf den Leoparden empfangen hatte, getroffen; sie blutete wieder.

»Was machen wir jetzt, Bwana?« fragte er grinsend und gelöst und immer noch seltsam glücklich. »Hineinkriechen und ihn aufstöbern, oder was?«

»Ich glaube, Ihnen macht die Vorstellung tatsächlich Spaß, einen hundertfünfzigpfündigen Leoparden, der jegliche Illusionen verloren hat, auf dem Hals zu haben«, sagte Brian und lächelte wenig begeistert zurück. »Dabei ist es eine furchtbare Sache, die uns bevorsteht. Es gibt keine Möglichkeit, ihn da hinein zu verfolgen, selbst wenn wir einen Bulldozer hätten. Es ist zu dicht, viel zu dicht.«

Er drehte sich um und sprach schnell auf die Afrikaner ein.

»Wir können bloß Stöcke und Steine hineinschmeißen und hoffen, ihn damit zu reizen und zum Angriff aufzustacheln. Manchmal funktioniert's. Sie stellen sich dort drüben auf und schießen *nur*, wenn er Sie direkt oder von links anspringt. *Nur* von links, sage ich. Ich kümmerge mich um die andere Seite hier. O.K. heia!« Er wandte sich wieder an die Boys. »Chocheni Chui! Tupa mawe, Muema, angalia, Kidogo! Strengt euch an, schmeißt ordentlich Steine hinein!« Er bückte sich, hob einen großen Stein auf und warf ihn in das Buschdickicht. Die Afrikaner taten es ihm nach, schmissen Stöcke und Steine hinein und schrien dabei aus vollen Lungen.

Plötzlich hob der alte Kidogo die Hand.

»Ananguruma«, sagte er. »Er knurrt.«

Aus dem Busch klang, beunruhigend nahe und von links, genau vor Paul, unmissverständlich ein kehliges Knurren, das in ein langes raues Schnurren und in einem plötzlichen ratternd-schluchzenden Seufzer ausklang.

»Anakufa«, sagte Kidogo. »Hi Chui anakufa kabisa.«

»Er sagt, der Leopard pfeift auf dem letzten Loch«, erklärte Brian. »Das Todesknurren. Aber davon will ich mich persönlich überzeugen, ehe ich ihm glaube. Es könnte auch – es könnte eine andere Variante von Lauten eines kranken Leoparden sein. Was nun, *Mzee* ? Unataka nini?« fragte er den alten Mann.

»Ngoja kidogo«, erwiderte Kidogo. »Nipe sigareti moja.«

»Er sagt, wir sollen lieber noch ein Weilchen warten und eine Zigarette rauchen«, dolmetschte Brian, Paul das Päckchen haltend und es dann den Afrikanern reichend. Er hob noch einen Stein auf und warf ihn in Richtung des letzten Gebrülls. Stille folgte dem Aufschlag des Steines.

Sie warfen noch mehr Steine und rauchten ihre Zigaretten aus.

»Er ist entweder tot, wie der alte Mann behauptet, oder hat sich mit einem Seufzer der Erleichterung davongemacht. Auf jeden Fall haben wir ihn erwischt. Wir werden jetzt nur noch zehn Minuten Licht haben, und dieser Bursche hier wird mich nicht schnappen, wenn ich ihm auf Händen und Knien mit einer Coleman-Lampe in der Hand in den Busch nachkrieche, wie ich das bekanntlich in meinem jugendlichen Leichtsinn früher schon oft getan habe«, sagte Brian. »Was noch, Alter? Nini tena?«

Kidogo sprach wie rasend auf Brian ein. Brian grinste, wenn auch schwach.

»Er sagt, es sei ein sehr guter Leopard, ein großer, und er würde bei dem Gedanken, daß die Hyänen ihn in Stücke rissen, heute nacht nicht ruhig schlafen können. Er will ihn für Sie aufspüren und ihn am Schwanz herausziehen.«

»Können Sie ihn nicht zurückhalten?« fragte Paul Drake. »So nötig brauch' ich das verdammte Vieh nicht. Und ich möchte nicht, daß der alte Junge verletzt wird.«

»Zurückhalten – nein«, erwiderte Brian. »Das würde ich nicht riskieren. Mit Rücksicht auf seinen Ruf, seine Erfahrung, sein Buschhandwerk – all das zusammen. Hier geht's um die Berufsehre. Ich beuge mich vor dem größeren Wissen.«

Der alte Mann nahm seine Panga und begann, sich damit einen Weg in den Busch zu bahnen.

Plötzlich bückte er sich und warf sich in dem dichten Unterholz in einen bislang unsichtbaren tunnelartigen Wildpfad. Auch Brian sank auf Hände und Knie und kroch ihm nach.

»Wollen Sie wirklich da mit ihm hinein?« fragte Paul Drake hinter Brian her.

»Natürlich«, klang es freudlos vom Wildpfad zurück. »Wär' nicht das erstemal. Kann ihn das nicht allein machen lassen. Wollen Sie mitkommen? Aber passen Sie auf, daß Sie mich mit Ihrer verdammten Flinte nicht in den Hosenboden schießen, wenn Sie von irgendwas angesprungen werden.«

Wütend in sich hineinfluchend, fand sich Paul Drake, Bankier, Börsenmakler, Harvard-30er, Mitglied der *Racquet*- und *River* -Klubs, auf einem schmierigen, nach allem Möglichen stinkenden, schmutzig-glitschigen Wildpfad, seine Flinte in der nahezu völligen Dunkelheit vor sich herstoßend. Dornen zerkratzten ihm Hände und Gesicht. Unsichtbare scharfe Steine rieben ihm die Knie wund. Vor sich konnte er nur Brian Dermotts Kreppsohlen sehen. Hinter sich hörte er Muema atmen. So krochen sie stundenlang, wie es ihm schien, und das über eine Strecke von höchstens hundert Schritten. Bis Brians Absätze sich plötzlich nicht mehr bewegten. Kidogo rief über die Schulter zurück:

»Iko hapa, Bwana. Chui amekufa kabisa«, sagte er. »Hi Chui amekwisha kufa pale chini.«

Brians Fersen bewegten sich wieder hurtig.

»Er hat die Katze tot aufgefunden«, sagte er. »Sie ist in ein Loch gefallen.«

Paul Drakes Knie rutschten so schnell es ging über den Wildpfad, bis er sah, wie Brians Fersen sich nach unten wandten und die Waden vor ihm standen. Er rappelte sich auf und bemerkte, daß sie sich in einer kleinen Lichtung befanden, die ihm irgendwie bekannt vorkam. Sie hatten einen vollen Kreis geschlagen, und da, rechts von ihm, lag der Leopard. Sein Fell war durchweicht.

Der Chui lag verendet in dem Wurzelloch, zu dem er gekrochen war, mit leerem, von dem großen .375-Magnumgesdhoß zerschossenem Bauch. Er hatte sich bis dahin fortgeschleppt und sie so zur Verfolgung gezwungen. Das Geschoß hatte ihn tief getroffen und ihm den ganzen Bauch aufgerissen. Die ausgebreiteten, gestreckten Pranken waren tief in den Schlamm des Lochrandes gebohrt. Er hatte zum Sprung angesetzt, als er verendet war.

Brian stand am Rand des kleinen Kraters und sah auf den nassen toten Leoparden mit plötzlich gleichgültigen Augen hinunter.

Er nickte halb und winkte lässig.

»Da haben Sie Ihren Leoparden«, sagte er. »Verdammt gute Leistung von dem alten Kidogo. Er wußte genau, daß er tot war. Nur in einem hat er sich geirrt. Er war noch nicht tot, als wir herankrochen. Wäre schlimm geworden, wenn er uns auf diesem Wildpfad angegriffen hätte. Tja, Paul, jetzt hat Katie ihren Kringelteppich für die langen Winternächte. Los, helfen Sie mit! Jeder packt eine Pranke. Selbst ohne Eingeweide ist es eine verdammt große Katze. Läßt sich nicht leicht aus einem Loch herausholen.«

Zwei Männer stellten sich auf jede Seite des Loches, bückten sich und packten eine der muskulösen, mit nassem Fell bedeckten Pranken. Sie zogen, und der Leopard kam mit einem Schwung aus dem Loch herauf. Brian kniete nieder und zerrte an seinem Kopf, nickte Muema zu, er solle den Hinterlauf und den Schwanz ausstrecken. Schnell maß er mit gespreizter Hand, mit den Fingern von der Nase zum Schwanzende bockspringend, die Länge der Katze.

»Ganz schöner Chui«, sagte Brian aufblickend. »Genau acht Fuß.«

»Huyu mzuri vilevile«, sagten beide Afrikaner mit etwas unechter Begeisterung. Auch er ist ein tüchtiger Kerl. Muema langte in den leeren Magen hinein und sagte etwas zu Brian, der kurz auflachte.

Paul stand eine Weile schweigend da und betrachtete das dichte gelbe Fell, die ungeheuer langen gekrümmten scharfen, noch im Todesknurren bloßgelegten Fänge, sah die unglaubliche Kraft in den Krallen der breiten Pranken. Er besah sich das weiße Bauchfell. Seine Kugel hatte es zerrissen,

die Eingeweide herausgerissen und schließlich das Leben der Katze ausgeblasen.

»Verdammt noch mal, ich wollte, ich hätte ihn gar nicht geschossen«, sagte er bitter. »Auf jeden Fall vielen Dank, daß Sie mich mitgenommen haben, Brian. Das war ein tolles Erlebnis, muß ich sagen. Ich glaube nicht, daß ich das noch mal mitmachen möchte.«

Brian legte Paul die Hand auf die Schulter.

»Ich kann mir vorstellen, daß Sie sich betrogen fühlen, weil er nicht angriff und Sie sich bewähren ließ«, sagte er ruhig. »Tun Sie das nicht. Machen Sie sich darüber keine Gedanken. Sie kamen mit, auf alles gefaßt, und es kommt schließlich nur darauf an, daß Sie mitkommen wollten, ganz gleich, was das Biest tun würde. Das genügt, Paul. Seien Sie froh, daß Sie ihn so getroffen hatten, daß er noch so lange antwortete, bis wir heran waren, aber schon so lahm war, daß er nichts von dem tat, was normal zu erwarten gewesen wäre. Das hätte hier ganz anders auslaufen können. Glauben Sie mir, ich nehme nicht viele Kunden mit, wenn ich einem verwundeten Leoparden nachspüre. Sie sind der zweite, nebenbei bemerkt, wenn Ihnen das etwas sagt.«

»Danke«, sagte Paul. »Und nun schleppen wir den Burschen schleunigst hier heraus, sonst denkt Katie noch, er hat uns alle aufgeessen.« Jeder packte ein Bein, und die vier Männer kämpften sich durch den Busch zurück; das Rückgrat des Leoparden bog sich durch, wie er so zwischen den Trägern hing, und sein Schwanz schleppte über das Unterholz nach. Der Kopf baumelte zur Seite, doch seine erloschenen gelben Augen standen überraschend offen, und die langen nadelscharfen Zähne unter den steifen Schnurrhaaren waren immer noch entblößt.

Katie sah den im Busch verschwindenden Männern mit einem nagenden Gefühl der Einsamkeit nach. Die ganze Welt war grau, beinahe schwarz – der Himmel, die Berge, der Busch, die massive Wand von Bäumen, die ihren Bruder und Brian verschluckt hatte. Sie fror, war durchnäßt und würde auch nicht wärmer werden, wenn sie versuchte, das steife, nasse Segeltuchverdeck des Landrover über ihren Kopf zu ziehen, um so etwas wie ein Schutzdach über sich zu errichten.

Sie versuchte sich vorzustellen, wie es wohl im Innern dieses triefenden Buschbollwerks aussehen würde, so verloren in der drohenden Stille der riesigen, ausladenden Grimms-Märchenbäume. Aber es ging nicht. Sie wünschte verzweifelt, daß sie sie mitgenommen hätten, war sich aber über die Sinnlosigkeit dieses Wunsches klar, da sie wußte, daß es schon ein großes Entgegenkommen Brians gewesen war, ihrem Bruder zu erlauben, ihn zu begleiten. Nie in ihrem Leben würde sie einen Leopard an Gesicht bekommen, der mit bleckenden Fängen und ausgestreckten Pranken, die schmutzigen Krallen eingezogen und gebogen, von einem Baum herunterfauchte. Nie würde sie neben der losgehenden Büchse stehen, die ihn aus ihrem Gesichtskreis wegfegte und sein Gesicht zerschmetterte, wenn der Schütze Glück hatte.

Aber sie empfand auf einmal ein tiefes Gefühl für ihren Bruder, Zärtlichkeit, ja Liebe, deren sie sich nicht für fähig gehalten hatte. Früher, in der großen Stadt, waren sie aneinander vorbeigegangen. Er ist ein guter Mensch, dachte sie, und es tat ihr leid, daß sie ihn nicht schon früher näher kennen gelernt hatte. So, wie er heute war, beinahe knabenhaft schüchtern, sich wahrscheinlich zum ersten Mal in seinem Leben als Mann gebärdend und so beschämt und verletzt, daß er diese dumme Leopardengeschichte verpatzt hatte; verletzt bis zu Tränen, als Brian sein rührendes Anerbieten, die Sache wieder in Ordnung zu bringen, brüsk ablehnte.

Sie blickte auf ihre Armbanduhr. Sie waren erst zehn Minuten fort. Ihr schien es ein Jahr zu sein. Eine Ewigkeit. Diese letzten Tage, die sie in Leopardenanständen herumgesessen hatte, waren kein Zuckerlecken gewesen. Sie hatte die abgestorbenen Blätter ihres Lebens ziemlich genau

zusammengeharkt und war nicht sehr glücklich über die Käfer und Reptilien, die sie darunter gefunden hatte.

Etwas bewegte sich im Baum. Aus dem Augenwinkel erspähte sie einen Lichtblitz und langte nach dem Feldstecher. Sie legte ihn auf der Windschutzscheibe auf und sah, daß das Leopardeweibchen wieder in den Baum gesprungen war, ohne sich offensichtlich um den kürzlichen Schuß, das laute Sprechen und sie neben dem Anstand in einem offenen Geländewagen weiter zu kümmern. Das Weibchen lag bäuchlings auf dem Ast und leckte sich die Pranke, genau wie eine große Hauskatze. Plötzlich verschwand es im Baumgipfel. Katie wartete, und im nächsten Augenblick war es wieder da. Jetzt streckte es eine Pranke aus, zog den Impalakadaver zu sich heran und fraß drauflos. Katie sah fast fünf Minuten fasziniert zu, bis das Weibchen schließlich etwas anderes hörte oder witterte. Es zog den Kopf von der Beute zurück, wandte ihn, sicherte aufmerksam und huschte dann leicht wie ein Eichhörnchen zu Boden.

Ob es sich wohl etwas daraus macht, Witwe zu sein, solange es versorgt ist? dachte Katie plötzlich angewidert. Ob ich auch so bin, auch so kalt, berechnend und heißhungrig? Als der Krieg ausbrach, war ich auf einer Cocktailparty. Als er zu Ende war, saß ich auf einer Cocktailparty. Praktisch das einzige Mal, daß ich nicht auf einer Cocktailparty war, wenn etwas Wichtiges passierte, war die Urteilsverkündung in meinem Scheidungsprozess. Nutzloses Luder, das sich sein ganzes Leben lang von der Beute anderer ernährte, dachte sie, und zog eine Grimasse des Widerwillens.

Es wurde jetzt sehr dunkel, und der Regen war in ein stetes leichtes Nieseln übergegangen, beinahe wie Nebel. Wahrscheinlich würde es nachlassen; Brian sagte, es regne hier nie sehr stetig, sondern komme in heftigen Schauern herunter, und dann kläre es sich wieder auf. Morgen würde höchstwahrscheinlich wieder die Sonne scheinen. Die meisten ›Morgen‹ sollten ja sonnig sein.

Sie zündete sich eine Zigarette an und starrte angelegentlich auf den Punkt, wo sie in den Busch gedrungen waren. Der Wind hatte sich völlig

gelegt. Der Rauch ihrer Zigarette stieg kerzengerade in die Höhe und schwebte als winzige Wolke in der regengesättigten Luft. Es war traurig, so allein zu sein – es war *unfair* von ihnen, so lange auf einer Männerexpedition wegzubleiben, an der sie nicht teilhaben konnte. Plötzlich verspürte sie einen Drang in die Büsche, aber die Vorstellung, allein in den triefenden Busch zu gehen, und wenn es auch nur ein paar Fuß waren, behagte ihr nicht. Sie hatte keine Sextanerblase und konnte warten, bis sie wieder im Lager waren, im warmen, wundervollen Camp mit dem lustig flackernden Feuer und den Boys, die die Blechkanister heißen Wassers den Hügel hinunter in ihre eigene, private Segeltuchwanne trugen.

Die Wildtauben fingen wieder an zu gurren, und jäh hörte es auf zu regnen. Die Geräusche in der tiefen Baumreihe entlang des schwarzen, hurtig-rauschenden Flusses waren wieder zu hören. Sie konnte die verschiedenen Knall-, Knack- und Grunztöne unterscheiden, und plötzlich schrie ein Affe, kreischte ein Vogel. Auch Leoparden hörte sie husten und streckte schon die Hand nach dem Gewehr ihres Bruders auf dem Nebensitz aus, als ihr einfiel, daß sie ja gar nicht wußte, wie man damit umging. Die Welt war sehr groß, und die Hölle war ewig. Niemand liebt mich, und meine Hände sind kalt.

Ganz plötzlich schossen Katie Crane die Tränen in die Augen.

Fast ebenso plötzlich hörte sie auf zu weinen und putzte sich die Nase mit ihrem nassen, zerknüllten Taschentuch, ohne daran zu denken, daß in dem Fach unter dem Armaturenbrett eine saubere Schachtel Kleenex lag. Sie hatte Stimmen und Zweige knacken im Busch gehört. Im nächsten Augenblick kamen die Männer mit dem toten Leoparden zwischen sich in Sicht. Sie sprang aus dem Wagen, rannte auf die Männer zu und schlang ohne ersichtlichen Grund die Arme um den kleinen alten Gewehrträger Kidogo. Sie hielt den mageren kleinen Körper eng umschlungen und wandte sich dann an die anderen Männer.

»Wie froh ich bin, euch wieder zu sehen! Ich wußte nicht, ob ihr tot wart oder euch verlaufen habt, oder ob ich ewig hier alleingelassen würde! Ihr

kamt und kamt nicht, und ich hörte keine Flintenschüsse, da ...« So was Albernes, dachte Katie Crane, als sie merkte, daß sie wieder weinte.

Dann ging sie zu ihrem Bruder und barg ihren Kopf an seiner Schulter.

»Ich bin ebenso froh, dich wieder zu sehen«, plapperte sie, »so schrecklich froh, und es freut mich, daß du deinen Leoparden erwischt hast er ist schön ist er nicht wirklich schön du mußt mir alles erzählen aber bitte nicht jetzt erst wenn wir wieder zu Hause und im Trockenen sind.« Sie wußte, daß sie ungereimtes Zeug redete und schwieg.

»Bin ganz deiner Meinung«, brummte ihr Bruder. »Kidogo fand ihn. Er war schon tot. So 'ne Art Antiklimax. Ich war ganz durchgedreht, wollte 'n Held sein und Brian das Leben retten – wenn ich ihm nicht aus Versehen einen Genickschuss verpasst hätte.«

»Keine Angst«, sagte Brian. »Ging's Ihnen gut, Katie?« Er nickte den Boys zu. »Weka Chui ndani ya Gari.« Muema sprang hinten in den Wagen, packte den Leoparden an den Vorderpranken und zog ihn, während Kidogo und Brian die schwere Hinterhand vom Boden hoben.

»Mir ging's gut. Kam mir aber sehr vereinsamt vor und hatte 'n bißchen Angst. Oh, und Brian?«

»Ja?« Das aufflammende Streichholz zwischen Brians vorgehaltenen Händen beleuchtete seine Augen. »Was ist?«

»Es kam zurück. Das Weibchen, mein' ich. Kam zurück und fraß weiter, als ob nichts geschehen wäre. Ist das nicht ziemlich ungewöhnlich?«

Brian blies einen Mund voll Rauch aus und warf das Streichholz ins nasse Gras.

»Das würde ich nicht sagen. In diesem Land ist verflucht wenig Raum für Gefühle.«

Er stieg ein und drückte auf den Anlasser. Keiner sprach ein Wort auf dem Rückweg ins Lager.

»Vielleicht war's nur wieder ein Ausbruch«, sagte Brian nach dem Abendessen. »Jetzt ist es wieder klar. Vielleicht war's bloß noch mal ein Schauer dieses verrückten Wetters, von dem es allgemein heißt, es könne nicht auf die Atombombe zurückzuführen sein. Habe ich Ihnen mal erzählt, daß ich an der Nordgrenze oben Fliegende Untertassen gesehen habe?«

»Nein«, erwiderte Katie. »Und bitte erzählen Sie's nicht, Brian. Sie brauchen heute abend Ihr Geld nicht zu verdienen. Nichts kann Paul aus seiner schlechten Leopardienstimmung reißen. Nicht einmal private Fliegende Untertassen.«

»Na, schön. Keine persönlichen Geschichten, keine Folklore. Paul, Sie sind ein Esel, über diesem dummen Leoparden so zu brüten. *Mir* ist es gleich. Katie ist es gleich. Er ist tot, im Lager, und niemandem ist etwas geschehen.«

»*Mir* ist es nicht gleich«, sagte Paul mürrisch. »Mir kommt es vor, als wische die Pfuscherei mit dem Leoparden all die anderen guten Dinge aus. Was hat Muema eigentlich zu Ihnen gesagt, als wir ihn verendet auffanden? Was immer es war, sie lachten.«

»Muema? Nicht viel. Er war erleichtert, daß wir ihn ohne Schwierigkeit fanden. Er hat genug Stammesnarben am Leib, braucht keine neuen mehr. Er sagte, es sei gut, daß Sie ihm die Därme so schön herausgeschossen hätten, das erspare dem Abhäuter eine Menge Arbeit.«

»Ich wollte, daß Muema stolz auf mich wäre«, entgegnete Paul. »Nicht, daß er Witze über mich macht.«

»Ach, um Himmels willen! Hör auf, Paul«, sagte Katie. »Schließlich ist es bloß 'ne Katze – und 'ne tote dazu. Wenn du noch eine haben willst, wird Brian das sicher für dich arrangieren.«

»Klar«, sagte Brian. »Wir brauchen's dem Wild-Department ja nicht zu melden. Die würden die Stirn runzeln. Aber ich habe auf meiner Lizenz

noch einen Leoparden, den können Sie haben, wenn Sie wollen. Wir könnten morgen früh noch ein paar Köder aufhängen.«

»Nein, danke. Für mich ist der Trip beendet. Ich würde ebenso gern ans Abbrechen des Lagers und an die Heimfahrt denken. Es war herrlich, aber ich weiß, wenn die Party zu Ende ist. Sie ist zu Ende. Ich glaube, ich lege mich jetzt aufs Ohr. Gute Nacht, Katie. Gute Nacht, Brian.«

Er stand unvermittelt auf und ging auf sein Zelt zu.

»Armer alter Bru«, sagte Katie. »Das hat ihn richtig mitgenommen. Ich glaube, er wird es nie überwinden. Nebenbei bemerkt, mich hat's auch mitgenommen. Zu viel Warten ist immer gefährlich für eine Frau.«

»Wahrscheinlich haben Sie recht. Gelegentlich setzt man sich mit sich selbst auseinander, und es gefällt einem gar nicht. Ich denke einfach nicht mehr viel. Hat keinen Zweck, kommt nichts dabei heraus.« Sie saßen, ins Feuer blickend, eine Weile da.

Dann fragte Katie plötzlich: »Lieben Sie Ihre – lieben Sie Valerie noch?«

Brian sah sie kalt an.

»Keine Ahnung. Ich glaube nicht. Sonst wäre ich ihr nachgeflogen und hätte sie an den Haaren zurückgezogen, als sie das erste Mal fortging, nicht wahr? Wenn ich sie überhaupt hätte fortgehen lassen. Und bestimmt hätte ich sie nicht ein zweites Mal gehen lassen, ohne einen Mordskrach zu schlagen.«

»Vielleicht wollte sie im Ernst gar nicht weg. Wartete bloß darauf, daß man sie brauchte – daß man sie nötig hatte. Vielleicht wartete sie lange in London auf Sie, daß Sie kämen und sie zurückholten, und Sie taten es nicht. Also kam sie wieder hierher, und Sie ließen sie wieder gehen. Was, zum Teufel, ist eigentlich mit Ihnen los, daß Sie sie wieder gehen ließen?«

Brian sah ihr gerade ins Gesicht.

»Nichts, zum Teufel, ist mit mir los. Alles hier draußen hat Überlebensgröße, Katie. Einer der häufigsten Fehler des Greenhorn-Jägers hier draußen ist seine falsche Beurteilung der Entfernung. Das Licht scheint alles zusammenzurücken. Mir ist es schon passiert, daß ich im Dunst der

Mombasa-Straße etwas für einen Elefanten hielt, was sich nachher als Hase herausstellte.«

»Und was bedeutet das?«

»Es bedeutet, daß ich jung und gefühlsmäßig völlig unerfahren oder nur oberflächlich erfahren war; daß Valerie sehr schön war und wir beide von Kindheit an mehr oder weniger einander versprochen waren. Wir heirateten, und dann kam vieles dazwischen, und alles ging schief. Danach, als wir versuchten, die Dinge wieder in Ordnung zu bringen, sah die ganze Sache wie eine Truppenbewegung aus. Oder vielleicht wußte ich von Anfang an, daß es für unsereins, für Valerie, hier draußen keine Hoffnung gibt. Lange Zeit kam es mir so vor, als hätte ich sie nie gekannt und als würde ich mein Land sehr schnell verlieren. Der Verlust Valeries schien schrecklich unwichtig angesichts dieser Tatsache.«

»Gut, das ist wenigstens eine Antwort«, sagte Katie aufstehend. »Haben Sie die Absicht, wieder zu heiraten?«

»Ich bezweifle es«, erwiderte Brian. »Ich bezweifle es sehr. Gute Nacht, Katie. Ich glaube, ich verzieh' mich jetzt ins Bett. Es zieht sich wieder was zusammen.«

Katie Crane lag im Bett und horchte auf das dumpfe Pladdern des Regens auf dem Zelttuch. Das kurze Aufklaren nach dem Abendessen hatte nicht lange angehalten. Im allgemeinen schlief sie großartig, wenn es regnete. Nach einer Weile langte sie hinunter, fand das Päckchen Zigaretten und lag rauchend im Dunkeln. Plötzlich hatte sie das Gefühl, es im Zelt nicht mehr aushalten zu können. Sie wollte etwas berühren können, jemand halten.

Sie stand auf, griff ihre Taschenlampe, öffnete die Safari-Kiste und fand was sie suchte. Sie schlüpfte aus ihrem Schlafanzug und zog sich das einzige Nachthemd an, das sie mitgenommen hatte. Sie richtete die Taschenlampe und den kleinen Spiegel und ordnete sich eilig das Haar. Dann zog sie ihren Morgenrock an und dazu ihre Moskitostiefel mit den hohen russischen Stulpen. Sie beugte sich hinunter und griff nach der kleinen Flinte unter ihrem Bett. Der Strahl ihrer Taschenlampe zitterte in

dem grauen peitschenden Regen, als sie sich durch das nasse Gras auf Brian Dermotts Zelt zubewegte. Der Saum ihres Nachthemdes wurde nass.

Als sie auf den hoppligen Segeltuchboden der kleinen, von den beiden Flügeln des Zeltdachs gebildeten Veranda vor Brians Zelt trat, hörte sie, wie er sich rührte, und mit verschlafener Stimme fragte:

»Nini? Nani yuko? Wer ist da?«

»Ich«, sagte sie leise, »Katie. Ich konnte nicht schlafen. Tut mir furchtbar leid, daß ich keine Massai-Jungfrau bin und keinen Speer fand, den ich vor Ihrer Manyatta aufpflanzen könnte. Aber ich habe dafür die Flinte mitgenommen. Sie lehnt an Ihrem Campstuhl, und ich habe ein Nachthemd statt eines Schlafanzugs an. Glauben Sie, das genügt, um meine Absichten zu demonstrieren? Der Saum des Nachthemds ist allerdings etwas nass geworden. Hoffentlich macht Ihnen das nichts aus.«

»Sind Sie ganz sicher?« Brians Stimme drang undeutlich aus dem schwarzen Zeltinnern. »Sie sind ganz sicher.« Das zweitemal war es eine Feststellung.

»Ganz, ganz sicher«, antwortete sie und fühlte ihn neben sich in der undurchdringlichen Dunkelheit. Sie glaubte, das nasse Klatschen der her unterfallenden Zeltklappen zu hören, bevor er sie in seine Arme nahm. Und plötzlich hatte Katie Crane nichts dagegen, daß sie im Regen gekommen war, um sich von fremder Beute zu nähren.

Viertes Buch

47

Don Bruce saß im Schatten der breiten Veranda des Provinzkommissars und nahm ein zweites kühles Bier von dem Hausboy im roten Fes entgegen, der unhörbar auf seinen Plattfüßen heraus- und hineinglitt. Der Bwana PC war Schotte wie Don – ein ergrauter, hagerer Mann, der eine gebogene Pfeife rauchte und seine Buschjacke mit dem Air eines Tartans und seine Shorts wie einen Kilt trug. Er sprach mit ausgesprochen schottischem Akzent, wenn er überhaupt den Mund aufmachte, denn im allgemeinen war er ein schweigsamer Mann. Und er hatte vierzig Jahre Afrika auf dem Buckel.

»Wenn man alles im einzelnen betrachtet, Nigel«, sagte Don Bruce, »wenn man es von allen Seiten betrachtet, muß man sagen, daß ich richtiges Pech hatte. Aber meine alte Großmutter sagte immer, ›viele kleine Ungelegenheiten machen einen weich‹, und schließlich wurde ich auch weich. Und dann geschah gestern etwas – eine Eideszeremonie und ein Selbstmord. Aber ich schlage vor, daß ich es Ihnen von Anfang an, sozusagen methodisch, erzähle.«

»Und Sie sind jetzt vier Wochen zu Hause seit dieser Schweinerei mit dem Hund und der Warnung?« fragte der Bwana PC, an seinem schütterten Schnurrbart zupfend. »Aye, fangen Sie von vorn an. Der Selbstmord wird sich dann von selbst erklären.«

»Mir kommt es eher wie vier *Jahre* vor«, sagte Don. »Es stand nicht sehr gut in Hardscrabble in letzter Zeit, Nigel. Peggy ist nervös wie eine trächtige Füchsin, und von dem Selbstmord habe ich ihr sogar noch nichts erzählt. Sie macht mir dauernd Szenen und tut etwas, was sie in ihrem

ganzen Leben nie getan hat – brüllt die Kinder an und verliert bei den Schwarzen dauernd die Nerven. Es ist, als ob jemand nach einem ganz bestimmten Plan vorginge: innerhalb einer bestimmten Zeit soundso viele Katastrophen. Zuerst bekam ich nichts aus meinen Wogs heraus – ich stieß gegen eine glatte, undurchdringliche Mauer. Mit den Ziegen fing es an.«

Es war der zweite Morgen nach Dons und Peggys Rückkehr auf die Farm. Sie wurden durch unüberhörbares Ziegenmeckern aufgestört – und es klang sehr nahe.

Don schlüpfte in die Hausschuhe und zog sich einen alten Kamelhaarmorgenrock an. Dann schlurfte er zur Haustür und riß sie auf. Noch halb im Schlaf rieb er sich die Augen. Der Hof – die Gärten – ein halber Hektar oder mehr des Hofes wimmelte von Ziegen. Braune Ziegen, schwarze Ziegen, weiße Ziegen, buntscheckige Ziegen; sie hüpfen und sprangen und meckerten und gaben Blähungen von sich. Sie fraßen die Blumen und Stauden ab, tappten in die Blumenrabatten, um an die höheren Blüten zu gelangen, rissen an den Bougainvillea und schnappten sich ganze Stücke aus dem gepflegten Rasen.

Drei sprangen von der Veranda herunter, als Don in die Tür trat – sie hatten an dem Segeltuch einer Kinderschaukel herumgeknabbert. Außerdem hatten sie Haufen kieselförmiger Ziegenkeckel als Visitenkarten auf dem Verandaboden zurückgelassen.

Don drehte sich blind vor Wut um und lief ins Haus. Er angelte in seiner Hosentasche nach dem Schlüssel zur Gewehrkommer, fand ihn, schnappte sich eine mit Rehposten geladene Flinte von einem Gestell und raste im komisch flatternden Morgenrock zurück. Peggy, hellwach jetzt, griff auch nach Morgenrock und den Pantoffeln, als sie den abrupten Knall der Flinte hörte, ein-, zwei-, drei-, vier-, fünfmal. Sie hörte das Meckern der Ziegen und ein ängstliches, leidvolles Blöken, hörte auch ihren Mann fluchen, als er die Flinte neu lud. Als sie nach draußen kam, bot sich ihr der Anblick

eines Mannes, der mit aller Macht, schreiend und mit flatternden Morgenrockschößen hinter den Ziegen herrannte und seine Zwölfer-Flinte auf eine fliehende, aus schätzungsweise mindestens zweihundert Tieren bestehende Herde abfeuerte. Verendende Ziegen stießen und strampelten halbkauernd auf dem Hof.

Peggy hatte geweint, als sie die Verwüstung unter ihren geliebten Blumen sah. Don hatte sich angezogen, war zu den Arbeiterhütten hinuntergelaufen und hatte Njeroge angebrüllt und verflucht. Der alte Aufseher wußte von nichts. Er sagte, es gäbe keine Ziegen auf der Farm, und er hätte keine Ahnung, wie sie hierher kämen oder wer sie hergetrieben hätte. Das Tor, das Dons private Auffahrt von der öffentlichen Straße abschloss, war nicht offen. Jemand hatte es geöffnet und wieder geschlossen. Es bedurfte keines erfahrenen Spurenlesers, um zu sehen, daß die Ziegen bei Nacht von der Hauptstraße hereingetrieben worden waren und daß das Tor hinter den Ziegen wieder geschlossen worden war, so daß sie nicht weg konnten. Njeroge war verzweifelt; er kannte den Standpunkt des Bwana in Bezug auf Ziegen, und er wußte auch, wie sehr die Memsaab an ihren Blumen hing. Er werde mit den Watu reden, sagte er. Er machte sich keine Illusionen, daß die Männer wußten, wie die Ziegen in den Garten gekommen waren. Es hatte auch keinen Zweck, die öffentliche Straße nach Spuren abzusuchen – hundert menschliche Fußabdrücke, Spuren von Autoreifen und vorbeigetriebenen Herden würden innerhalb weniger hundert Schritte alles auslöschen. Wer immer vorbeigekommen war, er war vor der Morgendämmerung schon verschwunden.

»Bosheit, gewiß«, sagte der Bwana PC. »Ein Schelmenstreich, übler als ein Possen. Was noch?«

»Briefe«, antwortete Don. »Bisher drei. An verschiedenen Stellen hinterlegt. Einer auf dem Vordersitz des Chevy, als er vor der Tankstelle stand. Einer im Briefkasten. Und einen anderen – den schlimmsten – hat ein fremder Kikuyu dem kleinen Angus gegeben, damit er ihn mir aushändigt. Angus kam gerade aus der Schule. Er sagte, der Mann sah wie jeder andere

Kyuke aus – geflickte Hosen, dreckiges Hemd, alter durchlöcherter Hut. Sie wissen ja ...«

»Lassen Sie mal sehen«, sagte der Bwana PC, und griff nach den drei fleckigen, schmierigen Bogen. Der eine war ein von einem Block abgerissenes, liniertes Blatt; einer war ein Stück geflecktes braunes Fleischer-Einwickelpapier, und die andere Nachricht war auf einen offenbar aus dem *White Rhino-Hotel* in Nyeri gestohlenen Briefumschlag geschrieben. Der Bwana PC ließ seine Pfeife ausgehen, als er die Briefe, einen nach dem anderen, langsam las.

»Schmutzig, sehr schmutzig«, sagte er. »Dreckig. Aber ich habe schon mehr von der Sorte gesehen. Sie kommen heutzutage ziemlich häufig vor.«

»Häufig oder nicht, auf jeden Fall ist das keine angenehme Post, und es trägt auch nicht zum häuslichen Frieden bei, wenn einem eine Bande halbgebildeter Afrikaner mitteilt, daß die eigene Frau vergewaltigt und mit Steinen voll gestopft werde, daß man selbst seine Hoden ins Maul gesteckt bekomme und daß das kleine Mädchen ... Na, Sie haben die Briefe ja gelesen«, sagte Don. »Wenn ich den schwarzen Halunken erwische –«

»Werden Sie nicht, das wissen Sie ganz genau«, sagte der Bwana PC. »Am besten heben Sie sie auf und vergleichen sie mit der Handschrift etwa noch folgender Drohbriefe. Aber ich bezweifle es, bezweifle sehr, ob Sie Erfolg haben werden.«

Er gab Don die schmutzigen Bogen zurück.

»Sie haben noch etwas von Feuer und niedergerissenen Zäunen erwähnt? Und einige Ihrer Arbeiter sind zusammengeschlagen worden?«

»Ja, so ist es«, antwortete Don. »So ist es, weiß Gott.«

48

Das sah beinahe nach einer langen Beschwerdeliste aus, dachte Don, mit dem Bwana PC Bier trinkend auf der Veranda sitzend und die Ereignisse an

den Fingern abzählend. Zäune – Drahtzäune – waren mit schweren Drahtzangen an verschiedenen Stellen der Farm durchgeschnitten worden. Vieh war freigelassen worden und streunte auf den Straßen herum. Sorgfältig voneinander getrennte Schafe waren aus ihren Koppeln und zusammen getrieben worden. Schweine waren in ein Yams-Feld gelassen worden, das sie total verwüsteten. Ein ganzes reifes Weizenfeld war mit Benzin übergossen und angezündet worden, bis das ganze Feld in Flammen stand und ausbrannte. Am Rande des Feldes hatte man zwei leere Benzinkanister gefunden. Wie üblich hatte niemand jemanden kommen oder gehen sehen. Das Feuer war etwa um drei Uhr morgens gelegt worden, und eine scharfe Brise hatte die Flammen angefacht. Nur durch eine Straße und eine Windschutzhecke war das Feuer aufgehalten worden. Der meiste Weizen war bereits geerntet und in Hocken aufgestellt, fertig zum Dreschen.

Dieses Feld war ein totaler Verlust.

Dann die Sache mit den zusammengeschlagenen Arbeitern. Das hätte persönliche Rache sein können. Ehemalige Feinde hatten vielleicht eine alte Rechnung begleichen wollen. Ein Streit wegen eines Geschäfts, ein Streit in der Kneipe wegen einer Frau oder eines Schafes – es war alles möglich. Aber zwei Männer, einer war der Schweinehirt Wayaiki, waren mitten in der Nacht aus ihren Hütten gerufen, bewusstlos geschlagen, in den Busch geschleppt und dort gefoltert worden. Keine gebrochenen Glieder, aber jedem Mann wurde das Gesicht mit einem sehr scharfen Messer von Auge bis Kinn sorgfältig aufgeschlitzt. Don hatte sie ins Krankenrevier gebracht, um sie nähen zu lassen. Sie würden's überstehen, natürlich, aber keiner der Männer wußte, wer sie geschlagen und gefoltert hatte. Oder wenn sie's wußten, sagten sie's nicht.

»Ich konnte nichts aus ihnen herausbringen«, erzählte Don dem Bwana PC. »Auch nicht aus ihren Frauen. Auch Peggy richtete nichts aus, und sie versteht sich im allgemeinen sehr gut mit den Weibern. Schwiegen wie'n Grab. Erinnert mich an die alten Tage oben auf ›Dem Berg‹, als wir die

Shenzis spielten. Da sind manche auch lieber gestorben, als daß sie den Mund aufgemacht hätten.«

»Diesmal sieht die Sache ein klein wenig subtiler aus«, meinte der Bwana PC. »Es riecht mir eher nach raffinierter Lenkung als nach einfacher Eingeborenenbosheit. Es ist eine gezielte Störungsaktion, glaube ich.«

»Na, wenn die mich langsam fertigmachen wollen, dann sind sie auf dem besten Weg dazu. Abgesehen von den finanziellen Verlusten ist es schon so weit, daß ich mich davor fürchte, morgens aufzuwachen, weil ich genau weiß, daß wieder etwas schiefgegangen ist. Na, und das mit den Bäumen –«

Der Bwana PC lächelte vorsichtig und entblößte seine falschen Zähne. Dann zündete er sich seine Pfeife wieder an und sagte:

»Ja, das weiß ich sehr genau. Ich hab' gehört, Sie wär'n ein bißchen komisch, was das Thema Bäume anlangt.«

»Komisch oder nicht«, erwiderte Don, »es ist jedenfalls kein Spaßvergnügen, ein paar hundert Meter gut vorwärts kommender Bäumchen, die man zu unbedingt nötigem Windschutz gepflanzt hat, plötzlich abgehackt vorzufinden, als ob 'ne Horde ungezogener Kinder sich an einem regnerischen Sonntagnachmittag vor lauter Langeweile mit scharfen Beilen darüber hergemacht hätte. Die ganze verfluchte Sache, Nigel, sieht aus, als ob jemand meine verschiedenen Hobbys und Spezialitäten im Farmbetrieb genau kennt und mir bewußt und absichtlich ins Auge spuckt – indem er akkurat das Gegenteil von dem tut, was ich tue. Ich bin für die Errichtung von Koppeln, für die Anpflanzung von Bäumen, bin gegen Ziegenhaltung und gegen's Abbrennen, was tun sie also?«

»Sie treiben Ihnen eine Pest voll Ziegen aufs Gelände, fällen Ihre Bäume, zünden Ihren Weizen an, schneiden Ihre Zäune kaputt, treiben Ihr Zuchtvieh durcheinander und lassen die Schweine auf Ihre Felder los. Wäre nicht erstaunt, wenn sie als nächstes Ihr Pyrethrum anstecken und an Ihrer Bewässerungsanlage herummurksen.«

Don zündete sich eine Zigarette an und seufzte.

»Bis jetzt haben sie's Pyrethrum noch nicht angezündet, aber gegen mein Wasser haben sie schon ausgeholt. Ich habe einen toten Esel – keine

Ahnung, wem er gehört – in einem meiner kleinen Dämme, und zwei verendete Ziegen in einem Brunnen gefunden. Und wieder kriegte ich nichts Vernünftiges aus Njeroge oder den anderen Nigs heraus. Njeroge war schon so ängstlich geworden, daß er sich versteckte, wenn er mich kommen sah. Ein Wog kann nur so und so viele schlechte Nachrichten ertragen; wenn ein bestimmter Punkt erreicht ist, wirft er die Hände hoch und ergibt sich. Wasser im Benzintank und durchgeschnittene Reifen am Traktor gestern sind für Njeroge ungefähr das Letzte gewesen. Ich glaube tatsächlich, der Selbstmord in der Familie war ein Antiklimax.«

»So, das haben sie auch getan? Die Reifen durchgeschnitten und Wasser in den Tank gegossen?«

»Jawohl. Und ganz ehrlich gesagt, ich weiß nicht, wie ich mich wehren soll. Aus dem Mau Mau-Aufstand haben wir gelernt, daß man nicht dauernd unter Waffen leben kann – wenn man hier eine Wache postiert, kommen sie dort drüben angeschlichen und tun einem etwas an. Wenn man das Haus bewacht, stecken sie die Scheune an. Wenn man die Scheune bewacht, zünden sie's Haus an. Ich habe ein paar Männer auf Nachtwache eingeteilt, aber ich bin bereits knapp an Arbeitskräften. Ich glaube, ich erzählte Ihnen schon, daß damals bei diesem Hundezwischenfall zwanzig Mann mit Familie verschwunden sind, und offen gesagt, bis jetzt konnte ich sie noch nicht alle ersetzen. Erst letzte Woche hatte ich etwas Glück, als ich ein halbes Dutzend neue Burschen anstellte, obwohl mir die Gesichter gar nicht gefielen.«

»Das Arbeitsamt ist überlaufen«, sagte der Bwana PC. »Die Leute reißen sich doch nach Arbeit. Da dürften Sie kaum Schwierigkeiten haben.«

»Das sagen Sie.« Don trank sein Bier in einem langen Schluck aus und wischte sich den Schaum vom Mund. »Das sagen Sie. Aber es hat sich herumgesprochen, daß auf der Farm ein Thahu liegt, nachdem der alte Mann – der Mediziner Kinyanjui – tot ist und sie nicht mehr von seinem Zauberkreis geschützt wird. Nennen Sie es Unsinn, wenn Sie wollen – darüber wenigstens, über neue Eideszeremonien und über diesen

Selbstmord, konnte ich einiges aus meinem Aufseher herausholen. Wollen Sie die Einzelheiten wieder in chronologischer Reihenfolge hören?«

»Gern. Augenblick, dazu brauchen Sie aber noch was, um die Kehle anzufeuchten. Selim! Lete beer ingine kwa Bwana! Na mimi nataka whisky moja!«

49

Die Sonne ging über dem Berg auf, und Don Bruce saß in Hockstellung vor der Thingira seines Aufsehers Njeroge. Es war kühl vor der Junggesellenhütte in dem sauber gekehrten Hof Njeroges, und das kleine Feuer, an dem sie hockten, war sehr angenehm. Sie tranken Eingeborenenbier aus Kürbissen, das die jüngste von Njeroges Frauen gebracht hatte. Donald Bruce trank im allgemeinen so früh am Tage nicht mit seinem Aufseher Bier, aber der alte Mann schien es nötig zu haben.

»Sipendi kabisa, Bwana. Es gefällt mir ganz und gar nicht, Bwana«, sagte Njeroge schließlich, nachdem er mit einer Stockspitze mehrere ineinander greifende Kreise auf dem harten Lehm Boden gezogen hatte. »Gefällt mir immer weniger, je weiter es geht.«

»Well, wenn du glaubst, ich hätte viel Geschmack daran, dann bist du schief gewickelt«, erwiderte Don auf englisch. Dann, auf kikuyu: »Sprich, Alter. Du bist alt und erfahren. Ich bin jung und unerfahren. Was ist los hier auf der Shamba?«

»Zuerst will ich dir eine Geschichte erzählen«, sagte Njeroge, das hakennasige Profil seinem Herrn zukehrend. »Ich hörte sie von meinem Vater, der sie wieder von meinem Großvater Njeroge, dessen Namen ich trage, hatte. Der wiederum hatte sie von seinem Vater, der ...«

»Ja, ich weiß. Es reicht bis zu Gikuyu, dem ersten Mann, und seiner Frau Mumbi zurück«, sagte Don. »Erzähl weiter.«

Njeroge beendete seine Parabel. Don zündete sich eine Zigarette an und gähnte. Es war eine lange Geschichte von einem Madenhacker und dem Elefanten, die zweifellos einen wirkungsvollen Hinweis auf die Duplizität der Ereignisse in sich barg.

»Das ist alles sehr schön, besonders das Bier. Es war ein sehr gutes Gleichnis«, sagte Don Bruce. »Was kannst du mir sonst noch sagen, Mzee? Auf was zielt das alles ab? Was für einen Mist hat der Vogel zurückgelassen?«

»Diese Männer, die vor kurzem auf die Shamba gekommen sind, Bwana. Die sechs, die neulich angestellt wurden. Nicht die Gewerkschaftsleute oder die politischen. Diese neuen Männer reden von einer Landbefreiungsarmee. Sie sagen, es ist ein Geheimnis. Es bringt uns das Land zurück. Das ganze Land – das *ganze* – werde wieder an die Kikuyu zurückgehen, wenn ein Eid gegessen und befolgt wird. Vielleicht ist das der Mist des Madenhackers.«

»Und wo wird dieser Eid befolgt? Haben die Männer das gesagt?«

»Nein. Aber du sollst getötet werden, Bwana – du, die Memsaab und die Kinder.«

Don sah Njeroge an. Die Stimme des alten Kikuyu war so ausdruckslos wie seine Augen. Er blickte an Don vorbei, starrte ins Nichts. Er schien sogar an seiner eigenen Stimme uninteressiert zu sein. Don gähnte wieder kräftig, hielt sich dabei die Hand vor den Mund.

»Das ist eine sehr alte Geschichte, mein Freund«, entgegnete er. »Seit 1952 bin ich am laufenden Band umgebracht worden. Wer soll mich nun diesmal um die Ecke bringen – du?«

»Hapana – Si mimi, Bwana. Nein, ich nicht, Bwana. Scherze nicht. Du weißt, daß ich eher sterben würde, als daß ich dich töte, Bwana.« Njeroges Stimme klang traurig und vorwurfsvoll. »Aber es gibt andere auf der Shamba, Bwana. Wir haben diese Neuen hier, Bwana. Sie haben Angst. Einige sind so eingeschüchtert, daß sie dich töten oder zum mindesten nichts unternehmen würden, wenn andere dich töten. Es sind Eideszeremonien in den letzten Monaten gefeiert worden – in den

umliegenden Bergen – hier, in Thika und Kiambu und noch einmal außerhalb Thomson's Falls. Es sind dieselben Eideszeremonien, die die Mau Maus in den Wäldern abgehalten hatten. Ich weiß, daß es wahr ist.«

»Wie kannst du das wissen?« fragte Don stirnrunzelnd. Jetzt kam man der Sache schon näher. Es dauerte immer einige Zeit – Gleichnisse, Gemeinplätze, und dann traf man plötzlich auf den Kern.

»Kamore.« Nur dies eine Wort, tief aus der muskulösen Brust hervorgestoßen.

»Kamore? Doch nicht Kamore, deine –?« Das war unerwartet, das letzte, woran Don gedacht hätte.

»Doch, Bwana. Meine jüngste Tochter. Die bei dem Baby Jock gesessen und es gewartet hat, wenn seine Mutter nicht im Hause war. *Meine* Tochter mein Blut.« Die Stimme des alten Mannes klang verbittert. Seine Hand zitterte als er nach dem Pombe-Kürbis griff. »Kamore.«

Don streckte die Hand aus und legte sie dem Alten auf die Schulter. Er erinnerte sich sehr gut an Kamore. Sie war ein keckes, plumpes Mädchen und kam sich in Peggys abgelegten Kleidern vornehm vor. Sie war vielleicht fünfzehn.

»All right, Mzee«, sagte er sanft, als spräche er mit einem Kind. »Polepole. Gehen wir langsam vor. Haraka haina baraka. Eile bringt keinen Segen. Es ist leicht, sich vor einem schnellen Spurenleser zu verstecken, der nur seine eigenen Fußabdrücke sieht. Sag mir: wie kam Kamore dazu, dir das zu erzählen?«

Njeroge seufzte, sein gemeißeltes Mahagonigesicht war in traurige Falten gelegt.

»Sie hat es mir nicht erzählt, Bwana. Ich habe den Brief eines jungen Mannes aus der Stadt an sie abgefangen. Ich wollte nicht, daß sie eine Stadtschlampe würde. Dieser junge Mann ist ein schlechter Mann, er stammt nicht von unserer Shamba. Außerdem ist er dumm. Er war einer der wilden jungen Leute, die sich den Mau Maus anschlossen, als sie schon fast unterdrückt worden waren. Das war dumm – er hatte nichts mehr zu gewinnen. Er wurde verhaftet und in das Internierungslager in Hola oder

vielleicht nach Manyani gebracht, ich weiß nicht mehr. Dort lernte er viel Böses. Jetzt ist er Politiker, Bwana, und arbeitet für eine politische Bruderschaft namens KeNAP. Kennst du diese KeNAP? Ihre Leute sind auf die Shamba gekommen und haben viel Freibier spendiert, um Stimmen für die künftigen Wahlen zu fangen.«

»Ich kenne die KeNAP«, erwiderte Don grimmig. »Und wie ich die kenne! Ich kenne auch die meisten dieser Burschen von oben bis runter in den Busch. Und was ist nun mit dem Brief? Ein Liebesbrief?«

»Nicht eigentlich, Bwana. Natürlich kann ich nicht lesen. Daher nahm ich ihn in die kleine Duka an der Straße mit und bat den Mtu wa Missioni, ihn mir vorzulesen. Es kam, wie von diesem Mann nicht anders zu erwarten – sein Name ist Abel Gakungu. Er bat mein Mädchen Kamore, sich mit ihm zu treffen ... an einem Ort namens Karinga-Mbili, etwa fünf Meilen von hier, zwischen unserer Shamba und der Shamba der Memsaab Shalotu, wo du dein Zuchtvieh herhast.«

»Ja«, sagte Don Bruce, dem alten Mann eine Zigarette reichend. »Glenburnie. Weiter, Baba.«

»Es ist ein sonderbarer Ort für eine Verabredung mit einer Frau, Bwana. Es steht ein Mugumo-Baum da. An einer solchen Stelle trifft man sich nicht mit einer Frau. Das ist ein Männerort zur Verehrung Ngais. Es steckte etwas Böses dahinter, sonst würde er sich nicht mit einer unverlobten Frau da verabreden. Meine Tochter ist weder verheiratet noch verlobt und wird es auch wahrscheinlich nie sein.« Wieder wurde die Stimme des Alten bitter. »Keine meiner jungen Töchter ist verheiratet oder verlobt. Einige sind Stadthuren. Ich habe versucht, meine Jüngste tugendhaft zu halten ... aber die Zeiten haben sich geändert. Hat nichts zu sagen. Ich verschloss den Brief wieder und sorgte dafür, daß meine Tochter ihn erhielt. Und dann ging ich ihr nach –« Der alte Mann schüttelte den Kopf. »Ich möchte nicht weitersprechen. Muß ich?«

»Du mußt«, antwortete Don sanft. »Ja, natürlich mußt du. Erzähl weiter, Mzee.«

»Ich kenne einige kleine Pfade, Bwana. Ich habe mich ganz vorsichtig angeschlichen, glitt lautlos wie eine Schlange durch den Busch, und es dauerte nicht lange, bis ich Stimmen hörte. Sie kamen aus einer kleinen Lichtung am Fuß des hohen Mugumo-Feigenbaumes. Ich kroch so nahe wie möglich heran, Bwana, atmete kaum, machte kein Geräusch.« Jetzt klang die Stimme des alten Mannes wieder stolz. »Du kannst an meinem Gesicht ablesen, daß ich zu den Alten gehöre, zu den Athi, Bwana. Ich bin kein Neuling in den Wäldern.«

»Ja«, hauchte Don Bruce in einer plötzlichen schrecklichen Vorahnung des Kommenden. Es würde ihm gar nicht gefallen.

»Unter dem Baum war etwa ein Dutzend junger Männer versammelt, und außer meiner Tochter nur noch drei Frauen. Von unserer Shamba war sonst niemand dabei. Und, Bwana, auch kein Abel Gakungu. Meine Tochter bekam große Angst, als sie sah, daß der Mann, der sie dorthin bestellt hatte, nicht da war. Sie wollte schnell zurücklaufen, aber die Männer hatten sie schon gesehen. Sie rannten ihr nach, ergriffen sie und warfen sie zu Boden. Als sie schrie, hielten sie ihr den Mund zu, bis sie beinahe erstickte.«

Einen Augenblick wurde der Alte von dem Schrecklichen seines Berichtes überwältigt. Don griff nach dem Pombe-Kürbis, goß etwas davon ins Trinkhorn und reichte es Njeroge, der ihn schwach anlächelte.

»Njema! Das war gut«, sagte er dankbar, sich den Mund wischend und den Schaum mit den Fingerspitzen auf den Boden schnippend.

»Erzähl weiter, Alter. Sag mir, was dann geschah.«

»Ich habe in meinem Leben schon tausend Eideszeremonien gesehen«, sagte der alte Kikuyu, die Augen zum Himmel hebend. »Die meisten waren gute Eide – vernünftige Eide, bei Tag geleistet und mit dem Ziel, einen Fluch aufzuheben oder Ngai günstig zu stimmen oder einen schlechten Mann der Gerechtigkeit zuzuführen. Ich habe keine Eideszeremonie der Mau Maus gesehen, aber natürlich viel davon gehört, auch von denen, wo Frauen und Tiere benutzt wurden. Ich hielt sie nicht für wahr, Bwana. Außerdem halte ich nichts von Eideszeremonien bei Nacht.«

Don Bruce sagte nichts. Er kannte die Mau Mau-Eideszeremonien als wahr, o ja! Er hatte einmal eine mitangesehen – nur kurz, denn er war damals bewaffnet gewesen und hatte andere bewaffnete Männer bei sich gehabt. Der Sinn des Eides war: wenn bestimmte Dinge getan oder nicht getan wurden, würde der Eid die Esser des Eides töten. In diesem Fall damals war der Eid im vollsten Maße in Erfüllung gegangen. Don fuhr sich über die Augen. Das Gewesene war plötzlich in die Gegenwart zurückgekehrt. Der alte Mann redete wieder.

»Es war beinahe dunkel, als ich hinkam. Sie hockten herum und tranken Pombe, bis es ganz dunkel war. Ich fror erbärmlich im Busch, konnte mich nicht bewegen, und meine Knochen waren kalt. Dann begannen die Frauen, Feuerholz zu sammeln.«

»Und deine Tochter Kamore?«

»Zwei Frauen und einige Männer sprachen auf sie ein, rissen sie heftig an den Haaren, und nach einer Weile war sie bereit, alles zu tun, was man von ihr verlangte. Darauf hielten sie sie nicht mehr fest, sondern gaben ihr Pombe zu trinken. Es war Weißer-Mann-Tembo, Gin, glaube ich, aus einer viereckigen Flasche. Sie schnitt ein Gesicht, als sie es hinunterschluckte. Dann schien sie etwas tapferer zu werden. Ein- oder zweimal lachte sie sogar.

Als es dunkel war, zündeten sie das Feuer an. Dann, Bwana –« die Stimme des alten Mannes klang entsetzt. »Bwana, sie zogen sich ganz aus! Sie waren nackt wie die Suk und Karamojong! Sie waren nackt wie die Agumbu, die in Erdlöchern hausten, ehe die Mwathi kamen!«

»Ja, ja«, sagte Don. »Weiter. Sie zogen sich also aus. Ich nehme an, das Feuer brannte sehr heiß.«

Jetzt wurde Njeroges Stimme moralinsauer.

»Es ist nichts gegen Nacktheit einzuwenden, obgleich ein Mann seine Augen abwenden sollte, wenn er im Fluss badende Frauen überrascht, und keine Frau sollte ohne Lendenschurz vor einem Mann erscheinen, außer vor ihrem Gatten. Aber, Bwana, diese Leute waren ordinär in ihrer Nacktheit, wie weiße Frauen und Männer, wenn sie sich nackt zusammentun! Sie

sahen – sie sahen nackt aus – wie eine Kikuyufrau mit langem Haar und einem Braziru und hochabsätzigen Schuhen und einer Handtasche nackt aussieht. Wie eine Hure!«

»Zivilisation ...«, murmelte Don. »Und?«

Njeroge schauderte.

»Ich kann dir nicht alles erzählen, was ich sah, Bwana. Ngai würde mir auf der Stelle die Sprache rauben. Die Zähne würden mir herausfallen. Sie hatten einen weißen Widder und ein weißes Mutterschaf. Angebunden. Die Männer – einige hielten das Schaf fest, und die anderen benutzten es, wie man eine Frau gebraucht, wenn man mit ihr allein im Zelt ist. Dann, Bwana ...«, seine Stimme wurde wieder undeutlich.

Don schüttelte ihn sanft an der Schulter, und als er nicht weitersprach, stärker.

»Ja! Sag es mir!«

»Sie versuchten, den weißen Widder dazu zu bringen, daß er die *Frauen* von hinten besprang und in sie eindrang. Aber der Widder wollte nicht – wollte bloß weg. Worauf sie den weißen Widder nach und nach erschlugen, ihm die Knochen brachen, die Augen, seinen Magen und schließlich sein Herz herausrissen. Dann schnitten sie ihm die Geschlechtsteile ab, brieten sie langsam im Feuer, bis der Penis schwoll. Und dann zwangen sie die Frauen, sich hinzusetzen und den Penis in sich hineinzustecken, als Teil einer Eideszeremonie ...«

In diesem Augenblick waren wir dazwischen getreten, dachte Don. Der letzte, endlos seitenlange Bericht, den nicht mal die britische Presse verbreiten konnte. Und das war im Jahre des Heils neunzehnhundertfünfundfünfzig gewesen. Kimathis alter Befehl, der uns in die Hände fiel, als wir die letzte Bande zusammenschossen: »*Verbessert die verschiedenen Batuni-Eide und gebt sie den anderen Truppführern weiter. Tote Tiere und ...*«

»... und als sie das weiße Mutterschaf schlachteten, gossen sie den Inhalt seiner mit all dem Samen der Männer gefüllten Kuma in das Blut und in den Mageninhalt. Beides hatten sie in einem mit Palmblättern ausgelegten

Loch in der Erde gesammelt. Und dann gingen sie – die Männer, einige der Männer – mit allen Frauen auf dieselbe Weise um, wie sie mit dem Schaf verfahren waren – auch mit meiner *Tochter*, Bwana! Genau wie mit dem Tier! Und die Frauen wurden gezwungen, soviel von ihrem Sperma aufzunehmen wie sie konnten, und es dann in den Brei der anderen, von dem toten Schaf stammenden Flüssigkeit lafenzulassen.«

Der alte Mann hielt inne. Das Entsetzen war zu groß, als daß er es in Worte hätte fassen können. Don zündete zwei Zigaretten an und gab Njeroge eine. Er schüttelte sanft seine Schulter.

»Erzähl zu Ende«, sagte er leise. »Da muß noch mehr dahinterstecken, sonst hättest du nicht angefangen. Komm zum Schluß, dann bist du's los. Das ganze Übel verschwindet im Nebel.«

Der alte Aufseher seufzte.

»Sie durchstachen die Herzen der Tiere siebenmal mit einem Nagel und fügten das Herzblut dem anderen bei. Sie schälten das Hirn aus den Tierschädeln, und jeder Mann und jede Frau aßen davon. Sie wurden gezwungen, siebenmal durch einen aus Bananenblättern gebildeten Bogen zu kriechen, wo sie die Tieraugen auf Kei-Apfeldornen gespießt hatten, wie es bei Eideszeremonien üblich ist. Sie tranken sieben Schluck von der Flüssigkeit, die sie gesammelt hatten und mußten schwören.«

»Wer ließ sie schwören? Und was schworen sie?«

»Es war der alte Mau Mau-Eid, von dem ich schon gehört hatte, aber dazu kam noch etwas. Kein Mann war ein Mundumugu. Sie lösten sich als Anführer ab. Alle waren offensichtlich dem Eide gleich verpflichtet. Sie schworen, Jomo Kenyatta zu befreien. Sie schworen, alle weißen Bwanas und Memsaaabs zu töten, wenn es ihnen befohlen wurde. Sie schworen, sich abzuwenden, wenn sie einen Mann oder eine Frau die Bwanas oder Wahindi bestehlen sahen. Sie schworen, das Land, das ganze Land, im Namen der Landbefreiungsarmee zurückzuholen. Jeder Mann schwor, das Land zurückzuholen, mit dem er am meisten verwurzelt war. Und dann mußte jeder noch etwas Besonderes schwören. Meine Tochter Kamore –«

»Kamore! Was mußte sie schwören?«

»Kamore – Kamore mußte schwören –« der alte Mann ließ den Kopf sinken, und einen Augenblick bebten seine Schultern. Dann hob er den Kopf wieder und sprach schnell, als wollte er die Worte so rasch wie möglich loswerden, ehe sie ihn befleckten.

»Meine Tochter mußte schwören, daß sie, wenn befohlen, das Baby, deinen Sohn Jock, entführen und ihn an einen Ort bringen werde, wo er wie der weiße Widder geopfert werden sollte! Sie mußte ihn an jeden Ort bringen, den sie ihr anwiesen, oder der Eid würde sie töten!«

Jetzt sprudelte der alte Mann die Worte heraus.

»Und jeder Mann mußte schwören, daß er die weiße Frau, die er am besten kannte, wie das weiße Mutterschaf schänden, töten und später von ihrem Fleisch essen würde, oder der Eid würde ihn töten! Und die Memsaab Peggy und die Kinder wurden namentlich genannt! Und du wurdest als ein Mann, der umgebracht werden mußte, genannt, Bwana, und der Bwana Brian, dein Freund, auch, und noch viele andere Bwanas, die gegen die Mau Maus in den Bergen gekämpft hatten.«

Jetzt hielt der alte Mann inne; sein Kopf sank zwischen die hochgezogenen Knie, und seine Arme hingen mit baumelnden Händen und gespreizten Fingern leblos über die Knie.

Aha, da haben wir's, dachte Don. Die erste Geschichte von der anderen Frau war also frisiert, aber diese ist es nicht. Nicht im geringsten. Die ist ganz deutlich. Wir haben einen Augenzeugen hier, wenn sich nur jemand die Mühe macht, den Fall aufzuklären. Hoffentlich sah ihn niemand oder schöpfte Verdacht. Das muß ich noch feststellen, ehe ich etwas unternehme. Jesus. Die haben tatsächlich nichts von den alten Schweinereien vergessen, während wir sie im Interesse des Friedens und des prosperierenden Commonwealth fein säuberlich hinter Schloß und Regel gesperrt hatten.

»Noch etwas, Mzee?« fragte er sanft nach einigen Augenblicken. Der alte Mann hob wieder den Kopf und seufzte.

»Ja. Noch viel mehr. Sie schnitten das Fleisch des Schafes in Stücke, brieten es, und alle aßen den Eid noch mal und lachten schallend und besprachen, wie sie die Bwanas am besten töten und die MemsaaBs wie das

weiße Schaf schänden könnten. Dann zogen einige Männer die Frauen zur Seite und nahmen sie wieder, und die anderen schauten zu. Es waren viele Männer, weißt du, und nur ein paar Frauen.«

»Und deine Tochter – Kamore nahm auch daran teil?«

Er nickte.

»Ja, Bwana. Kamore nahm auch daran teil.«

»Sie aß den Eid?«

»Ja, Bwana. Sie aß den Eid.« Er nickte wieder.

»Und sie sagte – sie sagte, sie werde Klein-Jock entführen und ihn zum Opfer bringen?«

»Ja, Bwana. Sie wollte diesen Teil des Eides nicht leisten, weil sie Klein-Jock sehr gerne hat, aber sie drückten ihr ein Simi an die Kehle und ritzten sie nur ein bißchen. Worauf sie schwor. Sie aß noch etwas von dem Eid und trank wieder siebenmal von dieser *Flüssigkeit* und schwor erneut, daß sie Klein-Jock, wie befohlen, entführen würde.« Der alte Mann nickte, sich vor und zurückwiegend.

»Und die ganze Zeit lagst du da und sahst zu?«

»Was sollte ich sonst tun, Bwana? Ich bin ein alter Mann – alt und schwach, und ich hatte nur meine Panga mit. Es waren zwölf Mann, und alle, außer den Weibern, hatten Pangas oder Simis. Es waren alles junge, kräftige Männer. Mir blieb nichts übrig, als vor Kälte zitternd im Busch zu liegen, Bwana, bis sie fortgingen. Das war etwa um Mitternacht.«

Don kratzte sich den Kopf. Innerlich kochte er, zwang sich aber, ruhig zu sprechen.

»Und was machtest du, nachdem sie gegangen waren?«

»Ich lief so schnell wie möglich zur Shamba zurück und wartete auf Kamore, Bwana. Es war sehr spät in der Nacht, Bwana, als ich in meine Shamba zurückkam, aber Kamore war noch nicht da. Es hatte keinen Zweck, dich zu wecken, Bwana, ehe ich Kamores nicht habhaft werden konnte, um sie zu dir zu bringen und deinen Rat zu hören und deine Bestätigung, daß sie trotzdem ein gutes Mädchen ist und unter Zwang

gehandelt hat. Das ist nichts Neues, Bwana.« Die Stimme des Alten klang sanft vorwurfsvoll.

»Ich weiß, daß es nichts Neues ist, Njeroge«, erwiderte Don Bruce. »Das ist ja das Leidige.«

Das Schreckliche, dachte er. Im Aufstand kam es immer und immer wieder vor. Die Guten wurden eingeschüchtert und zum Eid gezwungen und dann ... haben wir sie auch niedergeschossen, was möglicherweise leichter war als bei den anderen, die's freiwillig getan hatten.

»Wann kam Kamore in die Shamba zurück?« Plötzlich überfiel ihn die Erkenntnis ... eine kalt-logische, fürchterliche Erkenntnis.

»Sie kam nicht zurück, Bwana. Ich konnte nicht schlafen, blieb auf und wartete auf sie, aber sie kam nicht heim. Ich bekam Angst – vielleicht war sie von einem Tier angefallen worden, oder die Männer hatten sie doch noch getötet. Dann aber dachte ich, sie ist vielleicht mit den anderen Watu nach Nyeri gegangen, um weiter Pombe zu trinken. Sicher kommt sie heute zurück, Bwana. Dann nehmen wir sie ins Gebet, sie muß uns alles erzählen, und vielleicht kann sie einige der Männer und die anderen Frauen vor dem Bwana Polisi erkennen. Habe ich recht gehandelt, Bwana?« fragte der alte Mann mit bittender Stimme. »Ich tat mein Bestes. Aber ich fürchtete mich, Bwana – fürchtete mich, war krank im Magen und noch kränker im Herzen.«

»Du hast vollkommen richtig gehandelt«, erwiderte Don Bruce. »Du bist ein feiner, tapferer Mann, Njeroge. Ich bin stolz auf dich. Und nun sag mir, glaubst du, wir könnten jetzt zusammen zu der Stelle zurückgehen, wo du die Eideszeremonie gesehen hast? Bist du nicht zu müde?«

»Ich bin müde, aber dazu nicht, Bwana«, antwortete Njeroge. »Brechen wir auf. Glaubst du, wir werden Kamore finden, wenn wir jetzt hingehen? Vergiß nicht, dein Gewehr mitzunehmen, Bwana.«

»Ich nehme es mit«, sagte Don Bruce. »Keine Sorge, ich nehme mein Gewehr mit. Ich glaube aber nicht, daß ich es brauche. Jedenfalls nicht auf diesem Gang.«

»Aber glaubst du, daß wir Kamore finden?« fragte der alte Mann mit zitternder Stimme.

»Ja, Alter«, erwiderte Don Bruce leise und sehr traurig. »Ich glaube, wir werden deine Tochter finden. Ja, das glaube ich.«

»Ja, Nigel, natürlich fanden wir Kamore«, sagte Don Bruce zum Bwana PC. »Es war das leichteste Spurenlesen, das mir je vorgekommen ist. Sie hing an einem Baum. Sie hatte ihre Shuka in Streifen gerissen, daraus eine Schlinge gedreht und war von einem Felsen gesprungen.«

»Armes Mädchen«, sagte der Bwana PC. »Armes, trauriges, wildes Mädchen. Lieber hängen sie sich auf. Pfui Teufel. Bleibt uns nichts anderes übrig, als sorgfältig nach diesem Burschen da zu suchen, diesem Mr. Wieheißt-er –«

»Abel Gakungu.«

»– Mr. Abel Gakungu, obgleich natürlich an die Tausend Abel Gakungus draußen herumlaufen. Vielleicht kann Ihr guter Aufseher einige der anderen identifizieren, wenn wir die Verbrecherspelunken durchkämmen. Offen gestanden habe ich sehr wenig Hoffnung, daß wir was erreichen. Sie wissen ja, Bruce, es ist ziemlich hoffnungslos. Sechs Millionen schwarze Gesichter, eins nichts sagender als das andere, die Stecknadel im Heuschaber ...« Und er schüttelte sein ergrautes Haupt.

»Und was wollen Sie jetzt tun, Junge? Abgesehen davon, daß Sie aufpassen und auf Draht sein werden?«

»Ich glaube, ich bin in meiner ursprünglichen Absicht nur bestärkt worden, Nigel«, antwortete Don Bruce aufstehend. »Ich halte mich zurück und besuche mal Miss Charlotte auf Glenburnie drüben. Ich hatte schon mit Brian gesprochen, daß ich möglicherweise meine Farm an seine Familie verkaufen möchte. Ich hasse zwar den Gedanken –«, er schüttelte den Kopf. »Aber das geht mir nun langsam doch über die Hutschnur. Das andere ist

vielleicht reine Einbildung. Aber das hier ist ernst. Ich kann es mir nicht leisten, meine Familie wegen eines Prinzips in Gefahr zu bringen.«

»Werden Sie Charlotte das alles erzählen? Alles?«

»Wenn Sie mir davon abraten, nicht. Wenn Sie es nicht selbst bekannt machen wollen. Es käme aber nichts Gutes dabei heraus und würde wahrscheinlich bloß zu einer neuen Panik führen, die dann in der Presse entsprechend verzerrt wiedergegeben würde. Würde alle Chancen zunichte machen, diese Burschen zu erwischen. Außerdem würde es meinen Verkaufsverhandlungen schaden.«

»Ich habe kein Interesse daran, daß Sie Ihre Farm an Tante Charlotte unter Vorspiegelung falscher Tatsachen verkaufen«, sagte der Bwana PC bedächtig. »Vielleicht erwähnen Sie lieber, daß es einen neuen Ausbruch von Eideszeremonien gegeben habe und fragen sie, ob sie von etwas Diesbezüglichem auf ihrer eigenen Farm gehört habe. Sie brauchen dabei nicht zu sehr in Einzelheiten zu gehen.«

»Richtig.« Don Bruce stülpte sich den Hut auf und stieg in den alten Chevy. »Vielen Dank für die Drinks und fürs Zuhören, Nigel. Ich gebe Ihnen dann Bescheid, wie ich mit der alten Dame auf Glenburnie klargekommen bin.«

»Gut. Und viel Glück, mein Junge.«

Der Bwana PC zündete sich zum x-ten Mal die Pfeife an, schüttelte traurig den grauen Kopf und klatschte scharf in die Hände nach dem Hausboy.

»Lete whisky ingine«, sagte er. »Lete whisky nkubwa, doppelten!«

50

In dem blumenbestandenen Vorgarten der Glenburnie-Farm sah Don Bruce nur einen kleinen schwarzen Jungen mit rundem Gesicht und einen großen rhodesischen roten Hund, als er in der abendlichen Kühle vorfuhr.

»Jambo, Mtoto«, sagte er zu dem kleinen Jungen, einem intelligent aussehenden Bürschchen von etwa sieben. »Memsaab yuko wapi? Wo ist die Memsaab?«

»Tante Charlotte sitzt drinnen am Kamin«, antwortete der kleine Junge in ausgezeichnetem, präzisiertem Englisch. Don hob erstaunt die Brauen.

»So. Na, dann lauf mal hinein und sag der Memsaab, daß der Bwana Bruce sie gerne sprechen möchte. Beeil dich, Kleiner, ja?«

»Ja, Mr. Bruce«, entgegnete der kleine Junge. »Ich werde es ihr sofort bestellen.«

Er wandte sich um und ging aufs Haus zu, proper und sehr sauber in seinen Khaki-Shorts und seinem Jumper aussehend.

»Augenblick mal«, rief Don Bruce. Der kleine Junge drehte sich auf der Treppe um.

»Ja, Sir?«

Don trat näher.

»Wie heißt du, Kleiner?«

»Karioki Stuart«, antwortete der Junge stolz. »Ich trage Tante Charlottes Namen, weil ich Waise bin.«

»Wie kommt das?«

»Meine Eltern starben, als ich noch ganz klein war. Ich erinnere mich nicht mehr an sie. Tante Charlotte hat mich hier, in dem *großen* Haus, erzogen und hat mir ihren Namen gegeben.«

Don tätschelte ihm den Kopf und gab ihm einen freundschaftlichen Rippenstoß.

»Das ist fein, Master Stuart«, sagte er. »Ich habe auch einen Jungen ungefähr deines Alters. Vielleicht schicke ich ihn eines Tages mal her, dann könnt ihr zusammen spielen.«

»Das wäre sehr nett«, erwiderte der kleine Junge, sprang ins Haus und rief: »Tante Charlotte, ein Mr. Bruce ist draußen, er möchte dich sprechen!«

Don grinste etwas wehmütig. Sieh mal einer an, dachte er. Das ist mein Patensohn, so wahr ich lebe und atme – der, den Brian und ich vom letzten Raid heimbrachten. Komisch, daß ich ihn noch nie zu Gesicht bekommen

habe. Aha, jetzt heißt es also Tante Charlotte. Sie hat ihn hier aufgezogen, und das Bürschchen spricht besser englisch als meine Brut. Sieh mal einer an.

Der kleine Junge kam lächelnd zurück.

»Tante Charlotte läßt bitten«, meldete er und hüpfte um die Ecke des Hauses, nach dem Hund rufend.

Charlotte Stuart saß vor einem kleinen Kamin-Feuer, neben sich auf dem Boden einen Stapel Papiere, offenbar Baupläne. Ihr schlimmes Bein ruhte wie üblich auf einem Schemel, und ihr Stock lehnte an dem alten hocharmigen Ledersessel. Als Don Bruce eintrat, hellte sich ihr Gesicht im Feuerschein auf.

»Kommen Sie her und geben Sie Küsschen«, sagte die alte Dame, ihm die Wange hinhaltend. »Was sind das für neue Methoden? Seit wann lassen Sie sich auf Glenburnie anmelden? Mr. Bruce bittet um das Vergnügen einer Audienz bei Ihrer Merkwürden! Im ersten Augenblick dachte ich, es sei der Gouverneur in höchsteigener Person, nach dem Ernst zu schließen, mit dem der kleine Karioki Ihre Botschaft ausrichtete. Tee? Gin? Oder was?«

»Gin, bitte«, antwortete Don. »Danke Ihnen, Miß Charlotte.«

»Steht in der Ecke, wie immer«, sagte die alte Dame. »Da Sie gerade dabei sind, gießen Sie mir etwas Wermut ein und bringen Sie mir auch einen Gin. Ich habe schon so viel Tee getrunken, daß ich ganz nach Gerbsäure rieche. Sie sehen sehr wohl aus, Donald. Ich sehe Sie ja nie mehr. Wie geht's Peggy und den Gören?«

»Gut!«, sagte Don Bruce von der Ecke des Zimmers, wo er die Drinks einschenkte. »Könn't ihnen nicht besser gehen.«

»Freut mich«, sagte Charlotte Stuart. »Jemand – ich glaube, es war Nell – erzählte mir von Peggys Fehlgeburt. Tut mir sehr leid für sie. Aber ich freue mich, daß es ihr wieder gut geht.«

»O ja, sie ist gesund. Die Fehlgeburt hatte sie vor mehreren Wochen, als ich noch auf Safari war. Haben Sie in letzter Zeit etwas von Brian gehört? Ich hatte auf Hardscrabble so viel zu tun, daß ich nicht mal Zeit fand, schnell ins Büro nach Nairobi zu fahren.«

Die alte Dame runzelte die Stirn, zog die roten Augenbrauen zusammen, so daß sich eine tiefe Furche zwischen den Augen über ihrer Hakennase bildete.

»In den letzten drei, vier Wochen nichts, ich weiß schon gar nicht mehr, wie lange es her ist. Er kam nach der Hinrichtung auf dem Weg nach dem Norden hier vorbei. Aber leider war es kein sehr angenehmer Besuch, Donald. Wir hatten einen kleinen Familienstreit.«

Don Bruce setzte sich ihr gegenüber in den Sessel ihres verstorbenen Mannes, nippte an seinem Drink und stellte das Glas auf den rohen Kaminstein.

»Na, so 'n kleinen Zank gibt's immer mal«, meinte er. »Wir sind heutzutage alle viel nervöser als früher.« Er rieb sich kurz die großen hellhaarigen rissigen Hände und fragte dann:

»Hat er von mir gesprochen?«

Die alte Dame steckte eine Zigarette in den Halter und ließ sich von ihrem Gast Feuer geben.

»Ja, das hat er«, erwiderte sie. »Aber das war am Schluß unseres Wortstreits, und ich habe es ganz vergessen. Wir hatten in letzter Zeit hier so viel zu tun ... Doch. Ja. Er erzählte, Sie hätten Schwierigkeiten mit den Wogs auf der Farm gehabt und trügen sich mit dem Gedanken zu verkaufen. Das kann doch nicht stimmen, oder? Daß Sie die Absicht haben zu packen und Kenia zu verlassen?«

Sie blickte ihn scharf an, den Kopf schief gehalten und eine Wolke Zigarettenrauch ausstoßend.

Zögernd antwortete Don.

»Tja, doch, es stimmt, Miß Charlotte«, sagte er. »Wahrscheinlich war das auch der Grund, weshalb ich heute so – so formell war, als ich Sie besuchte. Es ist eigentlich ein Geschäftsbesuch, und ich weiß nicht so recht, wie man mit alten Freunden über Geschäfte redet. Ich sag's lieber gleich rundheraus und frage Sie: Möchten Sie meine Farm kaufen, zum Preis der Hypotheken plus der Verbesserungen? Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß es eine

gute Farm ist und was ich in den letzten halb Dutzend Jahren aus ihr gemacht habe. Das wissen Sie ohnehin.«

Er nahm sein Glas, nippte wieder daran, lehnte sich in Malcolm Stuarts altem Sessel zurück und blickte verdrossen auf den Boden.

»Ich bin dafür bekannt, daß ich niemals um den heißen Brei herumgehe«, sagte Charlotte Stuart. »Ich werde Ihnen geradeheraus antworten, und zwar in doppelter Hinsicht, so daß Sie mich nicht missverstehen können. Erstens, ich könnte Ihre Farm in diesem Augenblick nicht kaufen, selbst wenn ich wollte. Ich habe nicht das Geld dazu und auch keinen Kredit. Und zweitens, selbst wenn ich sie kaufen könnte und sie kaufen *wollte*, *tät'* ich's nicht. Ist das klar?«

»Vollkommen klar.« Don Bruce stand auf. »Absolut klar. Danke Ihnen jedenfalls, Miß Charlotte. Entschuldigen Sie die Störung. Ich glaube, ich verzieh' mich jetzt wieder, wenn Sie gestatten.«

Die alte Dame blitzte ihn an und stieß mit ihrem Stock auf den Kaminblock.

»Setzen Sie sich in den Stuhl da und hören Sie mich an, junger Mann! Früher haben Sie mich *Tante* Charlotte genannt, als Sie noch ein Hosenmatz waren und mit meinem Ian und Brian allerhand Lausbübereien trieben. Mir scheint, wie ich schon Brian bei seinem letzten Besuch sagte, daß ich in den letzten Jahren meinen Rohrstock zu wenig benutzt und einen Haufen Kinder verwöhnt habe, selbst solche, für deren Vernachlässigung ich gar keine Entschuldigung habe. Setzen Sie sich hin und trinken Sie aus, Donald Bruce, oder ich lege Sie mit diesem Stock noch heute übers Knie!«

Don grinste sie zaghaft an und setzte sich wieder.

»Ja, Madam«, sagte er. » *Tante* Charlotte.«

Die Stimme der alten Dame wurde wieder freundlicher.

»In den letzten vier Monaten«, sagte sie, »seitdem davon geredet wurde, daß man einen Teil der White Highlands für Kikuyu-Neger frei machen wolle, haben nicht weniger als siebenhundert – *siebenhundert* – weiße Farmer aus dieser Gegend ihren Besitz zu einem Spottpreis zum Verkauf angeboten – *siebenhundert*, seitdem das Landwirtschaftsministerium seinen

Plan bekannt gab, die White Highlands den Afrikanern zu öffnen. Siebenhundert!« Ihre Stimme klang wieder hart, und sie spuckte die Zahl wie einen Fluch aus.

»Die Ratten verlassen das sinkende Schiff, die ganze Bande. Ringen feige die Hände. Erst haben sie sich groß getan und mit den Mühen und Nöten geprahlt, mit denen sie zu kämpfen hatten, wie viele Gebeine sie begraben haben und wie edel sie alle waren, als sie aus diesem Ödland und aus einer nutzlosen Szenerie für wilde Tiere etwas gemacht haben. Und sobald sie auf ein Hindernis stoßen, das stets zu erwarten war, die ganze Zeit seit meiner Landung in Mombasa im Jahre 1911, wollen sie den Bettel hinwerfen und davonlaufen!«

»Aber es gibt noch andere Überlegungen«, wandte Don ein. »In meinem Fall –«

»Jeder hat seinen eigenen Fall. Die Feiglinge und Davonläufer haben immer einen besonderen Fall«, unterbrach Charlotte Stuart ihn scharf. Sie hob den Kopf und funkelte ihn an.

»Aber ich gehe nicht, und ich ermutige auch niemanden mit Wort oder Tat zu gehen! Nicht einmal Sie um Ihrer Frau und Kinder willen, denn wenn einer geht, gehen sie alle – und wenn Collie Bruces Sohn Donald das Hasenpanier ergreift, dann gibt es keine Hoffnung mehr für unseren Philip oder Nell und ihren Mann oder ihre Kinder, noch nicht einmal für dieses arme Waisenbürschchen, das ich in einer neuen Welt aufzuziehen versuchte. Das war *Ihr* Beitrag zur Zukunft – Ihrer und der meines Neffen Brian Dermott! Der kleine Junge Karioki, der da draußen im Garten spielt.«

»Es war ein leichter Schock für mich, daß er schon so groß ist. Karioki – ›Der dem Leben Zurückgegebene‹, wie der alte Kidogo ihn taufte, als wir ihn aus diesem Schlachthaus herausholten. Scheint tausend Jahre her zu sein ...« Dons Stimme verlor sich, wurde dann aber wieder fest:

»Sagen Sie, Memsaab, das ganze Land schwirrt von Gerüchten über Ihren tollen großen Plan – Ihren Besitz mit den Nigs zu teilen und so weiter. Was für Schwierigkeiten werden Sie da bekommen! Es muß tausend Probleme geben, soweit ich etwas von der Mühsal des Farmens verstehe.« Er

betrachtete die breiten, schwieligen Innenflächen seiner massigen Hände.
»Und ich glaube, ich versteh' was davon.«

»Einen Haufen Schwierigkeiten. Nicht soviel von den Wogs, wie Sie glauben. Vom Land- und Siedlungsamt hauptsächlich. Das Landwirtschaftsministerium hat einen Gesetzentwurf im Legco eingebracht, wonach eine bestimmte Fläche Landes hier im Hochland schwarzen Käufern zugänglich gemacht werden soll, aber es schmort alles unerledigt bei einem Ausschuss, während die Wog-Politiker sich gegenseitig die Kehle durchschneiden und nach Freiheit für Kenyatta schreien und die weißen Politiker sich noch schlimmer gebärden. Mir persönlich gefällt Cavendish-Bentinck besser als Blundell. Und als alte Siedlerin fällt es mir schwer zuzugeben, daß Blundell recht hat, wenn er das Mehrrassenprinzip verfißt. Früher oder später haben wir mit diesen Leuten auszukommen, und es ist besser, wenn wir mit den Mehrrassen jetzt schon anfangen. Sonst sind wir am Ende nur noch einrassig, und das wird keine weiße Überlegenheit sein.«

Don kratzte sich seinen borstigen roten Schopf.

»Wie können Sie dann Ihr Land an Ihre Pächter rechtskräftig übertragen, solange dieses Chaos herrscht und gesetzlich noch nichts geklärt ist?«

»Zum Teufel mit dem gesetzlichen Mumpitz! Es ist *mein* verfluchtes Land, und es sind *meine* verfluchten Nigger. Das Komitee möchte ich mal hier hereinstapfen und mir Vorschriften machen sehen, was ich mit *meinem* Land zu tun und zu lassen habe. Ich habe das Land an verschiedene Familien durch einfachen Schenkungsakt verteilt.«

»Aber das ist nicht rechtens«, wagte Don zu erwidern. »Jeder Erbe könnte es anfechten. Ein Komitee weißer Farmer könnte Ihnen auferlegen ...«

»Keiner meiner Erben wird es anfechten, selbst wenn ich morgen sterbe«, erwiderte die alte Dame. »Und ich bin zu gemein, schon morgen zu sterben. Außerdem, wenn der gute Ngai mich das nächste Frühjahr erleben läßt, wird dieses Landgesetz im Legco ratifiziert sein – noch lange vor den Wahlen, glauben Sie mir, während die *weißen* Politiker sich gegenseitig beim Stimmenfang die Köpfe einschlagen. Es ist nur noch eine Frage von Monaten, bis das Land praktisch frei ist und ganz automatisch eine

schwarze Majorität im Legco hat. Und«, die alte Dame präsentierte ihr ganzes falsches Gebiss in einem breiten Lächeln, »meine Wogs vertrauen mir. Ich zeigte ihnen das Dokument, Philip las es ihnen vor und erklärte ihnen, daß das Land ihnen gehöre –, wenn sie es sich verdient haben. Das genügte ihnen. Sie arbeiten, wie nie vorher ein Wog gearbeitet hat, glauben Sie mir. Und wir brauchen nicht mit der Peitsche hinter ihnen zu stehen, damit sie sich richtig ins Zeug legen.«

»Da müssen Sie aber schrecklich viel zu tun haben. Verglichen mit Hardscrabble haben Sie sich eine ganze Menge aufgeladen, fünfhundert Wog-Familien in ein solches Projekt einzuarbeiten.«

»Fünfhundert hier und später noch mal fünfhundert auf der Laikipia-Ebene. Es ist nicht so schlimm, wie man sich's zuerst vorstellt, da jeder kräftig mithilft. Natürlich könnte ich noch einen oder zwei tüchtige weiße Männer gebrauchen – Sie brauchen es ihm nicht zu sagen, wenn Sie ihn treffen, aber Brian wäre eine große Hilfe, besonders was die technischen, mechanischen Dinge anlangt. George Locke arbeitet für zwei, aber von Maschinen versteht er nichts. Komisch, er als Arzt kriegt geradezu Krämpfe, wenn er das Differential eines Autos reparieren soll.«

Don grinste.

»Die einen können's, die anderen nicht. Auf meiner Farm ist es einfacher. Wenn etwas mit den Maschinen schief geht, dann ist es ganz einfach ein Thahu, der durch das Schlachten einer Ziege wieder behoben werden kann.« Sein Gesicht verdüsterte sich, und er runzelte die Stirn. »Sie haben wahrscheinlich von meiner Ziegeninvasion gehört?«

Die alte Dame lachte.

»Jawohl. Entschuldigen Sie, wenn ich lachen muß, aber ich fand es auf eine traurige Art doch sehr komisch. Der einzige, der Ziegen auf der Farm noch mehr hasste als Sie, war Mac Stuart. Vor langer Zeit schenkte ich ihm zum Geburtstag mal ein Paar Ziegen, worauf er eine ganze Woche lang kein Wort mit mir sprach. Er begriff den Witz einfach nicht.«

»Kann ich verstehen«, meinte Don. »Wahrscheinlich war's irgendwie komisch. Aber sagen Sie: wie verteilen Sie die Arbeit unter den Weißen

hier? Wie organisieren Sie die einzelnen Arbeitsgänge?»

»Gar nicht so schwierig. Jeder hat seinen Anteil. Jung-Philip hat seine Flitterwochen abgebrochen – Sie wissen, er hat die kleine Gillian Dennis geheiratet, ein süßes Kind, gertenschlank, wird ihm vermutlich eine großartige Frau sein – und kam zurück, um sich in die Arbeit zu stürzen. Und was ich tue, würden Sie nie glauben.«

»Nun, was tun Sie?»

Die alte Dame grinste wieder breit und bekreuzigte sich in komischer Übertreibung.

»Der Allmächtige verzeihe mir und erlöse mich. Armer Malcolm Stuart. Wo auch immer der arme Bursche sein mag, ich hoffe bloß, daß er nichts davon erfährt. Ich –«, sie akzentuierte die Worte wirkungsvoll –, »*ich betreibe eine Duka!*«

»Nein! Nicht Miß Charlotte Stuart, hinter einem verdamnten Ladentisch wie eine Mhindi-Frau!«

»Ich sehe darin nichts Unrechtes.« Sie straffte die Schultern und streckte das Kinn in einer scheinbar heroischen Pose vor. »Ich bin ein Wirtschaftskapitän, bei Gott, drei Stunden an sechs Morgen der Woche. Und ich amüsiere mich großartig«, kicherte sie. »Ich kriege den ganzen saftigen Klatsch zu hören, unterbiete die Preise der verdamnten Inder links und rechts, kaufe alles en gros und spare dabei Geld für die Wogs. Außerdem mache ich noch einen kleinen Nebengewinn, der natürlich ins Projekt gesteckt wird. Na, was sagen Sie nun?»

Don schüttelte staunend den Kopf.

»Bei Gott, Tante Charlotte! Ich muß schon sagen, ich bewundere Sie. Die Vorstellung, daß die Herrin auf Glenburnie einen Kramladen betreibt und Schnupftabak und schmerzstillende Mittel an die einheimischen Nigger verkauft, ist ungefähr das letzte, was mir je eingefallen wäre.«

»Es ist eine verdammt interessante Arbeit. Wissen Sie was, Don Bruce? Ich glaube, ich habe in den letzten paar Wochen, seit ich den Laden habe, mehr über die Wogs gelernt als in den ganzen fünfzig Jahren, die ich hier auf diesem Berg lebe. Die Weiber sind in der ganzen Welt gleich; sie

quasseln und schnattern, sobald sie von ihrem Männervolk weg sind und in den Laden kommen. Ich erfahre Dinge, die ich als Memsaab Mkubwa in dem großen Haus auf dem Berg nie zu hören bekam. Kommt mir sehr zustatten, nebenbei bemerkt, wenn der Rat zusammentritt.«

»Welcher Rat?«

»Rat, jawohl. Wir sind hier ganz bewußt und absichtlich eine Genossenschaft. Stadtrat; Land-Amt; Hygiene-Amt; Beschwerde-Amt, – alles. Ich bin Vorsitzender, oder Vorsitzende, oder wie Sie's nennen wollen. Auf jeden Fall halte ich die Fäden in der Hand.« Charlotte Stuart grinste wieder, diesmal verschlagen. »Ich leite sie mit eiserner Hand. Ob Rassengleichheit kommt oder nicht, ich halte die Shauris hier auf Glenburnie weiter ab. Die alten Kyuke-Ältesten hören auf mich, darauf können Sie sich verlassen, wenn ich mit dem Stock hier aufstoße und brülle.«

»Ich muß schon sagen, das klingt alles großartig, so wie Sie's schildern«, sagte Don. »Und wie steht's mit den Mädchen – Nell und der jungen Jill? Und Pip? Was tun die denn?«

»Philip ist der Oberaufseher – Generaldirektor. Wir haben Sikh-Fundis angestellt, um die Afrikaner beim Bau zu überwachen, und dazu braucht man keinen Weißen, wenn die Pläne erst mal gemacht sind. Die junge Jill ist eine Art Vizepräsidentin im Hausbauprojekt, außerdem paßt sie aufs Schulhaus auf. Aber Nell ist 'ne Betriebsnudel. Sie hatte schon immer mehr Energie, als sie vertragen konnte; sie ist ein richtiger Dollbrägen.«

» *Betriebsnudel! Dollbrägen!* Wo haben Sie denn diese Ausdrücke her?«

»So reden die jungen Leute. Ich hab's von Jill. Und sie hat's aus dem Film,nehm' ich an. Wenn ich noch zwei gesunde Beine hätte, wett' ich, daß ich Rock 'n Roll lernen würde. Aber um auf Nellie zurückzukommen: Sie hat in ganz kurzer Zeit ganz Unglaubliches bei den jungen Eingeborenenfrauen erreicht – bei den nichtbeschnittenen Mädchen und den Heiratsüberfälligen. Sie würden es nicht glauben, Don. Einige dieser Kikuyu-Mädchen lernen blitzartig, sobald sich jemand die Mühe nimmt, sie anzuleiten.«

»Wie meinen Sie das?« Dons Gesicht war ernst. Er dachte an die junge Kamore, die er früh am Morgen an einem Baum im Wald hatte baumeln sehen.

»Zuerst mal begreifen sie Dinge wie Hygiene und Erste Hilfe sofort. George und Nell – ich muß sagen, George versteht es, mit den Eingeborenenfrauen umzugehen, er muß beim alten Schweitzer eine ganze Menge gelernt haben – haben einige Abendkurse eingerichtet über alles, was interessiert, persönliche Hygiene, Hauswirtschaft und so weiter. Man kann sich bei den Wogs über Hygiene den Mund fusselig reden, wenn man sie aber ins Mikroskop sehen läßt und ihnen die Würmer zeigt, die sie in den Bauch kriegen, wenn sie ihre Latrine nicht in entsprechender Entfernung vom Trinkwasser halten, dann sieht die Sache nach Hexerei aus, und, wie Jill es ausdrücken würde« – die alte Dame lachte in sich hinein – »verzeihen Sie das Wortspiel, sie – schlucken's noch gern ...«

Don nickte. »Sie mögen recht haben. Ich habe seit langem auf meine eigene beschränkte Weise versucht, meinen Leuten einige der Grundprinzipien des gesunden Menschenverstandes einzuhämmern, aber wahrscheinlich habe ich es falsch angepackt. Wenn Nell anfängt, die Frauen zu organisieren, würd' ich sagen, sind Sie auf dem richtigen Weg.«

»Sie glaubt auf jeden Fall, daß sie beeindruckt sind. Und, Don«, die alte Dame ließ die Stimme sinken, »das ist jetzt rein politisch und streng geheim. Aber es gibt einen großen afrikanischen Politiker – Sie kennen ihn, Stephen Ndegwa –, der von unseren Plänen hier gehört hat. Augenblicklich ist er in Amerika oder England, aber vor einigen Wochen, kurz vor seiner Abfahrt, besuchte er mich. Und nun hören Sie sich das an.« Charlotte Stuart machte eine Pause und hob den Finger.

»Hören Sie sich das an«, wiederholte sie. »Er möchte mithelfen. Besonders unter dem Aspekt von Frau und Familie. Das war schon immer eine seiner Ideen, wenn auch noch nicht ausgegoren. Und jetzt, sagt er, sieht er zum ersten Mal die Möglichkeit, sie in die Praxis umzusetzen. Kennen Sie ihn?«

»Nicht persönlich. Aber ich habe ihn kürzlich in der Stadt gesehen – im *New Stanley*. Er war mit Matthew Kamau am Tage von Peter Pooles Hinrichtung da. Großer, kräftiger Bursche. Sieht nicht so ganz nach Wog aus wie die anderen Felsenaffen.«

Charlotte Stuart sprach ernst.

»Mir gefiel er. Sogar sehr. Ich halte ihn für einen der wenigen neuen Politiker – wenn nicht den einzigen –, der es mit seinem Volk wirklich gut meint, dem an einer Dauerlösung gelegen ist, und der sich darüber klar ist, daß man nicht alles auf einmal erreichen kann.«

»Das interessiert mich sehr«, entgegnete Don. »Haben wir noch Zeit für einen zweiten Drink, ehe Ihre Familie vom Pyramidenbau nach Hause kommt – und ich verduften muß, damit Mrs. Margaret Ashcroft Bruce mir nicht lebend die Haut vom Leibe zieht?«

»Natürlich. Schenken Sie mir 'n steifen ein. Mir macht unser Schwatz großes Vergnügen, Donald, mein Junge. Es ist nett, sich mit einem Farmer zu unterhalten. Ich bin –« und sie zwinkerte – »ich bin von lauter Idealisten und fanatischen Wohltätern umgeben. Da ist es sehr erfrischend, auch mal 'n bißchen guten, echten Kuhmist zu riechen, wenn Sie verstehen, was ich meine. Der Duft der rosigen Zukunft, der hier in der Luft liegt, kann einem manchmal zuviel werden. Ich bin natürlich sehr für Ideale, aber Ideale haben noch nie einen Acker gepflügt oder einen Damm gebaut. Es kostet schon Schweiß, Unkraut zu jäten.«

Don kam mit den eingeschenkten Drinks zurück. Er reichte einen der alten Dame, fachte das glimmende Feuer mit dem Stiefel an und setzte sich wieder.

»Was, im einzelnen, hat dieser Nigger eigentlich gesagt? Erinnern Sie sich noch daran?«

»Na ja, zuerst kamen die üblichen Kyuke-Gemeinplätze über Wind, Ernte, Wetter und Ngais unerforschlichen Ratschluss. Dann fragte er mich, ob er sich die Schuhe ausziehen dürfe, seine Füße täten ihm weh. Er sagte, und wenn er hundert Jahre alt und Premierminister von ganz Afrika werden

würde, die Füße würden ihm immer weh tun. Wir tauschten einige Erfahrungen über Fußerkrankungen aus, und dann sagte er ...«

51

Irgendwie bedrückte es Don Bruce nicht übermäßig, daß Charlotte Stuart es abgelehnt hatte, seine Farm zu kaufen. Wie jedermann in Kenia war sie knapp an Bargeld, und Grundbesitz war im Augenblick etwas verflixt Riskantes. Er hatte noch nie ans Mitleid appelliert, hatte nie Kredite verlangt, ohne als Gegenleistung eine gesunde Wertgrundlage anzubieten. Es hätte ihm nicht behagt, bei Charlotte Stuart in der Schuld zu stehen. Er würde das Geld, das er zum täglichen Leben brauchte, schon irgendwie zusammenkratzen. Bis jetzt hatte es immer geklappt.

Es war ein schrecklicher Tag gewesen, ich bin froh, daß er zu Ende geht, dachte er, als die Nacht plötzlich hereinbrach und er die Scheinwerfer einschaltete. Kaminfeuer, noch einen Drink, etwas Chakula und dann ins Bett. Peggy werde ich, glaube ich, mit den vielen Einzelheiten des Tages nicht belasten. Vielleicht erzähl' ich's ihr morgen, wenn die Sonne scheint und wir uns ohne die Geräusche der Nacht über die nächsten Schritte klar werden können.

Er bog von der Hauptstraße ab und rumpelte den schmalen Weg seiner Farm zu. Die Scheinwerfer griffen dem ausgefahrenen Pfad voraus, hoben und senkten sich, wenn der alte Chevrolet auf den Bergstraßen auf und abwippte.

Als er die Geschwindigkeit zurücknahm, um vor dem Tor zu halten, zuckte das Scheinwerferlicht kurz nach oben, und er sah, daß wieder etwas auf dem Zaunpfosten steckte. Es leuchtete weiß in der Nacht, schwer, massig, und er brauchte gar nicht hinzulaufen, um zu sehen, daß es einer seiner reinrassigen Romney-Widder war. Und als er das noch lebende Tier von dem Torstaket abhob und ihm mit dem Taschenmesser die Kehle

durchschnitt, hatte er keinen Zweifel mehr über das Schicksal seiner restlichen Zuchtherde. Er erinnerte sich deutlich an die Nacht des Viehgemetzels in den Bergen, an die zusammengehackten und verstümmelten, in ihrem Schmerz brüllenden Rinder, und zum ersten Mal in seinem Leben, als er das Tor hinter sich schloß und den Privatweg entlangfuhr, über die kleine japanische Brücke, die er mit so viel Liebe gebaut hatte, weil sie zu Licht und Liebe führte, wünschte Donald Bruce, daß er in diesem Augenblick sonst wohin, nur nicht nach Hause fuhr.

Die Herdenjungen pufften und stießen die Schafe in die Flanken, die teuren, reinrassigen Romneys und Hampshire Downs, Donald Bruces Stolz und Lieblingsprojekt – die importierten Widder, die er mit den eingeborenen Wollschafen aufzuchtete, die importierten Mutterschafe, die er mit den Bastarden zurückkreuzte. Es wurde spät. Die Sonne stand gerade noch über dem Horizont, ehe sie endgültig unterging.

»Heia!« riefen die Herdenjungen, die Herde antreibend. »Heia! Upesi!« Die Schafe knabberten das Gras am Weg, aber die Boys ließen sie nicht bummeln. Die Schafe wurden in die Koppel auf dem Hügel neben dem Haupttor getrieben, weit entfernt von dem großen Haus und den Quartieren der Eingeborenen. Dort sollten sie den ausgemergelten Boden düngen, den Don Bruce wieder fruchtbar machen wollte. Die Herdenjungen ließen die Schafe tagsüber am Wegrand grasen, und Don Bruce verlangte unnachgiebig von jedem Schaf, daß es seine Pflicht tue und seinen Mist allnächtlich auf dem Land ablade, das nach Düngung lechzte.

»Heia! Upesi!« Die Boys brüllten, weil die oberen Koppeln nahe den vorgreifenden Armen des dunklen Waldes lagen, der von den düsteren schwarzen Bergen herunterreichte. Wenn die Herde sich beeilte, würde gerade noch Zeit bleiben, um sie in die nach Dung lechzenden Koppeln zu treiben, die Widder hierhin, die Mutterschafe dorthin. Dann würden die Boys schnell nach Hause trotten, bevor die Nacht übers Land fiel, die

Dämonen sich regten oder die Leoparden umherstreiften. Die Herdenjungen waren jung, Dreikäsehochs im Hemdzipfel. Sie hatten Angst vor der Dunkelheit und waren sehr hungrig. Den ganzen Tag hatten sie nichts gegessen, und ihre Mütter würden an den Kochfeuern jetzt Yamswurzeln und Bananen backen und Posho kochen. Ihre Mägen knurrten und seufzten bei dem Gedanken ans Essen. Aber es waren gute, verantwortungsbewusste Jungen – sie zählten die Schafe anhand zweier langer Stöcke, schnitten Rillen für jedes Mutterschaf in den einen und für jeden Widder in den anderen ein. So – das letzte Schaf war drin. Der Aufseher klinkte die Tore ein, und ohne einen Befehl abzuwarten rannten die Herdenjungen den Weg nach Hause, schrien und jubelten unterwegs bei dem Gedanken an den würzigen Duft der Kochfeuer. Wenn sie schnell rannten und laut riefen, würden sie Gespenster und Geister vertreiben – wenn sie schnell liefen, würden sie bald in Sicherheit sein und eine Schüssel guter Sachen essen, während die schlanke Mondsichel über den Himmel glitt.

Die Zuchtherde hob sich gespensterhaft weiß gegen den nächtlichen Hintergrund ab. Die Widder tappten ungewohnt in der neuen Koppel herum – immer noch hungrig, trotz eines ganzen Tages auf der Weide, immer noch an der armen Vegetation des dürftigen Landes knabbernd, das bald reich und fruchtbar und gierig nach Bepflanzung sein würde, nachdem es unaufhörlich Mistkeckel geregnet hatte, die die Grundlage des Bruceschen durch organische Düngung erzielten Landrückgewinnungsprojektes abgaben. Dann stieg der sichelförmige Mond höher am Firmament empor, und die massigen Rümpfe der dickwolligen Romneys und Hampshires zeichneten sich noch schärfer gegen das schwarze Unkraut und die tiefhängende Waldkulisse ab.

Der junge Mond schob sich in Wolkenbänke hinein, kam wieder zum Vorschein, und lange schwarze Schatten lagen auf den Feldern. Plötzlich trennten und unterteilten sich die Schatten in winzige, voneinander unabhängige dunkle Klumpen. Einige Mutterschafe blökten vor Angst. Diese neuen Schatten hatten nicht den bekannten Geruch der Herdenjungen an sich.

Zehn Mann glitten in die Koppeln. Einer sprach.

»Kateni madume mapumbo tu. Schneidet den Widdern nur die Hoden ab und schlitzt ihnen dann die Bäuche auf!« befahl die Stimme barsch. »Schneidet den Mutterschafen die Euter und die Zitzen ab! Wasiueni! Nicht töten! Laßt sie allein verrecken! Und Djuguna, Munyua – ihr nehmt einen Widder und speißt ihn am Tor auf, wo wir den Hund aufgespießt haben! Seht zu, daß der Speer richtig sitzt! Haraka! Beeilt euch! Bwana atarudi sasa. Der Bwana kommt bald zurück, und wir müssen wieder in unseren Shambas sein, ehe er die Schafe entdeckt! Upesi! Suria!«

Die schlanken schwarzen Schatten glitten schnell zwischen den Schafen hin und her, und das Mondlicht übergoss die Klingen der Pangas und Simis mit silbernem Licht, während die Männer links und rechts auf die Schafe einhieben. Die Tiere standen entsetzt da, auf kurzen Beinen, mit vollgefressenen Bäuchen und dicker Wolle – blökend und meckernd vor Furcht, in den Nüstern die heiße Witterung von sprudelndem Blut, als die Männer die Hoden abhieben und die Schafseuter wegschnitten. Schwarz rann das Blut auf das dichte weiße Fell, während sie niederstürzten und sich in Todesschmerzen auf dem Boden wanden, auf ihre eigenen verschlungenen Eingeweide tretend und sich in ihnen verfangend. In wenigen Minuten war alles erledigt; die Männer verflüchtigten sich wieder in Schatten. Am Staketentor des Eingangs zur Hardscrabble-Farm schien der Mond weiß auf den massigen Rumpf eines sich windenden Tieres, das im Todeskampf zuckend und blökend dort hing, die Spitze des Samburuspeeres tief in den Eingeweiden vergraben.

52

Es war seltsam, wirklich seltsam, dachte Don Bruce, als er das letzte der erschütternd um sich schlagenden, blökenden Schafe im Schein der Stablampe, die der alte Njeroge hochhielt, erschoss – seltsam, wie

unvorhergesehene Ereignisse eine Idee, oder vielleicht sollte man sagen, ein Ideal besudeln konnten, bis alles nur noch schmutzig und verrottet war. Plötzlich hing er nicht mehr an der Farm – nur zu gern würde er sie verlassen. Gefühlsmäßig war er schon weg; physisch würde er sie morgen früh verlassen, wenn er Peggy und die Kinder in die Stadt fuhr. Natürlich würde er zurückkehren müssen. Was aber ihn und Hardscrabble betraf, so war die aufreibende Liebesaffäre beendet. Es war zu schlimm geworden, dachte er dumpf – genauso aufreibend wie eine Frau, die einen Mann wie eine Zitrone auspresst, so daß der ganze Liebreiz, den er in ihr gesucht hatte, entstellt, beschmutzt und zu einer Abneigung, die anödete, verzerrt war.

»So, ich denke, das sind wohl alle.« Don Bruce stieß gegen ein totes Schaf mit dem Fuß. »Hol dir 'n paar Mann und lass die Kadaver einsammeln. Wir brauchen sie nicht den Hyänen zu überlassen. Sag den Leuten, sie sollen sie heute abend schlachten und morgen ein Fest feiern. Grüße vom Bwana. Sag ihnen, ich hoffe, daß niemand Bauchschmerzen von dem verfluchten Fleisch bekommt. Sag ihnen – ach, lassen wir's.« Don Bruce wandte sich ab.

»Vibaya sana, Bwana, kabisa! Sehr, sehr schlimm! Es tut mir so leid, Bwana«, sagte der alte Mann. »Ich hätte es verhindert, wenn ich gekonnt hätte. Vielleicht war ich nachlässig. Wenn wir Kamore heute morgen vielleicht nicht gefunden hätten – wenn ich gestern nacht die Eideszeremonie nicht gesehen hätte ...«

»Mir tut's leid, Mzee«, sagte Don Bruce. »Ich wollte dir sagen, daß ich es dem Bwana PC erzählt habe, der jetzt mit der Polizei spricht. Wir werden versuchen, die Eidesgeber und die Eidesleister ausfindig zu machen und sie zu bestrafen. Leider können wir sie nicht töten. Das Gesetz sieht keine Todesstrafe dafür vor.«

Die beiden Männer gingen vom Feld auf den geparkten Wagen zu, der schwarz und verschwommen in der Nacht vor ihnen stand.

»Was machen wir jetzt mit der neuen Zuchtherde, Bwana?« fragte der alte Mann nach einer Weile. »Kaufen wir uns wieder eine? Womit paaren wir

unsere Mischblutschafe inzwischen?»

»Eines Tages kaufen wir uns schon wieder Zuchtböcke«, antwortete Don gleichgültig. »Mach dir inzwischen keine Sorgen. Paß auf, Njeroge.« Er wandte sich um und packte den Alten an der Schulter. »Hör jetzt genau zu. Wir geben zunächst die Zuchtkreuzung von Schafen auf. Ich will, daß du den Rest der Tiere verkaufst, sobald sie alt und fett genug sind, um einen anständigen Preis zu erzielen. Sperr jeden Mischbluthammel mit jedem Mutterschaf zusammen.«

»Aber Bwana, du hast jedem Boy Prügel angedroht, der ein Mutterschaf mit einem –«

»Ja, weiß ich. Halt den Mund!« Don Bruces Stimme klang barsch und schneidend. »Das spielt heute keine Rolle mehr. Die Aufkreuzung ist schon ganz gut. Lass sie sich paaren, wie sie wollen. Auf jeden Fall werden sie für den Verkauf an Inder gut genug sein.«

»Siwezi kufahamu. Ich verstehe nicht«, erwiderte der alte Mann. »Du hast noch nie ...«

»Paß genau auf, Njeroge. Die Memsaab, die Kinder und ich müssen für einige Zeit von hier weg. Dazu brauchen wir Geld. Viel Geld. Wir haben aber nicht viel Geld, Njeroge. Die letzten Wochen sind mich teuer zu stehen gekommen. Wir werden die Schafe verkaufen müssen – nicht viele auf einmal, aber laufend. Der Genossenschaft kann ich sie nicht verkaufen. Ich kann sie nicht der Bank geben, daß die sie ans Schlachthaus verkauft. Wir müssen sie unter der Hand verkaufen, Njeroge. Verstehst du?«

»Ich verstehe, was du sagst, aber ich verstehe nicht, warum du es sagst. Du hast mir immer erklärt, solche Dinge sind nicht ehrlich, obgleich andere Leute sie tun.«

»Weiß ich, weiß ich.« Don Bruces sommersprossiges Gesicht leuchtete fahl im Mondlicht. »Hab' ich gesagt. Aber da lagen die Dinge anders. Wenn wir jetzt Vieh über die alten Kanäle verkaufen, legt die Bank die Hand auf das Geld. Alle meine Gläubiger werden mit ihren Chetis zur Bank laufen, und die Bank wird einen neuen Cheti ausschreiben, der das ganze Geld an die Gläubiger überweist. Wenn das geschieht, bleibt kein Geld zur

Bezahlung der Arbeiter übrig; kein Posho für dich, deine Frauen und Kinder. Und auch kein Geld für mich, um es der Memsaab und den Kindern zu geben.«

»Kweli. Ich hatte mir schon gedacht, du solltest sie lieber fortschicken, Bwana. Wirst du sie fortschicken, ehe es zu spät ist?«

»Ich schicke sie übers Meer fort. Morgen früh. Ich bringe sie persönlich an einen Ort, wo sie in Sicherheit sind, Njeroge. Aber ich brauche Geld. Die Banken geben mir keins, und meine Gläubiger lassen es mir nicht. Die einzige Möglichkeit, Geld zu beschaffen, ist, daß du die Schafe still verkaufst, immer jeweils ein paar, und wenn jemand fragt, sagst du, sie seien gestohlen oder von Hyänen oder Leoparden gerissen worden. Ich werde das hier melden« – er winkte nach hinten, wo die toten Schafe lagen – »ich werde *das* der Polizei melden. Wenn wir also noch mehr verlieren, werden sie das den Banden ankreiden. Wenn wir die Schafe verkauft haben, gehen wir daran, Vieh zu verkaufen. Wenn nötig, kannst du ein paar Rinder verstümmeln und dann sagen, die anderen seien fortgetrieben worden. Verstehst du?«

»Ich verstehe, Bwana. Lakini si amini. Aber es ist nicht ehrlich. Sipendi kabisa. Ich tue so etwas nicht gerne. Und außerdem, an wen kann ich verkaufen, der es nicht sofort den Banken, den Gläubigern und sogar der Polizei erzählt?«

Don Bruce wandte sich um und sah den Alten wieder an, packte ihn an den Schultern und sprach heftig auf ihn ein.

»Du weißt, weshalb ich das tue, Njeroge! Du weißt, weshalb ich das tun muß! An die Inder verkaufen! Die stellen keine Fragen. Es gibt reiche Kikuyus und Nandi! In Molo werden sie keine Fragen stellen, weshalb in Naro Moru Schafe im Mondlicht verkauft wurden. Verkauf sie billig, verkauf sie gegen bar, nimm das Geld und bewahr es auf, bis du genug beisammen hast, daß es sich lohnt, nach Nairobi zu fahren!«

»Und was soll ich in Nairobi damit machen? Wirst du in Nairobi sein?«

»Nein«, antwortete Don. »Ich werde nicht in Nairobi sein. Aber ich habe einen Freund in Nairobi. Du kennst ihn nicht, wirst ihn aber unschwer

finden. Er heißt Bwana Jenkins – Bwana Ken Jenkins. Er ist der Ober-Babu im Büro des Bwana Brian. Er wird alles verstehen. Er wird das Geld von dir still in Empfang nehmen, dir etwas lassen und den Rest an mich senden. Niemand außer dir und dem Bwana Ken darf davon erfahren. Wenn die Leute, an die du die Schafe verkaufst, dich fragen, weshalb du verkaufst, dann sag ihnen, ich sei ein versoffener Bwana, der nach England gefahren ist, und wenn er zurückkehrt, nie merken werde, daß ein paar Schafe fehlen. Sie werden lachen, dir auf den Rücken klopfen und dir das Geld geben, weil der Preis sehr niedrig ist und bei einem Schaf kein Hufabdruck auf eine Kipande verlangt wird. Ist alles klar? Verkaufe jeweils nur wenige, als hättest du sie gestohlen, und verkaufe an verschiedene Leute. Hast du mich voll und ganz verstanden, Njeroge?«

Der alte Mann blickte zu Boden.

»Ich verstehe dich, Bwana. Ich verstehe dich, und ich bedaure, daß du so etwas tun mußt. Natürlich werde ich tun, was du mir befehlst, wenn es nicht anders geht. Wirst du lange wegbleiben, Bwana?«

»Ich weiß es nicht, Alter. Ich kann es wirklich nicht sagen. Und während meiner Abwesenheit bist du hier der Bwana. Vergiß das nicht. Du wohnst im Haus und beaufsichtigst alles, so gut du kannst. Morgen gebe ich dir Anweisungen über die Pflanzungen. Wir pflanzen nur noch die leichten, schnellen Ernten an, schnell wachsende Ernten, die leicht verkäuflich sind, selbst wenn der Boden dabei zum Teufel geht. Damit können wir die Bank und einige Gläubiger befriedigen. Das werden wir alles morgen nach dem Frühstück besprechen, wenn die Sonne scheint und wir beide nicht mehr so traurig sind. Danke dir, Baba. Du bist ein guter Freund und ein Vater für mich.«

»Ich werde mein Bestes tun, Vater«, sagte Njeroge. Erst als Don schon ein halbes Dutzend Schritte gegangen war, fiel ihm ein, daß in Kikuyu ein Vater seinen Sohn oft mit ›Vater‹ anredet, der ja den Namen seines Vaters-Vater trägt.

Donald Bruce ging langsam auf das Haus zu, um Peggy zu sagen, sie solle sofort mit Packen anfangen, alles, was sie und die Kinder in Schottland brauchen würden, und dachte dabei grinsend, daß nur noch eines fehlte, um diesen Tag zu einem vollkommenen Wunder an Enttäuschungen zu machen: daß Peggy ihn bloß noch mit der Nachricht zu empfangen brauchte, sie fühlte sich wieder schwanger. Das wäre wirklich das Pünktchen auf dem i, und doch wäre es eine Erleichterung. Peggy würde ihm keinen Widerstand entgegensetzen. Das hatten sie alles schon hinter sich. Es würde natürlich Tränen geben, aber Frauen weinten schnell und hörten ebenso schnell wieder auf. Und Peggy war zäher als er. Die Kinder waren noch jung genug für »neue Zielsetzungen«, wie der amerikanische Politiker Kennedy sich so gerne ausdrückte. Sie waren alle noch jung genug für neue, weitergesteckte Grenzen.

Don Bruce öffnete seufzend die Tür. Aus dem Wohnzimmer strömte warmes Licht, einen Teil des dunklen Hofes erhellend. Jung-Angus sauste durch die Tür, packte ihn an den Beinen, als er auf der Schwelle stand und in das starke Licht blinzelte.

»Rat mal, rat mal, rat mal, Daddy!« rief Jung-Angus ganz begeistert.

»Was ist denn, Junge? Worüber bist du denn so aufgeregt?« Don Bruce beugte sich hinunter und befreite seine Beine aus der engen Umklammerung seines Sohnes.

»Floß! Sie hat Junge gekriegt! Acht, heute nachmittag! Bitte, Daddy, dürfen wir sie alle behalten, dürfen wir?«

»Wir werden sehen, Sohn. Wo ist Mum?«

»Im Badezimmer. Wäscht sich. Sie hat gerade Floß beim Jungekriegen geholfen. Aber dürfen wir sie alle behalten, Daddy? Dürfen wir?«

Don Bruce seufzte.

»Da müssen wir deine Mutter fragen«, sagte er und ging zur kleinen Hausbar hinüber, um sich einen sehr großen Gin einzuschenken. Vielleicht konnte Peggy sich etwas ausdenken, wie man den Kindern beibrachte, daß die Quarantäne-Gesetze Englands großen Hundefamilien oder Hunden überhaupt feindlich gesinnt waren. Peggy verstand so etwas sehr gut.

Schade, daß er sie alle umbringen mußte, weil man junge Rassetiere nicht den Wogs überantworten konnte, wenn man wegfuhr. Und für einen Tag alte Hunde gab es in Kenia heutzutage bestimmt keinen Markt. Für nichts Junges gab es in Kenia heutzutage einen Markt.

Er ging in die Diele und rief laut:

»Zurück von der Arbeit! Willst du einen Martini, ehe wir uns unterhalten?«

Peggys Stimme klang durch das Wassergeplätscher aus dem Badezimmer.

»Ja«, antwortete sie deutlich. »Ich kann einen Martini brauchen, ehe wir uns unterhalten. Mehrere sogar.«

Don ließ sich in einen Sessel sinken und wartete auf seine Frau. In früheren Zeiten war der erste Drink zusammen immer der Höhepunkt eines arbeitsamen, befriedigenden Tages gewesen. Eine Art Feier ihrer gemeinsamen Tagesarbeit auf der Farm. Jetzt blieb nichts mehr übrig, als ihr vergangenes Leben in eine Kiste zu verpacken, nach Mombasa zu schicken und dort auf das nächste Schiff zu warten.

53

»Ich möchte eine Zigarette«, sagte Katie Crane. »Ich möchte zwei Zigaretten im Dunkeln, wie es in dem alten Lied heißt.«

»Auf dem Zeltboden neben dir liegt ein Päckchen und Streichhölzer. Hast du sie?« Brian lag eng an sie geschmiegt. Sie fühlte ihn in seiner ganzen Länge, als sie sich umdrehte und einen nackten Arm über den Bettrand fallen ließ.

»Mmmm. Ja, hier sind sie. Aber keine Streichhölzer. Ich muß sie bei meinem rasanten Sturz in deine Arme unters Bett gestoßen haben. Stoßen alle deine Frauen bei ihrem Sturz in deine Arme die Streichhölzer unters Bett?« Als sie suchend auf dem Zeltboden entlangfuhr, kratzten ihre Fingernägel wie Hühnerkrallen auf dem Segeltuch.

»Lass es. Augenblick. Ich steh' auf und hol' uns welche.« Sie spürte, wie das Campbett einsank, als Brian sich leicht über ihren Körper hinwegschwang. Dann hörte sie das leise Tapsen seiner nackten Füße auf dem Boden und sah das plötzliche Aufflammen des Streichholzes. Eine Sekunde lang stand er dunkelbraun und sehr muskulös in seiner Nacktheit da, dann blies er das Streichholz aus, und sie war einen Augenblick geblendet. Jetzt glühten die beiden roten Augen der Zigaretten in seinem Mund, als er auf sie zutrat. Er nahm eines der glühenden Augen aus seinem unsichtbaren Gesicht und hielt die Hand über das brennende Ende, ehe das feuchte Mundstück der Zigarette ihre Lippen fand.

Sie hörte Kleiderrascheln, als er nach dem Kikoi langte, in dem sie ihn manchmal auf dem Weg zur Dusche sah, und sie hörte das Knistern des Stoffes, als er das Tuch um seine Lenden band. Dann setzte er sich mit gekreuzten Beinen auf den Zeltboden neben das Bett, auf dem sie lag, sein Kinn in ihrer Armbeuge ruhen lassend. Mit der einen Hand zog er ihr Kopfkissen heran und knickte es um, damit sie ihren Nacken darauf legen konnte. Er hob sie leicht empor und bettete ihren Kopf auf das Kissen.

»So«, sagte er. »Gut und bequem so?« Er drehte ihr sein Gesicht zu und küßte sie in die Armbeuge.

»Wundervoll«, antwortete sie. »Ich muß schon sagen, diese Campbetten sind nicht für zwei gebaut. Bloß eins pro Kunde oder besser, nur ein Kunde pro Bett, außer man benutzt sie auf diese entzückende Weise, mit der wir deine Liegestatt soeben getauft haben. *Getauft?* Vielleicht nicht das richtige Wort. Wir haben uns verewigt, das wäre besser.«

Brian überhörte die letzte Bemerkung, rauchte, eine Hand wie zufällig, beinahe kameradschaftlich auf der glatten, kühlen Kurve ihrer Hüfte. Ihr Zigarettenauge blinzelte ihn in der Dunkelheit des Zeltes an.

»Du wusstest vielleicht nicht, wie sehr ich das brauchte«, sagte Katie Crane schließlich. »Oder wusstest du's?«

»Ich glaube, ja. Bin nicht ganz sicher«, erwiderte Brian langsam. »Ich bin nicht ganz sicher, ob ich die erotischen Bedürfnisse einer Frau verstehe. Ob ich die Frauen überhaupt verstehe.«

»Ach was, du kennst die Frauen doch in- und auswendig. Bestimmt hast du einen Haufen Erfahrungen gesammelt und gewisse Unterschiede gefunden«, sagte Katie leichthin. »Wir brauchen schließlich nicht die alte Redensart von den Katzen, die bei Nacht alle grau sind, zu strapazieren.«

»Nein, natürlich nicht.« Seine Stimme klang ernst. »Es liegt mir bloß nicht, hinterher darüber zu reden. Es kam mir immer als eine Art weiblicher Selbsteifersucht vor, die den Genuss, den man eben gehabt hat, verdirbt. Wenn man nachher darüber redet, meine ich. Als prahlten die Leute, um etwas zu beweisen oder um sich zu beruhigen, wie Männer, die anderen Männern gegenüber mit ihren Frauenaffären auftrumpfen. Nur eigentlich noch ordinärer. Ist auch nicht sehr intelligent, es so zu sezieren.«

»Entschuldige. Da hast du mich aber sauber heruntergeputzt«, sagte Katie. »Ich bitte tausendmal um Verzeihung. Ich wollte nicht auf deinen zarten Gefühlen herumtrampeln.«

»Keine zarten Gefühle. Ich bin nur der Meinung, daß wir uns seit einiger Zeit bewußt und übertrieben auf die Möglichkeit des Sichverliebens eingestellt haben. Ich fürchte mich vor Frauen, Katie. Sie haben mir einen schrecklichen Minderwertigkeitskomplex eingimpft. Nie konnte ich seine äußere Erscheinung als Mann Dermott, der in Wirklichkeit nicht viel mehr als ein bezahlter Diener ist, von dem übertriebenen Bild trennen, das man sich so leicht von einem Burschen macht, der schießen, fährtenlesen und Kisuaheli sprechen kann, und der in die afrikanische Landschaft paßt, einschließlich der Stelle eines Haushofmeisters des afrikanischen Satelliten. Ich weiß nie genau, ob eine Frau mit meinem Ich im Bett liegt oder nur mit der Idee, so wie Frauen etwa darauf aus sind, am Kapitänstisch zu sitzen oder mit dem Piloten des Flugzeuges zu flirten.«

»Hast du noch nie richtig geliebt? Nicht mal Valerie?«

Sie spürte sein Kopfschütteln in der Dunkelheit.

»Ich weiß es nicht.« Seine Stimme hatte jetzt einen Anflug von Gereiztheit. »Bei Valerie glaubte ich es vielleicht. Jetzt aber kann ich es nicht sagen. Besonders nach Valeries letztem Besuch. Vor Val habe ich eine Frau eigentlich noch nie so ganz aus der Nähe gesehen. Ich war ein Pavian,

der zum ersten Mal eine Banane kostete. Wenn die Banane Eiskrem oder Filetsteak geheißen hätte, hätte sie genauso geschmeckt. Ein Pavian kann nidit vergleichen.«

»Nicht gerade eine sehr schmeichelhafte Analogie«, meinte Katie. »Aber ich glaube, ich verstehe, was du meinst. Wie würde ich mich als Banane ausmachen? Überreif? Grün? Hart? Zart?«

»Du bist eine sehr reizvolle Banane.« Katie sah ihn förmlich in der Dunkelheit lächeln. »Aber ich war ein sehr hungriger Pavian. Wir müssen warten und sehen, wieviel bei uns auf den gegenseitigen Hunger zurückzuführen ist – Hunger der Banane nach dem Pavian oder des Pavians nach der Banane. Man verwechselt so oft Hunger und Enttäuschung mit allen möglichen anderen Dingen, Liebe, zum Beispiel.«

»Ich liebe dich«, sagte sie sachlich. »Ich habe noch nie vorher jemanden geliebt. Und meine früheren erotischen Erlebnisse reichen nicht im entferntesten an das hier heran. Nicht im entferntesten.«

Wieder spürte sie das beinahe gereizte Kopfschütteln.

»Katie, *Katie*. Wenn man liebt, muß man etwas bieten können. Ich habe niemandem etwas zu bieten. Körper – ja. Aber das ist ein Geschenk, das sich durch die Gewöhnung abnutzt. Man kann einen ganzen Bauch voll Bananen kriegen. Ich fürchte mich vor dir. Du bist anders als die Frauen, die ich kannte. Vielleicht liegt's an deinem Geld. Vielleicht an deiner Offenheit. Vielleicht liegt's daran, daß ich Safari-Romanzen misstraue.«

»Wenn ich kein Geld hätte, würdest du dir überlegen, ob du mich heiraten wolltest? Wenn ich bloß das kleine Mädchen von der Nachbarfarm wäre?« Blöde weibliche Frage, Katie.

»Ich weiß nicht. Wenn ich einer deiner Charles' und Sowieso-Kameraden wäre, die abgeschossen wurden, würdest du mir dann dieselben Fragen stellen? Ich bin lediglich eine Laune für dich. Du hast noch nie einen echten, lebenden Busch-Klepper gesehen. Ich bin eine Novität für dich. Wieviel Zeit deines Lebens möchtest du mit einer Novität verbringen? Ich weiß es nicht, und ich glaube, du weißt es auch nicht.«

Jetzt schüttelte Katie entrüstet den Kopf.

»Du gibst einem Mädchen überhaupt keine Chance. Du reißt die Fäuste in Verteidigung hoch, weil du dir einbildest, jede wolle mit dem Jäger als Teil des Safari-Programms schlafen gehen. Vielleicht wollen's die meisten. Ich wollte es nicht. Ich habe das hier vom ersten Tag an, als ich dich auf dem Flughafen sah, bekämpft. Ich weiß, daß die Frauen sentimental sind und sich immer gerne einreden, diesmal sei es wirklich anders. Nun, diesmal *ist* es anders. Ich will nicht jede Nacht unter dem afrikanischen Mond mit 'ner Blume im Haar und Löwengebrüll im Hintergrund aufs Kreuz gelegt werden. Ich möchte einen Mann haben, den ich lieben, dessen Frau ich sein und für den ich mir die Hände schwielig arbeiten kann, wenn's sein muß. Wenn ihn das glücklich macht und er mich dafür liebt.«

Jetzt spürte sie, daß er aufstand. Er schlurfte herum und suchte nach Pantoffeln.

»Ich möchte etwas trinken«, sagte er plötzlich. »Kann ich dir auch was bringen?«

»Ein Coca«, antwortete sie. »Bleib nicht lange weg. Ohne dich wird es einsam sein in diesem Leben.«

Wahrscheinlich meinte ich *Zelt*, nicht *Leben*, dachte sie. Das Wort *Leben* war ihr nur entschlüpft. O Gott, ich möchte in meinem Alter nicht mehr etwas anfangen, was ich nicht zu Ende bringen kann. Hol der Henker die ganze Biologie. Was will ich mit einem weißen Jäger, damit die Leute mich auslachen, wie sie reiche Weiber immer auslachen, die mit einem italienischen Grafen, einem russischen Fürsten, einem Polospieler, Bobrennfahrer, Skilehrer, Cowboy oder Großwildjäger heimkommen? Was habe ich's nötig, hier herumzukampieren und Pionierfrau in der Wildnis zu spielen?

»Sag mir's ehrlich«, empfing sie ihn, als er mit den Drinks zurückkehrte. »Wenn ich vor drei oder vier Wochen zu dir ins Zelt gekrochen wäre, hättest du mich dabehalten? Hättest du mich bedient, als Teil der Jagdexpedition, wie du die anderen bedient hast?«

Er grunzte. *Warum* mußten sie immer alles zerreden?

»Wahrscheinlich, ja. Wenn es auf eine glatte Angelegenheit der Forderung hinausgelaufen wäre. Du bist eine erwachsene Frau. Was du tun willst, ist deine eigene Angelegenheit. Das schließt auch mich ein.«

»Aber hinterher hättest du mich nicht mehr gemocht? Wir wären nicht so gute Freunde und Vertraute geworden? Du hättest mir nicht von deinem Vater und deiner Jugend erzählt, von deiner Ehe und den Mau Mau und all dem? Ich hätte mich also um den Teil, den wir gehabt haben, betrogen, wenn ich den Dienst deines Körpers zu früh verlangt hätte?«

»Jawohl. Ich lege keinen allzu großen Wert auf die körperlichen Dinge. Du hättest es schon in der ersten Nacht haben können, und ich hätte bis zum Schluß den gehorsamen Hengst gespielt. Aber freiwillig hätte ich sehr wenig getan, und du wärest mir vollkommen gleichgültig gewesen und geblieben.«

»Und jetzt bin ich dir nicht gleichgültig? Möglicherweise auch in Zukunft nicht?«

»Ich glaube, nein. Du bist natürlich ein bißchen verrückt und mehr als ein bißchen vom Wege abgekommen, und ich glaube, du suchst jemanden, irgend jemanden, der dir nicht vom Schöße springt, dich nicht beißt, und den du streicheln kannst. Ich entspreche dem augenblicklichen Rezept. Wie es sein würde, wenn du von deiner Krankheit geheilt bist, kann ich nicht sagen. Die Leute gehen immer zu 'nem anderen Doktor, wenn seine Anordnungen keinen Erfolg haben.«

Katie seufzte verzweifelt.

»Du baust so eine starke Mauer um dich. Du versuchst, leer und hohl zu klingen, und bist es nicht. Du gibst einem keine Chance. Du hilfst nicht mit.«

Brian lachte kurz auf.

»Ich *bin* leer und hohl. Ich bin so hohl wie ein Pfeifenrohr. Der kleine Käfer in mir hat mich ausgenagt. Jetzt ist nichts mehr zu hören als der Wind, wenn er durch die kleinen Löcher in der Schale bläst.«

Katies Seufzer klang noch verzweifelter.

»Willst du denn nichts vom Leben? Nichts Dauerhaftes? Würdest du nicht wenigstens gerne zusammen mit mir an etwas Dauerhaftes denken, wenn wir es zusammen schafften?«

»Wenn wir es zusammen schafften, könnte ich mir nichts Schöneres denken. Aber ich sehe nicht, wie wir es schaffen könnten – ich sehe nicht, wie überhaupt jemand überhaupt etwas schafft. Nichts ist heute mehr so einfach, daß es klappt. Jesus, ist das eine niederdrückende Unterhaltung. Darf ich zu dir ins Bett zurück?«

»Ja«, antwortete Katie. »Du darfst zu mir ins Bett zurück. Aber ich möchte gerne Paul von uns erzählen, wenn du nichts dagegen hast. Hast du was dagegen?«

»Nein«, antwortete Brian, unter die Decke kriechend und sie an sich ziehend. »Sag es ihm ruhig, wenn du willst. Ich glaube nicht, daß er mich erschießt.«

54

Die Sonne schien schon hell am Himmel, als sie aus dem Zelt trat, und als er seine Shorts und Pantoffeln suchte, hörte er ihre Stimme klar und laut in der kalten Morgenluft.

»Guten Morgen, Brüderlein«, sagte sie furchtbar lustig. »Mir scheint, du hast unser schuldiges Geheimnis entdeckt. Es muß *mein* Gewissen gewesen sein, das *dich* zu dieser gottlosen Stunde aus dem Bett trieb, wo alle unanständigen Leute wieder in ihr eigenes Zelt zurückgehen. Schon gut, Lieber. Brian und ich wollten's dir heute ohnehin sagen.«

Er hörte ihren Bruder etwas murmeln, und dann rief Brian nach Mwende um Tee und Rasierwasser. Beim Rasieren dachte Brian, daß er da ganz schön in etwas hineingeschlittert sei, aber es war ihm ziemlich gleichgültig. Er glaubte, in die Frau verliebt zu sein; er glaubte, war sich aber nicht

sicher. Er bezweifelte sehr, ob etwas dabei herauskäme, und plötzlich hatte er Angst bei dem Gedanken, daß nichts dabei herauskäme.

»Ich denke«, sagte der Bruder – Brian merkte auf einmal, daß er an Paul als *den Bruder* dachte, genau wie er immer an seine Leute zuerst als *die Kunden* dachte – »ich denke, du hast nichts dagegen, wenn wir diese Sache nicht zu sehr durchkauen. Ich würde heute gerne in die Stadt fahren, wenn dir's recht ist. Die Safari ist beendet. Du kannst mitkommen oder noch hier bleiben, wie du willst, Katie. Wenn Brian nichts besonders Eiliges vorhat, schlage ich vor, bleibst du noch ein paar Tage. Muema oder sonst jemand kann mich leicht nach Nairobi fahren. Wahrscheinlich kannst du dir ohne mich besser schlüssig werden, was du tun willst.«

Paul Drakes Stimme klang trocken und war ohne jede Betonung, beinahe gleichgültig. Er goß sich noch eine Tasse Kaffee ein und fuhr mit seinem Zigarettenende ziellos um den Rand des Aschbechers.

»Ich weiß nicht so recht, was ich sagen soll, Paul«, sagte Brian hölzern.

»Ich weiß es wirklich nicht. Ich kann Ihnen nur versichern, daß ich, daß wir –, ich versichere Ihnen, ich hatte nicht die Absicht – ich –«

Paul Drakes Stimme wurde noch trockener, wie die eines Bankiers, der sich ein Anleiheangebot durch den Kopf gehen läßt.

»Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen, Brian«, sagte er. »Katie ist eine erwachsene Frau. Ich kann mir nicht denken« – er erlaubte sich ein ganz leises Lächeln – »ich kann mir nicht denken, daß Sie sich groß anzustrengen brauchten, um sie zu verführen. Ich bin nur einigermaßen neugierig zu erfahren, ob einer von euch ernste Zukunftsabsichten hat, oder ob die Sache nur ein Teil der Safari war. Im letzten Falle würde es allerseits viel Ungelegenheiten ersparen, wenn Katie und Sie mit mir in die Stadt führen. Wir würden noch ein paar zusammen heben, abrechnen und uns dann Lebewohl sagen.«

Katie warf Brian einen schnellen Blick zu. Auch er sprach matt.

»Katie und ich haben noch nicht viel Gelegenheit gehabt, überhaupt ernsthaft zusammen zu reden. Es – es kam alles ziemlich überraschend und plötzlich. Wir wissen noch nicht viel voneinander – wissen noch nicht viel

in dieser Hinsicht voneinander. Nichts außer dem, was wir alle zusammen getan und gesprochen haben.« Brians Stimme klang zum Schluß ziemlich lahm.

»Ich glaube, wir bleiben noch ein paar Tage hier, Bru«, sagte Katie. »Ich habe keine Eile, und Brian auch nicht. Oder, Brian?« Es klang nicht wie eine Frage.

»Nein. Keine Eile. Es sei denn, Paul brauchte mich in der Stadt.«

»Oder glaubst du, unser Ruf könnte leiden, wenn wir allein hier blieben? Die Boys könnten reden und so weiter?« fragte Katie etwas spitz.

»Hör auf, Katie.« Brian wandte langsam den Kopf und sah sie kühl an.

»Verzeihung.« Sie neigte den Kopf in unechter Zerknirschung. »Heute wird nicht geradeheraus geredet.«

Paul sprach jetzt geschäftsmäßig knapp. Beinahe hätte er sich die Hände gerieben.

»Das ist also erledigt. Ich fahre, sobald ich kann. Und ihr beide klärt untereinander, was immer zwischen euch zu klären ist. Du brauchst keinen brüderlichen Rat, Katie. Ich nehme an«, fuhr er mit einer etwas schneidenden Stimme fort, »Sie haben in dieser Hinsicht schon einige Erfahrung, Brian.«

Das war eben die Schweinerei, wenn man mit Kundinnen schlief, dachte Brian. All das Nette ausgewischt. Das Nette ausgewischt, und übrig blieb bloß die Schweinerei. Die Schweinerei verfolgte einen noch, wenn das Nette längst vorbei war.

»Ich habe nicht die Absicht, Ihre Schwester wegen ihres – wegen *Ihres* Geldes zu heiraten, Paul«, sagte Brian ruhig. »Vielleicht habe ich überhaupt nicht die Absicht, Ihre Schwester zu heiraten. Und: ich *habe* einige Erfahrung! Es ist nicht das erstemal, daß eine Kundin beim Verlassen des Jägerzeltes gesehen wurde. Manchmal wird es als Teil des Vertrages angesehen.«

»Hört auf, alle beide!« sagte Katie. »Geh packen, Paul. Hör auf, alle beide, ehe ihr etwas sagt, was ich nicht gehört haben will. Ich gehöre

keinem von euch. Ich gehöre mir allein. Geh und sag den Boys, daß mein Bruder nach Nairobi fahren will, Brian.«

Sie hatten sich herzlich die Hand geschüttelt. Paul sagte, es sei das größte Erlebnis seines Lebens gewesen, und er hoffe, daß Brian ihn eines Tages in den Staaten besuchen werde, dabei Katie kühl von seiner Einladung ausschließend. Brian hatte erwidert, er habe noch nie eine so reizende Safari erlebt, er werde in den nächsten Tagen besonders gut auf Pauls Schwester aufpassen, und Paul möge doch bitte nicht vergessen, unterwegs in Sultan Hamud zu halten und die Post und Zeitungen, die sich dort angesammelt hatten, abzuholen. Wenn Paul das Büro von der Duka in Sultan Hamud anrufen würde, dann würden Ken Jenkins oder Grace ihm ein Hotelzimmer, die Flugkarte und so weiter besorgen. Wenn's ihm nichts ausmache, könnte er bitte den Fahrer Macho Nne daran erinnern, alle für ihn eingelaufene Privatpost und die letzten Zeitungen mitzubringen? Er würde es Macho Nne auch sagen, aber die Wogs ließen sich so leicht von dem Trubel der Stadt ablenken und vergäßen die einfachsten Aufträge. Paul hatte gefragt, was man den Boys an Trinkgeldern gab, und Brian hatte geantwortet, er werde das schon erledigen und auf die Rechnung setzen. Katie sagte ihrem Bruder, er brauche sich nicht um die Rechnung zu kümmern, sie werde sie begleichen, wenn sie nach Nairobi käme.

Beide fühlten sich schuldig und bedrückt, als sie Paul in den LKW mit dem großen, bebrillten Fahrer Macho Nne klettern sahen. Paul sah zerbrechlich aus, wie die meisten Leute bei der Abfahrt zerbrechlich aussahen – wieder klein und altjüngferlich, wie bei seiner Ankunft. Der bärtige Paul des gelegentlichen, unerwartet deftigen Witzes war nicht mehr. Auch nicht der Paul des Slangs, der nicht so recht zu ihm gepaßt hatte. Auch für immer vorbei war der Paul der schmutzigen Khaki-Shorts und der entzündeten Insektenstiche. Und vor allem war es vorbei mit dem Paul, der im Regen glücklich einem Leopard im dichten Busch nachgeschlichen war, der immer neugierige Fragen gestellt, wegen eines angeschossenen Elefanten geweint und die Unbequemlichkeiten des Jagdausfluges offenbar ebenso genossen hatte wie einen warmen Gin.

»Weißt du, er fehlt mir wirklich«, sagte Brian, als sie in das Messezelt, die stechende Sonne fliehend, zurückgingen. »Ich mochte ihn sehr. Er war ein riesig netter Kerl, dein Bruder.«

Er klatschte nach Mwende in die Hände, der ihnen frischen Kaffee bringen sollte.

»Mir fehlt er auch«, sagte Katie. »Komisch. Er hat sich als sehr netter Bursche entpuppt. Er war – er war so jugenhaft bei der ganzen Sache. Ich glaube, er war uns gar nicht böse. Vielleicht ein wenig verletzt, daß wir etwas getan hatten, was ihn ausschloss. Wenn wir ihn vielleicht um Erlaubnis gefragt hätten. Es war beinahe so, als hätte es etwas mit diesem verdamnten Leoparden zu tun.«

»Und, etwa nicht?« fragte Brian sanft. »Bist du sicher, daß der Leopard nicht eine ganze Menge damit zu tun hatte? Wenn Paul den Burschen gleich erlegt hätte und wir ihm nicht hätten nachlaufen müssen, glaubst du, du wärst dann in dieser Nacht in mein Zelt gekommen? Ich glaub's nicht.«

»Ich weiß nicht.« Katie schüttelte den Kopf. »Aber ich bin froh, daß ich's tat, und ich bin froh, daß wir allein sind, und einen ganzen Tag lang möchte ich jetzt nicht mehr über Zukunft oder Vergangenheit oder Probleme sprechen. In ein paar Tagen wird es regnen, und wir haben nur diese paar Tage, um das Land und uns beide zu sehen. Könnte Mwende uns nicht einen Lunch zusammenpacken, und wollen wir nicht zu dem großen Hain in dem großen kühlen Sumpf picknicken fahren und, wenn wir Glück haben, vielleicht den Elefanten beim Baden zusehen?«

Brian beugte sich zu ihr hinüber und küßte sie auf die Wange.

»Wie schön, daß im Augenblick das alles noch uns gehört«, sagte er und stand auf, um sich um den Lunch zu kümmern.

Sie lagen im Schatten eines riesigen Fieberbaumes in der katedralhaften Kühle des großen Sumpfes. Die beiden Gewehrträger und der Wagenboy hatten sich in einiger Entfernung gelagert und saßen hinter einem niederen, ausladenden Busch verborgen, aber das brüchige Summen der durch › Seeb‹ unterbrochenen Wakamba-Stimmen klang träge durch die kühle Luft. Katie lag auf dem Rücken, den Kopf in Brians Schoß gebettet. Die Proviantkiste war offen, aber sie hatten sich noch nicht an die hartgekochten Eier und das kalte Huhn gemacht, die Mwende in sauberes Pergamentpapier verpackt hatte. Brian nuckelte ohne große Lust an einem Gin mit Tonic herum. Seitdem Paul abgefahren war, kamen sie sich irgendwie gehemmt vor.

»Woran denkst du?« fragte Katie und hasste sich, weil sie fragte. Alle Frauen fragen die Männer, woran sie denken, sinnierte sie, und treiben einen Keil in das Herz der Liebe. Man nennt es einen Eingriff in das männliche Privatleben, glaube ich.

»Nichts Besonderes. Wahrscheinlich an alles«, antwortete Brian. »Scheint der richtige Tag dafür zu sein. Über uns denke ich nach. Hauptsächlich über uns.«

»Weshalb über uns? Ich dachte, wir wollten einen Tag Ferien vom Ich machen. Würden so tun, als wären wir gar nicht wir.«

»Kann ich nicht. Ich bin ein ernst denkender Bursche.« Er lächelte auf ihr aufwärts schauendes Gesicht hinunter. »Bin keiner von denen, die mit den Neigungen einer Dame zu lange herumtändeln. Ich nehme an, es sind noch Neigungen da?«

Katie richtete sich auf und wandte sich ihm zu. Sie zog die Knie ans Kinn und legte die Arme um ihre Beine. Sie seufzte.

»O.K.«, sagte sie. »Sprechen wir über uns. Gestern nacht schienst du verwirrt und ungehalten. Wo steuern wir hin?«

»Ich kann für uns kein Loch in den Wolken sehen«, sagte Brian ernst. Er schüttelte den Kopf. »Kein Loch. So sehr ich mich anstrengte, unsere Lage zu analysieren, ich sehe keine Chance für einen Start. Es kommt mir eher vor, als wären wir schon *gewesen* und wären uns nur auf dem Rückweg

begegnet. Es ist, als hätte unser Roman im Bett eines Seehotels begonnen, und später, da begänne ich, dein Leben zu schreiben. Wir spulen zurück.«

»Ich weiß, Liebling«, sagte Katie. »Weiß es nur zu gut. Klingt es nicht komisch, daß ich dich Liebling nenne? Ich habe dich zwar einen ganzen Monat in Gedanken so genannt, aber jetzt hört es sich doch sehr seltsam an, wenn ich es laut sage. Als hörte ich es jemand anders sagen. Und du hast noch kein Kosewort für mich gefunden.«

Brian legte sich, das Kinn in die Hände gestützt, auf den Bauch. Die Beine hatte er angewinkelt und die Fußgelenke in seiner Lieblingsstellung verschränkt. Er schaukelte die Beine sanft auf und ab. Während er sprach, blickte er aufs Gras.

»Ich sagte dir einmal, daß ich kein ganzer Mann sei, Katie. Für mich ist nichts einfach. Alles, was ich anfang – wirklich ernsthaft anfang – ging so oder so in die Brüche. Ich hing von einem einzigen Zweig des Lebens ab – von der Sicherheit meines Landes, kann man es nennen. Einer Sicherheit, die Arbeit, Ehe, eine gewisse Zukunft, Ehrlichkeit und Anständigkeit, Gesundheit, Glück und eben die *Zukunft* einschloss – und jetzt ist alles futsch. Und daher frage ich mich, ob ich für dich taue, wo ich noch nicht einmal sicher bin, ob ich dich lieben darf.«

»Du nimmst also an, daß *ich dich* liebe, daß es sich nicht wieder um ein verspieltes Luder handelt, das auf Safari etwas für sein Geld haben will, indem es nun auch den Jäger seiner Strecke hinzufügt?« Katies Stimme klang hart. »Wie du zu Paul sagtest, wäre es nicht das erstemal, daß eine Kundin beim Verlassen des Jägerzeltes gesehen worden wäre. Ich bin auch nicht gerade ein unbeschriebenes Blatt.«

»Bitte, sprich nicht so schnoddrig New Yorkerisch mit mir. Bis jetzt hast du's nicht getan. Gestern nacht sagtest du, du liebtest mich. Ich kann nicht glauben, daß das nur Bettgeflüster war. Spiel nicht mit mir, Katie!«

»Das liegt mir fern, Brian. Ich hatte nie die Absicht. Hab sie auch jetzt nicht. Ich liebe dich und möchte bei dir sein, auf irgendeine Art. Sag mir, was ich tun soll, und ich tu's.«

Brian kratzte sich heftig das Gesicht.

»In Afrika gibt es keine Zukunft. Wir treten auf der Stelle. Das ist alles. Für mich und meinesgleichen gibt es keine Aussichten für mehr als ein Jahr hier – für zwei Jahre, vielleicht für fünf. Es gibt – es gibt kein *Heim* mehr hier. Man kann auf nichts mehr bauen. Ich kann natürlich noch eine Weile als Jäger weitermachen. Aber das Wild geht zum Teufel. Wenn nicht ein Wunder geschieht, wird es zum Teufel gegangen sein, sobald dieser Teil Afrikas schwarz geworden ist. Die Farmerei hat keine Zukunft. Auch das geht zum Teufel, für Weiße auf jeden Fall, und zwar bald. Ich taue zu nichts anderem als zur Großwildjagd und Landwirtschaft.«

»Nun«, sagte Katie sachlich, »ich habe ja eine Menge Geld. *Eigenes* Geld. Du brauchtest überhaupt nichts zu tun. Oder wir könnten uns eine Ranch kaufen. Oder wir würden einfach das Leben genießen. Oder du könntest einen Direktorposten bei Paul bekommen. Oder du könntest eine eigene Safari-Firma in Kanada, Mexiko oder Alaska gründen. Wir könnten auch unseren Spaß an einem Angler-Camp in den Florida Keys oder da unten in Baja California ... Yucatán vielleicht, haben.« Ihre Stimme klang hell und falsch.

Brian richtete sich jäh auf.

»Du redest den größten Unsinn, das weißt du. Wenn es einen gemeinsamen Lebensweg für uns gäbe, dann nur in der Form, daß ich finanziell der Gebende wäre. Ich könnte dein Geld nie annehmen, um dein Playboy und Gigolo zu sein, ebenso wenig wie ich von einer Bande Huren Geld annehmen würde. Es gibt keine grundsätzlichen Unterschiede in Zuhältereien – nur graduelle. Nein, danke schön!«

»Ich hatte gehofft, daß du das sagen würdest. Aber nun wollen wir es mal von meiner Seite aus betrachten. Offen gesagt: ich würde dich nicht heiraten, ja nicht einmal mit dir zusammenleben, wenn du zehn Monate im Jahr als Safariführer fort wärest.« Sie benutzte das Wort *Führer* mit dem beleidigenden Unterton von *Fremdenführer*. »Dazu käme, daß kein Kunde, besonders keine Kundin, die Frau des Führers auf Safari dabeihaben möchte. Sie würden es sich glatt verbitten. Diese Betätigung ist also

unmöglich, da ich nicht von Anfang an dabei war und mich unter keinen Umständen jetzt einmischen will. Gib mir eine Zigarette, bitte.«

Sie nahm die Zigarette und paffte eine Rauchwolke in die Bäume, ehe sie weitersprach.

»Ich nehme an, du hast dich über meinen Ton gewundert, als ich dich um eine Zigarette bat. Ich würde keinen Wert darauf legen, einen Mann zu heiraten, der diesen Ton sieben Tage pro Woche und zehn Monate lang aushalten müßte. Das ist nur ein kleines Beispiel dessen, was ich sagen will. Aber ich bin zu folgendem bereit, liebend gern: ich kaufe die Farm deines Freundes Bruce, übergebe sie dir zur Bewirtschaftung und überlasse *dir* die Verpflichtungen. Du bezahlst den Kaufpreis in Raten an mich, als wäre ich eine Bank. Oder ich gebe mein Geld Paul oder der Wohlfahrt oder wem immer du willst und gehe mit dir an jeden Punkt der Erde, um in Neuseeland Schädlinge auszurotten oder in Australien Schafe zu züchten. Oder ich gehe mit dir auf die Farm deiner Tante und arbeite mit dir und versuche doch noch mal mit Afrika.« Sie seufzte. »Und liebe dich, helfe dir, arbeite für dich und mit dir. Und so Gott will, zeuge Kinder mit dir.«

Zum ersten Mal in vielen langen Jahren traten Brian Dermott Tränen in die Augen. Mit einer schnellen Bewegung stand er auf und verschwand im Busch. »Verzeih«, sagte er über die Schulter. »Kinderzimmer. Bin gleich wieder da.« Seine Stimme klang belegt.

»Ich liebe dich für das, was du eben gesagt hast.« Plötzlich kehrte er zurück und ließ sich neben sie auf den Boden fallen. »Aber das ist nichts für uns. Die einzige Lebensweise, die ich dir geben könnte, würdest du hassen und – letzten Endes auch mich. Ich habe keinen Glauben, Katie. Ich habe zu lange am Rande der Wirklichkeit gelebt. Es gibt keine Lösung. Ich gehöre zu den Burschen, die wahrscheinlich eines Tages in Katanga oder in irgendeiner Gegend als Tschombes Landsknechte landen – oder auch bei den Lumumba-Gizenga-Streitkräften gegen Tschombe. Oder vielleicht bricht doch mal irgendwo ein richtiger Krieg aus. Ein guter, harter, legitimer Krieg wäre ein Gottesgeschenk für meinesgleichen, ein

anständiger international anerkannter Krieg, in dem man zielvoll töten oder in gewissem Grad auch ehrenvoll getötet werden kann.«

Wieder klang Katies Stimme erbittert.

»Das ist Schwachheit und Defaitismus! Du – ein Mann wie du kann alles, was er will, wenn er nur ernstlich will!« Wieder kam ihr ihre Stimme falsch vor.

»Das ist es ja eben, mein Darling.« Es war das erstemal, daß er sie *Darling* genannt hatte. »Es gibt nichts, was ich ernstlich will. Ich bin eine Displaced Person meiner Zeit. Eine Menge solcher ausgebrannter Menschen kehrten aus den Kriegen zurück. Dabei war ich noch nicht einmal richtig im Krieg, um diesen Zustand zu rechtfertigen. Ich stehe auf der zivilen Verlustliste, nicht auf der militärischen.«

»Dann erübrigt sich wohl jede weitere Unterhaltung darüber«, sagte Katie. »Ich bin nicht willens, Hirn und Herz für etwas einzusetzen, was den Kampf nicht lohnt. Ich glaubte, dich zu lieben, und vielleicht liebe ich dich auch – vielleicht würde ich dich lieben – wenn ich eine anständige Gelegenheit hätte, es herauszukriegen. Aber mit Selbstmitleid und schwächlicher Resignation, was dir offenbar so gefällt, kann ich nichts anfangen. Gut. Schön. Nennen wir's ein nettes kleines Aufhupferl, hat niemand was geschadet. Wieder mal eine Bordromanze. Noch 'ne Trophäe auf der Jagdlizenz.«

Sie rappelte sich auf und weinte.

»Mein Gott«, sagte sie tränenerstickt, »was für eine kurze Romanze! Und gib dir keine Mühe, mich anzurühren. Ich hab's in einer Minute überwunden. Ich weine nur, weil ich nicht mit ansehen kann, wie kleine Dinge in ihrer ersten Knospe getötet werden, ohne eine Chance zum Wachsen zu haben.«

Nach einem Augenblick putzte sie sich die Nase.

»Entschuldige das Theater, Liebling«, sagte sie jetzt gedehnt. »Könnten wir heute nachmittag in die Stadt fahren? Es hat keinen Sinn mehr, noch länger hier zu bleiben. Es wäre mir peinlich, nachdem ich mich wie ein kleines dummes Schulmädchen mit rotgeweinter Nase benommen habe.

Ersparen wir uns eine weitere Nacht.« Sie lächelte. »Du weißt ja, was die Reisebroschüren über den afrikanischen Mond und den Mimosenduft in der Luft schreiben.«

Brian rief die Afrikaner.

»Weka Sanduku ndani ya Gari«, sagte er. »Leg die Kiste in den Wagen zurück. Und räumt die Taka-Taka hier weg.«

»Nein«, sagte er dann, »aber es hat keinen Zweck, vor morgen früh abzufahren. Du wirst dich noch mal mit mir abfinden müssen, Katie. Ich muß das Lager abbrechen, und der LKW ist weg, er würde uns heute abend fehlen, und es ist niemand da, um die Expedition abzuschließen. Ohnehin kommen wir erst um fünf 'rum ins Lager zurück. Tut mir leid. Geht erst morgen früh.«

»All right«, sagte Katie, in den Landrover steigend.

»Was heißt eigentlich Taka-Taka?«

»Taka-Taka heißt Plunder«, erwiderte Brian.

56

Sie saßen kameradschaftlich am Feuer, obgleich ihre Unterhaltung etwas gezwungen klang, als sie aus der Ferne das Motorengeräusch des LKWs hörten. Brian trank einen Brandy zum Kaffee, der Nachthimmel hatte sich geklärt, war von Mondlicht übergossen und herrlich frisch. Das, dachte Katie, wird mir auch fehlen, wenn ich zu der Wolkenkratzergesellschaft und den Cocktailparties zurückkehre –, dieser großartige Friede an einem herunterbrennenden Feuer. Kitschig oder nicht, es hat mehr für sich als alles, was ich je kennen gelernt habe; das niedrig zischende Feuer, die heulenden Hyänen, das grün im Feuerschein glühende Auge des Buschaffens, dann und wann ein schreiender und geisterhaft herabschießender Ziegenmelker. Hier herrscht Friede, und wenn es eine Möglichkeit gäbe, ihn zu erhalten, würde ich mich verdammt anstrengen.

Ich würde eine Wildhüterfrau oder die Squaw eines Trappers in Alaska sein. Aber ich glaube nicht, daß der junge Mann da sich noch mehr diesbezügliche Vorschläge anhören möchte. Er scheint lieber in Schwermut zu machen.

Jetzt sahen sie die Scheinwerfer des LKWs auf- und abwippen, und kurze Zeit darauf rumpelte er ins Lager. Der Fahrer, der stämmige Macho Nne, stieg aus, gähnte, reckte sich und zog aus dem Führerhaus ein umfangreiches Paket mit Post hervor. Er sagte etwas schnell auf Kisuaheli zu Brian.

Danach kam Brian mit dem Päckchen ans Feuer zurück.

»'n Haufen Post und eine Menge Zeitungen«, sagte er. »Macho Nne ist gut gefahren. Sie kamen zur Lunchzeit in der Stadt an, worauf er frisches Gemüse, die Post und Zeitungen auflud und beschloß, gleich zurückzufahren. Tolle Leistung, muß ich sagen. Vierzehn Stunden auf der Achse. Er meldet, dein Bruder sei im *Norfolk* abgestiegen. Im *Stanley* war nichts mehr frei. Hier sind deine Briefe. Ich will bloß mal rasch die Lampen aufpumpen, dann können wir ins Messezelt zurück, wo besseres Licht ist.«

Katie stand auf und ging in das erhellte Zelt. Sie schnitt den Bindfaden durch, der ihre Briefe zusammenhielt. Anscheinend bestand die ganze Post bloß aus Rechnungen von Lord & Taylor und Abercrombie & Fitch.

»Gib mir doch bitte eine von den Zeitungen, Brian«, sagte sie. »Ich scheine völlig von der Welt abgeschnitten zu sein. Bloß alte Rechnungen, die haben mich getreulich erreicht. Habe zwar nichts Besonderes erwartet. Was für Zeitungen haben wir?«

»Ungefähr alle Londoner Luftpostausgaben der letzten Woche und die neuesten aus Nairobi. Nicht viel außer Politik in diesen hier aus Nairobi. Ich fange gerade mit den britischen an. Ich liebe den *Express* und die *Mail* und den lieben alten *Clarion*. Da – hier sind ein paar.«

Katie nahm ein Bündel entgegen, versenkte sich in eine Schlagzeile *Fisch in der Schokolade führt zu Schulaufuhr* und dachte, daß in keinem Land der Welt das Volk so großartige Nachrichten für die Boulevardpresse

lieferte wie in England, als sie Brian auf der gegenüberliegenden Seite des Tisches schnaufen hörte.

»Was ist los, Kamerad?« fragte sie freundlich, Gott im stillen für die Ankunft der Zeitungen dankend. »Ist jemand gestorben und hat dir ein Vermögen vermacht?«

Brian warf ihr eine Zeitung hin und deutete mit seinem braunen Zeigefinger auf eine Dreiviertelseite.

»Du hast mich nach meiner Frau gefragt«, sagte er. »Ich konnte dir bisher nie ein Bild von ihr zeigen. Jetzt habe ich eins. Da. Die schöne weiße Dame, die mit dem Nigger tanzt.« Er stand auf und schritt aus dem Zelt zum Getränketisch, der nach wie vor am Feuer stand. Sie hörte die Flüssigkeit glucksend aus der Flasche ins Glas rinnen.

Kein Zweifel, Valerie Dermott war schön. Schön, wie sie eng angeschmiegt, eher in einer Umarmung als von Händen und Armen eines extrem schwarzen Mannes im tadellosen Smoking umfasst, dahinschwebte. Das Kinn war angehoben, die lange Linie ihres Schwanenhalses war entzückend. Sie hielt die Augen halb gesenkt und lächelte ihren Partner geheimnisvoll, vertraut und völlig glücklich an. Die ganze Pose drückte Vertrautheit aus – seine schwarze Hand lag auf ihrer Hüfte und zog ihr Becken eng an seine Lenden heran; ihre Schultern waren zurückgebogen, und ihre Brüste hoben sich hingebungsvoll, während sie leicht in den Armen des schwarzen Mannes ruhte. Er lächelte auf sie hinunter; es war ein Besitzerlächeln, und sie lächelte glücklich und zufrieden zurück.

Der dicke schwarze Druck sprang sie an: *Valerie Dermott – Matthew Kamau – Xenia – Brian Dermott – Weißer Jäger – Mau Mau – Xenia Amalgamation Party – Konferenz – Nairobi – Zwei Auszeichnungen ...* Sie schüttelte das Blatt, um deutlicher lesen zu können:

Vorfeier der Unabhängigkeit Xenias, hieß die Schlagzeile. Und darunter in fast ebenso dicken Buchstaben: *Mrs. Valerie Dunstan-Dermott, geschiedene Trau des Xenia Mau Mau-Helden Brian Dermott, G.M. mit Mr. Matthew Kamau, dem Präsidenten der Kenia National Amalgamation Party gestern abend beim Tanz. Mr. Kamau traf gestern in London zu einer Konferenz*

über die künftige Unabhängigkeit Kenias ein. Mrs. Dermotts früherer Gatte, Keniafarmer und weißer Jäger, wurde für seine Dienste gegen die Mau Mau-Terroristen in der kürzlichen Notstandsaktion in Mr. Kamaus Vaterland zweimal mit der Georgsmedaille ausgezeichnet. Mrs. Dermott ließ sich 1958 in einem Scheidungsprozess ohne Widerklage wegen böswilligen Verlassens scheiden.

Katie ließ die Zeitung sinken, sah das schöne, lachende, hingebungsvolle Gesicht der Frau an, die Brian Dermott seine Ehefrau genannt hatte, die selbstgefällige Besitzergeste des Afrikaners, mit dem sie tanzte. Es war die Sorte Pressebild, die man von frisch verheirateten Schauspielern gewöhnt war; von glücklichen Politikern mit ihren Verlobten. Ein Bild von Leuten, die sich in der Öffentlichkeit verliebt zeigen und sich in ihrer besten Aufmachung von der ganzen Welt bestaunen lassen wollen.

Brian war wiedergekommen, einen großen, sehr dunklen Drink in der Hand. Er lächelte lebhaft, mit all seinen blendenden Zähnen, bloß keinen Augen.

»Hast du die Gesellschaftsnachrichten aus England gesehen? Da haben wir die echte Rassengleichheit! Ich hatte nichts gegen die Bilder, die die junge Prinzessin Alexandra zeigten, wie sie von den schwitzenden Affen aus Nigeria abgetastet wurde. Armes Kind, es gehört zu ihrem Beruf, und die königliche Familie muß heutzutage zu jedermann liebenswürdig sein. Aber ich finde, das weibliche Bürgertum übertreibt die Fraternisierung doch ein bißchen, selbst im Schoße meiner Familie, die im allgemeinen liberal ist. Ich muß schon sagen, sie geben ein hübsches Paar ab, Mrs. Valerie Dermott und Mr. Scheißkerl Kamau. Hoffentlich hat keiner der Boys es gesehen.«

»Boys?« fragte Katie naiv. »Welche Boys?«

»Meine Boys«, sagte Brian, den Kopf dem Lagerfeuer zuwendend. »Meine Wogs. Die würden nicht verstehen, daß die Memsaab ihres Bwanas mit einem Nigger ausgehen kann. Die Art von Gleichheit verstehen sie noch nicht. Und ich versuche, sie ihnen fernzuhalten. Sie können jeweils

nur ein gewisses Quantum Uhuru bewältigen. Sie sind noch nicht ganz darauf vorbereitet.«

Jetzt hob er das Glas mit der nussbraunen Flüssigkeit.

»Trinken wir auf die afrikanische Selbstbestimmung, was? Auf Uhuru und auf den Dermott-Beitrag zu Der Einen Welt in ihrer ganzen gleichrassigen Herrlichkeit! Prost auf Mrs. Valerie Dermott und ihren Nigger-Boyfriend, den kommenden Premierminister!« Er leerte sein Glas in einem einzigen gurgelnden Schluck. »Was meinst du, werden sie sie Lady Kamau-Dermott nennen, oder werden sie meinen Namen einfach auslassen? Mein Gott, eben kommt mir ein schrecklicher Gedanke. Glaubst du, die Tatsache, daß sie mal mit mir verheiratet war, wird ihm in seiner politischen Karriere schaden? Könnte verflucht unangenehm werden in dieser heiklen Zeit der Rassenerhebung, sich mit der Bibi eines früheren Mau Mau-Jägers einzulassen. Sehr unangenehm. »Kennen Sie meine Frau – war früher mit Brian Dermott verheiratet, wissen Sie. Sie erinnern sich doch an Brian Dermott, er wurde dafür ausgezeichnet, daß er Ihren Bruder um einen Kopf kürzer machte.««

»Hör auf, Brian, hör auf«, sagte Katie. »Das führt zu nichts. Vielleicht täuscht das Bild. Vielleicht ist sie –«

»Oder vielleicht braucht er sie nicht zu heiraten«, fuhr Brian fort, ohne auf ihre Bemerkung zu achten. »Man braucht ja schließlich nicht alles zu heiraten, mit dem man mal geschlafen hat, nicht wahr? Siehe unseren Fall. Glauben Sie, ich könnte Sie zwingen, mich zu heiraten, Mrs. Crane, um meinen guten Namen zu erhalten, da wir hier ganz allein zusammen im Busch sind? Stellen Sie sich vor, so ein gottverdammter Pressefotograf schnüffelte hier herum und sähe Sie in der grauen Morgendämmerung aus meinem Zelt schleichen, Mrs. Crane? Oder sähe Sie mit mir hier allein in der Nacht, Mrs. Crane? Dann müßten Sie mich doch heiraten, nicht wahr, Mrs. Crane?«

»Du bist ein Rindvieh, Brian«, sagte Katie Crane scharf. »Rede keinen solchen Unsinn. Ich weiß, daß du getroffen bist, aber du brauchst nicht –«

Brian streckte schnell die Hand aus und legte sie auf die ihre.

»Verzeihung, Katie Liebling. Ehrlich. Ich hab' es nicht so gemeint. Wahrscheinlich – bin ich eben getroffen. Schließlich war sie meine Frau. Und dann muß ich sie in den Armen dieses Affen sehen, nachdem sie noch vor einem Monat in meinem Bett gelegen hat. Kein Wunder, daß sie ganz gern abfuhr. Sie fuhr zu ihrem schwarzen Liebhaber zurück. Natürlich weiß jetzt ganz Nairobi davon. Wie sie in den Bars kichern werden ...« Er zuckte zusammen.

Katie streckte die Hand nach ihm aus, aber er wich zurück.

»Uhuru«, sagte er wieder. »Da hast du dein Uhuru, ein herrlich bekränzt Uhuru. So weit sind wir also in sieben Jahren gekommen. In weiteren sechs Monaten wird es die große Mode sein – je größer und schwärzer der Boyfriend, desto *schicker* die Frau. Man kann es zwar glauben, ja sogar ertragen, wenn es einem anderen passiert, aber wenn es einem selbst widerfährt ... In gewisser Hinsicht ist es schlimmer als damals, als sie die Menschen, die man liebte, in Stücke hackten. Da haben sie bloß Messer benutzt. Aber sie amüsiert sich ausgesprochen dabei.« Er stand auf und ging zu den Liegestühlen am Feuer hinaus, und sie sah, wie er wieder nach der Flasche griff.

»Ich weiß nicht, was ich sagen soll, um dir zu helfen, Brian«, sagte sie, ihm nachgehend und sich in einen Liegestuhl neben ihm fallen lassend. »Ich kann nur sagen, daß ich deine Gefühle verstehe. Es muß schrecklich weh tun, sie mit einem anderen Mann zu sehen – und in deinem Fall ganz besonders, weil er ein Afrikaner ist ... Aber sie gehört nicht mehr zu dir, und so wird es nun mal heutzutage gemacht, der Lauf der Welt ändert sich –« Ihre Stimme erstarb unglücklich.

»Aber begreifst du denn nicht«, sprach Brian wie zu sich selbst, »ich habe solche Leute berufsmäßig *umgebracht*. Wurde belobigt und ausgezeichnet dafür, daß ich solche Leute tötete. Solche Leute waren Wilde, Mörder, Gangster. Ungeziefer. Das Militär kam, und wir jagten sie wie Ungeziefer in den Bergen. Wir tanzten nicht mit so was in den Hotels. Wir ließen sie nicht einmal ins Hotel herein. Wir murksten solche Leute ab. Manchmal mit bloßen Händen. Auf jede Art, wie's gerade kam, töteten wir sie. Wir tanzten

nicht mit ihnen. Gingen nicht ins Bett mit ihnen. Wir brachten sie einfach um.«

Er griff wieder nach der Flasche, leerte sie und rief Mwende. Der übliche spöttische Unterton guter Laune war aus seiner Stimme gewichen.

»Lete whisky ingine upesi!« rief er und schleuderte die leere Flasche weg. Der alte Aufseher warf seinem Herrn einen ängstlichen Blick zu, brachte die frische Flasche und verdrückte sich so schnell wie möglich.

»Brian.« Katie wollte etwas sagen und hielt angesichts der getroffenen Augen, den unglaublich verletzten, verwundeten Augen und dem blindwütigen Zorn darin inne.

»Es wäre besser gewesen, wenn er sie umgebracht oder vergewaltigt hätte«, sagte er. »Das wäre verständlich. Dann würde sie kein Vorwurf treffen. Aber sie tut ja *gerne*, was sie tut. Wahrscheinlich *liebt* sie es, was sie getan haben und was sie wieder tun werden, wenn sie genug getanzt haben und in ihre Wohnung oder auf sein Zimmer gegangen sind. Es gefällt ihr, vielleicht *liebt* sie es«, seine Stimme überschlug sich vor Erregung. »Was hätte sie sonst in den Armen dieses Pavians verloren?«

»Deine Selbst-Zerfleischung ist sinnlos, wo dir die Hände gebunden sind«, sagte Katie. »Und es hat auch keinen Zweck, daß du dich wegen einer Sache betrinkst, die du nicht ändern kannst.« Er trank sein Glas aus und langte nach der neuen Flasche. »Es hilft gar nichts, wenn du dich betrinkst.«

»Vielleicht nicht«, sagte er und warf ihr einen Seitenblick zu. »Vielleicht bin ich bloß ein Trinker, der nach einem Grund zum Saufen sucht. Das hier, mein Mädchen, ist ein ausgezeichneter Grund. Ich werde mich betrinken, total volllaufen lassen, und ich will gar nicht mehr reden. Geh ins Bett, Katie. Geh ins Bett und lass mich über die guten alten Tage in den Bergen nachdenken, als wir ihnen einen anderen Tanz beibrachten. Geh ins Bett!« schrie er plötzlich. »Der Anblick weißer Weiber kotzt mich heut' abend an!« Er wandte sich ab und starrte ins Feuer. »Schon der Gedanke an weiße Weiber, an *alle* weißen Weiber, dreht mir den Magen um!«

Katie zuckte mit den Schultern. Es gab nichts, dachte sie, was sie im Augenblick mit oder für Brian Dermott hätte tun können. Sie konnte ihn nur

allein lassen. Sie konnte zum Zelt gehen und ihn von da aus beobachten, falls er sich etwas antun oder ins Feuer fallen sollte. Je schneller er sich betrank und umfiel, desto besser.

Sie zog ihren Liegestuhl aus dem Zelt auf eine kleine Lichtung, von der aus sie ihn im Auge behalten konnte. Es wurde jetzt kälter. Sie ging ins Zelt, riß die Decken vom Bett und wickelte sich hinein. Schließlich döste sie ein, und als sie der graue kalte Wind in der Morgendämmerung weckte, sah sie ihn immer noch dasitzen, zusammengesunken im Sessel vor ein paar verstreuten, glimmenden Scheiten. Eigentlich wollte sie hingehen und ihn zudecken, aber als sie näher trat, sah sie, daß jemand, Mwende, Muema oder Kidogo, ihm eine Decke um die Schultern gelegt hatte. Er schlief, den Kopf auf die Brust gesenkt. In der Flasche war nur noch ein Zoll hoch Whisky. Sie ging in ihr Zelt zurück, kroch angezogen ins Bett und deckte sich mit allen Decken zu, die sie hatte. Im Nu schlief sie ein und wachte erst auf, als die Sonne warm durch die zurückgezurrten Zeltklappen schien. Sie lugte hinaus, um zu sehen, ob Brian noch am Feuer saß, aber er war fort. Katie Crane ging in ihr Zelt und rief nach heißem Wasser, um ein Bad zu nehmen, ehe sie dem letzten ihrer Safaritage entgegentrat.

57

Brian hatte verquollene Augen und einen etwas grünlichen Teint, als er, sauber rasiert und tadellos angezogen, im Messezelt erschien. Er trank eine halbe Tasse schwarzen Kaffee und rief dann Mwende zu, er solle ihm ein kaltes Bier bringen.

»Ich muß mich wegen gestern abend entschuldigen, Katie«, sagte er, sich mit zitternden Fingern eine Zigarette anzündend. »Ich fürchte, ich habe mich saumäßig benommen. Es war nicht so sehr dieser Unsinn in der Zeitung. Das war nur alte, verschüttet gewähnte Erbitterung auf höchst unerwartete Weise aufgerührt. Es wurde mir endgültig klar, daß zwischen

Valerie und mir alles erledigt und vorbei ist, und Valerie machte es mir persönlich klar. Ich frage mich eigentlich, weshalb sie es mir nicht gesagt hat, als sie hier war. Ich entschuldige mich also für alles, besonders für das hässliche Ende der Safari.«

Katie lächelte sehr kühl.

»Ich verstehe dich vollkommen, Brian«, sagte sie. »Es muß schrecklich gewesen sein, das alles so unvorbereitet vorgesetzt zu bekommen. So plötzlich.«

Er nickte und goß das Bier sorgfältig auf die Erde. Dann schnitt er eine Grimasse.

»Dies Zeug bekommt mir nicht. Mit deiner Erlaubnis lass' ich mir was Anständiges kommen. Mwende!«

»Du mußt aber nach Nairobi zurückfahren«, wagte Katie zu erwidern, als er seinen dritten Gin mit Tonic trank, während die Boys damit beschäftigt waren, das Lager abzubrechen und ihr Heim in seine nackten und häßlichen Einzelteile zu zerlegen.

Sein Gesicht ist tatsächlich grün, dachte Katie. Es wird immer grüner, und der abwesende Blick in seinen Augen ...

»Nein, ich fühle mich wohl«, sagte er wieder hartnäckig. »Ich bin bloß so viel Schnaps in einer Tour nicht mehr gewöhnt. Früher schwammen wir geradezu in Alkohol, und nur in letzter Zeit war ich ziemlich abstinert. Hab' wahrscheinlich keine Praxis mehr. Ich glaube, ich geh' mal ein bißchen spazieren, um einen klaren Kopf zu –«

Er fiel rückwärts aus dem Liegestuhl, mit durchgedrücktem Rücken und zuckenden Beinen, und sein Gesicht wurde aschfahl. Die Augen rollten zurück und verschwanden hinter den Lidern, und seinem Mund entquollen seltsame, würgende Laute. Schaum trat ihm auf die Lippen, und er gab miauende Töne von sich. Katie schrie auf. Sie schrie wieder, und ihre Schreie riefen Kidogo und den alten Mwende herbei.

Kidogo zischte Mwende an; der ergriff einen Löffel und zwängte ihn Brian in den Mund, drückte dabei die Zunge nieder, während Kidogo versuchte, den um sich schlagenden Brian festzuhalten. Dann riß sich der

kräftige Körper aus den Armen des alten Mannes los und taumelte in einer zweiten schweren Konvulsion vorwärts. Die Augen rollten, Schaum flog Brian vom Mund, und sein Oberkörper verkrümmte sich. Dann wurde ihm schlecht, er erbrach sich mehrere Male in krampfartigen Wellen. Katie, die neben ihm kniete, hielt ihm die Stirn, und die beiden alten Männer stützten seinen heftig zuckenden Körper. Endlich hörten die konvulsivischen Zuckungen auf, und er fiel direkt vor dem Messezelt auf den Rücken. Sein Gesicht hatte jede Farbe verloren, er lag ganz still, kaum atmend und nur leise stöhnend da.

Katie sah entsetzt den Aufseher an.

»Was ist es? Was können wir tun?«

»Nicht bewegen. Hat schon mal gehabt. Sehr schlimm. Wir bringen Bett. Legen ihn auf Bett hier. Vielleicht er aufwachen. Wir legen Decke.«

Er bellte den Trägern, die herumstanden, in rasendem Kikamba Befehle zu, worauf sie davonliefen und ein Campbett und Decken brachten. Sie hoben Brian auf das Bett, und der alte Mann bellte wieder. Ein anderer Boy lief nach den Kopfkissen in Katies Zelt. Mwende stopfte sie Brian unter die Hüften. Dann sah er zu Katie auf.

»Alles Blut verlassen Kopf«, sagte er. »Wir tun schon mal dieses. Doktor will Blut gehen in Kopf zurück. Aber nicht bewegen. Letztesmal wie jetzt. Diesmal schlimmer.«

Katie war dem Wahnsinn nahe. Da war sie, allein mitten in Ostafrika, konnte außer ›danke‹ und ›bring mir‹ kein Kisuaheli, mit einem Mann, der soeben einen schweren, verzweifelnden Anfall gehabt hatte und möglicherweise nicht mehr aus seiner Ohnmacht erwachen würde.

»Können wir denn sonst nichts tun?«

Der alte Aufseher schüttelte den Kopf.

»Bwana kali, wenn wir tun mehr. Allein lassen. Hier. Du Drink nehmen. Dann du nicht auch krank werden.« Er goß ihr ein halbes Glas Whisky ein und reichte es ihr. »Es gut. Mzuri. Du kunywa – trinken.« Katie nahm es ohne viel Worte und nippte daran. Es schmeckte scheußlich, und sie stellte das Glas nieder. Sie zog sich einen Stuhl heran, setzte sich und legte die

Finger an Brians Puls, fühlte sich dabei hilfloser als je zuvor in ihrem Leben. Endlich, es schien eine Ewigkeit gedauert zu haben – in Wirklichkeit war es weniger als eine halbe Stunde – sah sie seine Augenlider sich bewegen. Dann öffneten sich die Augen, starrten blicklos und konzentrierten sich schließlich langsam auf einen Punkt. Sie öffneten sich weiter, und jetzt sahen sie sie.

Er grinste schwach.

»Hallo«, flüsterte er. »Muß umgekippt sein. Hatte es schon mal. War ich sehr lange bewusstlos?«

Sie schüttelte heftig den Kopf.

»Wie lange?«

»Zwanzig Minuten, eine halbe Stunde. Was soll ich tun? Was können wir für dich tun?«

»Muß-mich-wieder-erbrechen.« Er machte eine heftige Anstrengung, hochzukommen, drehte sich dabei halb zur Seite, konnte aber nur den Kopf über die Bettkante hängen. Sie hielt ihm wieder den Kopf, während er sich übergab; heftige, würgende Stöße rissen an seinen Magenmuskeln.

Mwende hatte ihr eine Serviette in die Hand geschoben. Damit wischte sie ihm den Mund und streckte die Hand wieder nach einer frischen Serviette aus. Sie tauchte sie in den Wasserkrug und fuhr ihm damit übers Gesicht. Er legte sich zurück und schloß die Augen. Jetzt schien er zu schlafen. Aber einige Minuten darauf öffnete er wieder die Augen. Sein Gesicht sah sehr blaß und krank aus.

»Muema. Macho Nne«, sagte er. »Piga mbio. Njooni hapa.«

Der Gewehrträger und der Fahrer eilten herbei und knieten sich neben ihn.

»Nehmt Memsaab nach Loitokitok, Duka zum Telefon«, sagte er langsam auf Kisuaheli. »Muema, nimm Boys und mach eine Landebahn fertig. Macho Nne bring Memsaab in Gari nach Loitokitok. Muema nimm Boys in LKW zum Landebahn machen. Mwende und Kidogo bleiben bei mir.«

Er wandte wieder den Kopf, suchte Katies Gesicht.

»Fahrer bringt dich ins Dorf. Nicht weit. Ruf Glenburnie Farm an. Nyeri zwei zwei. Frag nach Doktor Locke. George Locke. Mein Schwager. Sag

ihm, soll auf kleinen Flugplatz herfliegen. Pilot kennt ihn. Immer mit Wild-Department in Verbindung bleiben. Muema wird Landebahn in Ordnung bringen, wie immer. Sag George, soll sich beeilen. Ich schlafe jetzt.« Er schloß die Augen. »Verzeih mir, daß ich dir zur Last falle.«

Katie sah sich verzweifelt um. Der Aufseher lächelte sie an.

»Bwana wird all right sein. Du gehen, was er sagen. Andere Boys nicht verstehen Telefon. Du gehen Fahrer Macho Nne. Rufen Dokitari. Er kommen upesi-Ndege.« Er zeigte zum Himmel empor und machte das Geräusch eines Flugzeuges. »Er kommen herunter Feld. Macho Nne zeigen. Du hierher zurückkommen, Muema wartet Feld, bringen Dokitari!« Mwende klopfte ihr ungenau auf den Rücken. »Du nicht Angst haben. Alles sein okay kabisa.«

Die Ereignisse der nächsten zwei Stunden blieben Katie nur undeutlich bewußt. Sie erinnerte sich, Brian noch einen letzten verzweifelten Blick zugeworfen zu haben, ehe sie zu dem großen Fahrer Macho Nne in den Rover stieg. Und dann hatte sie die trügerische Illusion eines rauen Fluges, als Macho Nne über die ausgefahrenen Wege sauste, sich nicht wie Brian sanft vorwärtstastend, bei dem Fahrer und Fahrzeug eine Einheit bildeten wie ein guter Reiter und sein Pferd, sondern der mit mittlerer Geschwindigkeit fuhr, ohne das Gas wegzunehmen, gegen Steine prallte und in Fahrspuren stieß. Ihre Zähne schlugen aufeinander, und der Rücken tat ihr weh. Es war an die fünfzehn Meilen vom Lagerplatz bis zu der kleinen, aus nur einer Straße bestehenden Stadt Loitokitok mit ihren zwei konkurrierenden Dukas auf beiden Seiten der hartgetretenen Lehmstraße und den üblichen Gruppen neugieriger, zerlumpfter Müßiggänger. Sie erinnerte sich noch eines besonders ekelhaft aussehenden Mischlings, der sie aus seinen Schielaugen lauernd ansah, als sie sich durch die auf der Veranda der Duka herumlungernenden Faulenzer drängte. Es war das erste sofort erkennbare Mischblut, das sie in Afrika gesehen hatte.

Von Macho Nne unterstützt, der ein wahres Maschinengewehrfeuer von Kisuaheli auf den indischen Duka-Besitzer losließ, machte sie dem Hindu klar, daß der Bwana wa Safari sehr krank sei und daß sie mit dem Dokitari

telefonieren müsse. Es folgte das endlose Drehen der Handkurbel an dem an der Wand hängenden alten Apparat, um das Ferngespräch anzumelden, dann das Warten, währenddem der Duka-Besitzer ihr ein warmes Bier aufschwätzen wollte, und schließlich das mit vielen Gesten unterstrichene Kisuaheli in die Muschel, dann noch etwas Warten, und endlich winkte der Duka-Besitzer sie heran.

Die Verbindung war schlecht, ständig sprachen Kisuaheli-Stimmen dazwischen, aber dann hörte sie endlich mit großer Erleichterung die knappe, ruhige englische Stimme am anderen Ende, der sie nun abwechselnd und unklar die Symptome und die ihr aufgetragenen Instruktionen schilderte. Sie war schweißgebadet, als der Mann, der sich als Doktor Locke vorstellte, ihr wiederholt versicherte, er werde in ein paar Stunden da sein, sobald er ein Flugzeug chartern könne.

»Halten Sie ihn ruhig, und wenn es so aussieht, als bekäme er wieder einen Anfall, dann stöbern Sie in seinem Verbandskasten nach der Morphiumspritze«, sagte der Doktor. »Geben Sie ihm eine. Es wird den Krampf wahrscheinlich lösen, und eine schadet ihm nichts. Sagen Sie dem Boy auf der Landebahn, er soll mit dem Wagen die Piste entlangfahren, wenn er das Flugzeug kommen sieht, und dafür sorgen, daß alle Erdlöcher aufgefüllt sind. Es wäre fatal, wenn uns bei der Landung da unten ein Rad vom Fahrgestell gerissen würde. Und sagen Sie ihm, er soll in etwa eineinhalb Stunden ein Rauchfeuer aus frischem Unterholz machen. Dann etwa werden wir eintrudeln. Alles klar?«

Katie sagte, ja, es sei alles klar, lief hinaus, zwängte sich durch die neugierige Menge und stieg wieder in den Landrover, der sich in der Zwischenzeit einen Plattfuß geholt hatte. Die neugierige Menge halbzahmer Massais, Wakamba und Wachagga umdrängte sie, und die Sikhs und Hindus starrten sie abschätzend von Kopf bis Fuß an. Ihr Haar hing verschwitzt und schlaff um ihren Kopf, und sie war schon sehr den Tränen nahe, als Macho Nne endlich wieder lächelte und sagte, es könne weitergehen.

Auf der Rückfahrt kamen sie an der Wiese vorüber, die als Landebahn ausersehen war. Sie lag etwa halbwegs zwischen dem Lager und der kleinen Stadt, und Katie fragte sich ängstlich, wie man da eine Maschine aufsetzen konnte, auf einem Fleck Erde, der nicht viel anders war als ein mit hohem Gras bestandenes Feld. Aber die Männer winkten und lächelten ihr zu, während sie vorbeifuhren, und hieben mit ihren Pangas auf kleine Dornbäume ein, während andere Brennholz für das Feuer sammelten, dessen Qualm dem kleinen Flugzeug die Windrichtung angeben sollte. Andere wieder arbeiteten mit Spaten, füllten Löcher aus, und sie sah Muema mit dem großen LKW auf- und abfahren, auf und ab durch das Gras, um eine wahrnehmbare Bahn zu machen, die als Piste dienen konnte. Offenbar kannten sie sich in ihrer Arbeit aus; sie fühlte sich, beruhigt, als sie den Gleichmut sah, mit dem sie ihre Arbeit verrichteten. Sie schienen sie nicht zum ersten Mal zu machen.

Alles hatte jetzt etwas Traumhaft-Unwirkliches an sich. Sie konnte einfach nicht glauben, daß sie hier herumfuhr, ganz allein, mitten in der Wildnis Afrikas sich selbst überlassen, bei sich nur eine Mannschaft halbzivilisierter Eingeborener, während ihr einziges Bollwerk gegen Mensch und Tier möglicherweise im Lager im Sterben lag, bis ein geheimnisvoller Doktor plötzlich vom Himmel fallen würde, um die Dinge wieder geradezubiegen.

Katie spürte einen wilden Lachreiz. Zum ersten Mal mußte sie sich mit den Menschen, wie sie wirklich waren, auf sich selbst gestellt auseinandersetzen, mit den Dingen, die sich in rasender Geschwindigkeit abspielten, und Krisis häufte sich auf Krisis, bis die ersten Krisen schon bedeutungslos geworden waren. Es schien ihr eine Million Jahre her, seitdem Brian und sie einander umarmt hatten; das Bewußtsein von ihrer fürchterlichen Einsamkeit überfiel sie plötzlich. Wieder einmal hatten die Schwarzen etwas niedergerissen, und andere Schwarze hatten aufgebaut; die Männer von Brians Safari-Mannschaft hatten so glatt und unkompliziert gehandelt wie ein ausgebildetes Team von Ingenieuren und Ärzten. Niemand war in Panik geraten oder hysterisch geworden wie sie.

Und jetzt waren sie wieder im Camp. Sie lief ins Messezelt, fiel auf die Knie neben Brian, der ruhig atmete, aber noch bewusstlos war. Etwas Farbe war in sein Gesicht zurückgekehrt. Der alte Mwende reichte ihr jetzt eine Tasse heißen Tee.

»Trink, Memsaab«, sagte Mwende, mit besorgtem Gesicht. »Bwana okay sehr gut. Mzuri. Doktor jetzt bald kommen und alles okay ich wetten. Chai trinken. Du müssen trinken.« Mwende setzte sie sanft in einen Campstuhl, und sie hätte am liebsten ihren Kopf an seinem weißen Kanzu geborgen, der wie ein Nachthemd aussah, und geweint. Statt dessen saß sie in ihrem Stuhl und nippte an dem heißen Tee, während sie darauf wartete, daß Brian aufwachte oder das Flugzeug käme oder noch etwas anderes geschähe, dem sie dann wieder hilflos gegenüber stünde.

Katie sah die Maschine zuerst als einen winzigen Silberfisch am Himmel; sah sie eher, als sie sie hörte; hörte dann den Motor lauter brummen, während die Maschine tiefer herunterkam, um die Rauchfahne zu suchen, die die Landepiste markierte. Sie konnte sie nicht sehen. Dann aber sah sie das Flugzeug brausend, mit donnerndem Motor herunterstürzen, sah, wie es wieder hochgerissen wurde, davonflog und zur Landung ansetzte. Dann verschwand es am Himmel, im selben Augenblick, in dem Brian wieder neue, heftige Zuckungen bekam, stärker als vorher. Diesmal mußte ihn ein halbes Dutzend Männer festhalten. Katie durchsuchte das Zelt nach dem Verbandskasten, bis sie sich schließlich erinnerte, daß der immer im Landrover verstaut war. Das war ein Wirrwarr von Dosen, Flaschen und Instrumentenpäckchen; als sie das Morphium endlich gefunden hatte, hörte sie das Motorengeräusch des LKWs und rannte ihm entgegen.

Ein schlanker blonder Mann in Tweeds sprang heraus und lief auf sie zu.

»Wo ist er?« rief er ihr zu. »Hat er einen neuen Anfall bekommen? Haben Sie ihm etwas gegeben?«

»Dort – im Messezelt!« Katie zeigte hinüber und lief neben ihm her. »Ja. Er hatte eben seinen zweiten – schlimmer als der erste. Ich habe ihm nichts gegeben – ich suchte gerade das Morphium, als ich den Wagen kommen hörte.«

»Aha. Gut. Dann weiß ich Bescheid.« Der Arzt betrat das Messezelt und kniete neben dem Bett nieder. Er hob ein Augenlid und rief über die Schulter: »Lete maji moto!«

»Maji iko, Bwana«, sagte der alte Mwende, einen Krug heißen Wassers hinhaltend. Der Arzt stöberte in seiner Tasche und angelte eine Spritze heraus, die er sterilisierte und Brian in den Arm stach. Dann zog er ein Hörrohr hervor und horchte Brians Herz sorgfältig ab, dabei den Puls am linken Handgelenk fühlend.

»Das dauert noch 'ne Weile«, meinte er aufstehend. »Wir werden jetzt eine Tasse Tee trinken und darauf warten, daß er noch ein bißchen mehr zu sich kommt. Es muß ein ziemlicher Schock für Sie gewesen sein, Miss -Mrs. Crane?«

»Mrs. Crane«, sagte Katie. »Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie froh ich bin, daß Sie gekommen sind. Es war wirklich ziemlich deprimierend. Ich war ganz allein mit ihm – außer den Eingeborenen natürlich.«

Der Doktor hob eine Braue in seinem langen, sonnverbrannten Gesicht. Augenbrauen und Schnurrbart waren sehr blond, wie Katie bemerkte, und sein Haar, schlecht geschnitten, stand über dem einen Ohr in einem lächerlichen Büschel empor.

»Hat man mir nicht etwas von einem Bruder erzählt, als ich das Büro wegen eines Charterflugzeuges anrief?« fragte er.

»Ja, das stimmt. Mein Bruder fuhr gestern nach Nairobi. Wir – wir wollten noch ein paar Tage länger hier bleiben.«

»Oh«, sagte der Doktor, und seine schnell bewegliche Augenbraue hob sich wieder; wie eine die Mauer hinauflaufende Eidechse, dachte Katie, etwas irritiert.

»Sie müssen natürlich wissen, daß ich Brians Schwager, George Locke, bin, falls Ihnen das alles ein bißchen unklar vorkommt. Sie wurden mit der Farm von Brians Tante verbunden. Ich rief Nairobi an, und man schickte ein Flugzeug, um mich zu holen. Ich nehme an, Brian hat meinen Namen schon mal erwähnt?«

»Ja.« Mwendu kam mit dem heißen Tee und goß jedem eine Tasse ein. »Ja«, sagte sie. »Eine ganze Menge. Er hat mir sehr viel von seiner Familie erzählt. Sie, zum Beispiel, haben ihm gesagt, daß er nicht mehr trinken dürfe – weil er diese Anfälle schon früher hatte. Sie sind ›der liebe alte George, der mich zu meinem eigenen Wohl zum Abstinenzler verdonnerte‹.« Beinahe hätte Katie sich den Mund zugehalten. »Entschuldigen Sie, bitte, ich wollte nicht –«

George Locke lachte schallend.

»Schon gut, schon gut. Natürlich spricht Brian so von mir. Er hat eine ziemlich schlechte Meinung von Leuten, die ihm wohlmeinende Ratschläge geben. Jawohl, er hat diese Anfälle schon früher gehabt. Und er war aus guten Gründen Abstinenzler. Ich habe ihm gesagt, wenn er so weitermache, werde er eines Tages daran sterben – oder noch schlimmer, werde verrückt oder invalid oder beides. Er leidet an einer besonderen Art Alkoholismus, die eine totale Vergiftung des Nervensystems zur Folge hat, und was er soeben gehabt hat, ist die physische und nervliche Folgeerscheinung eines heftigen epileptischen Anfalls mit der entsprechenden Wirkung auf Gehirnzellen, Blutdruck, Herzmuskel – eine komplette Verkrampfung. Würden Sie mir bitte genau schildern, was diesem Anfall vorausging? Hat er sehr viel getrunken? Wurde er durch etwas Besonderes zum Trinken verleitet?«

Der Doktor holte seine Pfeife hervor, stopfte sie und zündete sie an. Er lehnte sich in seinen Stuhl zurück, sein schmales Pferdegesicht war ruhig und aufmerksam.

Katie fühlte sich sehr erleichtert; seine Anwesenheit flößte ihr Vertrauen ein.

»Wir – er – er hatte kaum getrunken bis zu dem Abend nach seiner Rückkehr aus Nairobi, als wir im Nordgrenzdistrikt waren. Er verließ das Lager wegen der Hinrichtung eines gewissen Poole – jedenfalls fuhr er deswegen in die Stadt. Auf der Rückfahrt hatte er auf der Farm seiner Tante Station gemacht, und nach dem, was er erzählte, gab es einen großen

Familienkrach, weil – weil seine Tante sich entschlossen hatte, die Farm unter die afrikanischen Familien aufzuteilen.«

»Ja, das stimmt«, sagte der Doktor gedehnt. »Es war eine ziemlich hitzige Unterhaltung. Und ich spielte eine gewisse Hauptrolle darin. Weiter.«

»Er war ziemlich betrunken, als er ins Lager kam – sehr spät, oder eigentlich sehr früh am Morgen. Er war die ganze Nacht durchgefahren und schwankte, als er aus dem Wagen stieg. Keine Szenen; im Gegenteil, er entschuldigte sich und war eigentlich ganz komisch. Da hatte ich zum ersten Mal gesehen, daß er getrunken hatte. Er und ich – ich kann Ihnen ja sagen, daß ich selbst Alkoholikerin war – waren in den ersten Wochen unserer Bekanntschaft beide abstinent.«

»Hat er weiter stark getrunken?«

»Nein. Nicht stark. Nicht mehr als mein Bruder, der stets ein sehr mäßiger Trinker war. Ein Bier morgens vielleicht, zwei Gins mit Tonic vor dem Lunch, einen oder zwei Martinis oder ein paar Whiskys am Abend. Ich muß sagen, daß er in diesem Monat nie mehr als leicht angeheitert war. Bestimmt nicht betrunken. Nie. Bis gestern – gestern nacht.«

Die Pfeife des Doktors war ausgegangen. Er strengte sich an, sie wieder zum Leben zu erwecken, paffte kräftig und fragte Katie sanft:

»Und was hat ihn gestern veranlasst, sich zu betrinken?«

Katie senkte die Augen.

»Wir – wir stritten uns. Eigentlich war es kein Streit.« Sie hob die Augen und traf den prüfenden Blick des Arztes. »Vielleicht könnte man sagen, daß wir – daß wir uns verliebt hatten – und daß nichts dabei herauskam. Es hatte keine Zukunft. Mein Bruder wußte über unsere Beziehungen Bescheid. Er fuhr in die Stadt und ließ uns zur Regelung unserer Probleme allein.«

Der Doktor paffte stetig weiter.

»Keine heftigen Zornesausbrüche? Keine lauten Vorwürfe? Keine großen – sagen wir mal – *Szenen*, die ihn zum Trinken veranlasst hätten?«

»Keine. Aber etwas anderes geschah. Der LKW kam aus der Stadt zurück und brachte Zeitungen und Post mit. Wir saßen nach dem Abendessen am

Feuer und lasen Zeitung, als – Augenblick mal, will schnell sehen, ob ich sie finde.« Katie stand auf und ging zu dem Stoß Magazine und Zeitungen hinüber, der sauber gestapelt auf einer der Safari-Kisten lag. »Vielleicht hat er sie gestern abend verbrannt ... nein, hier ist sie.« Sie schlug die Zeitung auf und reichte sie George Locke.

»Das da.«

»Aha«, sagte George Locke, den Rauch seiner Pfeife ausstoßend. Er las den Bericht unter dem Bild und schüttelte den Kopf. »Natürlich, natürlich.« Dabei zupfte er sich am Haarschopf. »Natürlich ist das der Grund. Deshalb trank er so viel, und diese Aufregung wirkte sich so verheerend aus. Armer Junge. Armer, armer Junge.«

Er faltete die Zeitung zusammen und warf sie in eine Zeltecke. Dann wurde er wieder beruflich:

»Jedes Mal, wenn Brian diese – diese Explosionen bekommt, werden weitere Gehirnzellen zerstört. Es ist eine vollkommene Ohnmacht, primär veranlasst durch den Alkohol, der von der Leber nicht mehr absorbiert wird, direkt ins Blut dringt und mit voller Gewalt die vorderen Gehirnlappen angreift. Hier.« Er tippte sich an die Stirn. »Es gibt Millionen Gehirnzellen, aber jedes Mal, wenn er einen dieser Anfälle hat, werden welche zerstört. Bei häufigen Wiederholungen ist der Weg dieser Zerstörung auf einem Elektro-Enzephalogramm nachzuweisen. Da der Krampf – die Konvulsion – so heftig ist, daß sein Gehirn, das Nervensystem und die Muskelorgane dabei angegriffen werden, besteht immer die Gefahr einer dauernden Beeinträchtigung, sei es durch Thrombose oder Herzschwäche oder ganz einfach durch einen Schlag auf Grund von hohem Blutdruck. Hat man Glück, stirbt man an dem Schlag. Manchmal aber kommt man wieder zu Bewußtsein, sei es als Krüppel, als Gelähmter oder als das, was man im allgemeinen einen Schwachsinnigen nennt. Es ist sehr unangenehm – besonders wenn man zwar geistig nicht normal ist, aber körperlich durchaus normal zu sein scheint. Und der Kranke selbst empfindet nicht, daß er geisteskrank oder komisch ist. Er hält sich für vollkommen normal und alle anderen für verrückt. Das ist eine der Haupttragödien dieser Krankheit.«

Der Doktor machte eine Pause.

»Wird er – wird er – komisch – sein, wenn er aus dieser Ohnmacht aufwacht?« fragte Katie nach einer Weile. »Womöglich verrückt, wie Sie eben sagten?«

»Physisch wahrscheinlich nicht. Ob er geistig gelitten hat, kann ich noch nicht beurteilen. Geistige Narben sind schwerer festzustellen als ein körperliches Leiden.«

»Was haben Sie mit ihm vor? Soll er ins Krankenhaus oder was?«

»Ich weiß es noch nicht. Ich möchte mich nicht eher festlegen, bis ich ihn noch einmal gründlich untersucht habe.«

»Wollen Sie Brian heute in die Stadt zurückbringen – oder auf die Farm oder ins Krankenhaus?«

»Wahrscheinlich. Wir müssen erst mal abwarten, bis er die Beruhigungsspritze absorbiert hat. Er braucht ärztliche Pflege, die er hier in einem Zelt im Urwald nicht hat. Gewissenhafte ärztliche Pflege, meine ich. Krankenschwestern und so weiter. Bei einer solchen Krankheit kann man nicht sagen, wieviel Pflege – oder ärztliche Behandlung – er braucht. Als er das letzte Mal so einen Anfall hatte, brachten wir ihn im Flugzeug nach Nairobi in eine Privatklinik. Es war entsetzlich. Ich kann mir vorstellen, daß die Schwestern von Maia Carberry gar nicht erfreut sein werden, ihn wieder zu sehen. Er benahm sich total verrückt, hat beinahe das ganze Haus zusammengeschlagen. Glücklicherweise war ich dabei. Brian hat eine ausgesprochene Abneigung gegen das Eingesperrtsein.«

»Übrigens, was ist eigentlich mit Ihrem Piloten? In der Aufregung habe ich ihn ganz vergessen.«

»Ich auch. Der arme Kerl steht neben seiner Maschine. Können wir ihm nicht etwas zu essen hinschicken? Er will das Flugzeug nicht unbewacht lassen. Eingeborene Souvenirjäger, wissen Sie. Könnten Sie ein paar Boys als Wache hinschicken, falls wir die Nacht über hier bleiben müßten?«

»Natürlich.« Katie klatschte wieder nach Mwende in die Hände. »Sagen Sie ihm, er soll dem Piloten mit dem Wagen etwas zu essen schicken, Doktor. Ich spreche noch nicht genug Kisuaheli.«

Mwende sprudelte etwas heraus. George Locke sah überrascht aus.

»Sie haben schon etwas zu essen hingeschickt«, sagte er. »Ich habe den Wagen gar nicht abfahren sehen. Brians Burschen scheinen ein ausgezeichnetes Team zu sein. Sie haben den schwierigen Morgen großartig bewältigt, einschließlich der Aufgabe, ihrem Chef einen Löffel in den Mund zu stecken, damit er nicht erstickt. Das kommt nämlich bei solchen Anfällen häufig vor.«

Katie schob ihre Suppe zurück und zündete sich eine Zigarette an. Sie blickte über die Schulter auf Brian, der in tiefem Schlaf zu liegen schien, aber ruhig atmete.

»Diese Schwarzen sind großartig«, sagte sie. »Ich habe mich mit Brian über sie im besonderen – und Afrika im allgemeinen – etwas gestritten. Ich behauptete, wenn man nur die halbe Zeit darauf verwandt hätte, die man an die Einarbeitung einer Safari-Mannschaft wendet, um diesen Leuten die fundamentalen Grundsätze eines zivilisierten Lebens beizubringen, gäbe es die afrikanischen Probleme und Schwierigkeiten überhaupt nicht. Ich weiß, das ist eine übertriebene Vereinfachung, aber im Grunde stimmt es.«

George Locke sah sie fest an, während Mwende den Suppenteller wegnahm und eine Platte Stew auftrug.

»Es ist der Kern dessen, was wir auf der Farm versuchen – wahrscheinlich zu spät«, sagte er. »Sozusagen das *Wie* vor dem *Warum*.«

»Ich würde gerne mit Ihnen zusammenarbeiten«, sagte Katie sinnend. »Es ist das erstemal, daß mir eine Wohlfahrtssache über den Weg läuft, die nicht mit Schwindel und Komitees belastet ist.«

»Warum tun Sie's nicht?« fragte George Locke leichthin. »Wir haben in Glenburnie immer Bedarf an einem Paar kräftiger Hände und einem zusätzlichen steifen Nacken. Hallo!« Er stand auf und ging zu Brian hinüber. »Ich glaube, unser Patient kommt langsam zu sich.« Er zog einen Stuhl vom Tisch und schob ihn neben Brians Campbett. Dann fühlte er wieder, ruhig daneben sitzend, Brians Puls. Kurz danach öffnete Brian die Augen. Er starrte George Locke eine Minute lang an und lächelte dann schwach.

»Hallo, George«, sagte er leise. »Bist du wieder da, um mich aus 'm Schlamassel zu ziehen?«

»Ja. Wie fühlst du dich?«

»Ganz gut. Ziemlich schwach. Hatte wieder mal einen Anfall. Sprach gerade mit Valerie, als ich umkippte. Was machst du hier in London, George? Ich dache, du wärst in Afrika. Und wo ist Valerie?«

»Es geht ihr gut«, sagte George Locke. »Beruhige dich.«

In diesem Augenblick kam der Gewehrträger Muema ins Zelt, trat auf Katie zu und sagte etwas zu ihr. Die Bewegung erregte Brians Aufmerksamkeit.

»Ich beruhige mich nicht!« schrie er, sich aufsetzend. »Ich bringe diesen schwarzen Halunken um – und dann seine weiße Hure! Da ist sie ja. Immer noch bei ihm!« Er sprang vom Bett und rannte an George Locke vorbei auf Katie zu. Mit ausgestreckten Händen und knurrenden Kehllauten sprang er auf sie zu. George Locke packte ihn um die Taille, und Muema umklammerte seine um sich schlagenden Beine.

»Rufen Sie die anderen Boys, sie sollen ihn halten, während ich ihm noch eine Spritze gebe!« rief George Locke. »*Waambie watu wengine waje hapa!*« sprudelte er heraus. Katie lief zum Ausgang und rief die Träger. Sie kamen und trugen Brian wieder auf sein Campbett, hielten ihn fest, während der Doktor ihm noch eine Spritze gab. Nach einer Minute war Brian wieder in tiefem Schlaf.

George Locke wischte sich den Schweiß von der Stirn.

»Der arme Kerl hat ziemlich lebhaft Halluzinationen«, sagte er. »Er hat immer noch dies verfluchte Zeitungsbild im Kopf. Schwer zu sagen, wie lange das anhält. Manchmal tagelang. Aber er muß beobachtet werden. Hier geht das nicht. Ich glaube, es bleibt nichts anderes als Mathari übrig.«

Er schüttelte den Kopf. »Sosehr ich auch den Gedanken hasse, – wir können ihn aber nicht in ein einfaches, normales Krankenhaus bringen, und ich werde auf der Farm gebraucht. Es muß also Mathari sein.«

»Was heißt das, Mathari?« fragte Katie, die Antwort schon fürchtend, die sie ahnte.

»Eine Irrenanstalt«, erklärte George Locke ihr rücksichtslos. »Dort hat man die entsprechenden Möglichkeiten, ihn in Schach zu halten – eine Zwangsjacke, zum Beispiel, bis er wieder normal ist. In den normalen Krankenhäusern gibt es keine Möglichkeit, derartige Krankheitsfälle zu behandeln. Er könnte sich selbst gefährden, wenn nicht sogar andere.«

Katies Augen wurden groß vor Entsetzen.

»Sie können Brian Dermott nicht in ein Irrenhaus sperren!« Sie packte George Locke am Arm, als wollte sie ihn zurückhalten. »Das können Sie nicht! Unter allen Menschen, die ich kenne, ist er der letzte, den man einsperren kann, nicht mal in ein Hospital! Sie wissen doch, wie er über eingesperrte Lebewesen denkt, selbst bei Tieren oder Vögeln! Er würde sich glatt umbringen!«

»Kommen Sie, setzen Sie sich, Sie zittern ja am ganzen Leib«, sagte George Locke. »Ich kann im Augenblick nicht zwei Patienten auf einmal verarzten. Auf jeden Fall müssen wir ihn aus dem Busch und in eine zivilisierte Umgebung bringen. Mir gefällt der Himmel da hinten gar nicht. Wir dürfen uns nicht von dem Regen überfallen lassen, und dann sitzen wir hier fest. Das Krankenhaus würde ihn in dieser Verfassung nicht aufnehmen – es sei denn, ich würde lügen. Daher bleibt uns nur Mathari. Wie man sagt, sind die Leute da ganz tüchtig.«

Katie hieb mit der Faust auf den Tisch.

»Sie können ihn nicht in ein afrikanisches Irrenhaus stecken, ganz gleich, wie tüchtig die Leute sind. Und dabei wissen Sie noch nicht einmal genau, ob sie wirklich tüchtig sind! Die können genauso gut gar nichts taugen, wenn der Laden so geführt wird wie das übrige gottverfluchte Land hier!« Jetzt weinte sie. »Bringen Sie ihn heim! Wo er hingehört! Fangen Sie mit diesem verdammten Wohlfahrtsgetue doch erst mal bei sich zu Hause an, in ihrer eigenen Familie!«

George Locke schnippte mit den Fingern zu dem wartenden Mwende.

»Brandy *moja kwa Memsaab*«, sagte er. »Da, trinken Sie das«, fuhr er fort, Brandy in eine Teetasse gießend. »Trinken Sie's ganz aus. Sooo. Das ist besser. Und nun passen Sie mal auf: zu Hause haben wir niemand, der

ihn pflegen könnte. Er kann noch eine Woche, auch zwei Wochen krank sein. Seine Tante ist zu alt – jeder hat seine dringende Arbeit zu leisten, zuviel Arbeit. Brian braucht jemand, der jede Minute bei ihm ist. Er muß wie ein Kind gepflegt und dauernd bewacht werden.«

»All right, dann mach' *ich* das!« gab Katie zurück. »Bringen Sie mich auf die Farm! Mich und den alten Kidogo! Wir beide werden auf ihn aufpassen! Kidogo hat ihn sein Leben lang bemuttert, und ich ... ich ...« Sie bedeckte das Gesicht mit den Händen. Dann hob sie es, tränenüberströmt, und sah George Locke an. Ihre Stimme klang jetzt ruhiger: »Und wenn nötig, bemuttere ich ihn den Rest meines Lebens.«

George Locke fuhr sich über den Schnurrbart, und seine Augenbrauen hoben sich.

»Keine schlechte Idee. Ich weiß, wie sehr er Eingesperrtsein hasst. Auf der Farm ist natürlich reichlich Platz. Aber es wird kein Zuckerlecken sein, was Ihnen da bevorsteht – Sie werden von Zeit zu Zeit wahrscheinlich scheußliche Dinge für ihn tun müssen. Er braucht Pflege ... dauernde Überwachung, bis ich ihn wieder ins Bewußtsein zurückholen kann, angeknackt oder nicht.«

»Gut, die soll er haben«, erwiderte Katie. »Und Sie sind ja auch auf der Farm. Brian sagte, Sie hätten vor, eine Art Sanitätsstation einzurichten. Es wird also alles da sein, was gebraucht wird – und Sie sind Arzt. Brian sagte, sogar ein guter. Hier haben Sie nun einen kostbaren afrikanischen Fall, den Sie nicht erst bei Doktor Schweitzer zu suchen brauchen.«

George Locke errötete leicht.

»Gut«, sagte er. »Gut, Katie. Wir bringen ihn heim.«

58

Gähmend warf Matthew Kamau eine umfangreiche Vervielfältigung des Entwurfs zur neuen Kenia-Verfassung auf den Tisch, die vor kurzem von

Lancaster House als ziemlich schlauer Nachtrag zu dem politischen Übereinkommen vom Frühjahr ausgearbeitet worden war. Er stellte fest, daß ihm einige Paragraphen gar nicht gefielen, besonders die, welche die Garantien für den Landbesitz betrafen. Seiner Meinung nach gab es so etwas wie Rechtstitel auf afrikanischen Landbesitz, sofern er in weißen Händen lag, überhaupt nicht. Es war nie das Land des weißen Mannes gewesen. Von Anfang an hatte die Krone auch kein moralisches Recht gehabt, weiße Rechtstitel auf schwarzes Land auszugeben. Damit war die neue Kenia-Verfassung, soweit sie Matthew Kamau anging, erledigt. Basta!

Matthew Kamau war erst vor vierzehn Tagen von seinen Londoner Konferenzen zurückgekehrt, aber nach den vielen Problemen, die täglich auf ihn einstürmten, kam es ihm vor, als wäre er schon wieder ein Jahr in Nairobi. Matisia war mit ihm heimgekommen, und es gab gewisse Probleme, die Matisia gut lösen konnte, wenn man ihm den leisen Wink gab, daß sie gelöst werden mußten. Aber alles konnte Matisia auch nicht tun. Er war allerdings sehr geschickt in der Erledigung von Kleinarbeit, wenn man ihm die großen Umrisse zeigte, und Kamau vermied es sorgfältig, ihm zu konkrete Fragen über die angewandten Methoden zu stellen. Es gab gewisse Aufgaben auf unterer Ebene, von denen nichts zu wissen besser war. Erstens lenkte es ihn ab, Kenntnis von gewissen Dingen zu haben, und zweitens erforderte es seine Stellung, nicht damit in Zusammenhang gebracht zu werden, für den Fall, daß etwas schiefging. Seine offizielle Stellung war die eines Messias, eines Tribunen für sein Volk, und er konnte es nicht riskieren, von den in der Politik manchmal erforderlichen, grausamen Praktiken beschmutzt zu werden. Die begeisterte, schreiende Menge, die ihn auf dem Flugplatz Embakusi bei seiner und Matisias Rückkehr aus London empfing, während sie »*Uhuru! Na Kamau!*« brüllte, hatte ihm sehr gefallen. Während seiner Abwesenheit hatte *Kamau* offenbar den Namen *Kenyatla* ersetzt, sobald er im Zusammenhang mit dem Ruf nach Freiheit genannt wurde. Und mehr als zwanzigtausend waren im Stadion aufmarschiert, um seine erste Rede nach der Rückkehr zu hören. Sollen die KANU- und KADU-Burschen sich

gegenseitig die Köpfe einschlagen; sein Mann Matisia würde ihnen noch gehörig nachhelfen, sich durch Streitereien das eigene Grab zu graben.

Er lächelte bei dem Gedanken. Eine ganze Menge der Schweinereien, die KANU den Leuten von KADU vorwarf, war auf die Untergrundarbeit Matisias zurückzuführen. Und KADUs ehrlicher, entsetzter Zorn auf KANU wegen gewisser Schwierigkeiten war das Werk von Matisias genialem Organisationstalent. Der Aufruhr der Massai in Ngong war von diesem beachtenswert tüchtigen Jünger *Abraham Matisia, dem Mkamba*, schlau geschürt worden. Die Schlachten unter dem Motto ›Freiheit für alle‹ in Nyeri zwischen KADU- und KANU-Anhängern – die für den Augenblick politische Versammlungen in diesem Gebiet unmöglich gemacht hatten –, waren alle Matisias Werk. Zusammengeschlagene Büros und kluge Ablenkungsmanöver nach links und rechts waren Matisias Blasebalg, mit dem er die Flammen der Eifersucht anfachte, die beide, KANU und KADU, zu verbrennen drohten. Jetzt war es bereits soweit gekommen, daß so besonnene Köpfe wie Doktor Kiano und sogar Jomo Kenyatta aus seinem Exil die sich wütend gegenüberstehenden Politiker anflehten, nachdem sie sich lange genug mit Verbalinjuriern und Anklagen beworfen hatten, doch endlich damit aufzuhören, sich in Eifersüchteleien gegenseitig die Köpfe einzuschlagen und sich zur gemeinsamen Sache des Ein-Kenia-zusammenschließen, da sie doch in Bälde die Rassenmajorität im Gesetzgebenden Rat haben würden. Und dann – wer wußte es? – vielleicht innerhalb eines Jahres völlige Unabhängigkeit. Aber nicht, bei Gott, wenn sie sich weiter gegenseitig lähmten und zerstritten, was Matthew Kamau sehr zupass kam.

Die Zeit für Gespräche über die volle Unabhängigkeit würde nach den Wahlen kommen, wenn er Matisia lange und in unbestimmter Mission in ein fernes Land, wo es viele hübsche Frauen gab, schicken würde. Dann würde er, Kamau, majestätisch in den Vordergrund treten, um Öl auf das von Matisia aufgewühlte Wasser zu gießen. Er und Stephen Ndegwa wären unübertrefflich in dieser Ölgießerei – er, Kamau, der unbestechliche Messias, der selbstlose Mahatma, heiliger Fackelträger von Uhuru, von

völliger Unabhängigkeit; und Ndegwa, der Freund des weißen Mannes, der Vorsichtige, Gemäßigte. Der weiße Mann würde sich bei Ndegwa sicher fühlen, der sich mit den Bwanas ausgesprochen gut verstand. Und wenn der schwarze Mann sich über Ndegwas Mäßigungstakt und langsamen Fortschritt ärgerte, konnte Kamau jederzeit sein Banner *Unabhängigkeit Jetzt* entfalten und das Volk von der Tatsache ablenken, daß der liebe alte Stephen auf seine langsame Art dazu beitrug, die Krone schmerzlos und unmerklich eines ihrer Hoheitsrechte nach dem anderen zu entblößen.

Er freute sich auf Ndegwas Rückkehr aus Amerika, obgleich er aus Presseberichten und Briefen entnommen hatte, daß Ndegwa drüben nicht auf der faulen Haut gelegen hatte. Er hatte sich inoffiziell, aber mit großem Erfolg in das allgemeine Gezänk der Vereinten Nationen eingeschaltet, zu einer Zeit, in der sich die meisten afrikanischen Emporkömmlinge gegenseitig an die Gurgel sprangen, der Kongo sich wie üblich blamierte und Chruschtschow mehr Krach schlug, als man selbst von Chruschtschow gewöhnt war. Der liebe alte Stephen hatte sich ausgezeichnet eine Note verantwortungsvoller Würde zugelegt, und er war bestimmt die Würde in Reinkultur, während er einige klug lancierte Schläge in der Presse gegen amerikanische Vorurteile auf dem Gebiet des Wohn- und Schulwesens schwarzen Bevölkerung austeilte.

Es war jetzt nicht mehr lange hin bis zur Weihnachtszeit des weißen Mannes. Und nicht mehr lange, bis nach der Weihnachtszeit des weißen Mannes die Vorwahlsitzungen zur Nominierung der Kandidaten stattfänden. Die allgemeinen Wahlen kämen dann im Februar. Bis jetzt war noch kein Wahlfeldzug eingeleitet worden – die streitsüchtigen Parteigänger von KANU und KADU hatten ihm diese Arbeit abgenommen. Anfänglich hatten die beiden traditionellen Parteien – oder damals beinahe traditionell, denn sie waren beide fast so neu wie seine KeNAP – seine Koalition mit Ndegwa als eine Zwangsehe zwischen Splitterparteien verhöhnt. Splitterparteien, daß er nicht lachte! Der Februar würde allen zeigen, wer hier Splitterpartei war. Gebündelte Splitter gaben eine Faschine ab; vielleicht hatten Gichuru und Mboya das vergessen. Die Faschisten

vergaßen es nie; das Symbol der *fascies* war das Bündel. Diese politischen Idioten in Kenia splitterten sich durch ihr ewiges Gezänk und die gegenseitigen Dolchstöße in den Rücken selbst auf. Er, Kamau, würde der Mann sein, der sie mit den beiden Ringen zusammenschlösse, die aus einem Haufen nutzloser Stöcke ein richtiges Bündel machten – eine mitnehmbare, nützliche Waffe, die, entflammt, entweder wohlige Wärme und Licht oder auch wilde Zerstörung und Zorn erzeugen konnte. In dieser Hinsicht ähnelte sie der Atombombe. Das war *seine* Splitterpartei, und er würde, wenn es sein mußte, sie zum Guten verwenden, aber auch für den Krieg, wenn nötig. Sie eignete sich für das eine so gut wie für das andere.

Kamau stand auf und trat auf den kleinen Balkon seines Hotelappartements hinaus. Er hatte das Appartement wieder gemietet; es war zwar sehr teuer, lohnte sich aber letzten Endes, dachte er. Es gab in den verschiedenen schmutzigbraunen, nach Urin riechenden, verputzten Steinhäusern der Inder eben einfach kein anständiges Büro, und er hatte sich im neuen Mitchell Cotts House oder in den Stanvac- oder Shell-Häusern nicht einmieten wollen. Nach den Wahlen würde er sich sein eigenes Haus bauen; er hatte bereits mit den Versicherungsgesellschaften in London und New York darüber konferiert, und die Pläne waren schon entworfen. *KAMAU HOUSE* in Granit oder noch besser in grünem Marmor würde sich in bequemer, zu Fuß zurückzulegender Entfernung vom Gesetzgebenden Rat sehr hübsch ausmachen. Und natürlich mit seiner Bronzestatue an entsprechend auffälliger Stelle in der Halle.

Matthew Kamau stand, eine große, schlanke Gestalt, in der Balkontüre und blickte über die Dächer der Stadt. Nairobi hatte sich in den letzten fünf Jahren kolossal herausgemacht. Selbst jetzt, am späten Nachmittag konnte er die Sikh-Fundis wie Fliegen auf den Baugerüsten der neuen Gebäude herumkriechen sehen, die gleich Pilzen nach dem Regen überall aus der Erde schossen: neue Moscheen, neue Schulen, neue Bürogebäude, neue Läden, neue Durchgangsstraßen – es hieß, das Geld sei heute knapp, und das war es auch. Sollte es wohl sein. Das Geld war knapp, weil die Inder Millionen in Bauprojekten investiert hatten, riesigen Siedlungsprojekten,

noch kurz vor der Lancaster House-Konferenz. Und jetzt waren sie grün vor Angst, daß sie ihr investiertes Kapital verlieren könnten, wenn ganz Kenia schwarz würde, wie das die Konferenz garantiert hatte. Einen Dolchstoß nannten die Weißen und Inder es. Von wegen Dolchstoß – es war eine Umgruppierung der Werte.

Matthew Kamau lächelte bei dem Gedanken, daß ein Inder sein Geld verlöre. Er mochte die Inder nicht, hielt sie für Pharisäer, Geldwechsler in Tempeln. Und ganz besonders mochte er Mr. Mukerjee, Ndegwas Rechtsanwaltskompagnon, nicht. Wenn die Dinge sich einmal beruhigt hatten und er in Kenia ebenso fest im Sattel saß wie sein Kollege Dr. Nyerere in Tanganjika, würde er persönlich einige Wahindi-Schwanzfedern beschneiden und mit dem Trimmen gleich bei Mr. Mukerjee anfangen. Die Inder hatten den afrikanischen Leichnam lange genug gefleddert. Eine seiner ersten Reformen wäre die Abschaffung ihrer Vorherrschaft beim Einzelhandel, die beinahe einem Monopol gleichkam, des indischen Besitzes an Dukas, ob groß oder klein. Ein Schwarzer konnte – ab und zu sah man's ja im Land – einen Laden ebensogut führen wie ein Brauner, besonders wenn man bedachte, daß die Kunden beinahe alle schwarz waren.

Ndegwa. Er fragte sich, was er mit Ndegwa nach Uhuru anfangen sollte. Es würde nach dem Übergang für Ndegwa keine Onkel-Tom-Politik mehr geben. Es gab in Ghana keine Onkel Toms mehr. Nur einen Kwame Nkrumah, so wie er in Kenia auch nur einen Matthew Kamau bestehen zu lassen beabsichtigte. Er war noch jung – würde lange an der Macht bleiben und brauchte sich über einen Nachfolger noch keine Gedanken zu machen. Ndegwa war ein Problem. Er würde schwerer abzuschieben sein als Matisia. Ndegwa war ein zäher Bursche, kein Matisia, der nur solange nützlich war, wie starke Arme und schnelle Erledigung benötigt wurden. Matisia war ein Werkzeug, das man wegwerfen konnte, wenn es stumpf wurde oder es keinen Verwendungszweck mehr dafür gab. Matisia könnte man leicht über seine eigenen Schwächen stolpern lassen – er würde zu viel stehlen, oder eine Frau wäre im Hintergrund, die seinen Blick trübte.

Matisia und die Frauen. Kamau lächelte, als er daran dachte, wie Matisia bei dieser Kenia-Frau, die sie in London kennen gelernt hatten, abgeblickt war. Dieser schönen Mrs. Dermott. Der arme schmachtende Matisia hatte wie ein Hund nach einer läufigen Hündin gekeucht. Aber es war ihm nicht gelungen, wie Matisia sich so vulgär ausgedrückt hatte, ›daß sie ihn mit rauf genommen hatte‹. Im allgemeinen hatte Matisia bei weißen Frauen Erfolg, aber bei der hatte er nichts erreicht. Nun, er hatte sich bei dieser faden blonden Lady Soundso-Undwasweißich mehr als schadlos gehalten. Matisia hatte ihm erzählt, sie sei unersättlich gewesen. Das war auch so eine Schwäche Matisias. Er *mußte* immer davon erzählen. Er war wie ein kleiner Junge, der mit seinen Eroberungen prahlen und immer über seine Erfolge bei Frauen quasseln mußte.

Kamau nahm wieder den Entwurf der Kenia-Verfassung vom Tisch, die er von London bekommen hatte, und die bald, wenn sie in der Presse erschiene, beträchtliches Aufsehen erregen würde. Er blätterte sie abwesend durch. Natürlich war sie als Garantie für die Grundbesitzrechte nicht mal das Papier wert, auf das sie gedruckt war. Sie gab keinerlei Garantie mehr für weiße Besitzrechte vor dem künftigen Gesetz, nachdem die Unabhängigkeit einmal erklärt war, der Gouverneur seine Koffer gepackt hatte und das Schicksal des Landes in seinen, Kamaus, starken Händen lag. Dann würde er seine eigene Verfassung schreiben, und so, wie es ihm paßte. Aber es paßte ihm gar nicht, daß augenblicklich von allen Seiten unmissverständlich angedeutet wurde, daß keine achtbare Regierung mit dem neuen Kenia in Geschäftsbeziehungen treten würde, sollten die königlichen Bedingungen bezüglich der inneren Sicherheit gebrochen werden. Natürlich stimmte das nicht – heutzutage machten die Leute immer Geschäfte mit anderen, wenn sie etwas haben wollten, was die anderen zu verkaufen hatten –, aber es kam darauf an, möglichst viele Hürden beiseite zu schieben, *bevor* man eine unabhängige Nation wurde, auf der die Augen der Welt ruhten. Nur ein Narr schlug seine Frau in der Öffentlichkeit, wenn er denselben erzieherischen Effekt zu Hause erzielen konnte.

Jetzt aber gab es da diese neue Sache der Regierung, die, von ihrem schlechten Gewissen getrieben, sich zur Landreform entschlossen hatte, um das schreiende Volk zu besänftigen; dabei hoffte sie, sich im letzten Augenblick noch bei den einfachen Afrikanern beliebt zu machen, indem sie die White Highlands für eingeborene Besiedelungsprojekte freigab. Dieses neueste Wundermittel lag dem Gesetzgebenden Rat vor; jeden Tag konnte er das Gesetz durchbringen und es im Januar oder Februar mit viel Pomp aus der Taufe heben – etwa zur Zeit vor den Wahlen.

Kamau griff nach einem Bündel Papiere. Wie nannten sie diese verdammte Sache? Zentralamt für Beratung, Treuhandlandwirtschaftsamt, Koloniale Entwicklungsgesellschaft, Landwirtschaftsbank, Weltbank. Schwindel, alles Schwindel. In Gedanken parodierte er schon eine spätere Meldung: Betreffs des Siedlungsprojektes auf unterentwickeltem oder unentwickeltem Land in den ausersehenen Gebieten – »Ausersehene Gebiete, mein Hintern! *White Highlands*«, brummte Kamau in Gedanken – wurde durch kürzliche Vermessungen festgestellt, daß von dreitausendsechshundert eingetragenen Farmen (zur Zeit im Besitz von europäischen Farmern) nur dreiundzwanzig unentwickelt und lediglich achtundsiebzig unterentwickelt sind. Die dreitausendsechshundert Farmen umfassen zusammen drei Millionen Hektar. Unentwickelte Farmen umfassen nur zehntausend Hektar und unterentwickelte Farmen achtzigtausend Hektar.

»Ferner«, sprach Kamau jetzt laut, »wird in dem Bericht behauptet, daß praktisch das gesamte unentwickelte Land sich wegen des schlechten Bodens oder des Wassermangels oder der ungünstigen Form des Geländes nicht zur Entwicklung lohne. Es wird natürlich rissig, steinig und dürr sein.

Was das unterentwickelte Land betrifft, so eignet es sich nur zur Weide. Es gibt kein Wasser, und deswegen ist es unterentwickelt.

Und«, sagte Kamau jetzt mit erhobener Stimme, »der Bericht wird mit der Feststellung schließen, daß von drei Millionen Hektar nur etwa sechzehntausend nicht überfremdet seien, und von diesen zur Verfügung stehenden, unbestellten Ländereien sich nur neunzig Hektar zur Bebauung

und nur zehntausend Hektar sich als Weideland eigneten, wenn sie Wasser hätten, was sie aber nicht haben. Ende des Berichts. Ende der Scheiße.«

Er schlug sich mit der Faust in die Hand. Die einzig wahre politische Streitfrage Kenias war das *Land* und wem es gehörte. Und die einzige Möglichkeit, es zu kriegen, dieses schöne, humusträchtige, fruchtbare Land des weißen Mannes, bestand darin, es sich einfach zu nehmen – so oder so, weil der verdammte Mzungu es nie herausgeben würde, solange es ertragreich und bebaubar war.

Bis jetzt hatte die Krone es abgelehnt, Landgarantien zu geben und Schadenersatzansprüche anzuerkennen, falls privater Landbesitz von einer afrikanischen Regierung verstaatlicht und neu verteilt werden sollte, wenngleich die Krone den Beamten Garantien gab. Die Antwort darauf war so einfach wie die Tatsache, daß fünf geballte Finger eine Faust sind.

Wenn es keine Kompensation für beschlagnahmte Ländereien gab, wenn es unter einer neuen Regierung keine Garantie für Rechtstitel gab, dann blieb nur der Ausweg, die Siedler solange einzuschüchtern, bis sie von allein verkauften. Wenn man die Siedler so einschüchtern konnte, daß sie billig verkauften, würde man den Kaufpreis schon aufbringen – von der gleichen Weltbank, die im Augenblick ihre Agenten und Vertreter überall in Kenia herumfahren ließ – um das Siedlerland zur Neuverteilung billig aufzukaufen. Man jage ihnen Angst ein, und sie verkaufen, und zwar billig an schwarze Käufer – schwarze Käufer mit weißen und braunen Strohmännern, die wußten, wie man Millionen auf die Beine bringt, und wenn nötig, auch aus anderen Quellen in anderen Ländern.

Matthew Kamau lächelte wieder. Sein persönlicher Kredit im Ausland war ausgezeichnet, ausgezeichnet bei den riesigen Versicherungsgesellschaften, ausgezeichnet bei den mächtigen Gewerkschaften Amerikas. Diese Gewerkschaften gaben heute beinahe ebenso große Darlehen wie die Versicherungsgesellschaften. Seit dem letzten Weltkrieg waren die Gewerkschaften so groß geworden. Es würde keine Geldschwierigkeiten geben – vor allem dann nicht, wenn man terrorisiertes Land kaufte, deren

Besitzer nur darauf warteten auszuwandern, weil die guten trügen Tage der Bwanas aus und vorbei waren.

Das war einer der Finger der Hand, die sich zur Faust ballte. Diese Methode war viel besser als jede öffentliche Enteignung, wie sie dieser bärtige Esel Castro in Kuba praktizierte, sich dadurch den Hass der Welt zuzog und sich mit der internationalen Geschäftswelt verfeindete. Man konnte nicht tausend Milliarden ausländischen Kapitals enteignen und gleichzeitig erwarten, daß andere Länder weiterhin mit einem Geschäfte machten. Dasselbe würde sich in Kenia ereignen, wenn man fünf- oder zehntausend Farmer offiziell benachrichtigte, daß ihre Länder ihnen nicht mehr gehörten. Tut uns furchtbar leid. Es würde die deutschen und japanischen Handelsdelegationen verscheuchen, die im Augenblick im Land herumschnüffelten und nach Kapitalinvestierungen gierten.

Das große Argument lag jedoch im Daumen seiner Hand. Dieser Daumen gab seiner ganzen Hand die funktionelle Bedeutung, und das Argument war, daß die weißen Siedler unter keinen Umständen als Wohltäter der armen, ausgebeuteten Eingeborenenmillionen erscheinen durften. Es war schon viel zuviel von den ›liberaleren‹ weißen Farmen über eine Inkorporation ihrer Arbeiter in private Projekte in Form von Aktienanteilen am Land gesprochen worden. Die große Farm Glenburnie, dieser riesige Besitz am Naro Moru-Wege, dem noch andere, in ganz Kenia verstreute Farmen angegliedert waren, war ein Beispiel dafür.

Die alte Frau, die Witwe Stuart, hatte sich da etwas ausgedacht, das, wenn es in größerem Maße durchgeführt würde, seine ganzen Pläne zur Schaffung eines soliden Wählerblocks aus treuen, abhängigen Afrikanern über den Haufen werfen könnte. Es war nicht die Aufgabe der weißen Siedler in dieser letzten Stunde, sich die Position eines Wohltäters zu usurpieren, den das aufkommende schwarze Regime selbst als Hauptschlager auf Lager haben wollte. Es war Usurpation, ganz klar, diese Große-Weiße-Vater-Angelegenheit, von der er schon aus der Frühgeschichte Amerikas gelesen hatte.

Tausend solcher Unternehmungen, wie sie diese alte Stuart-Frau da vorhatte, könnten seine Zukunftspläne durcheinander bringen. Sie beabsichtigte, fünfhundert Familien auf Glenburnie siedeln zu lassen und ihnen das Land letzten Endes zu vermachen. Angenommen, es gäbe tausend solcher Projekte ähnlichen Ausmaßes? Jesus, das bedeutete eine halbe Million *Familien* oder fünf Millionen Menschen, wenn man zehn Köpfe pro Familie rechnete! Das war ja beinahe die ganze Bevölkerung Kenias!

Natürlich gab es nicht tausend Farmen von der Größe des Besitztums der alten Dame Stuart, die großzügig vier Hektar an fünfhundert Familien im Handumdrehen verteilte, *sawa-sawa kama Bakshisbi*. Aber die Zahlen sprachen eine gefährliche Sprache. Wenn ein paar Familien zweihundert Hektar an fünfzig Eingeborenenfamilien verteilten oder zweihundert Hektar an hundert Familien zu je zwei Hektar, würde das ein beträchtliches Fundament zur Bildung dieser gottverfluchten Mittelklasse bedeuten, von der Ndegwa und Kiano immer so schwärmten. Oder wenn man es auf kleinster Ebene berechnete: auch nur einen Hektar pro Familie oder selbst einen halben Hektar pro Familie, auf dem sie etwas für den Markt anbauen konnte, würde ihr ein Bareinkommen von etwa zwei bis dreihundert Pfund einbringen, während sie weiter auf dem Grund und Boden des Bwanas gratis lebte. Und außerdem hätte sie keine weiteren finanziellen Verpflichtungen und könnte ihre Mittelklassensehnsucht nach alten Autos, moderner Kleidung, Radios und Bier ungestört befriedigen.

Und auch darüber gab es keinen Zweifel: Afrika würde sich nicht zu dem entwickeln, wie es sich die weißen Idealisten noch vor einem halben Jahr so lustig und rosig ausgemalt hatten. Es würde kein Experiment in westlicher Demokratie werden; dem war Afrika einfach noch nicht gewachsen. Es würde, müßte, mußte unbedingt in Form einer Einheitspartei unter Führung Eines Mannes in seinen separaten Staaten organisiert werden, bis eines Tages, eines noch sehr fernen Tages, eine Art loser Staatenbund zwischen strategisch wichtigen und miteinander sympathisierenden Völkern zustandekäme. Vielleicht gab es zwangsläufig eines Tages ein Commonwealth oder die Vereinigten Staaten von Afrika, obgleich er

bezweifelte, daß seine Enkel diesen Tag noch erlebten. Viel wahrscheinlicher würde ein sich weit ausdehnendes, spinnenhaftes Empire mit einem Kopf sein – und dieser Kopf mußte nach Kamaus Willen schwarz sein, nicht weiß und ganz sicher auch nicht rot.

Matthew Kamau kannte inzwischen die verschwommenen, nichtpraktikablen Vorstellungen der westlichen Welt über Afrika – die verschrobene Idee, daß ein paar Jahre Erziehung und Einimpfung westlichen Gedankengutes aus den Afrikanern ein zivilisiertes westliches Volk machen würden. Er wußte es besser; man brauchte bloß eine halbe Stunde aus der Stadt auf eines der Reservate hinauszufahren, um es klar zu sehen. Man brauchte bloß zwei Stunden weit zu fliegen, um erstaunt festzustellen, daß sein Volk noch im Steinzeitalter lebte. Nein, nein, eine Mittelklasse mit egoistischen Flausen und Besitzerstolz war nicht das Dringendste, was sein Volk brauchte. Es mußte zu einem zähen Teig modelliert werden, zu einem knetbaren Ganzen unter einer starken Hand. Und Matisia war gerade der richtige Mann, diesen Verschmelzungsprozeß durchzuführen, ohne daß er, Kamau, von den ärgerlichen Details dieses Prozesses belästigt wurde.

Vor seiner letzten Reise nach London mit Matisia hatte er diesen ins Oberland geschickt, um einige bedächtig ausgewählte Sämlinge zu pflanzen, die inzwischen weit über seine ursprünglichen Erwartungen hinaus zum Blühen gekommen waren. Bald würden sie Früchte tragen.

Die Sämlinge waren in ein Frühbeet gesetzt worden – wie hieß es doch gleich? Hardscrabble Farm, wahrscheinlich ein Scherz ihrer Besitzer, alter Kenia-Pioniere namens Bruce ... Leute, die er aus verschiedenen Gründen als ideal ausgewählt hatte. Er hatte mehrere Ziele mit dieser Farm verfolgt, die durch einen glücklichen Zufall in der Nachbarschaft des großen Besitztums Glenburnie lag und auch mit deren Herrschaft befreundet war. Das war sehr günstig. So konnten die großen und kleinen Farmen gegeneinander ausgespielt werden.

Hardscrabble hatte er sich als erstes Probefeld deshalb gewählt, weil es eine kleine Farm war; ein Ein-Mann-Betrieb mit schweren

Arbeitsbedingungen, ein glänzendes Beispiel für die Abhängigkeit des weißen Farmers von seinen afrikanischen Landarbeitern. Diese Farm war typisch für einen Großteil des bescheidenen Grundbesitzes in Kenia, der sich gerade nur über Wasser halten können – und der bestimmt unterging, wenn die äußerst anfällige Ausgeglichenheit seines Bewirtschaftungsplans gestört würde. Hardscrabble war der Prototyp der weißen Besitzungen, die er in den öffentlichen Herrschaftsbereich überführen wollte – in *seinen* Herrschaftsbereich. In allen emporkommenden Ländern waren die kleinen, bis übers Dach mit Hypotheken belasteten Grundbesitzer die ersten gewesen, die gepackt hatten und geflohen waren – die ersten, die ihre Zäune nicht mehr ausbesserten, die ersten, die ihr Inventar nicht mehr erneuerten, und die ersten, die ihr bißchen Kapital ins Ausland schmuggelten. Wenn man die Donald Bruces von Kenia einschüchtern und besiegen konnte, unterhöhle man das Projekt ganz erheblich. Er mußte über das Wort *Projekt* lächeln. Heute redete alles von Projekten. Kein anderer kleiner Farmer würde den Bruce-Besitz kaufen – nicht nach dem vielen Ärger und den Schwierigkeiten, die dort entstehen würden und schon entstanden waren. Und keine Bank würde weiter Kredit geben, weil er ein viel zu großes Risiko darstellte. Für ein Butterbrot würde man ihn bekommen – wenn nicht für weniger ... oder er würde unbewirtschaftet liegen bleiben, bis das entsprechende Gesetz über die Einziehung ›unbewirtschafteten‹ weißen Grundbesitzes durchgebracht war.

Es war nötig gewesen und wurde immer nötiger, dem schwarzen Mann klarzumachen, daß der Bwana nicht unfehlbar war. Daß der Bwana nicht immer der strenge, aber liebevolle Papa war, der züchtigte und verzieh, alle Probleme löste, die über das Begriffsvermögen des schwarzen Mannes hinausgingen, so daß der schwarze Mann mit seinen Sorgen nur wimmernd zum Bwana zu kommen und sie ihm in den Schoß zu legen brauchte. Es war ein schwieriges Unterfangen; es galt, den Bwana auf seinem eigenen Feld zu schlagen, ohne die Kontrolle über die Eingeborenenmasse zu verlieren, die in der neu gewonnenen Unabhängigkeit leicht über die

Stränge schlagen könnte. Die Grenze zwischen alt und neu war gefährlich fließend, schloß Hexerei auf der einen Seite und moderne Psychologie auf der anderen ein – man mußte den alten Aberglauben, die alten Ängste einsetzen, um moderne politische Resultate zu erzielen.

Nein, es würde dem Ziegenhirten und Geistesbeschwörer von gestern nicht bekommen, in einem Fähigkeitswahn über sich selbst hinauszuwachsen. Um das zu demonstrieren, waren die Hardscrabble Farm und die Familie Bruce genau die richtigen, und Abraham Matisia war der richtige Manager zur Erreichung dieses raffinierten Zieles.

Matthew Kamau hatte Matisia den Wink gegeben, seine alten Kumpels aus den Gefängnissen einzusetzen, um Unruhen auf der Bruce-Farm anzufachen. Es sollte mit dem Tod des alten Medizinsmannes und mit gewissen plötzlichen Tumulten und ›Betriebsunfällen‹ beginnen, die Donald Bruce einen Heidenschreck einjagen und ihn schließlich so sehr entmutigen sollten, daß er die Flucht ergriff, und im übrigen sollten im Laufe dieser Aktionen alte Rechnungen zwischen früheren Mau Maus und ihren wahren oder symbolischen Feinden unter den loyalen Kikuyus beglichen werden.

Seine Pläne gegen die Bruce-Farm waren ihm unglaublich gut gelungen.

Die Hauptgefahr bestand jetzt darin, daß dieser Kikuyu-Aufseher von Bruce – er warf einen kurzen Blick auf seinen Notizblock – dieser Njeroge in Abwesenheit seines Herrn erfolgreich weiterwirtschaftete. Das würde seinem Vorhaben empfindlich schaden; es wäre gar nicht gut, wenn es einem Eingeborenen-Ersatzmann gestattet würde, sich die Schuhe des Bwana anzuziehen und in dessen Fußstapfen zu wandeln. Njeroge war einer der altmodischen bwana-treuen Kikuyus, das typische Familienfaktotum, das der zwangsweisen Rekrutierung durch den Mau Mau widerstanden hatte. Er war alt, aber noch nicht zu alt, um zur Vernunft gebracht zu werden. Man würde ihm jetzt nachdrücklich beibringen, daß er nicht selbständig sein und den Bwana spielen konnte. Er mußte gedemütigt werden, und es gab nur eine Möglichkeit, ihn zu demütigen. Er mußte auf das Niveau derer hinuntergezwungen werden, die er fürchtete und hasste. Er

mußte davon überzeugt werden, daß seine einzige Rettung in den Händen dieser Leute lag – wie viele ähnliche bwana-liebende Kikuyus, wie viele ›loyale‹ Kikuyus, die heute schmerzhaft in die wahre Bruderschaft eingeschult wurden, die sie verächtlich abgewiesen hatten, als sie noch Mau Mau hieß. Das war Matisias Arbeitsgebiet, wie die Zerschlagung der Bruce-Farm sein Gebiet gewesen war. Der neue schwarze Bwana, dieser Njeroge, würde eingeschworen werden, ob es ihm paßte oder nicht.

Matthew Kamau stand auf und goß sich ein alkoholfreies Getränk ein. Dann schritt er zufrieden auf dem weichen Teppich des Appartements auf und ab. In allen Sprachen gab es das Gleichnis von einer Klappe, mit der man zwei Fliegen auf einmal schlug. Er hatte vor, mehrere Fliegen mit Hilfe Matisias totzuschlagen und dabei diesen Aufseher Njeroge als Klappe zu benutzen. Er würde einem der ältesten Kikuyu-Sprichwörter folgen – *Njama nderumaga imera igere*: »Ein Mann beleidigt niemand zwei Jahreszeiten lang«, oder treffender: »Hochmut kommt vor dem Fall.«

Es stimmte, daß eine mächtige auslösende Kraft nötig gewesen und noch immer nötig war, um die schwächeren Siedler vor Angst aus dem Land zu treiben, wie so viele Belgier bei den Aufständen im Kongo geflohen waren, als die Frauen vergewaltigt und die Priester getötet worden waren –, um die furchtsameren Siedler hinauszuekeln und die stärkeren Siedler der alten Schule zu zornigen Repressalien zu reizen.

Aber noch etwas anderes war ebenso wichtig – und das war die haargenaue Einstellung auf ein größeres Objekt, verkörpert durch einen Großgrundbesitz, die Glenburnie-Plantage Charlotte Stuarts.

Ganz Kenia blickte auf das Experiment von Glenburnie – und in Kürze würde die ganze Welt darauf blicken. Jetzt war es vonnöten, drei- oder viertausend Menschen, die schwarzen Männer, Frauen und Kinder, die zusammen die Mitgliedschaft von Charlotte Stuarts fünfhundert Kleinsiedlerfamilien ausmachten, davon zu überzeugen, daß es keine gute Dawa war, sich in demütiger Zusammenarbeit mit den Bwanas wirtschaftlich selbständig zu machen.

Die Watu, die für Charlotte Stuart arbeiteten, mußten bis in die Wurzeln erschüttert werden, und er wußte wie: Gleichzeitig würde er die andere Fliege erledigen, die Farm von Donald Bruce, die Hardscrabble Farm, die jetzt von dem alten Njeroge, dem Kikuyu-Aufseher, geleitet wurde, der sich wie ein Ersatz-Bwana in einem weißen Betrieb vorkam. Kamau würde den privaten Unternehmungsgeist in seinem Volk ein für allemal unterdrücken und zur gleichen Zeit die wilden Unruhen im Keim ersticken und den weißen Mann wahrscheinlich zu tadelnswerter Vergeltung und dreister Brutalität anstacheln, die die ganze Welt entrüsten würden. Aber um einen Aufruhr zu unterdrücken, mußte man ihn erst haben – und um eine Krise zu lösen, mußte man die Krise erst schaffen. Matisia würde die Krise liefern. Das konnte er am besten.

Symbolismus war die einzige Methode, mit diesen Menschen fertigzuwerden – der jahrhundertealte Symbolismus, auf Grund dessen Blutsbrüder lebendig begraben wurden, weil die Medizin immer besser wirkte, wenn man das tötete, was man liebte.

Jetzt war die Zeit für den alten Symbolismus wieder gekommen. Für einen richtigen Symbolismus brauchte man einen richtigen Eid. Für einen richtigen Eid brauchte man einen entsprechenden Kandidaten und ein Symbol für den Eid. Der jüngste Sohn von Donald Bruce, ein weißer Kikuyu durch Adoption, hätte sich großartig als Opfer geeignet, wenn Bruce nicht mit seiner Familie geflohen wäre. Anstelle des Bruce-Kindes brauchte Kamau ein anderes – nicht notwendigerweise ein *weißes* –, sondern ein als Symbol für die Geburt einer neuen Nation wichtiges Kind, genau wie ein Zicklein oder Lamm sich manchmal besser als Opfer eigneten als eine ausgewachsene Ziege oder ein Widder. Ein weißes Kikuyu-Kind wäre sehr gut gewesen; aber ein schwarzes Kikuyu-Kind, *weiß* erzogen, käme seinen Zwecken vielleicht noch mehr entgegen.

Christus starb, um die Welt zu retten, hieß es im Missionsbuch. »Ein kleines Kind soll sie führen.« Ein kleines Kind soll *uns* führen, und wir werden uns haargenau an das halten, was die weißen Väter mich lehrten, ehe sie mich, als ich achtzehn war, als Priester ablehnten – mich für das

Priesteramt ablehnten, nachdem sie meine Götter entthront und mir *ihren* Gott gegeben hatten, um mir dann ihren Gott wegzunehmen, weil ich mit achtzehn angeblich noch nicht geeignet war, in Seinem Sinne zu predigen! Die Missionare, diese gottverfluchten Missionare! Man müßte sie mit ihrem eigenen Buch umbringen, hatte Matthew Kamau als verwirrter junger Mann so oft gedacht; zweier Glaubenssätze war er beraubt, von dem Priesteramt, das er so sehnlichst angestrebt hatte, ausgeschlossen und von den guten Vätern ermahnt, unter das Volk zu gehen und zu lehren, aber nicht zu predigen!

Nun, er hatte gelehrt, und jetzt predigte er. Vielleicht hatte er nur Halbgötter – eine Hälfte des alten Ngai und eine Hälfte des weißen Jehova, aber in den Lehren beider war genug Material für seine Zwecke, und wenn er alles zusammennahm, würde das frisierte Ganze seinen heutigen Zwecken durchaus entgegenkommen. Er betete abwechselnd zu beiden Göttern, und beide waren stark in seinen Reden vermengt, und komischerweise kam der weiße Gott seinen blutigsten Zielen am besten entgegen. Anfänglich hatte er es nicht ganz begriffen, und manchmal schien es ihm immer noch unklar zu sein.

Die eingeborenen Konvertiten der Mission, in der Kamau erzogen worden war, hielten sich getreulich an die Heiligen Sakramente; aber sie verstanden nie ganz, weshalb ein Schluck Wein und eine Oblate symbolisch Fleisch und Blut des Toten Sohnes bedeuten sollten, wenn Seine Mörder den Toten Sohn nicht auf der Stelle aufgefressen hatten – und sei es auch nur, um die Erinnerung an das Abendmahl vernünftiger zu begründen.

Alle Welt verstand Symbole, selbst das kleinste, noch nicht erzogene Kind. Wie konnte man symbolisch Fleisch essen und Blut trinken, wenn das echte Fleisch und das echte Blut nicht gegessen und getrunken worden waren? Und andererseits, weshalb war es unrecht, heute einen Menschen zu essen, aus Respekt – nicht aus purem, echtem Hunger, wie einige Kongoleute es noch taten –, sondern um an seinen Tugenden der Tapferkeit und Kraft teilzuhaben? Sie behaupteten, die Unmenschlichkeiten des weißen Mannes, die sie durch die Jahrhunderte gepriesen hatten, und die

Martyrien des weißen Mannes, die sie ebenfalls priesen, seien etwas ganz anderes als die Praxis, von einem im Gefecht gefallenen tapferen Krieger ein Stück Fleisch abzuschneiden oder einen Feind auf einen Ameisenhügel zu pflanzen oder ihn den Weibern zum Spiel hinzuwerfen ... Und in Wirklichkeit unterschied es sich gar nicht sonderlich, wenn man es richtig betrachtete.

Was nun die Opfer im Alten Testament anlangte, so konnten sie haargenau den Hexenkünsten eines alten Medizinmannes abgesehen worden sein, eines verschlagenen Mzee in seiner Affenhaut, mit den Kuhschwänzen und Eidessteinen, heiligen Kürbissen, Mbagé-Bohnen, alten Knochen und Zähnen, getrockneten menschlichen Genitalien und Kaurimuscheln. Die Missionare erzählten ja selber, daß die alten Israeliten das gleiche Ritual wie der schwarze Mann bei seinen Opfern vollzogen.

Was war also so Schlimmes daran, wenn der Medizinmann unter dem heiligen Mugumo-Baum eine Ziege tötete, fragte sich Kamau, ja selbst einen Menschen, – das Blut umherspritzend, während er zu seinem Ngai auf dem Kerinyagga betete? Und war es nicht dasselbe, ob er von der Ziege aß oder von dem Menschen?

Matthew Kamau schüttelte den Kopf, als wollte er seine Gedanken klären. Sie verwirrten sich immer, wenn sie in seine Jugendzeit zurückwanderten, in der er als Ministrant, ergebener und verlegener junger Student das Kleid der Geistlichkeit angestrebt hatte, um schließlich Gewerkschafter und Politiker zu werden.

Eines war klar –, was er vorhatte und was er Matisia zu tun auftragen würde, war genau dasselbe, wie man es in der Bibel des weißen Mannes nachlesen konnte. Dort stand, daß Gott Abraham befahl, seinen eigenen Sohn zu erschlagen. In diesem Falle würde der kleine Karioki Stuart, vaterloser Sohn des ganzen Stammes, dessen Eltern von den Weißen erschlagen worden waren und der als weißer Junge erzogen wurde, wieder zu seinem Vater und dem Vater seines Vaters zurückkehren. Er würde dem Stamm Glück bringen und Ngai günstig stimmen. Und Njeroge, der Abtrünnige, würde allen guten Menschen, die ihre Irrtümer einsahen und

die Allmacht Gottes anerkannten, ein leuchtendes Beispiel sein. Und alle Kikuyus würden gedemütigt werden und merken, daß die Wege des weißen Mannes böse waren, daß er hinausgeworfen und vernichtet werden mußte, wie Njeroge vernichtet würde, wenn er sich weigerte, den Eid Kariokis zu essen, dessen Name ›dem Leben zurückgegeben‹ bedeutete.

Es wäre gut, wenn er gleich mit Matisia darüber spräche und ihm seine neuesten Anweisungen gäbe, und zwar in verschleierter Form; es war nicht nötig, Matisia alles deutlich zu sagen. Es war besser, wenn Matisia als intuitiv erwähltes Werkzeug diene, wie durch den Willen Gottes.

Er nahm den Hörer ab und wählte eine Nummer. Matisia war jetzt sicher zu Hause. Um diese Tageszeit war er immer daheim, nach dem Fleisch der belgischen Hure gierend, die er sich vor kurzem ins Haus genommen hatte. Bald würde auch sie gehen müssen, aber erst, wenn Matisia seine Aufgabe erfüllt hatte.

59

Lise Martelis summt vor sich hin, während sie die Blumen arrangierte – weiße und rote Nelken heute, gegen ein paar Sträußchen Maiglöckchen. Dabei lag ein leises Lächeln auf ihren Lippen. Sie trug Torerohosen und eine Schürze mit Spitzenbesatz darüber. Sie war gerade von dem großen Supermarkt in Hurlingham heimgekommen, wo sie sich eine Reihe von Kleinigkeiten für das heutige Abendbrot gekauft hatte. Einmal eine Hausfrau, immer eine Hausfrau, dachte sie. Wie wenig brauchte eine Frau doch, um zufrieden zu sein. Ein kleines Haus, ein paar Blumen, eine Schürze; einen Ofen, einen Kühlschrank und einen Mann. Der schwarze Hausboy in weißem Kanzu und Fes ging ihr scheu aus dem Weg. Sie hatte Matisia gebeten, dem Boy zu sagen, er solle ihr möglichst aus den Augen bleiben. Bettenmachen, aufwischen, putzen und Geschirrwaschen konnte er später. Die Küche war ihre Domäne.

»Das hört sich ja beinahe an wie von einer verheirateten Frau«, hatte Matisia ihr lachend erwidert. »Nicht wie 'ne –« Da hatte sie ihm den Mund zugehalten.

»Ich möchte das Wort nicht mehr von dir hören, nachdem ich jetzt in deinem Haus wohne«, sagte sie. »Bitte, Matisia, es ist nicht – es ist nicht –«

»*Gentil, ce n'est pas poli.*« Matisia lachte. Er war bester Laune. »Das hast du früher schon gesagt. Sehr gut, Madame. Von mir aus kannst du dich La Duchesse de Matisia nennen.«

Das war vor vierzehn Tagen gewesen, nach Matisias Rückkehr aus London. Er war fast geradenwegs vom Flugplatz in das kleine indische Hotel gefahren, wo sie immer noch ein Zimmer hatte – aus dem sie sich in den vier Wochen seiner Abwesenheit kaum hinausgetraut hatte, aus Angst, die Polizei könnte auf sie aufmerksam werden.

»Pack deine Sachen«, hatte Matisia gesagt, nachdem er sie kurz gebraucht hatte. »Wir ziehen aus diesem Flohmarkt aus. Ich habe mir ein Haus in Hurlingham genommen. Hurlingham ist mehrassig – zum mindesten am Rand. Mukerjee hat mir ein Haus beschafft. Es ist hellrosa verputzt und nicht besser gebaut als die durchschnittlichen indischen Scheußlichkeiten. Aber es ist neu, sauber und hat zwei Badezimmer – na, sagen wir, eineinhalb Badezimmer.« Er klatschte ihr liebevoll auf den Popo, als sie aus dem Bett stieg. »Weißt du, du hast mir gefehlt. Ich habe in London oft an dich gedacht. Ich vermißte deine Grübchen da hinten.«

Sie lächelte zögernd, zufrieden, und zog sich ihren Morgenrock über. »Und was hast du in London wirklich über mich gedacht? Ich war der Meinung, du wärest zu beschäftigt gewesen, um noch Gedanken an mich zu verschwenden.«

»Was ich in London über dich gedacht habe? Nun, erst mal dachte ich, daß mir eine ehrliche Hure lieber ist als diese Möchtegernhure, mit der ich damals gerade im Bett lag. Sie hieß Lady Bostwick-Hadley und war sehr blond. Aber ihre Unterwäsche war nicht sehr sauber, und wenn sie in Erregung geriet, roch sie. Und sie geriet sehr oft in Erregung, obgleich sie im Bett nicht viel taugte. Längst nicht so viel wie du, mein kleiner Kongo-

Flüchtling. Sag mal, hast du eigentlich vorgehabt, irgendwann dahin zurückzukehren?«

Lise Martelis hielt beim Strumpfanziehen inne und schauderte.

»Es ist heute schlimmer als je. Man weiß von einem Tag zum anderen nie, wer einen nächstens umbringen wird. Ich hatte geglaubt, in Kivu wäre man sicherer – aber Kivu wird nach und nach am schlimmsten von allen, nachdem Lumumbas Leute an die Macht gekommen sind und Mbotu in Leopoldville die Dinge in die Hand genommen hat. Hast du wegen meiner Papiere etwas unternehmen können?«

»Sie liegen noch bei Mukerjee. Mach dir darüber keine Sorgen; du kannst so lange hier bleiben, wie du willst – oder besser, wie *ich* will. Aber ich möchte nicht mehr, daß du auf den Strich gehst – auch nicht so diskret wie früher. Ich möchte, daß du zu Hause bleibst und dich als Hausfrau betätigst. Ich stelle fest, daß ich ziemlich viel für dich übrig habe und möchte nicht, daß du weiter mit anderen Männern gehst. Ich bin nämlich sehr eifersüchtig veranlagt«, sagte Matisia höchst spöttisch.

»Mit dem größten Vergnügen bleib' ich zu Hause und bin nur Hausfrau. Ich war früher mal eine sehr gute Hausfrau«, sagte Lise Martelis und gab ihm einen flüchtigen Kuß auf seine glänzend schwarze Schulter. »Ich werde dir eine sehr gute Hausfrau sein, *Chérie*. Wusstest du eigentlich, daß ich eine ausgezeichnete Köchin bin?«

»Bis jetzt hatte ich wenig Gelegenheit, deine Talente kennen zu lernen, außer denen, die du mir hier im Bett demonstriert hast.« Matisia richtete sich auf und schwang die Beine übers Bett. »Wenn du aber so gut kochst, wie du –«, er lachte schallend – »dann mußt du schon eine sehr gute Köchin sein.«

»Was ist denn daran so komisch?«

»Nichts. Ich denke bloß immer, wie amüsant das Leben ist. Ich, ein Kamba-Junge und früherer Gefängnisinsasse, nicht länger als nur wenige Stunden von den letzten Umarmungen einer adligen britischen Dame entfernt, wenige Stunden nur von dem achtungsvollen Gehabe eines Kabinettsministers und im Begriff, in ein indisches Haus in der weißen

Nachbarschaft des schwarzen Afrikas mit einer weißen belgischen Hure zu ziehen, die wegen der schwarzen Politik nicht mehr im Kongo leben kann – zu komisch! Nun los, beeil dich mit dem Packen. Ich möchte in unser neues *Heim* ziehen.«

Es ist nicht gerade ein großartiges Heim, dachte Lise Martelis – nicht so prächtig wie diese große, geräumige, von Bougainvillea-Ranken umspinnene Villa am Fluss außerhalb Leopoldvilles, in der sie gewohnt hatte, ehe die Lumumbas ihren Beschützer kurz vor *l'Indépendance* im Juli beseitigten. Aber es war ein freundliches kleines Haus aus Schlackensteinen mit rosafarbenem Verputz, unter blühenden Kapkastanienbäumen und von schönen Krotonbüschen umsäumt. Es lag etwas von der Straße ab, so daß Vorübergehende Matisias vor der Tür geparktes grün-weißes Coupé nicht sehen konnten. Aus einer Laune heraus und in guter Stimmung hatte Matisia ihr einige Geschenke gemacht, darunter einen blauen Wellensittich im Käfig und ein junges Hündchen unbekannter Rasse. Den Sittich hatte er Baudouin und das Hündchen Mac getauft. Er sagte, es sei ihm gleich, ob es sich auf Macmillan oder Macleod bezöge – er nannte es nur gerne Mac, wenn er ihm die Schnauze in die Schweinerei tunkte, die es auf den Boden gemacht hatte.

Matisia hatte eine Musiktruhe mit Radio und Plattenspieler und einige Stöße beliebter Platten heimgebracht, meist von französischen Sängerinnen und amerikanischen Negerinnen besungen. Lena Home, Ella Fitzgerald und Geneviève waren seine Favoritinnen, wenn er sich auch pflichtschuldigst Harry Belafonte anhörte, allerdings mit einem höhnischen Gesichtsausdruck.

Lise Martelis hatte sich in dem kleinen rosa Stuckhaus noch nie gelangweilt. Sie las Frauenzeitschriften, die Tageszeitungen und einige Paperbacks, die sie im Kiosk des *New Stanley* kaufte; sie hörte Nachrichten am Radio und spielte ihre Platten. Gelegentlich machte sie einen

Spaziergang auf den schattigen, gewundenen Alleen und Straßen von Hurlingham, und dann und wann fuhr sie mit dem Bus nach Nairobi ins Kino. Matisia war tagsüber beinahe nie zu Hause, er kam immer erst spät heim und verließ das Haus oft, bevor sie aufstand. Sie hatte ein paar Brocken Kisuaheli gelernt, aber abgesehen von einem gelegentlichen Befehl an den Hausboy Eitau übersah sie den Dienstboten.

Matisia hatte ihr geboten, sich unsichtbar zu machen, wenn er mit Gästen nach Hause kam, und sie gehorchte. Aber oft hörte sie Stimmengemurmel nebenan, bis ihr die Augen zufielen, und bei mehr als einer Gelegenheit hörte sie ihn einen anderen Mann mit ›Matthew‹ oder ›Kamau‹ anreden. Natürlich wußte sie, wer das war. Sie wußte, daß Kamau und ein anderer Mann namens Ndegwa, der augenblicklich verreist war, die Führer der politischen Organisationen waren, in der Matisia einen sehr verantwortungsvollen inoffiziellen Posten bekleidete. Matisia sprach von beiden nur geringschätzig und um so verächtlicher, je mehr er getrunken hatte.

Und in letzter Zeit schien er mehr zu trinken. Er hielt sich einen vollen Getränkestrunk, den er abschloss, und manchmal blieb er bis in die Puppen auf, nachdem er den Hausboy in sein Quartier auf dem Hof geschickt hatte und wenn keine geschäftliche Verabredung vorlag; trank und prahlte in vagen Andeutungen von seinen großen Leistungen – bis ihr wiederholtes Gähnen ihn schließlich dazu brachte, sie zu beschimpfen und ins Bett zu jagen. Sie umarmten sich nicht mehr so häufig wie anfänglich; sie führte das gleichermaßen auf seine anstrengende Arbeit und den Alkohol zurück.

Lise Martelis machte das nichts aus. Nichts machte ihr eigentlich was aus. Seit vielen Jahren – seitdem sie aus gutem Grund Brüssel den Rücken gekehrt und sich mit einer Reihe verschiedener wohlhabender schwarzer Männer eingelassen hatte – hatte sie sich bewußt unempfindlich und gleichgültig gemacht, so daß tiefe Gedanken sie nicht mehr quälen konnten. Ihr genügte es, daß sie sauber und gut genährt war, in komfortablen Verhältnissen lebte und etwas Geld beiseite gebracht hatte. Sie konnte sich

ihren Lebensunterhalt immer noch einige Jahre mit ihrem Körper verdienen, besonders in schwarzen Ländern. Wenn Matisia eines Tages von ihr genug hätte und ihr anständige Papiere verschaffte, würde sie einfach in ein anderes Land gehen.

Sie war nicht allzu unglücklich mit Matisia, wenn sie's so recht betrachtete. Im Bett war er ziemlich normal, wenn er ihr auch die Hauptarbeit überließ. Und er schlug sie selten mehr, außer im Scherz, wie er das Hündchen Mac manchmal im Spaß misshandelte. Augenblicklich liebte es Matisia am meisten, sich ausgezogen in einen Kikoi zu hüllen, wenn er nach Hause kam, dazusitzen, zu trinken und zu reden. Dabei redete er nicht eigentlich mit ihr, sondern benutzte sie mehr als Resonanzboden, als Echo für seine tiefe und schöne Stimme. Manchmal sprach er französisch zu ihr, meist aber englisch, und das Thema war fast immer das gleiche: Große Dinge spielten sich in Kenia ab und würden sich weiter ereignen, und er, Abraham Matisia, sei für sie der zuständige Mann.

»Ich arbeite still und hinter den Kulissen, *ma Chérie*«, sagte er immer. »Ich gehöre nicht zu den Männern, die bei politischen Versammlungen beklatscht werden, bin nicht der Mann, der beim Verlassen des Londoner Flugzeugs von den begeisterten Massen beinahe erdrückt wird. Aber die klatschenden und bei den Empfängen begeisterten Massen sind *meine* Menschen – sie gehören mir. Jeden Tag gehören sie mir mehr – wieviel mehr, ahnt Kamau nicht; und Ndegwa hat überhaupt keine Ahnung.«

Dann kicherte er, schlug sich auf die Schenkel, und manchmal gingen sie danach zusammen ins Bett. Einmal, als sie in der Nacht aufgestanden war, um ihm etwas zu trinken zu holen, zwickte er sie in den Schenkel, als sie ins Bett zurückkam, und sagte:

»Weißt du, für eine weiße Frau bist du eigentlich ein gutes Mädchen. In wenigen Monaten kann ich dir alles geben, was *du* willst, weil ich in wenigen Monaten alles haben werde, was *ich* will.«

Seltsame Leute besuchten ihren Mann Matisia. Sehr oft Inder, manchmal gut angezogene Eingeborene, gelegentlich alte Afrikaner in zerschlissenen Konfektionsanzügen oder sogar in Decken gekleidet. Sie kamen beinahe

immer heimlich und sprachen leise, und sehr oft wechselte Geld zwischen ihnen den Besitzer. Sie wußte, daß Matisia mehrere Geschäfte besaß, aber er hatte ein ganz besonders seltsames Geschäft, das sie nicht so richtig verstand. Es hatte mit nummerierten Zetteln zu tun und schien eine Art Lotterie zu sein. Er bekam Geld für diese Zettel, die er an junge, auffallend angezogene Kikuyus aus der Stadt verteilte; großmäulige Jungen mit hellen Federchen im Hutband und gelben, hochpolierten Schuhen.

Matisia hatte Lise diese Transaktionen eines Tages selbst erklärt, als er sie zu sich rief, nachdem einer dieser übereleganten Burschen gegangen war.

»Schade, daß du weiß bist«, sagte er in seinem häufig gekünstelten Ton falscher Lustigkeit. »Sehr schade. Sonst könnte ich dich mit einem dieser Dinger hier reich machen.«

Er steckte die Hand in die Jacketasche und warf Lise ein Stück Pappe mit einer Nummer zu.

»Wozu ist das?« fragte sie, die Pappmarke in der Hand herumdrehend. »Das sieht wie eine Garderoben- oder Parkplatznummer aus.«

Matisia lachte und strich liebevoll über ihre Hüfte.

»Stimmt. Genau das ist es. Wenn du aber schwarz und nicht sehr gescheit wärest, wäre das eine kleine Farm irgendwo im Süd-Kinangop wert. Es ist ein Lotterielos und kostet fünf Shillings. Es gibt dir die Chance - Augenblick mal, Nummer neun -, die Partridge Farm zu gewinnen. Sehr hübsche gemischte Farm – Schweine, Schafe, Pyrethrum, Weizen, etwas Vieh und natürlich Kartoffeln. Alles dein für fünf Shillings.«

»Das verstehe ich nicht«, sagte Lise naiv. »Wieso kann ich damit eine Farm gewinnen?«

»Es ist ein Lotterielos. Wenn nach Eintritt der Freiheit dem weißen Mann alle Farmen weggenommen werden, werden die glücklichen Losbesitzer diese Farmen gewinnen. Jedenfalls erzählen meine Boys ihren Landkunden das. Das nennen die Amerikaner ein Racket.«

Lise war im Augenblick schockiert.

»Du willst behaupten, daß die Leute tatsächlich glauben, wenn sie diese Scheine besäßen, könnten sie die Farm eines weißen Mannes gewinnen?«

»Natürlich. Ich verstehe nicht, warum du so überrascht bist. Im Kongo haben sie in den Städten vor dem letzten dreißigsten Juni alles verlost. Sie verkauften eine blonde Sabena-Hostess ein halbes Dutzend Mal, zum Donnerwetter. Sie verkauften wertlose, mit *l'Indépendance* beschriftete Schachteln, und Lose auf jedes weiße Haus, jedes Auto und jede weiße Frau in Leopoldville. Ich war nämlich zufällig da, in der Eigenschaft eines – wie das Militär sagen würde – Beobachters.« Er steckte das Los wieder ein und zog ein anderes Papier hervor. »Das hier ist wertvoller. Es kostet von fünfhundert bis zu tausend Shillings.«

Lise drehte die mit Klammern zusammengehefteten Papiere, die nach Dokumenten aussahen, herum.

»Das scheint in Ordnung zu sein. Sieht wie eine Urkunde aus. Hat sogar ein Siegel und Unterschriften drauf. Was ist es denn?«

»Es ist eine Urkunde. Es sind die Landpapiere derselben Farm. Für eintausend Shillings – die wir von einem Arbeitersyndikat, wenn nicht von einem einzelnen Mann bekommen werden – und die Nachricht ist bereits wie ein Lauffeuer herum – sind das die Landpapiere der Partridge Farm. Sie bedeuten, daß sie, sobald Uhuru kommt, in das Eigentum der neuen Käufer übergehen wird. Eine ganze Menge Farmen in Kenia haben den Besitzer gewechselt – wie schon einmal unter dem Mau Mau –, ohne daß die wahren Eigentümer etwas von diesen Transaktionen wußten. Wahrscheinlich«, fuhr Matisia mit gespitzten Lippen, dem Hündchen Mac eine Kusshand zuwerfend, fort, »wahrscheinlich ist es genauso legal, wie die derzeitigen weißen Eigentümer sich ihre Farm derzeit erwarben.«

»Aber das kann doch nichts wert sein! Sicher kann niemand so dumm sein zu glauben, daß man eine weiße Farm kaufen kann, wenn der weiße Mann noch drauf sitzt!«

»Mein schönes belgisches Gänschen, ich habe einige Farmen schon drei und viermal verkauft«, erwiderte Matisia. »Es wird einiges Erstaunen und einige Enttäuschungen geben, wenn die neue Regierung sich weigert, diese Eigentumsübertragungen anzuerkennen, aber dann werde ich oben in der Regierung sitzen und dafür sorgen, daß alle diese kleinen Forderungen

zurückbezahlt werden. Aus Steuergeldern natürlich«, fügte er tugendsam hinzu. »Wir dürfen das Volk doch nicht betrügen.«

»Aber ich verstehe immer noch nicht, wie jemand so dumm sein kann«, sagte Lise. »Im Kongo vielleicht, wo die Nigger – oh, verzeih –«, sie hielt sich die Hand vor den Mund. »Verzeih, Matisia, ich wollte nicht –«

»Ganz in Ordnung. Sie sind *Nigger*, und sie sind wirklich so dumm. Ich glaube nicht, daß ich lange genug lebe, um einem Weißen klarmachen zu können, wie unschuldig und dämlich Buschneger sein können. Sie sind im Grunde als Eingeborene, in ihrer eigenen Welt, nicht dumm – nur ungewandt im Umgang mit einer fremden Intelligenz; sie sind verirrte Babys im Wald des weißen Mannes. Der Mzungu wäre in ihrem Bereich genauso dumm, keine Angst. Aber das Erbärmliche an diesen armen, hochkommenden Idioten ist eben, daß sie unbedingt versuchen, ihre eigenen veralteten Maßstäbe an weiße Neuerungen anzulegen und, unglücklicherweise für sie, alles glauben, was ein wortgewandter, Schuhe tragender Schwarzer ihnen von der neuen tapferen Welt von morgen vorfaselt.«

Lise Martelis schüttelte – noch als Hure ehrlich – missbilligend den Kopf.

»Schämst du dich denn nicht, diese armen Leute um ihre Groschen zu betrügen? Hast du gar keine Gewissensbisse, du, ein Schwarzer, deine schwarzen Brüder zu bestehlen?«

»Nicht im geringsten«, antwortete Matisia fröhlich. »Irgend jemand zieht ihnen immer das Fell über die Ohren. Der einzige Unterschied besteht darin, daß ich das Über-die-Ohren-Ziehen organisiert habe. Meine Jugendorganisation – deren Vertreter du, wie ich bemerkt habe, durch eine Ritze in der Schlafzimmertür beäugt hast – sorgt nun dafür, daß mein Geschäft nicht von unabhängigen Schiebern und den Jugendorganisationen der anderen Parteien unterwandert wird. Es hat da schon schwere Kämpfe und sogar Messerstechereien gegeben, um Unbefugte aus meiner Domäne herauszuhalten.« Er kicherte wie ein kleiner Junge.

»Aber das ist doch Diebstahl an armen Menschen, die an dich glauben, die glauben, daß du ihnen hilfst. Ich versteh' dich wirklich nicht. Das ist ja

schlimmer, als was der weiße Mann tut.«

»Aber wir helfen ihnen doch«, sagte Matisia lachend. »Wir machen sie weltklug, führen sie in die Welt der weißen Magie ein. Paß auf, Lise: diese dummen Hinterwäldler sind ihr ganzes Leben lang übers Ohr gehauen worden, von ihren Häuptlingen, ihren Stammesältesten, ihren Medizinmännern und den weißen Steuereinnehmern, die ihnen für ihre Shillings nichts, aber auch gar nichts gaben. Der Tribut, den wir ihnen abverlangen, ist nicht größer und nicht schlimmer, als was sie schon immer bezahlt haben. Er ist sogar milder – wir töten sie nicht, wie die Häuptlinge, wir verfluchen sie auch nicht, wie die Medizinmänner, wenn sie nicht zahlen. Aber ich will dir etwas von unserem Messias erzählen, von Mr. Kamau. Der ist schlimmer als ich, viel schlimmer.«

»Das versteh' ich auch nicht. Er ist doch beinahe ein Heiliger. Du hast mir selbst erzählt, daß er nicht trinkt, nichts mit Frauen zu tun hat, immer betet und sich von den gemeinen Intrigen unter den anderen Politikern fernhält.«

»Bring mir was zu trinken.« Matisias Stimme klang scharf und zornig. Er wartete, bis Lise mit dem Whisky zurückkam, und sagte dann:

»Ich will dir sagen, warum er schlimmer ist als ich. Er schickt mich vor, um seine schmutzige Wäsche zu waschen. Er befiehlt mir nicht, schlägt nur vor. Und ich, mit diesen Händen –«, Matisia hielt seine sauberen rosafarbenen Handflächen empor –, »mit *diesen* Händen tu' ich die Arbeit, die Kamau und Ndegwa brauchen, um die Herrschaft über das Land zu gewinnen, wenn die Wahlen beginnen – wenn Uhuru nach den Wahlen kommt.«

Er nahm einen tiefen Schluck und gab ihr ein Zeichen, ihm eine Zigarette anzuzünden. Lise saß still da, wartete, daß er weiterredete.

»Du liest Zeitung, wie ich weiß. Du liest *The Standard*, *The Nation* und *The News*. Jeden Tag kannst du dich überzeugen, daß sich überall in Kenia einiges tut – ein Hausboy greift eine alte Frau auf der Soundso-Shamba an; in Karen wird etwas niedergebrannt; Viehdiebstahl in Langata; in Nyeri wird ein Laden geplündert, und in Nakuru schlagen sich die Leute mit Flaschen die Köpfe ein. Du liest von Unruhen und Streiks und

Demonstrationen, von Grenzzwischenfällen, Verkehrsunglücken, Krach zwischen einzelnen Stämmen. Du liest Anklagen und Vorwürfe in Leserbriefen an die Redaktionen, erfährst immer wieder von Enthüllungen. Eine Anklage, Odinga sei von den Russen bestochen worden oder Mboya konspirierte im geheimen, damit Kenyatta weiter in Haft gehalten werde. Glaubst du, das alles sei Zufall? Glaubst du, Ngai schickt diese Heimsuchungen, um das Land zu seinem eigenen, privaten Amusement dauernd in Aufruhr zu halten? *Nein!* Dahinter steckt ein Plan, eine Absicht, und ich bin der Mann, der diese Absicht in die Praxis umsetzt.«

»Aber, meine schöne belgische Zierpflanze, ich bin nicht der Mann, der den Plan ausheckt. Ich bin bloß der arme Einfaltspinsel, der die Anweisungen ausführt. Ich bin der reitende Bote, der den Aufruhr organisiert, wenn die KANU oder die KADU eine Versammlung abhalten. Mein bezahlter Agent wirft den ersten Speer, wenn die KANU versucht, ihre Version von Uhuru den Massai aufzureden. Wenn die Wahlen kommen, habe ich die Stimmen schon gekauft. *Ich, Matisia.* Ich bringe das Land heute auf Trab, und eines Tages führe ich das Land, wie ein vertrauter Diener letzten Endes seinen Herrn überrundet.«

Er trank sein Glas mit einem Schluck aus und reichte es ihr.

»Noch ein Glas«, fuhr er fort, »ich habe eine Stinkwut auf Kamau, diese grinsende Gipsfigur von einem Heiligen. Und wenn ich wütend bin, kriege ich Durst.«

»Warum erzählst du mir das alles?« fragte Lise, mit dem frisch gefüllten Glas zurückkehrend.

»Erst mal, weil ich eine Wut habe – und zweitens, weil ich etwas angesäuselt bin. Dies ist nicht mein erstes Glas heute. Und drittens, weil ich gerade einiges eingefädelt habe, das sich über meine optimistischsten Erwartungen hinaus großartig entwickelt. Natürlich ist Kamau sehr angetan – von sich angetan, hol ihn der Teufel! – wo ich es doch war, der die ersten Schritte zum Untergang des weißen Mannes in diesem Land einleitete. Künftig wird er nur noch Bürger zweiter Klasse, Sklave sein. Ich bin bloß

Zuhälter, kein sehr erfreulicher Zustand – wie du sicherlich sehr genau weißt.«

»Ich möchte nichts mehr hören, Matisia«, sagte Lise Martelis. »Bitte, erzähle mir nichts mehr. Ich will nichts wissen, ich habe Angst.« Sie wandte den Kopf ab.

»Dir wird nichts passieren, solange du dich zusammennimmst und dir eingedenk bist, daß du zu mir gehörst«, erwiderte Matisia großspurig. »Das ist die erste Regel der Zuhälterei. Aber eines will ich dir noch sagen: Auf *meine* Arbeit ist es zurückzuführen, daß heute ein weißer Mann aus Kenia vertrieben wurde – ein Weißer, der nicht vor zehntausend Mau Maus davongelaufen wäre, ergriff zitternd die Flucht, wegen ein paar Dinge, die *ich* getan habe. Und dieser verfluchte Kamau heimst wie immer die Ehren dafür ein, obgleich es der Erfolg *meiner* schweren Arbeit und *meiner* Männer ist!«

»Ich geh' jetzt und mach' das Abendessen fertig, Matisia«, sagte Lise, hastig aufstehend. »Ruh dich aus, bis ich dich rufe.«

Matisia streckte die Hand aus und packte sie am Rock des Dirndls, das sie sich statt der Hosen, die sie im allgemeinen während seiner Abwesenheit tagsüber trug, angezogen hatte. Er zog sie näher zu sich heran.

»Erinnere dich eines Tages, daß ich dir heute folgendes sagte: In sehr kurzer Zeit wird etwas passieren, was mir dieses Land viel vollständiger in die Hand geben wird, als Jomo Kenyatta es mit seinem Mau Mau je hätte erhoffen können. Kenyatta, der sogenannte Vater des Landes, hat nie soviel erreicht wie ich – nie, und wird auch nie soviel erreichen! Selbst wenn der alte Bock am Leben bleibt, was ich höchlichst bezweifle, selbst wenn die Briten so dumm sind, ihn aus dem Kittchen zu lassen. Auf jeden Fall können Kamau und die anderen politischen Prediger sich diese Konkurrenz nicht leisten – und ich – *ich* werde sie nicht dulden.«

»Ich mach' jetzt das Abendessen«, sagte Lise und befreite ihren Rock aus seinem Griff. Als sie draußen in der Küche herumwerkelte, hörte sie den Sessel knarren und wußte, daß er sich noch einen Drink vom runden Tischchen geholt hatte. Es war klar, daß er sich über etwas aufregte. Aber

das war ja nicht erstaunlich; ein Mann mit so vielen Geschäften und Pflichten strapazierte seine Nerven immer.

60

Njeroge saß mit gekreuzten Beinen auf dem Boden vor dem Kamin, in dem ein niederes Feuer flackerte. Das Feuer gab das einzige Licht im Zimmer und jagte teuflische Schatten die Wände hinauf. Es war natürlich eine Sturmlampe da, aber die mußte frisch gefüllt werden, und er hatte es vergessen. Das elektrische Licht funktionierte nicht; an der Lichtmaschine war etwas kaputt, und sogar der dicke Kungo, der sich als Mechaniker bezeichnete, hatte sie nicht reparieren können. Er hatte sie in kleinste Teile auseinander genommen, aber es lag offenbar ein Thahu auf ihr, der sich einfach nicht aufheben ließ. Aber es war gleich; der Generatormotor soff Benzin wie ein durstiges Kamel, und er hatte kein Geld für Benzin.

Er hatte dem Bwana versprochen, er würde in dem großen Haus wohnen. Aber er wünschte, er hätte den Mut, sein Versprechen zu brechen und sich in die bequeme Hüttengruppe auf seiner kleinen Shamba zurückzuziehen. Wie so viele andere Watu hatte er sich früher oft neidvoll ausgemalt, wie es wohl wäre, ein Bwana zu sein und in einem schönen großen Haus zu wohnen. Jetzt wohnte er in einem schönen großen Haus wie ein Bwana, und es gefiel ihm ganz und gar nicht.

Es war kalt, einsam und zugig in dem schönen großen Haus, und angsteinflößend. Darauf konnte er schwören. Zuerst hatte er versucht, Murungwa, den alten Hausboy, zu überreden, hier einzuziehen, aber Murungwa hatte abgelehnt. Er hätte noch nie in dem Haus gewohnt, sondern immer in seinem eigenen, am Ende des Gartens, sagte Murungwa, und er hätte nicht die Absicht, die Bequemlichkeit seiner eigenen trauten Hütte gegen das große Haus mit den Geistern des Bwana einzutauschen.

Bei seinen Frauen hatte Njeroge ebenso wenig Glück gehabt. Sie hatten sich strikt geweigert, einzuziehen. Dann mußten sie ihre eigenen neuen, mit Wellblech gedeckten Häuser verlassen, in denen sie ihre Schätze und ihren geliebten Besitz so gut untergebracht hatten. Sie wollten nicht von ihren Hühnern und Schweinen getrennt wohnen. Wenn sie ins große Haus zögen, könnten sie die Vögel nicht mehr vom Weizenfeld scheuchen – und so ging's weiter, mit tausend Weiberausreden, bis er die Geduld verloren und eine anständig verdroschen hatte. Er wußte im Augenblick nicht mehr, welche. Es war zwecklos, mit Weibern zu streiten; sie hatten dieselben primitiven Hirne wie ihre so geschätzten Hühner. Akili ya Kuku. Sie starrten gleich einer Henne fasziniert auf einen einzelnen Gedankenwurm und waren völlig unfähig, auch mal etwas anderes zu denken.

Njeroge schlief gern, wo er aß. Es war beinahe eine Viertelmeile von dem großen Haus bis zur Arbeiter-Siedlung, und da er oft aufwachte, weil er einen leichten Schlaf hatte, nahm er in der Nacht gern häufig einen Bissen zu sich. Vielleicht hätte er seine jüngere Frau verprügeln und sie zwingen können, zu ihm mit ins Haus des Bwana zu ziehen und ihn zu betreuen. Aber offen gestanden, es lohnte nicht das Gegacker und Flügelgeschlage, das man von einer aufgeregten Frau mit ihrem Hühnerhirn zu hören und zu sehen bekam. Wenn er die junge Frau ins große Haus genommen hätte, hätten die anderen ihm Günstlingswirtschaft vorgeworfen und Krach geschlagen. Ohnehin hatte sich in seiner kleinen Shamba manches geändert, seit seine jüngste Tochter sich nach der Eideszeremonie erhängt hatte. Frauen waren schrecklich leichtsinnig. Wieder waren zwei seiner Töchter in die Stadt gelaufen, und die Schande lag schwer auf seinem Hauswesen. Dazu hatte es eine Leichenschau seiner toten Tochter und viel Gerede gegeben. *Weiber!*

Nein, wenn man alles genau betrachtete, fand Njeroge es einfacher, sich in der Asche des großen Kamins des Bwana selbst sein Essen zu kochen. Er hatte zwar keine Kochsteine, aber der Feuerbock genügte auch, und er stellte ja wenig Ansprüche. Er kochte sich sein Posho in einem Topf, den er dem Mpishi abgeschmeichelt hatte, ehe der alles abschloss, und spießte sein

Fleisch auf dem Feuerhaken auf. Es war leichter, als dauernd für sein bißchen Essen hin und herzutrotten. Dafür war er zu alt, und schließlich arbeitete er von früh bis spät sieben Tage der Woche.

Das Leidige an dem Haus des weißen Mannes war eben, daß es nichts in ihm zu tun gab. Ein Haus sollte etwas sein, in dem die verschiedenen Räume ineinander übergingen, eins waren – soundso viel Platz zum Schlafen, soundso viel zum Kochen – wenn das Wetter Essen und Kochen im Freien verbot – soundso viel für die Kinder und Ziegen, und vor allem gehörte das Gefühl der Gemütlichkeit dazu, der Rauch des Herdfeuers mußte die Insekten vertreiben und Heimeligkeit verbreiten. Dann gehörte der enge Kontakt mit dem Fleisch seines eigenen Fleisches dazu. In dem Haus eines weißen Mannes war das alles anders. Es hatte weit voneinander getrennte Koppeln für beinahe alles – man schlief da, lief eine Meile woandershin, um zu essen, kochte wieder woanders, unterhielt sich woanders und erleichterte sich woanders.

Das Haus kam ihm jetzt wie eine Hütte vor, die wegen eines plötzlichen Sterbefalles verlassen worden war. Das Gebäude war erhalten geblieben, aber im Innern war kein Leben. Nur die Geister blieben da – man konnte die spukhafte Gegenwart des Bwana nach wie vor fühlen, und sei es auch nur durch seine schmerzliche Abwesenheit. Und es ließ sich nicht leugnen: er vermißte den Bwana sehr.

Das war etwas, was kein Mzungu wirklich verstand, dachte Njeroge, in dem schwach flackernden Feuer herumstochernd und darauf wartend, daß das Wasser kochte, damit er sich den Tee aufgießen konnte. Kein weißer Mann verstand, welche seltsamen Bestandteile in den Augen eines schwarzen Mannes einen Bwana ausmachten. Es ging weit über die Hautfarbe und die Art des Haares hinaus.

Zum Beispiel war da die Sache mit den Gewehren. Es waren keine Gewehre mehr hier. Der Bwana hatte alle Gewehre mitgenommen, weil es gegen das Gesetz war, sie im Haus zurückzulassen. Immer hatte Njeroge den Bwana und seine Gewehre miteinander identifiziert; das Gewehr war eine Verlängerung des Bwana, wie der Rüssel eine Verlängerung des

Elefanten war. Was würde nun geschehen, wenn ein Leopard unter den Schweinen räuberte, oder ein Büffel den Weizen zertrampelte? Könnte er ein Mtoto zum Bwana schicken, er solle mit seinem Gewehr die Sache wieder in Ordnung bringen? Oder könnte er sich selbst ein Gewehr holen? Natürlich nicht. Erstensmal konnte er mit Gewehren nicht umgehen, selbst wenn welche da wären.

Ein Bwana war gleichbedeutend mit Gewehren, und Gewehre – das hieß Bwana.

Kweli, ich bin ein nutzloser alter Mann, dachte Njeroge, den blubbernden, kochenden Topf betrachtend. Ich kann ein Gewehr nicht handhaben, weil es mir niemand beigebracht hat, und außerdem dürfen schwarze Männer in Kenia keine Gewehre haben, es sei denn, sie gehören zum Militär oder zur Polizei, oder es sind Mshenzi-Banditen, die sie sich gestohlen haben und in die Berge damit verschwinden. Und ich wüsste nicht einmal mehr, wie ich mich mit einem Speer kratzen sollte, von Werfen gar nicht zu reden ... es ist zu lange her, seitdem ich einen besessen habe. Ein alter Mann, der kein Krieger gewesen ist, taugte nichts. Ich wurde um mein Kriegertum betrogen, als der weiße Mann kam, zu einer Zeit, in der ich ein Njama gewesen wäre und meinen Speer ins Blut der Massai oder der Kipsigi getaucht hätte. Ich habe die meiste Zeit meines Lebens wie eine Frau auf dem Feld gearbeitet, wie eine alte Vogelscheuche, und ich könnte nicht lange ohne den Schutz eines Bwana leben. In dieser Hinsicht bin ich nicht besser als eine Frau. Ich bin zwar ein Mann, brauche aber trotzdem einen weißen Askari.

Und jetzt ist der Bwana weg, und die Probleme häufen sich, neue Probleme jeden Tag, und ich habe nichts als das im Haus umgehende Gespenst des Bwana, an das ich mich um Rat wenden kann. Bis jetzt war mir nicht klar gewesen, wie schwer es ist, ein Bwana zu sein. Der Traktor ist nutzlos; sie kommen zu mir, wenn er nicht in Gang zu kriegen ist, und fragen mich, was man tun solle, und ich kann es ihnen nicht sagen. In den guten alten Tagen – weniger als vor einem halben Mond – wäre ich zum

Bwana gegangen und hätte *ihm* gemeldet, wie schon so viele Male, daß der Traktor krank sei, und dann hätte er ihn geheilt.

Jetzt kommen sie mit Fragen zu mir, und ich weiß nicht, was ich Kungo sagen soll, wenn er mit den Wagen nicht zurechtkommt, und muß die Zehen und Finger ihrer Glieder herumliegen lassen. Ich weiß zwar, wie man das Petroli in einen Traktor gießt, daß dadurch ein Feuer in seinem Bauch angezündet wird, das ihn brummen und Winde lassen und wie ein überfüttertes Pferd dahinstolpern macht, aber ich weiß nicht, auf welche Vorgänge in seinem Bauch dieses Verhalten zurückzuführen ist, ebenso wenig wie ich weiß, was mit der Nahrung geschieht, die ich in den Mund stecke und die mir Kraft gibt, ehe ich den Abfall wieder ausscheide. Aber der Bwana wußte das, und die Memsaab genauso. Ob es sich um Bauchschmerzen des Traktors oder um Bauchschmerzen eines Kindes handelte, einer von ihnen wußte immer Rat.

Was ist das doch für ein trauriges Haus, dachte Njeroge.

Die weißen Menschen waren der Motor dieses leeren Hauses, und die Kinder die Lichter, die von diesem Motor hervorgerufen wurden. Wo sind meine Kinder jetzt, die kleinen Flachsköpfe Angus und Ellen und Janet und Baby Jock? Mein eigenes Haus ist klein, deshalb sah es nie so leer aus, wenn ich meine Kinder verlor, sei es durch Krankheit oder Selbstmord, oder weil sie in die Stadt zogen. Aber in diesem großen Haus ist das Schweigen lauter als der Lärm, den die Kinder machten, wenn sie mit den Hunden herumtollten – arme Hunde. Einer auf dem Torpfosten aufgespießt; die alte Colliehündin und ihre Jungen vom Bwana erschossen, ehe er fortfuhr. Der Bwana weinte, als er die alte Hündin und ihre Jungen tötete. Aber er tat recht, er konnte sie hier nicht zurücklassen. Ich habe ohnehin schon alle Hände voll zu tun, und die Leoparden hätten die Jungen auf jeden Fall erwischt, wenn niemand mehr da war, um auf sie aufzupassen.

Es gab so vieles zu tun, wenn man eine große Shamba in Abwesenheit des Bwana leiten mußte – so vieles, an das ich nie dachte, sagte Njeroge bei sich. Ich erinnere mich noch sehr genau daran, wie der Bwana mich hoch an den Himmel hinaufnahm, um mir den Unterschied zwischen den

Pflanzungen des weißen Mannes und den Shambas des schwarzen Mannes zu zeigen. Vom Himmel oben, in dem kleinen Flugzeug, das gleich den Vögeln dahinsagelte, sah alles so sauber und hübsch da unten aus, wie ein Bild. Hier hatte der Bwana das Land unter seine Botmäßigkeit gezwungen; dort hatte der Kikuyu mit seinem Land verhandelt, hatte es umschmeichelt, aber das Land blieb unzugänglich. Man konnte deutlich die Streifen und Felder des Landes sehen; die Felder des Bwana waren fruchtbar, die grüne Saat glänzte hell, und das blaue Wasser blitzte; das Eingeborenenland war dürr, braun, verkommen wie eine schmutzige alte Hose. Wie leicht, den weißen Mann um seine gut stehenden Felder zu beneiden; wie einfach, ihn zu beneiden und Gott zu verfluchen, daß er dem Mzungu mehr Glück gab, und besseres Wetter und die Segnungen besserer Ernten als dem Kikuyu.

Aber wenn man so hoch mit den Geiern über der Erde flog, sah man nicht die schwere Arbeit, die Mühen und Sorgen, die in dem Land des weißen Mannes steckten, dachte Njeroge. Man hat keinen Begriff von der schweren Arbeit der Ameisen, wenn man den Ameisenhügel nur aus der Entfernung sieht. Ich gebe zu, auch ich verzehrte mich vor Eifersucht und Neid, als ich das schöne Land des weißen Mannes vom Flugzeug aus sah; ich schämte mich des Landes meiner schwarzen Brüder. Jetzt verstehe ich die Sache, glaube ich, besser. Es ist dasselbe Land. Aber man muß ganz nahe an das Tier herangehen, um die Zecken an seinem Bauch zu sehen. Manchmal hat der glatteste Stier die meisten Zecken, und er muß ins Insekten abtötende Dip zur Schwemme gebracht werden, sonst wird er krank und verliert seine glatte Decke.

Jeden Tag gibt's auf der Farm mehr Probleme; jeder auf der Shamba hat seine eigenen Sorgen, und ich stehe allein da und muß mich um alles kümmern. Kein Wunder, daß der Bwana ungeduldig fluchte, wenn ich mit den vielen Fragen wegen der Schweine, Schafe, Ernten und Zaunreparaturen zu ihm kam – kein Wunder, daß er die Nerven verlor, wenn er sich mit der Trunkenheit der Männer und den Streitereien der Weiber abgeben mußte. Wenn die Männer sich betranken und sich in den Städten herumschlügen, mußte der Bwana immer zum Bwana Polisi gehen

und die Sache wieder ausbügeln. Wenn es einen Streit gab, schlichtete der Bwana ihn, selbst wenn er soweit ging, daß er zwei Frauen sich bis zur Hüfte ausziehen und mit Leitersprossen aufeinander einschlagen ließ. Und der Bwana war sehr kräftig, so stark, daß er seine Kräfte nicht oft voll anzuwenden brauchte.

Jetzt aber beachten die Watu mich überhaupt nicht; sie springen nicht auf, wenn man ihnen etwas befiehlt, wie sie beim Bwana pariert haben. Ich bin weder jung noch stark genug, meinen Anweisungen Nachdruck zu verleihen. Wenn ich ihnen sage, sie sollen die Tore schließen, dann lassen sie sie offen; wenn ich ihnen sage, sie sollen sparsam mit dem Wasser umgehen, lachen sie mich aus und vergeuden es; schon verbrennen sie wieder das Gras, statt es umzuhacken, wie der Bwana es immer befahl. Und jetzt muß ich frei grasende Ziegen sehen, während sie dem guten fetten Land immer ferngehalten wurden, solange der Bwana noch hier war. Wenn ich sie anbrülle, bis ich rot anlaufe, wenn ich ihnen mit der Faust drohe, wie es der Bwana immer tat, lachen sie mich nur aus. »Geh, alter Mann«, sagen sie, »geh und schwatz mit den Weibern.« Früher, in den guten alten Tagen, als der Bwana noch hinter mir stand, hätten sie nicht gewagt, so etwas zu sagen. Wer mir so entgegengetreten wäre, wäre noch vor Sonnenuntergang von der Farm gewiesen worden. Das wußten sie alle und haben mir nicht getrotzt oder über meine Befehle gelacht, denn es waren in Wirklichkeit die Befehle des Bwana.

Natürlich, dachte der alte Mann, ist es wahrscheinlich Einbildung, aber mir kommt die Farm schon heruntergewirtschaftet vor, und von Tag zu Tag sieht sie schäbiger aus. Sie fängt schon an, wie – er suchte nach einem passenden Vergleich – *genau* wie eine Shamba in den Eingeborenen-Reservaten auszusehen! In den Höfen ist das Gras nicht weggehackt; die Blumen ersticken unter dem vielen Unkraut, die Scheunen und sonstigen Farmgebäude sind ausbesserungsbedürftig, und das Vieh grast, wie es will, von einer Koppel auf die andere, und wenn ich mich heiser schreie.

Aber das Vieh wird nicht mehr lange wichtig sein, wenn ich es verkaufe, wie der Bwana es mir auftrag. Ich war noch nie in meinem Leben ein Dieb,

jetzt komme ich mir wie einer vor. Es ist die einzige unehrliche Sache, die ich je getan habe: die Schafe und Kühe im Dunkel der Nacht gegen bar zu verkaufen, ohne entsprechende Verkaufspapiere – und das Geld wie ein Dieb unter der Matratze des Bwana zu verstecken, bis ich es nach Nairobi bringe und dem Bwana Jenkins mit den Eulenaugengläsern aushändige. Hoffentlich schickt der Bwana Jenkins das Geld auch an den Bwana Don und verbraucht es nicht für sich, aber ich werde nie erfahren, ob der Bwana Don das Geld bekommt, und auf jeden Fall befolge ich ja nur seine Anweisungen. Oh, wenn der Bwana nur nach Hause käme, dachte er. Vielleicht findet er auf der anderen Seite der Welt keine Arbeit und muß wieder nach Hause kommen.

In den Bergen breitet sich das Böse aus, so schlimm oder noch schlimmer als unter dem Mau Mau, und jetzt haben wir keinen Mediziner mehr, keinen Kinyanjui, der uns mit seiner Magie beschützt – und keinen Bwana, der uns mit seinen Gewehren schützt.

Bei Nacht geht etwas um, was mir gar nicht gefällt, dachte der alte Mann, sich den Kopf nach dem geeigneten Ausdruck zermarternd. Auf dieser Shamba gibt es jetzt auf einmal zu viele Geheimnisse – Geheimnisse, von denen ich nichts weiß. Genau wie auf den anderen Shambas während des Mau Mau-Aufstandes, als sie die Augen und Herzen vor anderen verschlossen. Ich stehe jetzt außerhalb dieser Shamba – in dieser Hinsicht wenigstens bin ich dem Bwana gleich. Ich gehöre nicht mehr zu den Watu – zu meinem eigenen Volk. Ich bin ein Ausgestoßener. Ein Bwana, der kein Bwana ist.

Eines weiß ich aber ganz gewiß; dachte Njeroge grimmig, eins kann ich schwören: Es wird ihnen nicht gefallen, wenn sie mal alle Bwanas werden. Sie werden nicht wissen, was sie zu tun haben und wie sie ihre Arbeit verrichten müssen. Sie werden niemanden mehr haben, der sich um sie kümmert und es ihnen sagt. Es werden Leute mit Papieren kommen, die sie ausfüllen müssen, und sie werden nicht wissen, was auf den Papieren steht oder was man von ihnen verlangt. Sie werden in den einfachsten Dingen, beim Beschlagen eines Pferdes, zum Beispiel, nach Führung suchen, und

sie werden niemanden finden, der sie führt. Es wird niemand mehr da sein, von dem sie borgen können, und in der Duka wird nicht mehr angeschrieben. Sie werden merken, daß das Geld nicht auf den Bäumen wächst und Posho nicht von selbst in den Topf gelangt.

Der Gedanke an Posho machte ihn hungrig. Der alte Mann nahm den Topf vom Feuer und stellte das Posho zum Abkühlen beiseite, während er den Tee aufbrühte. Wenn er bloß etwas Pombe zum Trinken hätte, aber er hatte vergessen, etwas aus seinem eigenen Haus mitzubringen, und von dem des Bwana war nichts mehr da. Er überlegte sich, ob er im Dunkeln zu seiner Shamba hinunterlaufen sollte, verwarf den Gedanken dann aber. Die Finsternis draußen war zu voll an bösen Geistern; es war zu gefährlich, allein in die Nacht hinauszugehen. Hier im Haus gab es keine Geister, nur die Erinnerung an den Bwana, die Memsaab und die Kinder. Der Mzungu wurde ja nicht von bösen Geistern heimgesucht wie der schwarze Mann.

Er goß sich seinen Tee ein und trank gerade einen Schluck, als draußen an die Tür geklopft wurde. Verdammt! dachte der alte Mann mürrisch. Da ist wieder etwas mit dem Vieh oder bei den Schafen los! Immer geht auf dieser Shamba nachts etwas schief. Warum nie bei Tag, im klaren Sonnenlicht?

»Nani huko? Wer ist da?« rief er gereizt. »Was ist jetzt wieder los?« Seine Stimme klang sehr ärgerlich – genau wie die Stimme eines Bwana, dem die Geduld gerissen war.

»Kungo«, antwortete eine bekannte Stimme. Sie gehörte dem dicken Mann, der sich für einen Mechaniker hielt. »Fungua mlango. Mach auf. Deine jüngste Frau ist krank. Sie fragt nach dir.« Der dicke Mann hämmerte gegen die Tür.

»Basi. Gut, gut«, brummte Njeroge, ächzend aufstehend. »Ngoja kidogo. Warte einen Augenblick und schlag mir nicht die Tür ein. Ich komme schon.«

Er schob den Riegel zurück und trat in die finstere Nacht hinaus.

»Kungo, wo bist du?« fragte er immer noch gereizt. »Warum hast du keine Fanusi mit?«

Er blinzelte in die Nacht und wartete, daß seine Augen sich an die Dunkelheit gewöhnten.

»Kungo, wo ...«, sagte er wieder, als es einen dumpfen Schlag gab und alle Lichter in seinem Kopf verlöschten.

61

Die Sonne ergoss sich golden durchs Fenster, und die hellen Leinenvorhänge bauschten sich sanft im zärtlichen Morgenwind. Es lag etwas leicht Erregendes in der Luft, das die Illusion von Frühling in sich barg, obgleich es in Afrika eigentlich keinen Frühling gab. Doch hatten sie einen kleinen Anteil an den kurzen Regen der letzten vierzehn Tage gehabt, wenn die dunklen Schauer ein oder zwei Stunden am Morgen herunterpeitschten. Nachmittags klärte es sich auf, das Land lag gähmend in der Sonne, bis der schnelle Einfall der Nacht wieder scharfe Kälte brachte. In Katie Cranes Kamin glomm immer noch ein kleines Feuer unter der Asche, doch es reichte nicht aus, um das von der Nacht ausgekühlte Zimmer zu erwärmen. Es war schneidendkalt in den morgendlichen Bergen Kenias, und Katie kroch noch tiefer unter die Decke, als der Boy mit der obligaten Tasse Tee hereinkam. Nur noch eine Minute, dann würde sie aufstehen und sich in das kalte Badezimmer wagen, um danach einen weiteren Tag der scheinbar endlosen Kette bezaubernder Tage, die sie in diesem Ausmaß noch nie erlebt hatte, zu beginnen. Auf, auf, Bewegung, altes Mädchen, sagte sie bei sich, streckte die Hand unter der Steppdecke hervor und holte sich ihren wärmsten Morgenrock heran. Mount Kenya blickte stolz durchs Fenster herein; die Vögel im Garten machten einen Heidenkrach, und ein Duft von nassem Gras, Zedernwald und taubedeckten Rosen drang durch das breite, von zwei Fensterläden geschützte Fenster, um sie zu begrüßen. Als sie mit hängenden Schultern durch die Diele zum

Badezimmer ging, wurde ihr bewußt, daß sie genug Hunger hatte, um ein ganzes Roastbeef aufzuessen.

Bibbernd ließ sie sich in das wunderbar dampfende Wasser sinken, das der Boy eingelassen hatte. Dann frottierte sie sich mit dem Badetuch, bis ihre Haut rot war, und zog sich vergnügt pfeifend an. Mit jedem Morgen kam sie sich munterer und quietschvergnügter vor. Wenn sie einen Pferdeschwanz trüge wie die kleine Jill Dermott, würde sie sich beinahe wie vierzehn fühlen und auch fast so aussehen. Hosen, Sweater und Jacke wie gewöhnlich. Alles in diesem Haus trug Hosen, außer Tante Charlotte und Juma, der eisern bei seinem weißen, bauschigen Kanzu blieb, der wie ein Nachthemd um seine nackten Beine und Füße schlug. Alles trug Hosen auf Glenburnie, weil hier schwer gearbeitet wurde und es keine Teeparties gab, auf denen man Kleider tragen mußte.

Es war herrlich, morgens aufzuwachen und die taufrische Frühdämmerung lächelnd zu begrüßen, etwas, wovon sie zwar immer gelesen, was sie aber noch nie erlebt hatte – und dazu die Erwartung viel erregenderer Dinge als ein Lunch im *Colony Club*. Auch die Safari war erregend gewesen, aber das war eine andere Art Erregung. Safari setzte sich aus Neuheit, Fremdheit, exotischen Tieren und immer ein wenig Angst zusammen. Das hier war solide, verewigte Erregung, warm und befriedigend wie das Frühstück, das sie bald im Alkoven vor dem großen Fenster einnehmen würde, Mount Kenyas schneeigen Gipfel dicht vor der Nase und die purpurroten Kolibris, die gegen die Scheiben prallten, wenn sie sich senkrecht von dem vor dem Fenster wuchernden Trompetenbaum abstießen.

Sie war früh aufgestanden; es war erst halb sieben, die meisten Familienmitglieder erschienen nicht vor sieben zum Frühstück. Da könnte sie noch einen kleinen Spaziergang machen: über den weiten, grünen Rasen, durch den Steingarten mit seinem murmelnden, künstlichen Bach und an den blauen Stauteich hinunter. Sie nannten ihn Stauteich, weil er auch künstlich angelegt worden war; aber er war doch so groß, daß Enten und Gänse, ja sogar Fische sich darin tummeln konnten; Seerosen schwammen an der Oberfläche, und große Büschel Schwertlilien blühten an

seinen Rändern. Sie liebte diesen Garten Charlotte Stuarts – es war, als hätte die alte Dame den besten Teil einer ganzen englischen Grafschaft zusammengesucht und in die Wiege der Kenia-Berge verpflanzt. Nur gab's in England keine Frangipanibäume und diesen trunkenen Überfluss an Bougainvillea, die sich an allem hochrankten, woran sich's hochranken ließ.

Sie ging die knarrende, abgetretene breite Treppe zum Wohnzimmer hinunter und bemerkte, daß jemand schon den Tisch gedeckt und eine silberne Schale mit gelben Tulpen daraufgestellt hatte. Jemand anders hatte das Feuer, dessen harzhaltiges Aroma im ganzen Zimmer zu riechen war und das mit unverhältnismäßig lautem Knistern und Knacken die morgendliche Stille durchdrang, in dem großen Kamin angefacht. Der riesige, zweistufige Raum war von der Morgensonne durchdrungen, und die Vordertür war geöffnet, damit die frischgewaschene Luft lustig hereinströmen konnte. Wer immer die Blumen arrangiert hatte, er war sehr fleißig gewesen – Rosen auf dem Klavier und ein Riesenstrauß Nelken auf dem Anrichtetisch. Wahrscheinlich war es Jill, die, überschäumend vor jugendlicher Energie, nie lange im Bett bleiben konnte.

Sie schlenderte durchs Zimmer, nahm sich eine Zigarette aus einer Dose auf dem Kaffeetisch, der von zwei Ohrensesseln flankiert war, und ging den mit unregelmäßigen Steinplatten belegten Pfad hinunter, der am Fuß der Verandatreppe begann und sich, von Blumenrabatten eingesäumt, zwischen Kapkastanienbäumen, Eukalyptus und erschreckend düsteren Zedern zu dem kleinen See hinunterwand, wo sich die streitsüchtigen Gänse im Wasser hoch aufgereckt gegenseitig beschimpften.

Sie blieb einen Augenblick stehen, sog einen großen Schluck Morgenluft in sich ein und zuckte zurück, als ein roter Wallach wild um die Hausecke bog, sich wiehernd bäumte, ein Mädchen aus dem Sattel sprang und ihm die Zügel über den Kopf warf. Hinter dem großen roten Pferd erschien gesetztter ein zottiges Pony, auf dessen breitem, buntscheckigem Rücken ein kleiner schwarzer Junge saß.

»Bring die Pferde in den Stall, Karioki!« rief das Mädchen und schlug ein Rad auf dem Rasen. Dann bemerkte sie plötzlich Katie, und ihr vom

Morgenwind gepeitschtes Gesicht wurde rot.

»Ja, Miß Jill«, antwortete der kleine Junge, griff den roten Wallach am Zügel und führte das störrische Pferd davon.

»Morgen, Schwester Kate«, sagte das Mädchen, die vom Tau feuchten Hände an ihren Hosen abwischend. »Beinahe hätte ich Sie umgeritten. Hab' Sie zuerst gar nicht gesehen. Entschuldigen Sie das Radschlagen. Ich steck' heute morgen voller Hummeln.«

»Ich muß schon sagen, Schwester Gillian«, erwiderte Katie förmlich und gestelzt, »Sie benehmen sich für eine junge Hausmutter höchst unziemlich. Ich kann nur hoffen, daß Ihre Tante Sie nicht gesehen hat.«

»Die würde selbst ein Rad schlagen, wenn sie's mit ihrem Bein noch könnte«, sagte das Mädchen. »Juchhu! Was für ein schöner Morgen!«

Sie war eine hübsche junge Frau, ohne besonders auffallende Züge, mit braunem, lockigem Haar, das sie als Pferdeschwanz trug, und großen braunen, vom Ritt strahlenden Augen. Sie hatte den kräftigen Teint und die feine dünne Haut von Menschen, die im Gebirge leben. Sie schien wie eine saftstrotzende Weinbeere vor lauter jugendlicher Lebenslust zu platzen, war genau zwanzig Jahre alt und mit Philip Dermott etwas über einen Monat verheiratet.

Sie trat auf Katie zu, gab ihr einen Kuß auf die Wange, pflichtschuldig wie ein Kind, und nahm Katie ruhig die Zigarette aus der Hand.

»Rauchen vor dem Frühstück ist sehr schädlich, heißt es allgemein«, sagte Jill Dermott. »Obwohl ich persönlich ganz scharf darauf bin.« Sie gab Katie die Zigarette zurück und fuhr fort: »Ich hoffe, es gibt ein ganzes Pferd zum Frühstück. Ich hab' immer gehört, daß es Leute gibt, die eins aufessen können, und bei meinem Appetit würde ich es glatt versuchen. Hoffentlich meinen Sie nun nicht gleich, ich wäre schwanger und muß für zwei essen!«

»Ich fände das zwar wundervoll«, antwortete Katie lächelnd und spöttelnd, »aber ich glaube, Sie sind bloß jung und voll überschäumender Lebenslust.«

Langsam gingen sie auf den Teich zu, die junge Frau klopfte leicht mit der Reitpeitsche an ihre Breeches.

Katie sah sie amüsiert und liebevoll an.

»Ehrlich gesagt, Süße, ich wußte gar nicht, daß es so etwas wie Sie überhaupt noch gibt. Ich weiß, daß Sie eine richtig verheiratete Dame sind, aber ich schwöre Ihnen, es kommt mir ausgesprochen widersinnig vor. Sie müßten eigentlich Söckchen tragen und eine applaudierende Schar Fußballfans in einer Stadt in Iowa anführen. Das soll ein Kompliment sein«, fügte sie hinzu.

»Ich kann nichts dafür, daß ich so fröhlich veranlagt bin«, sagte die junge Frau. »Pip findet mich albern, und vielleicht hat er recht. Aber ich bin gern ein kleines Mädchen und ebenso gern verheiratet, und mir gefällt es hier auf der Farm, und mir gefällt die Arbeit mit den Nigs, und ich liebe Tantchen Char, und ich verstehe mich mit der Großen Schwester Nell und ihrem traurigen Doktor großartig. Und ich finde den armen Brian schön und Sie wunderbar, und das soll auch ein Kompliment sein, wahrhaftig.«

»Ich fühle mich geschmeichelt. Nur, meine ich, sollten Sie Brian nicht *arm* nennen. Ich finde, er hat sich großartig gemacht. Wenn das so weitergeht, werde ich bald meine Koffer packen und in die Staaten fahren.«

Jill Dermotts Gesicht sah ehrlich bestürzt aus.

»O Katie, das dürfen Sie nicht! Ich dachte, Sie und Brian – ich dachte, sobald er wieder gesund ist, würden Sie ihn heiraten und hier bei uns auf Glenburnie leben. Alle anderen sind sicher derselben Meinung.«

Katie lächelte das Mädchen an.

»Das einzige Haar in der Suppe ist, daß bis jetzt niemand um meine Hand angehalten hat«, sagte sie. »Und ich glaube, es wäre nicht fair, wenn sich noch ein Daueresser an diesen Tisch setzte, so groß er auch sei. Der Tisch, nicht der Esser, Liebling.«

»Ach, Quatsch. Tante Charlotte betet Sie an, und wir brauchen jede unbezahlte Kraft, die wir auf die Beine stellen können – bei diesem verfluchten Hausprojekt! Man hat mir gesagt, eine Ehe bestehe nicht bloß aus Spaß und Spiel, aber das hätte ich mir nicht träumen lassen, daß man mich direkt aus dem Hochzeitsbett herausholen und in dieses private Entwicklungsprojekt für die Wogs einspannen würde. Die Arbeit ist gar

nicht so übel«, fügte das Mädchen eiligst hinzu. »Auf jeden Fall ist es besser als Gartenarbeit. Man kann eher sehen, wie's wächst.«

»Das ist wahr, das kann man.« Katie sah auf ihre Armbanduhr. »Kommen Sie, junge Frau, es ist Frühstückszeit. Und geben Sie sich keine Mühe, mich zu einem Wettrennen zum Haus herauszufordern. Sie gewinnen sowieso immer. Und außerdem bin ich zu alt dazu.«

Das Frühstück auf Glenburnie war eine typische altenglische Angelegenheit. Die Anrichte war voll von zugedeckten Silberschüsseln auf Rechauds, in jeder die traditionellen Landgerichte wie Kippers-Heringe und Kedjerees, einer Komposition aus Reis, Fisch und Eiern; Scheiben von Speck, Schinken und Beef, dazu die tropischen Erzeugnisse – Krüge mit frischem Ananas- und Orangensaft, Pfirsiche, Bananen und große gelbe Scheiben Papaya in Schalen. Tante Charlotte bereitete am Tisch den Toast, und der alte Juma stand aufmerksam daneben, um die Bestellungen an Eiern oder Pfannkuchen entgegenzunehmen und Orangenmarmelade, Fruchtkonfitüre und den dunklen wilden Honig herumzureichen. Für Katie Crane war das Frühstück früher immer ein einsames Strafritual gewesen, das aus einem Glas Saft und einer Tasse bitterem schwarzen Kaffee bestanden hatte, vor einigen Jahren war dem noch ein oder zwei Wodkas vorausgegangen, quasi als Unterlage für den Kaffee. Hier auf Glenburnie war das Frühstück ein robustes Mahl, eingenommen von einer Tafelrunde fröhlicher, gesunder, hungriger Menschen, die in der kalten Kenia-Luft vorzüglich geschlafen hatten und vor Plänen für den Tag geradezu strotzten.

Die ganze Familie saß jetzt am Tisch oder stand vor der Anrichte und füllte sich die Teller. Charlotte Stuart saß bereits am oberen Ende; Katie und Jill gaben ihr feierlich einen Morgenkuß. Auf Glenburnie schien sich alles automatisch mit einem Kuß zu begrüßen, so wie man einen Hund tätschelt. Katie gefiel's ganz gut; es war das genaue Gegenteil dessen, was man sich in Amerika unter den reservierten Engländern vorstellte.

Brian saß rechts von seiner Tante. Er war sehr schlank – hatte schrecklich abgenommen in der Woche, während der George Locke und Katie kaum aus den Kleidern gekommen waren, und wenn, dann nur abwechselnd. Sein

Geist war ziellos zwischen sich verdichtenden und sich hebenden Nebeln, zwischen Realität und Unwirklichkeit gewandert. Man durfte ihn keinen Augenblick aus den Augen lassen, während seine wirren Gedanken Vergangenheit und Gegenwart miteinander verflochten – seine Jugend im Busch mit Keg Dermott und dem damals noch jüngeren Kidogo; die kriegerischen Tage in den Bergen während der Mau Mau-Operationen. Katie war eine erfahrene Diagnostikerin der quälenden Wanderungen in Brians Geist geworden. Sie merkte im voraus, wenn er im Begriff war, auf eine neue Strafexpedition gegen die Mau Mau-Gangster zu ziehen, wenn Kidogo auf einmal nicht mehr Kidogo war, sondern Dedan Kimathi, Jomo Kenyatta oder noch häufiger: Matthew Kamau. Armer Kidogo! Am Tage nach dem Anfall war er im LKW auf die Farm gekommen, hatte sich eine Decke in Brians Zimmer gelegt und in der Zeit bestimmt nicht gut geschlafen. Denn er hatte seinen Bwana sauber zu halten, und seine Gegenwart wirkte beruhigend auf Brian. Nur wenn der Bwana einen gewissen falschen Blick bekam und umfassende Vorbereitungen traf, ihn zu erwürgen, rief Kidogo Katie oder Dokitari Georgi um Hilfe.

In dieser schrecklichen Zeit würgender Krämpfe und heftiger Delirien, die so lebendig und wirklich waren, daß es beinahe überzeugend klang, wenn der andere Brian meldete, ein Mau Mau-Heer sei soeben durch die Wand marschiert und habe auf dem Rasen am Teich ein Lager aufgeschlagen, war es das größte Problem für den Kranken, daß sein Geist sich im Gegensatz zu seinem Körper nicht entspannte. Der Geist war stets in Aufruhr, brannte wie die Zündflamme eines Ofens, und nach fünf Tagen hatte George Locke gesagt, wenn es nicht gelänge, dieses Feuer zu löschen, müsse Brian wahrscheinlich sterben, was nicht die schlimmste Möglichkeit gewesen wäre. Narkotika konnten nicht mehr angewandt werden; Brian war erschreckend allergisch gegen Opiate. Man konnte so viel Morphinum in ihn hineinpumpen, daß ein Durchschnittsmensch daran gestorben wäre, das Ergebnis bei Brian war lediglich die freundliche Vorstellung einer schönen Dame aus Zuckerwatte mit einem Korkbein. Katie wußte, daß diese Dame in der Vorstellungswelt Brians existierte, denn Brian hatte einmal ganz

ruhig und offenbar durchaus bei Sinnen seiner Tante den Rock übers Knie gehoben und ihr krankes Bein angetippt, um zu sehen, ob es künstlich sei. Darauf hatte er sich verbeugt, sich bei seiner Tante bedankt und sich ernsthaft für seinen Irrtum entschuldigt.

Aber er hatte es an sich, mitten in der Nacht aufzustehen und auf lange Wanderungen zu gehen. Kidogo lag dösend vor der Tür, und Katie und George Locke waren meist im Krankenzimmer, doch eines Nachts war Katie in ihrem Sessel eingeschlafen, und Brian war ganz leise und verstohlen aufgestanden, um nicht über Kidogo zu stolpern, und später hatten sie ihn überrascht, wie er am Rand des kleinen Sees auf irgend etwas pirschte, das nur in der Einbildung seines kranken Hirns bestand. Danach hatte Katie sich zu ihm ins Bett gelegt, um jede seiner Bewegungen besser fühlen zu können. Das war zu der Zeit, da er sie hauptsächlich Valerie nannte. George Locke war für Brian meist Keg Dermott, und Kidogo konnte irgend jemand mit einer schwarzen Haut sein. Das Entsetzliche jedoch war, mit ansehen zu müssen, daß Brian tatsächlich wieder ein kleiner Junge war, der sich glücklich an die Fersen eines jüngeren Kidogo und den im Augenblick in Brians Vater verwandelten George Locke heftete.

George Locke versuchte alles in seiner Macht Stehende, um Brian aus seinen Nebeln zurückzuholen. Er mußte schließlich sogar auf das letzte Mittel zurückgreifen, das scheußlich stinkende Paraldehyd, das Spezifikum, die Ultima ratio bei Delirium tremens. Katie und George Locke schmeichelten und setzten ihm so lange zu, bis Brian ein halbes Glas des ekligen Zeugs hinunterwürgte, aber selbst dann arbeitete sein gestörter Geist so lebhaft, daß die doppelte Dosis der Droge über eine halbe Stunde brauchte, um ihn in eine echte Ohnmacht zu versetzen. Als er diesmal bewusstlos wurde, war es die absolute, die totale Ohnmacht. Er schlief vierundzwanzig Stunden, und als er sich schließlich an die Oberfläche der Wirklichkeit zurückkämpfte, verschmolzen endlich sein Hirn und sein Körper zusammen ins Bewußtsein. Sein schwaches »Hallo, Katie« war wieder der echte Brian Dermott, und in seine Augen war die Gesundheit eingezogen.

Er sah jetzt einigermaßen gut aus, dachte Katie, ihm die Hand auf die Schulter legend, während sie sich an ihm vorbeizwängte, um neben ihm auf der Fensterbank Platz zu nehmen. Er hatte viel von seiner dunklen Sonnenbräune eingebüßt und war sehr still – still und zögernd in Sprache und Bewegung. Anfänglich fürchtete er sich vor dem Alleinsein; er folgte Katie überallhin. Selbst wenn sie ins Badezimmer ging, fand sie ihn im nächsten Zimmer ungeduldig wartend vor, die Augen fest auf die Tür gerichtet, durch die sie gegangen war. Wenn sie wiederkam, schien er erleichtert aufzuatmen und sich zu entspannen. Ausgerechnet Brian schien niedergeschlagen, furchtsam und von jedermann abhängig.

Natürlich trank er nichts, auch sonst trank niemand im Haus. Abgesehen von der Alkoholabstinenz merkte anscheinend niemand, daß man irgendwie von der Norm abgewichen war. Nach den ersten paar Tagen, in denen Brian ziemlich schwach und unsicher auf den Beinen gewesen war, hatte er sich der Arbeitsroutine der Farm angepasst, und Katie hatte sich ihm angeschlossen; sie blieb an seiner Seite oder verschwand auch gelegentlich, je nachdem, in welcher Laune sie ihn vermutete.

Es gab soviel auf Glenburnie zu tun, daß man dauernd beschäftigt war. Tante Charlotte ging jeden Morgen in ihre Duka, und Katie half ihr mit Vergnügen im Laden. In New York hatte sie schon immer eine Vorliebe für jüdische Delikatessenläden und italienische und spanische Lebensmittelgeschäfte gehabt, hatte auf dem Washington Market glückliche Stunden vor den Wild-, Fisch-, Obst- und Gemüseauslagen verbracht. Die Duka war eine Mischung all dieser exotischen Basare, plus einem Eisenwarenladen und einer Markedendereiabteilung nach Art der des amerikanischen PX. Katie half Tante Charlotte beim Verkauf von allem, angefangen bei gebrauchten Autoreifen (aus denen man Sandalen machen konnte) über fliegenbedeckte Pfefferminzcrems bis zu Limonaden und billigen Mänteln aus alten Armeebeständen. Natürlich verstand sie nicht, was die Kikuyu-Weiber sagten, wenn sie mit der alten Dame tratschten. Manchmal aber übersetzte Charlotte Stuart, und Katie war gar nicht erstaunt festzustellen, daß das Getratsche sich kaum von den Themen unterschied,

die man in jedem Supermarket oder Schönheitssalon oder an sonst einem Ort, wo Frauen in Amerika zusammenkamen, zu hören bekam.

Ihre Beziehung zu der alten Dame war nach wie vor vage – so vage wie an dem Tag, an dem das Flugzeug gelandet war und George Locke vorgestellt hatte: »Das ist Kathleen Crane, Charlotte. Eine Kundin von Brian – sie war bei ihm, als er erkrankte, und ist mitgekommen, um ihn gesundzupflegen.« Die Herrin von Glenburnie hatte Katies Anwesenheit akzeptiert, als ob es jeden Tag Amerikanerinnen in Begleitung schwerkranker Männer vom Himmel regnete. Sie hatte Katie eines der anscheinend zahllosen Gästezimmer in den geräumigen Flügeln des Hauses zugewiesen und sie von da an ohne viel Aufhebens als zur Familie gehörig behandelt. Wenn sie wußte oder annahm, daß zwischen Brian und Katie andere Beziehungen als lediglich die eines Jägers und seiner Kundin bestanden hatten, so ließ sie sich jedenfalls nichts anmerken.

Abgesehen davon, daß sie manchmal zu träumen glaubte, daß sie, Katie Crane, tatsächlich in Afrika lebte und auf einer Farm arbeitete, die inmitten zig-tausender, nicht mehr als einen Sprung vom Steinzeitalter entfernter Afrikaner lag, hatte sie sich noch nie in ihrem Leben so wohl und so zu Hause gefühlt wie in dem großen schäbigen alten Haus mit seiner merkwürdig zusammengewürfelten Gesellschaft. Von Anfang an hatte sie sich in diesen Kreis aufgenommen gefühlt – besonders von Charlotte Stuart und der jungen Frau Philip Dermotts. Seiner Schwester Nell gegenüber fühlte sie sich nicht so ganz frei, führte das aber auf das vollkommen normale schwesterliche Misstrauen zurück. Aber mit dem schlaksigen Philip verstand sie sich sehr gut, einem ernsten, schwer arbeitenden jungen Mann mit Bürstenschnitt, der die meiste Zeit des Tages auf dem Feld war; und mehr als gut mit George Locke, den sie schon lange und gut zu kennen glaubte, Folge ihres Zusammentreffens im Busch nach Brians Zusammenbruch. Aber es war die junge Jill, die am ungezwungensten mit ihr plauderte und endlose Fragen über New York und Florida und natürlich Hollywood stellte.

Sie ritten jetzt meist am kühlen Spätnachmittag eine Stunde aus, sobald Jill von ihrer Arbeit in den kleinen Schulhäusern zurück war, die sie auf den verstreuten, den großen Besitz Glenburnie ausmachenden Farmen zusammen mit Nell betreute. Sie ritten langsam, Jill wie ein Wasserfall plappernd, hinter ihnen der kleine Karioki, der verwaiste Kikuyu-Junge, auf seinem dicken, schwerfälligen, buntscheckigen Pony. Manchmal stiegen sie ab und machten einen Spaziergang oder sahen sich etwas Interessantes an, eine alte Felsenkanzel oder einen Haufen alter Knochen, oder um ein paar Perlhühner oder Frankoline mit der kleinen 20er Flinte zu schießen, die Jill immer in einem Gewehrfutteral am Sattel mitführte. Dann hielt Karioki die Pferde. Es war allmählich zur festen Gewohnheit geworden; gegen fünf Uhr erschien das Kind vor der Verandatreppe mit den gesattelten Pferden – Jills tänzelndem rotem Wallach und einer lenksameren grauen Stute, die sich Katie als Zelter ausgesucht hatte.

Die frühen Nachmittage verbrachte sie gewöhnlich bei Brian, der sich unbewußt immer mehr Farmarbeit auflud. Brian entwickelte sich langsam zum Genie im Umgang mit störrischen Maschinen und schien überglücklich zu sein, wenn er um sich herum das Zubehör eines Motors verstreut hatte, bis über die Ohren mit Öl beschmiert, und tonlos vor sich hinsummte, während er die einzelnen Metallteile wieder zusammensetzte und zum Funktionieren brachte.

Der größte Teil von Brians Safari-Mannschaft war in die Heimat auf den verschiedenen Reservaten zurückgekehrt, auf die Shambas und zu den Frauen. Nur der Gewehrträger Muema und Kidogo waren bei ihm auf der Farm geblieben. Muemas Talent und praktischen Mechaniker-Kenntnisse machten ihn zum Vizepräsidenten auf dem Gebiet der Instandhaltung des Wagenparkes, während Kidogo, der von Maschinen keinen blassen Schimmer hatte, ihnen beiden großspurige Ratschläge erteilte. Katie saß gewöhnlich schweigend daneben, stellte dann und wann eine Frage, zündete Brian gelegentlich eine Zigarette an und steckte sie ihm in den Mund. Jeden Tag schien Brian etwas von seiner alten Kraft und aktiven Persönlichkeit zurückzugewinnen, aber nie, nicht mit einem Wort, hatte er seine Frau, das

aufregende Bild in der Zeitung oder seine Krankheit erwähnt – nicht, nachdem er endlich aus seinen Delirien erwacht war und gemurmelt hatte: »Verzeih, daß ich euch soviel Ungelegenheiten machte, Katie. Dank' dir.« Das war alles, und Katie war's recht so.

Allerdings fand sie es ungewöhnlich, daß ihre weitere Anwesenheit auf der Farm für so selbstverständlich hingenommen wurde. Etwas mußte geschehen, und das bald, dachte sie jeden Tag – und schob die Entscheidung wieder auf.

62

Ohne es eigentlich zu merken, war Brian allmählich in die Routine des riesigen Experiments seiner Tante hineingeschlittert. Vielleicht war er sich nicht bewußt, daß er einen vollen Tag arbeitete, denn die Verschiedenheit seiner Aufgaben ließ ihn seine Schwerarbeit nicht zu Bewußtsein kommen. Er fand noch Zeit, einen Anstand zu bauen und ein Leopardenpaar zu ködern, das unter den Schafen geräubert hatte. Zum ersten Mal blieb Katie nachts auf und wartete mit ihm auf wilde Tiere. Brian machte ihr sorgfältig klar, daß er nicht aus Sport oder um eine Trophäe zu erlangen schieße, sondern lediglich, um eine Bedrohung zu beseitigen. Daher sei es durchaus gesetzlich und ethisch vertretbar, nachts mit einer elektrischen Stablaterne auf dem Anstand zu sitzen und das Tier zu schießen, wenn es auf eigenem Grund und Boden und aus guten wirtschaftlichen Gründen geschehe. Sie hatte still neben ihm im Anstandsversteck gesessen, und er hatte am selben Abend beide, Männchen und Weibchen, erlegt, als sie sich hintereinander an den Köder geschlichen hatten und von der Stablaterne geblendet wurden, die er aufflackern ließ, sobald er das mahlende Geräusch von gerissenem Fleisch hörte. Die Abschüsse hatten nichts Erregendes und keinen emotionellen Beigeschmack an sich. Sie gaben die toten Leoparden Kidogo

zum Abhäuten, und es war, als hätten sie dem Kürschner ein paar Felle für ein Mantelfutter gegeben.

Ebenso wenig aufregend war das Lichten einer Büffelherde, die von einem der Berge gekommen war und die Weizenfelder zertrampelte. Brian wartete ruhig auf eine helle Mondnacht und nahm dann Katie und Kidogo mit, um auf die im Gänsemarsch die Berge herunterwandernden Büffel anzustehen. Brian schoß methodisch und kalt, während die Tiere sich in dem hohen Korn gütlich taten, und als sie unter die Kadaver traten, zählten sie mehr als ein Dutzend tote und verendende.

»Auch das gehört zum Farmen«, sagte Brian. »Und es ist der Teil, der mir am meisten missfällt. Als ich noch im Wild-Department tätig war, hatte ich viel damit zu tun. Das schlimmste waren die Elefanten. Arme Biester, sie sind so riesig, daß sie alles, was sie auf einer Shamba berühren, restlos niedertrampeln. Manchmal mußte ich fünfzehn oder zwanzig aus einer Herde herausschießen, meist nachts und in der Hoffnung, die alten Tiere, die die Herde anführten, zu erwischen oder zum mindesten so weit zu erlegen, daß die Leittiere in Panik versetzt wurden. Es war ekelhaft, am anderen Tag zurückzukommen, um das Elfenbein einzusammeln, wenn welches da war, und sie alle wie Lehmhaufen herumliegen zu sehen. Das hasste ich am allermeisten, aber man kann den Fortschritt wohl nicht aufhalten. Wenn Tante Charlottes Traumpflanzung wirklich unter Dach und Fach ist, wird man hier einen festangestellten Berufsjäger brauchen, um das Raubzeug aus Ernten und Viehherden herauszuschießen.«

»Du gibst also jetzt zu, daß das Projekt eine Chance hat?« fragte Katie ihn.

»Vielleicht«, antwortete Brian widerstrebend. »Vielleicht. Aber Tante Char ist noch nicht überm Berg, noch lange nicht. Ich warte immer noch auf eine Reaktion gegen den Fortschritt von Seiten der Stadtrödwys. Ich kann mir nicht vorstellen, daß die schwarzen Weltbeglucker die Welt von der lieben alten Tante Char beglücken lassen. Das gäbe dieser Weltbeglückungsmasche ein falsches Odium, wenn eine Weiße das fertig brächte. Wir müssen also abwarten. Ich kenne diese Burschen. Bedenke

bloß, was sie mit dem armen alten Don Bruce drüben auf Hardscrabble angestellt haben.«

»Hast du schon etwas von ihm nach seiner Abreise gehört?«

»*Ich* nicht. Ken Jenkins – du erinnerst dich an ihn, der Büro-Wallah in meiner Firma – erzählte mir kürzlich am Telefon, daß er einen Brief aus Schottland bekommen habe, von irgendwo aus dem Glenlivet-Gebiet. Toumantoul oder so ähnlich. Peggys Familie lebt dort. Don wird sich bald etwas suchen müssen, und wenn es nur Steineklopfen ist. Immerhin hat er mit Frau und vier Kindern fünf Mäuler zu ernähren.«

»Armer Kerl. Ob er eines Tages wiederkommt?«

»Ich weiß es nicht. Vielleicht. Möglicherweise.«

Brian grinste freudlos, bleckte die Zähne wie ein Wolf.

»Vielleicht solltest du diese Farm doch noch kaufen, Katie«, sagte er. »Wir könnten noch eine Weile Spaß an ihr haben und die Herren Demagogen davon überzeugen, daß sie sich für ihre Schikanen den Falschen ausgesucht haben.«

»Mein Angebot gilt immer noch«, sagte Katie. »Aber *nicht* für den Zweck, den du im Sinn hast.«

»Ich habe bloß gescherzt«, erwiderte Brian etwas zu lustig diesmal. »Ich dachte daran, Hardscrabble als eine Art Jagdgebiet zu übernehmen. Es wäre ganz reizvoll zu sehen, wie viele von den Burschen ich umlegen könnte, ehe sie *mir* den Kopf abschlagen.«

»Ich glaube wahrhaftig, du meinst es ernst«, sagte Katie. »Ich glaub's, und es gefällt mir nicht. Es jagt mir Angst ein.«

Brian lachte. Es war kein glückliches Lachen.

»Es ist mir durchaus ernst. Sehr bald werden viele von uns so denken. Einige sind fortgezogen – noch mehr werden fortziehen. Einige, wie mein Freund Bruce, konnten das Leben ihrer Frau und ihrer Kinder nicht aufs Spiel setzen. Aber einige von uns werden nicht davonlaufen.«

Brian rieb sich die Stirn.

»Wie kann man anderen Leuten klarmachen, wie wir hier geartet sind? Wir sind kein ... leicht in Angst zu versetzendes Volk, uns kann man nicht

so schnell Schieß einjagen, besonders nicht den alten Pionieren. Tante Charlotte wird ihr Bestes tun, um mit den Wogs auszukommen, aber wenn es hart auf hart kommt, steckt sie ein Gewehr durchs Fenster und schießt drauflos, bis sie sie töten oder ausräuchern. Die meisten Alten sind so. Es ist schließlich ihr Land. Einige starben bei seiner Inbesitznahme und Zähmung; und die meisten der alten Überlebenden werden beim Versuch, es zu behalten, sterben.«

»Aber deine Tante und die Anstrengungen, die sie hier macht –«

Brian schüttelte den Kopf. Seine Stimme klang sehr besonnen.

»Zu wenig und viel zu spät. Vor zehn Jahren, jawohl. Vielleicht sogar noch vor fünf. Aber jetzt nicht mehr. Die schwarzen Herren geben sich nicht mehr mit halben Lösungen zufrieden – alles oder nichts. Das Bild ganz Afrikas hat sich gewandelt. *Kompromiss* ist ein schlechtes Wort in einem afrikanischen Mund.«

»Wenn du also nicht in Frieden hier bleiben kannst und andererseits nicht davonlaufen willst, was willst du dann tun?« fragte Katie und kam sich ziemlich albern vor.

»Tja ...« Brians Stimme klang träumerisch. »Tja, Katie, wir werden uns auf ein paar gut ausgewählte Stellungen zurückziehen, wie die alten Buren ihre Wagen als *laager* zu benutzen pflegten oder wie eure Pioniere ihre Planwagen im Kreis gegen die Indianer aufstellten. Und dann töten wir Kikuyus. Tag und Nacht. Möglicherweise werden wir Hunderttausende von Kikuyus töten.

Sehr viele von uns haben noch vor kurzer Zeit reichliche Erfahrungen im Umbringen von Kikuyus gesammelt«, fuhr Brian mit derselben kalten, tonlosen Stimme fort. »Es gibt nichts im Busch, was wir nicht besser können als ein Kikuyu. Nichts außerhalb des Busches, was wir nicht besser können als ein Kikuyu. Ein paar hundert Mann von uns könnten den ganzen Stamm auslöschen, wenn wir genügend Waffen und Munition hätten. Wir würden das gottverdammte Land neu kolonisieren, wenn man uns nicht in den Arm fällt!«

»Aber das ist doch nichts als Barbarei, reine Barbarei. Es ist –«

»Es ist genau das, was die Burschen, die sich vorgenommen haben, das Land einmal zu regieren, vor sechs Jahren praktizierten – was sie jetzt praktizieren und in Zukunft praktizieren werden. Die einzige Möglichkeit, den Terror zu bekämpfen, ist, noch mehr Terror anzuwenden. Im letzten Aufstand töteten wir nur zehntausend von ihnen. Wir brannten aber keine Dörfer oder Ernten nieder, töteten keine Frauen und Kinder. Weil wir vom Militär daran gehindert wurden. Wir warfen uns nur auf die Gangs – und das waren meistens Männer. Wenn man mir aber freie Hand ließe, könnt' ich mir vorstellen, daß ich allein zehntausend erledigen könnte, so Gott will, und wenn mir das Glück und das Wetter hold wären und hinter mir nicht die Militärs stünden, die mir sagten, was ich zu tun und zu lassen hätte. Diesmal würden *wir* die Armee sein – sehr klein, aber sehr stark.«

Er lachte wieder, und bei dem gnadenlosen Klang seiner Stimme lief es Katie Crane kalt den Rücken hinunter.

»Das ist sinnloses Gerede, Brian! Hör auf damit!« sagte sie heftig.

Jetzt lächelte er wieder träge und träumerisch.

»Natürlich«, erwiderte er. »Holen wir uns ein Paar Schießprügel und kassieren wir einige Vögel fürs Abendessen ein. Dann muß ich etwas an dieser verdammt Dreschmaschine reparieren. Da lob' ich mir die guten alten Tage, als man den Weizen einfach mit den Füßen aus den Ähren trampelte. Komm, treiben wir zuerst noch 'n bißchen Sport.«

Seine schlechte Laune schien offenbar verflogen zu sein; er pfiff vor sich hin, während er davonging, um die Flinten zu holen.

63

Ein Monat war seit Brians heftigen Anfällen und seiner Rückkehr auf Glenburnie vergangen. Er hatte eine Safari-Vorbestellung annulliert -»auf Anweisung des Arztes«, erklärte er Ken Jenkins am Apparat – und hatte das Leben auf der Farm sehr angenehm empfunden. Hauptsächlich: er fühlte

sich wieder völlig gesund. Er hatte zugenommen und war wieder sonngebräunt. Bis zu einem gewissen Grad hatte er sich auch von der allgemeinen Begeisterung für die Heidenarbeit auf der Farm anstecken lassen und mehr oder weniger die Funktionen eines Oberingenieurs für den Maschinenpark übernommen. Er und Muema hatten mehr zu tun, als sie bewältigen konnten; er dachte schon daran, Macho Nne, seinen bebrillten Fahrermechaniker, holen zu lassen, damit er ihnen wenigstens solange zur Hand ginge, bis sie das ganze mechanische Shauri unter Dach und Fach gebracht hatten. Er hatte sich bislang nicht klargemacht, wie unbebaubar weite Strecken ihres Brachlandes wirklich gewesen waren. Jahre größter Anstrengung und dauernder Wachsamkeit würden nötig sein, um es zum Gedeihen zu bringen. Plötzlich war es kein ehrgeiziges Entwicklungsprojekt mehr von fünfhundert kleinen, einer großen Pflanzung angeschlossenen Farmen, sondern wortwörtlich ein riesiger Familienkonzern, in dem jedes Teilchen vom anderen abhängig war.

Diese Anfangsbegeisterung war ja sehr schön, und sie könnte sogar andauern, solange Tante bei guter Gesundheit blieb, Jung Philip auf Draht war und die beiden Frauen, Nell und Jill, wie Niggermädeln von früh bis spät schufteten. Es war alles bestens, solange die Begeisterung anhielt und die motorische Energie des Doktors moderne Heilmethoden und Hygiene durchsetzen konnte, weil der Nig damit ein neues Spielzeug hatte; solange er dachte, er bekäme etwas umsonst und daher gutmütig belustigt die neueste Narrheit des weißen Mannes mitmachte. Es war eine interessante Spielzeugproduktion, und der Wog war ohne Zweifel glücklich wie ein Kind, sie erstehen zu sehen. Es war auch etwas ganz Neues, dieses riesige Kombinat von Farmen, und der Nig war für alles zu haben, das ihm im Augenblick großspurige Vorstellungen von seiner eigenen Wichtigkeit eingab und Einsicht in die dramatischen maschinellen Aufgaben wie Erdbewegungen, Felssprengungen und Buschrodungen bot. Der Nig war von dem langen Strom von LKWs und Traktoren entzückt, von den Bulldozern und mechanischen Schaufeln, Baggern, Zementmischern und den übrigen Maschinen und Fahrzeugen, die klirrend über die Farm rollten.

Es machte viel Krach, und der Nig liebte Krach. Jeder Tag machte eine ganze Ngoma an Krach. Die Frauen waren glücklich über ihr neues Marktzentrum mit den Ständen und Buden und dem Zementboden. Tante Charlotte sprach schon davon, sich die Genehmigung zum Bau einer großen Brauerei mit Alkoholausschank zu verschaffen, wie sie die Südafrikaner für die Goldminenarbeiter in Randfontein und anderen großen Absiedlungen eingeborener Minenarbeiter hatten. Hier in Glenburnie herrschte gegenwärtig bedeutend mehr Bautätigkeit als in Kahawa, wo der große Militärstützpunkt sich täglich ein Stück weiter aus dem häßlichen aufgewühlten rohen Lehmboden hob.

Alles auf Glenburnie würde großartig sein, mußte Brian zugeben, bis sich die Anfangsbegeisterung gelegt haben würde und die Hauptaufgaben gelöst waren, so in zwei, drei Monaten, wenn die Hauptarbeit getan war und die Nigs in die dumpfe Routine ihrer eigenen Landbestellung sanken. Dann wär's Schluß mit dem Jamboree, der lauten Lustbarkeit. Schluß mit der Narrheit des neuen Hüttenbauens; jeder wäre sich selbst überlassen, auf seinem privaten kleinen Königreich von vier Hektar. Dann würde man sehen, aus welchem Holz der Wog tatsächlich geschnitzt war, dann würde man den Wert von Tante Charlottes und George Lockes hochfliegenden Plänen abschätzen können.

Es wird nicht funktionieren, dachte Brian. Es kann nicht funktionieren. Es wird nicht einschlagen, weil es nie eingeschlagen hat, und es wird auch nicht einschlagen, wenn der Wog das Land besitzt, ganz zu schweigen davon, wenn er es anteilig für jemand anders bestellen soll. Es ist dem schwarzen Mann nicht gegeben, schwerer zu ›arbeiten‹ als er muß, um seine Weiber zur Sklavenarbeit für sich anzutreiben. Wie hieß es doch gleich in dem Buch? »Der gebildete Afrikaner fasst nichts Schmutzigeres an als einen Füllfederhalter und hebt nichts Schwereres auf als einen Bleistift.« Und: »Der erfolgreiche Afrikaner ist der erste, der seinen weniger erfolgreichen Brüdern einen Tritt gibt.« Sehr wahre Worte!

Seine Schwester Nell und diese süße, linkische junge Jill schwebten im siebten Himmel mit ihren phantastischen Plänen, die afrikanischen Frauen

zu bessern und zu zivilisieren – besseres Schulwesen für die Kinder, Emanzipation für die jungen Mädchen, Sauberkeit und Hauswirtschaft und Gott weiß was noch alles. Wird nicht klappen. Wenn man ihnen bessere Schulen gibt, verschwinden sie um so schneller in die Städte. Niemand, der schreiben kann, will sich über ein Yam-Feld bücken und Unkraut roden. Die jungen Mädels wollen Lippenstift und Twist. Sie wollen in Warenhäusern, Schönheitssalons und vielleicht auch in Fabriken für ihre eigenen Lohntüten arbeiten. Sie wollen keine Teeplantage mehr mit der Hacke jäten oder auf einem Pyrethrumfeld sich die Fingerkuppen verätzen und noch dabei schwitzen. Wie soll man sie auf der Farm in Schach halten, wenn sie mal Uhuru erlebt haben? Es wird nicht gehen, antwortete Brian bei sich. Sie werden in Massen verschwinden, eine Landflucht ohnegleichen!

Alle sind sie heute so verdammt scharf auf gute Werke, dachte Brian. Selbst Katie haben sie eingefangen – was übrigens nicht erstaunlich ist. Sie hat schon immer viel für ihren lieben Nächsten übrig gehabt, einschließlich meiner Wenigkeit. Wahrscheinlich sollte ich über mich entsetzt sein, daß ich nicht auch voll Liebe für meinen Nächsten bin – und natürlich auch für Katie. Was sie jetzt alle für ein neckisches Spielchen treiben: Katie bleibt weiter hier wohnen, Tante Char ist sittsam und zimperlich, George schrecklich aufmerksam, und Jill kuppelt, daß es ein Blinder merkt – Jesus, nächstens werden sie an langweiligen Abenden noch Pfänderspiele mit Küsschen spielen.

Im Hintergrund steckt vermutlich die Idee, daß ich Katie heiraten und mich zu einem Missionarsdasein der Erziehung und Zivilisierung des edlen Nigs niederlassen soll, bis er genügend humanisiert ist, daß er mich auf meinem eigenen Zivilisationsniveau in den Bauch tritt, statt mich wie bisher im Dunkeln mit seiner Panga zu überfallen. Wenn ich meinen Irrtum bekennen würde, wenn ich zu Tante Charlotte ginge und sagte: liebes Tantchen, ich war ein böser Junge und habe große Fehler gemacht, ich sehe meine Fehler ein und möchte hinfert hier bleiben, Traktoren reparieren und die lieben schwarzen Brüder beaufsichtigen – wenn ich das sage, wird sie mich mit offenen Armen aufnehmen. Und dann werden Katie und ich

heiraten, ›und sie lebten glücklich bis ans Ende ihrer Tage‹. Bloß ich nicht. Ich werde immer im Busch leben wollen. Ich kann dem Farmerleben nichts abgewinnen. Und ganz bestimmt nichts dem Volk.

»Du Halunke mit deinem Selbstmitleid«, sagte er laut. »Du elender, jammernder irischer Waschlappen. Du professioneller kleiner Junge. Du - *Bwana*. Du *Weißer!*«

Er bedeckte das Gesicht mit den Händen. Er hatte unter einer einsamen Akazie auf einem hohen Hügel gesessen, vage in Richtung Des Berges blickend, der wolkenumzogen war. Er mußte etwas eingenickt sein – eine plappernde junge Stimme weckte ihn. Es war das Kind Karioki, das in Begleitung Kidogos den Hügel heraufkam. Der kleine Junge trug einen kurzen Bogen, und über dem Rücken hing ein kleiner Köcher mit Pfeilen. In der einen Hand hielt er ein zerzaustes totes Rebhuhn. Er hob seine Trophäe hoch empor, während er auf Brian zulief.

»Schau!« rief er. »Onkel Brian! Kidogo bringt mir Bogenschießen bei. Ich hab' den Vogel gut getroffen und richtig erlegt.«

Er kam näher und hielt Brian das Rebhuhn unter die Nase, damit er es ordentlich bewundern könnte. Es war das erstemal, daß der kleine Junge ihn anredete – das ›Onkel Brian‹ verursachte ihm einen Schock, wenn er sich auch daran gewöhnt hatte, daß der Kleine seine Tante mit ›Tante Charlotte‹ anredete.

»Es ist sehr hübsch und wird bestimmt gut schmecken«, sagte Brian pflichtschuldigst.

»O ja«, meinte der kleine Junge. »Kidogo hat versprochen, später ein Feuer zu machen, und dann grillen wir es, wie er es mir von dir erzählte, als *du* noch ein kleiner Junge warst.«

Jetzt lächelte Brian ehrlich.

»Das ist fein.«

Der alte Mann war inzwischen herangekommen und hockte sich vor Brian hin.

Kidogos Stimme klang empört. »Weißt du, *Bwana*, daß dieses Kind völlig unwissend ist? Nichts hat man ihn gelehrt! Nicht einmal mit einem Bogen

konnte er umgehen, ehe ich es ihm beibrachte! Er weiß nichts von Speeren, Messern oder Schlingen. Zwar kennt er die Bücher der Wazungu sehr gut – sie schicken ihn regelmäßig in die Schule. Aber als Mann hat er keine Kenntnisse von Wert!«

Brian grinste und nahm dem Jungen den Bogen aus der Hand. Er spannte ihn einmal und gab ihn Karioki zurück.

»Ein guter Bogen«, sagte er. »Kräftig, aber nicht zu kräftig. Ich glaube bestimmt, daß Kidogo dich das Bogenschießen gut lehren wird.«

»Jetzt macht er mir auch noch einen Speer«, sagte Karioki. »Einen kleinen. Ich wollte seinen werfen, doch er war zu schwer. Aber jetzt muß ich nach Hause«, sagte er dann, »muß die Pferde für Miß Jill und Miß Katie fertigmachen. Wir reiten nämlich immer zu dieser Tageszeit aus«, sagte er wichtiguerisch. »Ich bin der Groom.«

Und damit lief er den Hügel hinunter, den Vogel in der einen Hand und den Bogen in der anderen schwingend.

»Mtoto mzuri. Ein guter kleiner Junge«, sagte Kidogo. »Zu schade, daß man ihm nichts von seiner eigenen Art beigebracht hat. Erinnerst du dich noch, wann wir ihn heimbrachten, Bwana?«

Brian räusperte sich.

»Ja«, antwortete er, »ich erinnere mich noch sehr gut.«

»Es ist seltsam, wenn man bedenkt, daß er jetzt nicht glücklich den Hügel hinunterlief und den jungen Memsabs die Pferde sattelte, wenn wir ihn damals bei seiner toten Mutter gelassen oder ihm den Schädel eingeschlagen hätten«, meinte Kidogo. »Je älter und steifer ich in den Gliedern werde, desto häufiger denke ich solche Gedanken – wie gewisse Dinge wären, wenn andere sich nicht ereignet hätten. Ich habe in letzter Zeit viel nachgedacht.«

»Worüber hast du am meisten nachgedacht, alter Mann?« Brian zog ein Päckchen Zigaretten aus der Tasche und schüttelte zwei für sich und den alten Ndrobo heraus. »Ich habe auch einiges gedacht. Viel. Ich dachte gerade nach, während du mit Mtoto den Hügel heraufkamst. Ich dachte, es

wäre vielleicht Zeit, daß wir wieder in den Busch zurückgingen. Wir waren jetzt lange genug bei den Farmern hier.«

Kidogo kratzte sich im Nacken. Er sieht älter, dürrer und grauer aus, dachte Brian, ähnelt mehr denn je einem uralten schwarzen Chinesen. Er hatte sich in letzter Zeit nicht mehr die Mühe gemacht, die langen weißen Haare, die sich von seinem Kinn herunterringelten, auszuzupfen. Seine Brustmuskeln waren völlig eingefallen, und sein Brustbein stach scharf wie die Schneide einer Axt hervor.

»Bwana?« Kidogos Stimme klang leise.

»E-e?.«

»Du wirst mir nicht böse sein, Bwana? Ich habe dir immer die Wahrheit gesagt.«

»Hapana. Ich werde nicht böse sein. Was willst du sagen?«

»Ich glaube, wir sollten nicht in den Busch zurückgehen, Bwana. Ich glaube, wir sollten nicht mehr die ganze Zeit jagen gehen, Bwana. Ich glaube, die Zeit zum Jagen ist vorbei. Ich glaube, wir Jäger werden aussterben – wir sind schon verschwunden wie die Athi – mit Ausnahme einiger weniger. Ich bin alt, Bwana, und ich werde bald sterben. Dann bleibst nur noch du zurück, und es ist schlecht, allein zu jagen. Alles ist schlecht, wenn man es allein tut, aber allein jagen ist unmöglich. Der Mann wurde nicht geschaffen, um allein zu leben. Auf jeden Fall wurde er nicht geschaffen, um allein zu jagen.«

Brian erwiderte nichts. Er würde den alten Mann sein Sprüchlein sagen lassen, ohne ihm zu helfen. Kidogo also auch, dachte er etwas bitter. Das reinste Komplott. Jeder hat sich gegen mich verschworen.

»Unajua«, sagte der alte Mann schließlich, »du weißt, daß ich überall mit dir hingeh, solange ich kann, Bwana.«

»Kweli. Ninajua. Ich weiß es.«

»Daher dachte ich, daß es vielleicht besser wäre, wenn wir nicht mehr so oft in den Busch gingen; daß es vielleicht besser wäre, wenn du heiraten würdest und Kinder hättest, daß ich sie noch unterrichten kann, ehe ich zu alt werde. Ich dachte, es wäre eine Schande, wenn die Kinder des Bwana so

unwissend aufwachsen wie dieser kleine Karioki, bloß weil ich tot oder zu alt bin, um sie zu unterrichten.«

»Vibaya sana! Es wäre schade«, sagte Brian gedehnt. »Du schlägst also vor, ich solle heiraten und Kinder haben, hm?«

»Ndio, Bwana. Es ist Zeit, daß du dir wieder eine Frau nimmst. Als du das erstemal geheiratet hast, waren die Zeiten sehr unruhig. Du wirst langsam auch ein Mzee wie ich jetzt. Bald wirst du zu alt sein, um an einer Frau Gefallen zu haben.« Der alte Ndrobo kicherte. »Ich scherze natürlich, Bwana. Aber jünger wirst du nicht. Ein Mann sollte Vergnügen an seinen Kindern haben, sollte mit ihnen aufwachsen, solange er noch jung ist, und nicht warten, bis er zu alt und müde ist, um sie jagen und fischen und die Kenntnisse von Tieren und Wäldern zu lehren.«

»Ich bin auch deiner Meinung«, sagte Brian. »Aber ich kenne keine Mwanamke, die ich heiraten könnte. Außerdem sind Frauen sehr teuer. Ich habe kein Geld, mir eine Frau zu kaufen. Sina feza.«

Der alte Mann lachte wieder gespreizt.

»Ich weiß, daß der Bwana einen Haufen Geld hat. Und wenn er keins hätte, so hat die junge Memsaab *Keti* viel Geld, sonst hätte sie es sich nicht leisten können, die Safari zu kaufen. Alle Merikani-Frauen haben viel Geld, sonst würden sie nicht so weit übers Meer fahren, um mit dem Bwana und mir zu jagen.«

»Gut gebrüllt, Löwe«, sagte Brian auf englisch. Dann: »Aber ich weiß ja gar nicht, ob die Memsaab Katie mich heiraten will. Vielleicht hat sie schon einen Mann. Vielleicht hat sie einen Mann gehabt und will keinen anderen mehr.«

»Jetzt macht der Bwana aber wirklich Scherze. Die Memsaab *Keti* weint viel, wenn sie an den Bwana denkt. Sie ist traurig, weil du sie nicht heiratest. Ich glaubte, als du auf Safari bei ihr lagst, als sie zu dir ins Zelt kam, daß du die Absicht hattest, sie zur Frau zu nehmen. War sie nicht angenehm im Bett?«

»Kümmere dich gefälligst um deinen eigenen Dreck. Mein Liebesleben geht dich nichts an«, sagte Brian. Dann: »Doch, sie war sehr angenehm.

Sag mir, Mzee, gibt es noch einen anderen Grund, weshalb du dem Habicht die Flügel stutzen, den Elefantenbullen in eine Borna mit Frauen und Ziegen sperren willst?«

Kidogo sah Brian mit beinahe bittenden Augen an.

»Mach jetzt keine Scherze mit mir, Bwana. Ich meine es ernst. Es hat mir nicht gefallen, daß du wieder krank wurdest. Es gefällt mir nicht, wenn du traurig bist und zuviel trinkst und krank wirst. Wenn du wieder fortziehst, wirst du jedes Mal mehr trinken und kränker werden, und schließlich wirst du sterben oder Invalide fürs Leben und dir selbst eine Last sein, was für einen Mann wie dich schlimmer ist als der Tod. Aber du wirst viele zurücklassen, die dich ewig betrauern werden. Ich werde traurig sein, und die Große Memsaab wird traurig sein, und die Memsaab *Keti* und all die anderen. Sie werden alle trauern. Es ist nicht gut, andere Menschen traurig zu machen, indem man den leichtesten Weg aus dem Wald wählt und einfach stirbt, Bwana.«

»E-e«, sagte der Bwana, weil er nichts Besseres zu sagen wußte. Diesmal hatte der Alte einen Nerv getroffen. So habe ich es noch nicht angesehen, dachte er. Er nickte Kidogo zu.

»Weiter, Mzee«, sagte er. »Ich bin ganz Ohr.«

»Die Zeit für den großen Wandel ist angebrochen, Bwana. Ich habe in meinem Leben viele Veränderungen gesehen – seit ich ein kleiner Junge war, dann als junger Mann, als dein Vater ins Land kam; Veränderungen, als du geboren wurdest, und jetzt mehr denn je große Veränderungen. Sehr große. Alle Watu, weiß und schwarz, wandeln sich. Bald wird es keinen großen Busch in Afrika mehr geben; bald werden hier nur noch große Shambas wie diese hier und Städte und immer mehr Menschen sein. Ich erinnere mich noch gut an die Zeit, als *alles* das hier nur ein großer Busch war, Bwana. Fast noch zu deiner Zeit. Jetzt siehst du es voll Männer und Maschinen, die wie Flusspferde schnauben, wie ein Elefant im Bauch rumpeln und die Jahresarbeit von tausend Männern in einer Woche verrichten. Man kann nichts gegen diesen Wandel unternehmen, Bwana.

Man kann ihn nur mitmachen. Ich werde die Lösung nicht mehr erleben, aber du wirst es. Und deine Kinder werden es. Wenn du welche hast.«

Brian zündete sich eine neue Zigarette an, blies einen Ring in die Luft und durchstach ihn mit dem Zeigefinger.

»Ich fürchte, du hast verdammt recht«, sagte er mehr zu sich als zu Kidogo. »Alles ändert sich, bloß der alte *Dinosaurus Rex* Dermott, das unverbesserliche lebende Fossil nicht. Und wie soll ich mich deiner Meinung nach dieser Änderung gegenüber verhalten, alter Mann?« Die Nachmittagsbrise ließ die Rauchwölkchen davonschweben.

»Früher, als ich noch ein wilder junger Mshenzi im Dschungel war, ehe ich deinen Vater traf, hoffte ich, eines Tages der größte Jäger der Welt zu werden. Ich fürchtete mich vor nichts – allein wollte ich einen Elefanten mit einem Speer erlegen. Ich war damals eben jung genug, um so zu denken. Einmal beschlich ich einen alten Bullen. Der Wind drehte sich, und er witterte mich. Er fuhr herum und griff mich an, trompetete furchtbar und streckte den Rüssel wie eine Schlange nach mir aus. Ich warf zwar meinen Speer, aber er blieb nur einen Augenblick in seinem Rüssel oben stecken, dann schüttelte er ihn ab. Für ihn war es nicht mehr als der Stich einer Tsetsefliege. Mein Mut verließ mich, und ich sprang zur Seite gegen den Wind und entfloh, ohne Ehre einzuheimsen. Ein alter Mann hatte mich vorher schon mal prahlen hören, und jetzt hörte er auch von meinem knappen Entkommen. Worauf er mich eines Tages in die Wälder nahm und wir lange Zeit einem einsamen Bullen nachspürten. Schließlich erwischten wir ihn. Er schlief im Schatten, schaukelte hin und her und schnarchte.

Der alte Mann gab mir ein Zeichen zu warten und schlich sich ganz leise hinter den Bullen. Er hatte einen sehr scharfen, sehr schweren Simi und einen langen schlanken Speer mit. Er steckte den Speer in den Boden und schlich sich nur mit dem scharfen schweren Schwert hinter den Elefanten. Als er die Hinterhand des Elefanten erreicht hatte, schwang er das Schwert mit aller Macht gegen das Bein des Tieres und durchschnitt ihm die Knieflechse. Wie du ja weißt, kann sich der Elefant auf drei Beinen nicht gut bewegen. Der alte Mann ging zurück und holte seinen Speer, den Simi

jetzt in den Boden pflanzend. Der Elefant trompete vor Schmerzen und Zorn, konnte aber, da seine Knieflechse durchschnitten war, nicht weglaufen. Worauf der alte Mann den günstigsten Augenblick abwartete. Plötzlich machte er einen Satz von hinten nach vorn an die Seite und stieß dem Elefanten den Speer in die Lungen wie einen Finger ins Fett. Nach einer Weile verblutete der Elefant, und dann nahm der alte Mann sein Messer und schnitt Steaks aus dem toten Elefanten. Ich ging zurück, um die Watu zu benachrichtigen, und wir feierten tagelang, alles sang und tanzte und lobte die Weisheit des alten Mannes.«

»Nimekufahamu. Ich habe dich verstanden, Bwana Äsop«, sagte Brian grinsend, als der alte Mann geendet hatte. »Es gibt noch andere Möglichkeiten, eine Katze umzubringen, als sie in Butter zu ersticken.«

»Genau«, meinte Kidogo grinsend. »Du kannst das Kommende nicht besiegen, indem du ihm ins Gesicht springst oder indem du davonläufst, Bwana. Mir scheint, die Große Memsaab, deine Tante, hat dieselbe Idee wie der alte Mann, als er mich lehrte, Elefanten zu töten. Es gibt viele Möglichkeiten, Elefanten zu töten – mit vergifteten Pfeilen, durch einen vom Baum hängenden beschwerten Speer, indem man sich mit einem scharfen Speer bewaffnet auf einen Ast legt und dem Elefanten auflauert, indem man aus einem Ring voll langer Nägel eine Schlinge macht, in der er sich mit einem Bein verfängt. Aber noch kein Mann hat je einen Elefanten getötet, indem er auf ihn zusprang und ihm den Speer ins Gesicht warf. Ich glaube, du solltest deiner Tante helfen, ihrem Elefanten die Knieflechse durchzuschneiden.«

»Ich würde umkommen, wenn ich auf dieser Shamba ewig gefangensäße und wie ein Fundi für diese Farmer arbeiten müßte«, sagte Brian. »Ich könnte es nicht ertragen.«

»Du wirst aber noch mehr umkommen, wenn du's nicht tust«, erwiderte der alte Mann scharf. »Ein Mann kann alles, was und wenn er muß. Und außerdem wärest du ein Narr. Nur Narren fechten Kämpfe aus, die sie nicht gewinnen können. Du kannst die Schlacht gegen die neue Welt nicht gewinnen, indem du so tust, als seist nur du im Recht und die Welt sei im

Unrecht. Die Zeiten haben sich geändert, Bwana. Das habe ich mir erst letzten Monat so richtig klargemacht, als ich zusah, wie deine Tante aus Affen Menschen machte. Vielleicht sind sie immer noch Affen, aber wenigstens lehrt sie sie, auf die Bäume zu klettern und anderen Affen die Nüsse hinunterzuwerfen.«

»Vielleicht gefielen sie mir besser, als sie sich noch gegenseitig mit Nüssen bewarfen«, murmelte Brian, aber er war doch ziemlich beeindruckt von der hohen Meinung des alten Mannes über Charlotte Stuarts Farmprojekt. »Du hast auch noch andere Gedanken über die Sache, Mzee?«

»Ich habe andere Gedanken. Ich habe immer noch ein paar Reservegedanken in meinem Köcher. Bedenke, daß der Elefant, das klügste aller Tiere, möglicherweise nicht weiß, was er tut, wenn er so viele Dômpalmfrüchte frisst, daß er magenkrank wird. Aber er weiß genug, um häufig für Verdauung zu sorgen, und so scheidet er die Kerne der Dômpalmfrucht aus und so dicht wie möglich am Wasser. Die Kerne werden von dem Elefanten selbst in die Erde gestampft. Sie wachsen zu neuen Palmbäumen heran, die frische Nüsse tragen, und so hat der Elefant seine eigene Nahrungsquelle in einem endlosen Kreis geschaffen: zuerst die Nüsse, dann das Ausscheiden der Nüsse, dann der Baum, dann neue Nüsse, dann das Ausscheiden, dann neue Bäume. Und er hat damit nicht nur eine Lieferquelle für seine Nahrung geschaffen, sondern auch den Schatten, in dem er stehen, sich den Bauch füllen und mit dem Abfall seines Fraßes neue Bäume schaffen kann. Und du hast auch bemerkt, daß der Elefant zwar die meisten Bäume niederreißt, sie entrindet und kahlfrißt und sie dem Tod überantwortet, die Dômpalme aber nur sanft mit dem Kopf anstößt, um die Nüsse herunterzuschütteln. Das hast du schon viele Male gesehen.«

»Stimmt«, sagte Brian. »Weiter, alter Mann. Ich warte mit begierigen Händen und offenem Sinn auf deine Weisheit.«

»Wäre besser, du würdest sie auch mit offenem Herzen empfangen«, erwiderte Kidogo scharf. »Die Zeit ist gekommen, wo keine Wälder mehr niedergerissen werden dürfen und wo man Nüsse pflanzen muß, Bwana. Die Zeit ist gekommen, wo man die Affen erziehen und Kinder aus ihnen

machen muß. Dann wird die Zeit kommen, wo man aus den Kindern Männer machen muß, wie ich diesen kleinen Jungen Bogenschießen lehre. Das ist alles, was ich zu der Sache zu sagen habe – halt, noch eins!«

»Schieß los«, sagte Brian. »Was?«

»Du wirst wahrscheinlich sehr böse mit mir sein, wenn ich es sage. Aber ich glaube, die Zeit ist auch für dich gekommen, kein kleiner Junge mehr zu sein. Ich glaube, die Zeit ist für dich gekommen, ein Mann zu werden. Du warst lange genug ein Junge, zu lange, Bwana. Du kannst mich wegen dieser ungehörigen Bemerkung schlagen, wenn du willst.«

Der alte Mann schwieg und senkte den Kopf. Brian klopfte ihm auf die Schulter.

»Ich würde dich nicht schlagen, selbst wenn du lügst. Ich schlage dich nicht, weil du die Wahrheit sagst, auch wenn sie schmerzlich ist. Ich habe Ähnliches gedacht, als du mit dem kleinen Jungen ankamst. Aber ich sage dir ehrlich, alter Mann, ich weiß nicht, ob ich das Zeug habe, mich zu ändern.«

»Man weiß nie, wozu man das Zeug hat, bis man sich an einer schwierigen Aufgabe versucht, Bwana. Als du einmal das Hinterbein des Landrovers brachst, so daß der Fuß nicht mehr halten wollte, hast du einen Stock unter den langen Balken gestoßen, der die beiden Vorderfüße hält, und so kamen wir nach Hause, auf drei Füßen und einem Stock. Das ist ungewöhnlich. Und vergiß auch nicht: wenn ein Leopard nicht anbeißt, gibst du deswegen noch lange nicht alle Leoparden, alle Bäume und alle Köder auf. Du versuchst es mit anderen Ködern und Bäumen, und schließlich beißt der Leopard an, und du schießt ihn.«

Brian stand auf und reckte sich. Er streckte eine Hand aus und half dem alten Mann auf die Beine.

»Komm«, sagte er. »Gehn wir zum Bwana Dokitari hinunter. Ich muß einiges mit ihm besprechen.«

»Siwezi. Nein, ich kann nicht«, erwiderte der alte Mann. »Ich muß einiges in dem großen Haus erledigen. Ich bin schon spät dran, muß mich beeilen. Überlege dir gut, was ich gesagt habe, Bwana. Die Zeit ist jetzt gekommen,

daß du dich entschließen mußt. Ich hoffe, du beschließt, ein Mann zu werden.«

Kidogo legte einen lang ausgreifenden Schritt vor, zeigte keinerlei Alterserscheinung, über die er sich noch soeben beklagt hatte. So könnte er den ganzen Tag laufen, dachte Brian; den ganzen Tag, die ganze Nacht und vielleicht noch den nächsten Tag. Komischer alter Kauz. Könnte es sein, daß alle recht haben, bloß ich nicht? Wenn Kidogo, einer der wenigen echten Wilden, die heute noch leben, die Dinge so klar sehen kann, wäre es möglich, daß sich in Kenia doch noch alles zur Zufriedenheit für Schwarz und Weiß lösen könnte? Meine Vernunft sagt *nein*, dachte Brian trotzig, als er langsam zum Hospital hinunterging. Der Doktor wollte, daß er ein kleines elektrisches Reserveaggregat installierte, das eines Tages für nächtliche Notoperationen eingesetzt werden könnte, falls die große Maschine ausfiele. Das brauche ich auch, dachte er bitter, einen Reservedynamo für Brian Dermott, für den Fall, daß die große Maschine ausfällt.

Er blickte vom Hügelgrat hinunter und sah die rohen roten Streifen der im Bau befindlichen neuen Straßen, überall krochen Fahrzeuge – LKWs, Raupenkettenwagen, Traktoren, Bulldozer. Brian hatte als Kind auf jedem Quadratzoll dieses Landes gejagt. Damals hatten noch riesige Wildherden auf ihm gegrast. Auf dem Hügel, zum Beispiel, auf dem er jetzt stand, hatten sich Löwen in der Sonne gebalgt. Jetzt gab es kein Wild mehr auf den Ebenen, nichts als verfluchte Farmen und einen gottverfluchten Verkehr. Man könnte ebensogut in der Stadt wohnen. Es wurde immer schlimmer, selbst an den Rändern der wenigen unverdorbenen Gebiete, wo sich noch Wild aufhielt. Ikoma in Tanganjika hatte Brian immer ganz besonders geliebt; die Eingeborenensiedlungen hatten sich aber in den letzten zehn Jahren vom Oberen zum Unteren Grummettfluß ausgebreitet, und ganze Quadratmeilen Land, die einst den riesigen Überfluss aus den Wanderungen in der Serengeti-Steppe liebend gerne aufgenommen hatten, beherbergten heute Rinderherden und meckernde Ziegen. Der gottverdammte weiße Mann, dachte Brian; alles seine Schuld, mit seinen

verfluchten Straßen und Dämmen und seiner Technisierung. Sein verfluchter *Fortschritt* – Fortschritt in der Politik, im Krieg, in der Habgier, im Unglück. Uhuru dem Fortschritt. Hol Uhuru der Teufel!

Ja, Dermott, da stehst du nun, dachte Brian seufzend. Wird Zeit, daß du den Tatsachen endlich ins Auge siehst. Zeit, sesshaft zu werden und das Beste zu hoffen. Entschließe dich für einen Kompromiss, mein Junge, und mach alle glücklich, bloß dich selbst nicht. Geh zu Tante Charlotte und sprich unter vier Augen mit ihr. Geh zu Katie und stell ihr die berühmte Frage. Geh und installier dem Doktor seinen verfluchten Dynamo. Lös dich vom Stamm der Jäger, Junge, und wirf deinen Speer fort. Nimm statt dessen den Pflug in die Hand. Nimm die Bürde auf dich. Das Fernsehen liegt gleich um die Ecke.

Man könnte meinen, ich verurteilte mich zu lebenslänglichem Zuchthaus, dachte Brian mit bitterer Belustigung. Dabei geht's doch um diese schöne Frau Katie mit dem Silberhaar und den großen verschleierten grauen Augen; um die gütige Katie, die so leicht verletzliche, sanfte Katie mit ihrer oft heiseren Stimme, um die Frau, die mich lieben und hegen will und für alle anderen wie für sich etwas tun will. Es geht um diese feine Farm, von der mir ein Drittel gehören wird, wenn alles gut geht, und nicht weniger, wenn's schief geht. Ich habe nicht das geringste zu verlieren, wenn ich mich endlich der Zivilisation in die Arme werfe. Ich muß schon ein Mordsdickkopf sein, daß ich dauernd mit mir selbst darüber streiten muß.

Er ging jetzt stetig auf das Haus zu. Der Doktor und sein Dynamo konnten, verdammt noch mal, warten. Es war gerade die richtige Zeit, um mit Tante Charlotte zu sprechen, und trotz seiner düsteren, sarkastischen Gedanken fühlte er sich schon etwas erleichtert. Es war ebenso klar, wie er über zu Ende geführte Safaris und das alte lockere Leben, das mit ihnen verbunden war, volle Klarheit hatte. Jedes Mal wurden diese Safaris mühseliger und uninteressanter, und er hatte es langsam satt, amerikanischen Ölmillionären und deren Frauen mit den hungrigen Augen Vorlesungen über Naturgeschichte zu halten. Warum nicht zur Abwechslung den künftigen Beherrschern der Welt die einfachen

Funktionen des Verbrennungsmotors erklären? Vielleicht kamen sie eines Tages noch soweit, daß sie zwischen Motorenöl und Karo Syrup unterscheiden konnten?

64

Katie Crane klapperte auf hölzernen Absätzen in weichen Jodhpurstiefeln die Treppe herunter und erspähte Charlotte Stuart auf der Veranda. Der kleine Junge Karioki war schon vor dem Haus erschienen, die Zügel von Katies grauer Stute und Jills rotem Wallach locker über den Sattelknopf seines Ponys geschlungen. Katie hatte einen Mittagsschlaf gehalten; ihr Gesicht fühlte sich aufgedunsen an, und ihre Lippen waren trocken. Ein Galopp wird mir gut tun, dachte sie. Sie hatte eineinhalb Stunden wie eine Tote geschlafen.

»Wo ist Jill, Tante Charlotte?« fragte Katie die alte Dame, als sie auf die Veranda hinaustrat. »Ich habe mich, glaub' ich, verspätet. Ich habe wie ein Murmeltier geschlafen. Ich muß mich mit den Mittagessen auf Glenburnie in acht nehmen, bin auf dem besten Weg, meine Figur zu verlieren, wie wir in County Cork immer sagten.« Sie lächelte.

»Jill reitet heute nicht aus. Sie und Philip mußten nach Nyeri fahren, um irgend etwas Geheimnisvolles zu erledigen. Vielleicht kriegen wir ein Baby – wer weiß? Sie bat mich, Ihnen zu sagen, Sie brauchten nicht auf sie zu warten. Sollen wir Ihren kleinen Groom fortschicken und ein bißchen plaudern?«

Katie gähnte.

»Pardon. Nein, lieber nicht. Ich habe zu lange geschlafen. Ich werd' doch einen kleinen Ritt machen. Ein leichter Galopp und ein bißchen Wind um die Nase – aber heute werde ich wohl am besten Jills roten Donnerkeil reiten. Meine alte graue Stute ist nicht mehr, was sie war, in mehr als einer Hinsicht. Sie würde mich bloß wieder in Schlaf wiegen.«

»Hmm, wahrscheinlich haben Sie recht.« Die alte Dame kratzte sich das Kinn. »Er ist ziemlich lebhaft, der Rote, und ein Maul hat er wie Gusseisen.«

»Ich werd' schon mit ihm fertig. Karioki, bring mein Pferd wieder in den Stall. Ich reite Miß Jills Wallach.« Sie lief die Treppe herunter. »Hier, ich halte den Roten solange, bis du die alte Leisetreterin in den Stall gebracht hast.«

»Augenblick, Karioki!« rief Charlotte Stuart. Dann sagte sie zu Katie: »Ich bin nicht ganz glücklich bei dem Gedanken, daß Sie nur in Begleitung des Kleinen in der Gegend herumreiten wollen. Ihr Pferd könnte in ein Loch treten oder sonst was. Es wäre besser, wenn noch jemand mitkäme. Karioki, hol einen der Boys, damit er hinterher läuft. Das Küchen-Mtoto, irgendeinen.«

»Der alte Kidogo ist hinter dem Haus«, sagte Karioki. »Würde er genügen? Ich weiß allerdings nicht, ob er reiten kann.«

»Der braucht nicht zu reiten«, sagte die alte Dame. »Hol ihn her. Er ist gerade der Richtige. Er kann schneller laufen, als die beiden Klepper galoppieren können. Es soll bloß jemand in der Nähe sein, nicht mehr.«

»Ich möchte Ihnen aber keine Umstände machen«, sagte Katie, in den Sattel des roten Pferdes steigend, das nervös im Kreis tänzelte und an seinem Gebiss riß. »Na, na! Langsam, Junge.« Sie fuhr ihm mit der Hand über den Hals und kraulte ihm die lange rote Mähne. »So ist's recht. Guter Junge.« Das Pferd beruhigte sich und trat mit gesenktem Kopf im Halbkreis herum.

»Gut, gut«, sagte Katie. »Sollst deinen Willen haben. Schicken Sie mir die Leibwache nach. Ich reite los. Meine Kavallerie soll meiner Staubwolke folgen. Hurra!« rief sie hutschwenkend und dem roten Wallach eins in die Seite gebend. »Auf geht's!« Das Pferd fiel sofort in Galopp und setzte elegant über eine kleine Hecke, als Katie es hoch- und hinüberriß.

»Ganz gute Zügelführung, das Mädchen«, murmelte Charlotte Stuart, »Macht überhaupt alles gut. Ah –« Karioki war wieder um die Ecke des

Hauses getreten, hinter ihm her trottete Kidogo. Am Fuß der Treppe lehnte Kidogo sich auf seinen Speer und blickte zu der alten Frau auf.

»Geh mit dem Kleinen mit und folge der Memsaab«, sagte Charlotte Stuart auf Kisuaheli. »Sie reitet allein, und ich habe Angst wegen des Pferdes. Es könnte vor einer Schlange scheuen oder in ein Loch treten und die Memsaab abwerfen. Stör sie nicht – halt dich in gehöriger Entfernung.«

»Ndio, Memsaab«, antwortete Kidogo, mit dem Speer salutierend. »Komm, Kleiner. Ich kann so schnell traben wie dein Pony, vielleicht noch schneller.« Der alte Mann lief in einem schlendernden Trab los, das dicke Pony sprang nebenher. Charlotte Stuart lächelte über dieses Bild von Alt- und Jung-Kenia; der mit dem Speer dahintrottende alte Mann und der keck im Sattel seines Scheckenponys sitzende kleine Junge.

65

Sie waren etwa zwanzig Minuten fort, die Sonne senkte sich jetzt ziemlich schnell, als Brian die Verandatreppe heraufkam und sich auf die oberste Stufe setzte. Er war heiß vom Laufen und schwitzte; sein braungebranntes Gesicht war gerötet, und in seinen Augen lag ein Eifer, den seine Tante seit seiner Krankheit nicht wieder bemerkt hatte.

»Wo ist Katie?« fragte er, sich gegen den Eckpfosten des Geländers lehrend und ein Knie mit den Händen umklammernd.

»Reitet aus, wie üblich. Mit Karioki. Jill ist in der Stadt. Ich habe den alten Kidogo als Leibwache mitgeschickt. Katie reitet den Roten, und ich hatte Angst, er könnte sie abwerfen.«

»Gut«, sagte ihr Neffe anerkennend. »Bulldozers kommen und gehen, aber Ameisenbären und Warzenschweine und Dachse machen immer noch Löcher in den Boden, damit Pferde hineintreten können. Ich hab' nie verstanden, weshalb ein Pferd sich so furchtbar anstrengt, um in Löcher zu fallen oder zu stolpern. Ich misstraue allen Pferden.«

»Ich auch, besonders denen, auf die ich bei den Limuru-Rennen gelegentlich gesetzt habe. Bin übrigens seit Jahren nicht mehr bei einem Rennen gewesen. Wenn die Arbeit hier über 'n Berg ist, muß ich wieder mal hin. Wie ich höre, soll die neue Bahn in Ngong ganz nett sein.«

»Ich hab' sie noch nicht gesehen«, erwiderte Brian. Er lehnte sich vor, und seine Stimme klang dringlich. »Tantchen, es hat keinen Zweck, wie die Katze um den heißen Brei zu gehen. Gilt dein Angebot noch –, daß ich mich als lustiger Farmer mit Dung an den Stiefeln und Heu im Haar hier niederlassen kann?«

Charlotte Stuart hob eine Augenbraue und sah ihrem Neffen unglaublich ähnlich.

»Natürlich. Ich habe es nie zurückgezogen. Es würde mich sehr glücklich machen, wenn du's annähmest, das weißt du. Wie kommt es denn zu diesem plötzlichen Wetterumschlag in den unsteten Gedankengängen meines Herrn Neffen?«

Brian faßte sich an den Schnurrbart und war verlegen.

»Eine Menge Gründe. Eine ganze Kollektion. Ich möchte aber nicht unter falscher Flagge zu dir kommen, Tantchen. Ich bin nach wie vor davon überzeugt, daß dein Projekt missglücken wird und daß man uns alle früher oder später hinauswirft, sobald die Schwarzen an die Macht kommen. Aber ich bewundere deine Mühe – und, na ja, ich möchte meinen Anteil an der Sache übernehmen, möchte helfen, soweit ich kann. Vielleicht kann ich nicht viel, aber wenigstens habt ihr dann einen mehr auf der Farm. Schwacher Kopf – starke Muskeln. Nützlicher Neffentyp.«

»Und dein Safari-Geschäft? Was soll daraus werden?«

»Ich lass' es noch 'ne Weile weitergehen. Ken ist ein tüchtiger Büroleiter, und es gibt noch 'ne Menge Jäger, die für's nächste Jahr und ein paar weitere alle Hände voll zu tun haben werden, zum mindesten, solange es noch Wild gibt. Wir haben einen Haufen Voranmeldungen. Ich dachte mir, daß ich dann und wann mit einem meiner alten Stammkunden einen kleinen Trip mache – so 'ne Art Picknick-Safari. Weißt du, wenn der Dunggestank und das Geratter der Traktoren mir zu sehr auf die Nerven geht.« Er grinste.

»Du brauchst dir aber keine Sorgen zu machen. Es werden nur Trips sein, zu denen ich meine Frau mitnehmen kann.«

»Oh? Du trägst dich also mit dem Gedanken, dir wieder eine Frau zu nehmen? Wen denn, wenn man fragen darf?« Charlotte Stuart versuchte, den Triumph in ihren Augen zu unterdrücken.

»Ich dachte an unseren Gast, Mrs. Crane – wenn ich mit der Billigung aller hier rechnen darf. Und da bin ich ganz sicher – denn ich bin weder blind noch ein kompletter Idiot. Die einzigen, die diese Kuppellei nicht mitgemacht haben, sind Katie und ich. Tu bloß nicht so unschuldig, Charlotte Stuart.«

»Ich kann mir nichts Netteres vorstellen, als das Mädchen zur Schwiegertochter zu bekommen«, erwiderte Charlotte Stuart. »Und ich weiß sehr genau, daß sie ganz verrückt nach dir ist. Weiß zwar nicht warum, aber sie ist es auf jeden Fall. Ich habe dazu nur dies zu sagen: Heirate diese gute junge Frau nicht bloß, um eines Tages wieder davonzulaufen und ihr das Herz zu brechen, wenn du's satt hast, was bombensicher kommen wird. Wenn du nicht tief im Innersten sicher bist, daß du sie glücklich machen kannst, dann lass sie in Ruhe und geh lieber auf deine Safaris. Wir brauchen dich zwar auf der Farm, aber nicht so dringend, daß du uns mit deiner Anwesenheit einen Gefallen tust. Ist das klar?«

»Klar. Und nun will ich dir ebenso klar sagen, daß mit mir kein Wunder geschehen ist, wie sie in schlechten Romanen und Filmen vorkommen, die mich plötzlich umgestimmt haben. Ich habe bloß auf einem Berg gesessen, mit weiter Aussicht, und was ich sah, war sicherer Untergang für mich und jedermann, wenn einige von uns nicht die Ohren steifhalten und einen ehrlichen Versuch machen.

Ich bin kein junger Mann mehr, der sich nach einem ungeküßten Mädchen sehnt, Charlotte Stuart. Bin auch keiner dieser passionierten Farmer, die dauernd Erdproben in der Hand zerkrümeln und Weizenähren knabbern. Ich bin kein Mann, der aus Liebe stirbt oder sich wegen einer verlorenen Sache umbringt. Aber ich erkenne die Zeichen der Zeit, die mir bedeuten, daß ich nicht mehr in der Vergangenheit oder für die Zukunft leben kann, wie mein

Vater es sicherlich tat, auch kann ich mich unvermeidbaren Entwicklungen nicht entgegenstemmen. Ich habe mich heute lange mit Kidogo unterhalten; er hat mir bittere Wahrheiten gesagt, den gesunden Menschenverstand gepredigt. Das gefiel mir zwar nicht sehr, aber ich muß zugeben, daß etwas dahintersteckte. Wahrscheinlich habe ich eben langsamer als andere die Wirklichkeit begriffen. Außerdem«, Brian machte eine Pause und lächelte verschämt, »außerdem sagte er, sei es langsam Zeit, daß ich den kleinen Jungen in die Ecke stelle und ein Mann werde.«

»Ich bin ganz seiner Meinung«, erwiderte Charlotte Stuart spitz. »Das war längst fällig!«

»Ich bin zu demselben Schluß gekommen«, sagte ihr Neffe. »Ich kann nur das eine sagen, Tante Char, ich werde mich, so gut ich es kann, für eine, wie ich glaube, schlechte Sache anstrengen. Ich werde so schwer arbeiten, wie ich kann. Ich werde meine persönlichen Gefühle zurückstellen, soweit ich kann, und, werde versuchen, dein Experiment mit allen mir zur Verfügung stehenden Kräften zum Erfolg zu führen.«

»Mehr kann ich nicht verlangen«, sagte Charlotte Stuart. »Und wie steht's mit Katie? Wie steht's mit der Heirat? Liebst du sie genug, um sie zu heiraten, Brian? Du tust ihr nämlich keinen Gefallen, wenn du sie nicht genug liebst, weißt du.« Die Stimme der alten Dame klang wieder trocken. »Wir wollen nicht zuviel Selbstaufopferung von dir. Und wie steht's mit Valerie? Hast du sie immer noch nicht ganz vergessen?«

»Hör auf, Tante Char«, antwortete Brian. »Ich will ganz ehrlich zu dir sein. Ich weiß nicht, ob ich die Fähigkeit zu dieser großen Sache, die man ›Liebe‹ nennt, hatte. Vielleicht bei Valerie, aber jetzt bin ich leergebrannt. Mit Valerie ist's auf jeden Fall aus. Katie würde mich bestimmt nicht heiraten, wenn sie mich nicht liebte. Ich glaube, wenn wir heiraten und uns hier niederließen und mit dir zusammenarbeiten, würde sie das ungeheuer glücklich machen. Vielleicht ist ›ungeheuer‹ nicht das richtige Wort; aber bestimmt würde sie glücklicher werden, als wenn sie in dieses große Nichts zurückkehrt, aus dem sie kam. Soviel hat sie mir jedenfalls gesagt. Ich glaube, es wäre auch nur eine Frage der Zeit, bis sie wieder zu trinken

anfängt – und bei Katie wäre das schlimmer als bei mir, weil ich wahrscheinlich schneller sterben würde.«

»Das klingt aber sehr düster für einen angehenden Bräutigam«, sagte sie. »Aber ich muß zugeben, daß ich deine Offenheit bewundere. Valerie brauchst du nicht nachzutruern. Was nun?«

»Seit meinem letzten Anfall im Busch habe ich viel nachgedacht, liebe Tante. So was zerstört – wenn man plötzlich hilflos und abhängig wird – plötzlich eine große Portion jugendlicher Überheblichkeit und Dickköpfigkeit und ganz bestimmt den unbegrenzten Hochmut. Ich will von niemandem abhängig sein – nicht körperlich, nicht als Invalide, nicht als hilfloses Kind.

Der alte Kidogo sagte heute, man könnte nicht allein jagen. Nun, ich glaube, man kann auch nicht allein alt werden – alt und verbittert und einsam. Ich finde, man muß jemanden haben, den man liebt. Und ich glaube, dieser jemand ist für mich Katie. Es gibt keine andere Frau, die ich lieber zufrieden machen und umhegen würde, mit der ich lieber leben und sie glücklich machen würde als sie. So könnte man vielleicht sagen, daß ich sie liebe, auf meine Art.«

»Hast du ihr das schon gesagt? Nein, natürlich nicht. Du bist ja eben erst selbst dahinter gekommen. Ich hoffe, du sagst es ihr genauso, wie du's mir eben gesagt hast. Aber lass das letzte weg – lass das ›vielleicht‹ und ›auf meine Art‹ weg. Du machst mich glücklich, Brian. Und ich glaube, es liegt in deiner Macht, Katie glücklich zu machen, und wenn du sie glücklich machst, dann machst du auch dich glücklich. Es ist etwas Seltsames, was nur Frauen verstehen und sonst noch ein paar dumme Tiere. Es ist etwas, was Jills Generation ›bekloppt‹ nennen würde. Und trotzdem ist es wahr. So, und jetzt gib mir einen Kuß und dann saddle das graue Pferd und such dein Mädchen und sag ihr, was du mir gesagt hast.«

Brian beugte sich hinunter, küßte seine Tante auf die Wange und wandte sich zum Gehen. Ihre Wange war nass; das alte Streitross weinte tatsächlich. Weißt du, Dermott, sagte er bei sich, wenn du so weitermachst, glaubst du's bald selbst und führst den Chor der anderen Hosianna-Rufer an.

»Ich hoffe, sie nimmt mich«, sagte er zu seiner Tante. »Die Hauptsache haben wir noch gar nicht in Betracht gezogen.«

»Sie wird dich nehmen«, erwiderte die alte Dame.

66

Die beiden Männer hockten geduckt am Rand des Busches. Sie trugen verschlissene Khaki-Shorts und geflickte Hemden und waren sehr schmutzig. Der eine war klein, mit breiter Brust und sehr langen Armen. Sein Name war Maina, aber man nannte ihn immer noch Nyani-»Pavian« – von den alten Tagen im Hola-Gefängnis her, als so viele Mau Mau-Insassen Tiernamen annahmen oder nach anderen bekannten Gegenständen benannt wurden. Sein Begleiter hieß Kisu, »Messer«, obgleich er nach seinem Großvater Kamia hieß. Er hieß »Messer«, weil er mit dem schweren Simi so virtuos umzugehen verstand, daß es in seiner Hand zum Schwert oder zur Rasierklinge wurde, je nach Bedarf. Kisu war schlank und drahtig, mit langem, hohlwangigem Gesicht, das immer traurig aussah. Auch er war ein Veteran der Gefängnislager. Die beiden Männer waren etwa dreißig Jahre alt. Sie hockten auf ihren Fersen und warteten.

Der Busch führte zur Böschung eines kleinen Teiches, wo der Bach breiter wurde und hurtig über eine seichte Sandbank schnellte. An den Rändern der Sandbank waren tiefe Pfützen, in deren schattigem Wasser man bewegungslose Forellen stehen sah. Flechtenbedeckte Steine standen verstreut an dem abschüssigen Ufer, das Wasser war klar und kalt und floß so schnell, daß es auch sauber blieb. Winzige Blumen stießen durch das kurze kleeartige Grün am Wasserrand. Es war eine Stelle, deren Stille nur durch Vogelsang und einen gelegentlichen Affenschrei durchbrochen wurde – kühl, ruhig und von den weiten Feldern auf beiden Seiten durch eine dichte Hecke hoher Bäume abgeschirmt.

Der kauernde Mann Nyani schielte zum Himmel empor. Die immer röter werdende Sonne glitt gerade hinter die Berge.

»Sie verspäten sich heute«, meinte er. »Meist kommen sie früher, um die Pferde zur Tränke zu führen und sich abzukühlen.«

»Reich mir mal die Flasche«, sagte der andere Mann Kisu. »Es wird kühl hier im Schatten beim Sonnenuntergang.« Und er nahm die Arme von seinen Beinen.

»A-a, reich mir die Flasche, sagt mein Freund. Und wer hat mir gesagt, ich soll keine mitnehmen? Der Freund, der sie jetzt haben will. Na, gut. Ich bin für meine Gutmütigkeit ja bekannt. Da.«

Er zog eine Halbliterflasche mit brauner Flüssigkeit hervor und gab sie dem anderen. Kisu nahm einen Schluck und schnitt eine Grimasse.

»He!« sagte der Pavian Nyani, die Hand nach der Flasche ausstreckend. »Trink nicht alles aus. Ich habe dafür bezahlt, nicht du.«

»Ziemlich starkes Zeug«, meinte Kisu. »Ich glaube, sie destillieren es aus Lauge, so sehr brennt's. Aber es wärmt das Herz und gibt einem Mut in die Knochen.«

Nyani, der Pavian, sah ihn verächtlich an.

»Unagopa nini? Hast du so wenig Mut, daß du ihn in einer Flasche suchen mußt, bloß wegen so einer einfachen Sache?«

»A-a, ich hab' nicht gesagt, daß ich keinen Mut habe. Ich hab' bloß den Tembo hier beschrieben. Zur Entführung eines kleinen Jungen braucht man keinen Mut. Jeden Tag im letzten Monat hätten wir ihn ergreifen können. Ich habe es langsam satt, auf das Wort zu warten.«

»Du brauchst es nicht mehr lange sattzuhaben. Das Wort ist heute durchgekommen, und unsere Wartezeit ist zu Ende. Und wenn sie etwas später kommen, um so besser. Die meisten Autos und LKWs verschwinden in der nächsten Stunde. Es wird ganz einfach sein, unter den anderen LKWs unterzutauchen. Ihre Reifenspuren werden unsere Spur verwischen. Wer bemerkt schon das einzelne Wildebeest in der Herde?«

»Einen guten Plan haben sie sich da ausgedacht. Viel leichter, ihn hier zu rauben, als aus dem Haus. Er hält sich immer in einiger Entfernung von den

Memsaabs, damit sie sich ungestört unterhalten können. Du weißt doch, daß der Junge so gut wie ein Bwana Englisch spricht?«

»Ja. Er geht in die Schule und wohnt auch in dem großen Haus.«

»An den vergangenen Abenden hat er sein Pferd immer zur Tränke geführt, wenn die Memsaabs abgestiegen und in den Busch zum Pissen gegangen sind. Er ist sehr gut erzogen, der Kleine – wollte die Memsaabs nicht in Verlegenheit bringen, wenn sie zusammen in den Busch gehen, um sich zu erleichtern.«

»Bist du sicher«, sagte der Mann Kisu, nachdem sie noch einen letzten Schluck genommen und die Flasche weggeworfen hatten, »bist du sicher, daß der LKW-Fahrer genau weiß, was er zu tun hat?«

»So sicher, wie ich weiß, daß er Karugu heißt und mein jüngerer Bruder ist. Er ist schon lange LKW-Fahrer. Er arbeitet seit seiner Entlassung aus dem Lager in Hola auf dieser Farm. Er transportiert Material für die Baustelle beim Dokitari. Wenn Ngai es nicht anders bestimmt hat, dann wird er seine letzte Ladung in fünf Minuten auskippen und an der Stelle, die wir ausmachten, Motorschaden haben. Er wird aus der LKW-Kolonne ausscheren, um nach seinem Motor zu sehen. Wenn man ihm Hilfe anbietet, wird er dankend ablehnen. Hinten im Wagen liegen Zeltbahnen und Kornsäcke. Auch Menschen stehen hinten – die richtigen. Die werden hinunterspringen, um ihm bei der Reparatur zu helfen. In wenigen Augenblicken wird der Motor wieder in Ordnung sein, die Männer springen hinten auf, und der Laster fährt weiter. Inzwischen wird es ganz oder fast dunkel geworden sein. Der Laster wird davonfahren und er wird schwerer sein – um drei Fahrgäste. Einer von ihnen wird seinen Kopf in einem Sack und einen Knebel im Mund haben.«

»Weißt du, was sie mit dem Jungen machen wollen?«

»Keine Ahnung, interessiert mich auch nicht. Ich weiß nur, was wir zu tun haben, um den Jungen zu ergreifen und ihn den anderen zu übergeben. Dafür werden wir bezahlt. Wir werden nicht bezahlt, um uns den Kopf zu zerbrechen, was mit dem Jungen später geschieht.«

»Und wenn die Memsabs sein Verschwinden bemerken und Krach schlagen? Was dann?«

»Sie werden sein Verschwinden erst nach zehn Minuten oder noch später bemerken. Sie werden ihn nicht vermissen, bis sie wieder zu Hause sind und merken, daß er nicht bei ihnen ist. Dann werden sie entweder zurückreiten und ihn suchen, oder sie werden jemandem im Haus sagen, daß er nicht zurückgekommen ist, oder sie gehen zuerst in den Stall, um nachzusehen, ob er sie auf dem Rückweg überholt hat. Das braucht alles Zeit. Fünf Minuten, nachdem wir den Jungen von seinem Pony gerissen haben, liegt er schon im Lastwagen. Fünf Minuten später hat er das Farmgelände schon verlassen. Zehn Minuten später ist er in einem anderen LKW. Um Gottes willen, hör endlich mit deinen Zweifeln auf. Es ist alles ganz einfach!«

»Ich zweifle ja gar nicht«, erwiderte Kisu. »Aber ich weiß, daß sie den Jungen heute nacht haben wollen – nicht gestern nacht oder vorgestern nacht oder letzte Woche oder vor vierzehn Tagen; auch nicht morgen nacht oder nächste Woche oder nächsten Monat. Sie müssen ihn sehr dringend für heut' nacht brauchen, denn wir hätten ihn jederzeit leicht entführen können, als man uns befahl, um Arbeit in der Nähe des großen Hauses nachzusuchen und seine täglichen Gänge auszukundschaften. Diese Entführung bei Tag gefällt mir nicht.«

»Es ist die beste Zeit«, meinte Nyani. »Er schläft nicht in der Eingeborenen-Siedlung bei den anderen, sondern im großen Haus wie ein weißes Mtoto. Wenn wir ihn bei Nacht aus dem großen Haus entführen müßten, würde es Lärm geben, wenn wir's überhaupt fertig brächten. Ein Glück, daß er täglich mit den Memsabs ausreitet. Das erleichtert uns die Sache sehr. Auf jeden Fall wird es bald dunkel, und man kann uns nicht verfolgen.«

»Also, wollen wir noch mal zusammenfassen«, sagte Kisu. »Ich packe das Pony am Zaum, du ziehst ihn aus dem Sattel und schlägst ihn mit einem Hieb deines Sandsacks bewusstlos.«

»Richtig. Du brauchst bloß das Pferd packen, mehr verlange ich nicht, und seinen Kopf festhalten. Und behalt' selber einen ruhigen Kopf und sei nicht so aufgeregt. Ich werd' schon mit dem Jungen fertig. Schließlich ist er nur ein Kind. Es wird einfach sein, ihn vom Pferd zu reißen und ihm mit *dem* da eins über den Kopf zu geben.« Dabei ließ er einen aus einem Mehlsack angefertigten und mit Sand gefüllten kleinen Totschläger mit einem dumpfen Schlag auf die Handfläche sausen. »Dieser Mrungu ist eine wunderbare Erfindung. Still und wirkungsvoll und schneidet nicht.«

»Mir ist das hier lieber.« Kisu nahm das kurze, zweischneidige Stoßschwert in die Hand und prüfte die Klinge mit dem Daumen. »Ein Kisu ist der beste Freund eines Mannes. Es ist verlässlicher als ein Gewehr, vertrauenswürdiger als ein menschlicher Freund, treuer als eine Frau. Es tötet eine Schlange und hackt Feuerholz ebenso leicht, wie es einen Feind tötet. Und wenn es scharf genug ist, kann man sich sogar damit rasieren. Da!« Er fuhr langsam mit der Klinge über seine dünnbehaarte Wade – sie ließ eine saubere, kahle Bahn zurück, während die Haare sich über der Schneide ringelten. »Das ist ein sehr gutes Simi. Ein Schmied hat es extra aus Weißem-Mann-Stahl für mich gemacht. Es ist wie ein Rasiermesser.«

»Gut, gut. Steck's jetzt weg. Ich glaube, ich höre Pferdegetrappel. Sei ganz still und behalt, was ich dir gesagt habe. Pack das Pferd und denk nicht. Dein ganzes Hirn steckt jetzt in deinem Spitznamen.«

Die Männer zogen sich weiter in den dichten Busch am Rande des Teiches zurück. In den tiefen Schatten wurde es schnell dunkel. Bald ging die Sonne unter, und die Nacht brach herein.

67

Der große rote Wallach biss auf seinem Zaumzeug und verspritzte Schaum, als Katie versuchte, ihn von dem kleinen Pfad wegzulenken, der zu der Schlucht am Teich führte, wo sie sonst immer anhielten. Es hatte keinen

Zweck, heute abend da haltzumachen. Es gab kein letztes Geplauder, keine letzte Zigarette mit Jill. Katie zog den rechten Zügel an, aber das Pferd tänzelte und schwenkte gereizt nach links hinüber, den Hals streitsüchtig vorgestreckt.

»Na, schön, mein dickköpfiger Freund«, sagte Katie. »Du bist eben ein Gewohnheitstier. Wir reiten zur Tränke, sollst deinen Willen haben!«

Sie überließ dem Pferd die Führung, und es trottete auf die gewohnte Tränkefurt zu. Katie hatte den Ritt nicht sehr genossen. Ohne Jill war es nicht dasselbe. Der kleine Junge Karioki auf seinem Pony trug wenig zu ihrer Unterhaltung bei. Das kurzbeinige kleine Tier konnte nicht Schritt halten, und hinter ihr trottete unverdrossen der alte Kidogo als lebender Vorwurf, daß sie allein ausgeritten war.

Nur locker die Zügel spürend, trabte der Wallach begierig auf die kleine Lichtung zu. Er wandte sich scharf nach links, dann um ein vorspringendes Buschdickicht herum, und als Katie zurückblickte, konnte sie Karioki und Kidogo nicht mehr sehen; aber sie hörte den steten Trab der Ponyhufe und wußte, daß der Kleine ihr wie immer folgte. Der Wallach beschleunigte seinen Schritt, je näher er dem Wasser kam und watete bis zu den Fesseln in den Bach hinein. Katie ließ die Zügel los, der rote Wallach streckte den Hals vor und tauchte das Maul in das schnell fließende Wasser. Zufriedenes Murmeln und Schnüffeln klang herauf, als er das kühle Wasser einsog. Katie nahm einen Fuß aus dem Bügel und hob die Hüfte an, um nach einer Zigarette zu langen. Dabei blickte sie über die Schulter nach Karioki zurück.

Ein kühler Hauch der Abendbrise streifte ihr heißes, staubiges Gesicht in dem Augenblick, da das Pferd den Kopf vom Bach hob. Seine Augen traten hervor, die Nüstern blähten sich, es schwang den Kopf unvermittelt herum, denn es witterte einen unbekannten Geruch in dem sich drehenden Wind. Das Pferd bäumte sich, wirbelte herum und trat wie rasend geworden zurück. Ein Hinterhuf glitt auf einem schlüpfrigen Stein aus, das Pferd versuchte, das Gleichgewicht zu halten und warf Katie dabei in hohem Bogen aus dem Sattel. Sie drehte sich in der Luft halb herum und landete

auf dem Rücken. Der Fall benahm ihr den Atem und betäubte sie, als sie mit dem Kopf auf dem Ufer aufschlug. Um sich spritzend und wild ausschlagend gewann das rote Pferd sein Gleichgewicht wieder, erreichte das Ufer und galoppierte donnernd in Richtung des Stalles davon.

Katie lag einen Augenblick atemlos da, die Füße im Wasser und den Kopf an Land. Sie lag immer noch keuchend da, als Kariokis Pony zum Uferrand trottete. Der kleine schwarze Junge sprang aus dem Sattel und kniete neben Katie Crane nieder. Mit großen erschrockenen Augen schob er ihr die Hand in den Nacken und versuchte, ihren Kopf zu heben.

Das Pony, von seinem Reiter befreit, schritt ins Wasser und begann zu saufen.

»Memsaab, Memsaab!« rief der kleine Junge entsetzt. »Ist Ihnen etwas passiert, Miß Katie? Können Sie sprechen? Tut es irgendwo weh? Ich sah, wie der rote Gaul ohne Reiter davongaloppierte und ich –«

Er hörte ein Knacken im Busch und hob den Kopf. Zwei Männer traten aus dem niederen grünen Dickicht und kamen auf sie zu. Sein Gesicht leuchtete erleichtert auf, und seine Stimme klang befehlend.

»Njooni«, sagte er auf Kisuaheli. »Kommt her. Die Memsaab ist vom Pferd gefallen und hat sich vielleicht verletzt. Helft mir, sie aus dem Wasser zu ziehen, und wir wollen sehen, ob sie – einer von euch läuft am besten gleich ins Haus hinauf und holt Hilfe. Oder besser, einer von euch nimmt mein Pony, schnell, schnell, upesi! Kannst du reiten?«

Der große Mann mit den Gorillaarmen starrte auf den kleinen Jungen hinunter und sah dann schnell seinen Begleiter an.

»Sie ist bewusstlos, sie hat uns nicht gesehen. Es könnte nicht besser sein«, sagte er rasch auf Kikuyu. »Los, packen wir ihn gleich, und dann nichts wie weg –«

»Was sagst du da –«, schrie Karioki schrill auf Kikuyu. Er kam nicht weiter, denn der große Mann gab ihm mit dem sandgefüllten Totschläger einen Hieb gegen die Schläfe, gerade als Katie Crane die Augen aufschlug und entsetzt aufschrie – genau in dem Augenblick, da Kidogo um das Buschdickicht bog. Karioki brach zusammen, und Nyani fing ihn auf.

Die Blicke des alten Kidogo flogen zu der Frau auf dem Boden, von Katie zu den Männern und dem bewußtlosen Jungen; von da zu dem einsamen, im Bach saufenden Pony. Katie sah ihn kommen und schrie wieder:

»Kidogo, Hilfe! Lauf und hol den Bwana! Upesi! Bwana! Lauf! Lete Bwana upesi!« Sie holte Atem, um weiterzuschreien. Der schwerfällige Mann Nyani lies den Kopf des kleinen Jungen los und hielt Katie den Mund zu. Kidogo wog seinen Speer in der Rechten und trat auf die Männer zu.

»Was ist hier los?« fuhr er sie an. »Warum hältst du der Memsaab den Mund zu? Was ist mit dem Jungen passiert?« Er schob drohend den Speer vor. »Wer seid –«, das Wort endete in einem Blubbern. Der Mann Kisu war zur Seite getreten, während Nyani die freie Hand ausstreckte, den Schaft von Kidogos Speer packte und ihm den Speer entriss. Der Schwung des Schaftes brachte den alten Mann aus dem Gleichgewicht, Kisu trat heran und holte mit dem Simi aus. In einem blitzenden Bogen schnitt er dem alten Mann den Kopf beinahe von den Schultern. Kidogo stürzte zu Boden, das Blut quoll aus der durchschnittenen Halsader, und sein Kopf baumelte nur noch an einem Muskelfetzen des Halses, während sein Körper zuckte und sich hob und senkte.

Panik zeichnete das Gesicht Kiskus, als er die blutige Schneide seines Schwertes betrachtete. Er starrte auf die Schneide, Ekstase schlich sich in seine Züge, sein Körper machte einen krampfhaften Satz. Plötzlich sprang er vor und trennte Kidogos Kopf völlig von den Schultern. Schaum trat ihm auf die Lippen, sein Körper zuckte von Kopf bis Fuß.

Unentschlossenheit lag auf dem gespannten Gesicht des Mannes Nyani, der Katie immer noch den Mund zuhielt. Der kleine Karioki begann, sich zu rühren; der kopflose Leib des alten Mannes bewegte sich noch in seinem eigenen Blut; die Augen der Frau waren zurückgerollt unter seiner Hand. Sie erstickte – die schwere schwielige Hand hielt ihr auch die Nase zu. Nyani wußte nicht, was er tun sollte – er war alles so plötzlich gekommen.

Sein Helfershelfer Kisu hatte einen Blutrausch bekommen und sprang auf und ab, wie früher die Krieger, bevor sie in langer Linie brüllend losrannten, um zu töten – zu –

»Kisu!« rief er, und als er rief, hob das Pony den Kopf, witterte das Blut, schnaubte erschreckt und sprang in der Mitte des Bachs Flussabwärts. »Kisu!« Er nahm die Hand von Katies Mund, ballte sie zur Faust und schlug sie ihr krachend gegen die Schläfe. Dann stand er auf, fand seinen sandgefüllten Totschläger, den er in seiner Verwirrung hatte fallen lassen, trat hinter seinen konvulsivisch zuckenden Begleiter und schlug ihn auf den Hinterkopf. Der Mann Kisu stürzte zu Boden, für den Augenblick von seinem Anfall befreit.

Nyani, der Pavian, versuchte, seine Gedanken zu sammeln. Die Pferde waren fort – bald würden Leute kommen. Den Jungen hatten sie; der alte Mann war tot, von diesem verrückten Kisu im Bluttausch getötet, wie so viele seiner Vorfahren im Bluttausch getötet hatten. Der Lastwagen würde warten. Sie sollten den Jungen heute nacht bringen. *Sonst*. Was sonst?

Sie hatten den Jungen, und der LKW wartete. Der alte Mann war tot, daran ließ sich nichts mehr ändern. Wenn dieser verdammte Kisu nicht den Kopf verloren und zugeschlagen hätte – aber der alte Mann war *tot*. Tote können nicht mehr Zeugnis ablegen. Was war noch? Die Frau. Sie war bewusstlos. Aber sie würde wieder zu sich kommen. Mit der Frau hatten sie nicht gerechnet, auch nicht mit dem dummen alten Mann, der sich plötzlich speerschwingend eingemischt hatte. Die *Frau*. Was sollte er mit ihr machen? Sie könnten weg sein, bevor sie um Hilfe rufen konnte.

Halt, Augenblick: die Frau war bei Bewußtsein gewesen. Sie war bei Bewußtsein, als der alte Mann getötet worden war. Sie war eine ganze Weile bei Bewußtsein gewesen. Es war dunkel gewesen, und jetzt war es noch dunkler, aber so dunkel war es auch wieder nicht, daß sie nicht sein Gesicht hätte erkennen können. Vielleicht nicht so sehr sein Gesicht wie seine langen Arme. Jeder kannte Nyani mit den langen Armen. Wenn sie von dem langarmigen Mann erzählte und er nicht in seiner Hütte war, würden sie mit Suchhunden kommen und – er würde ihnen nie entrinnen. Und dann war da der Auftrag, den Jungen fortzubringen, und zwar sofort.

Schade, daß Kisu alles so verpfuscht und stümperhaft gemacht hatte. Es war schade, denn er hatte nichts gegen den alten Mann und persönlich auch

nichts gegen die fremde Memsaab, die noch nicht einmal zur Familie auf der Farm gehörte. Der kleine Junge rührte sich. Und die Pferde hatten weiter Zeit zum Laufen gehabt. Schade, aber es mußte sein.

Er ging zu dem blutbeschniemen Simi hinüber und hob ihn auf. Dann trat er zu der bewusstlos daliegenden Kathleen Crane und riß ihren Kopf zurück. Indem er mit der Linken ihre Halsmuskeln straffte, schnitt er ihr sorgfältig die Kehle durch und wischte dann die Messerklinge an ihrer Bluse ab.

Dann ging er zu dem kleinen Jungen. Er wickelte dem noch bewußtlosen Kisu den Strick von den Hüften und fesselte den kleinen Jungen. Dann riß er der toten Frau die Bluse herunter, machte einen Knebel daraus und steckte ihn dem kleinen Jungen geschickt in den Mund. Der kleine Junge war zu sich gekommen – seine Augen waren vor Entsetzen weit aufgerissen.

Dann beugte sich Nyani über seinen Helfershelfer und schüttelte ihn. Keine Reaktion. Er packte ihn an den Schultern und zog ihn näher ans Wasser. Dort schüttete er ihm einige Handvoll Wasser ins Gesicht, bis Kisu die Augen öffnete. Nyani schlug ihn wiederholt ins Gesicht, bis Kisu »Hör auf« murmelte und sich aufrichtete.

»Wo ist mein Messer?« fragte er betäubt. »Was – wo –«

»Steh auf, Idiot«, sagte Nyani. »Reiß dich zusammen. Du hast den Alten getötet. Ich habe die weiße Frau getötet. Wir werden gehängt, wenn man uns erwischt. Wir müssen jetzt den Jungen nehmen und so schnell wie möglich verschwinden. Immer noch genug Zeit, meinen Bruder zu treffen.«

Kisu rappelte sich auf und blickte sich nach den Leichen um. Dann leuchteten seine Augen auf, als er sein Messer bemerkte. Er hob es auf und steckte es sorgfältig in die Scheide.

»Du hast die weiße Frau getötet«, sagte er dumpf. »Warum hast du die Memsaab getötet?«

»Ich habe die Memsaab getötet, weil du den Alten getötet hast, du Esel«, antwortete Nyani. »Sie hat alles mitangesehen. Sie kannte unsere Gesichter. Sie hätte uns beschreiben und gegen uns aussagen können. Auf diese Weise

sind wir sicher. Wir haben nur einen alten Mann getötet, der sowieso nicht mehr lange zu leben hatte, und eine fremde weiße Frau. Tot schaden sie uns nicht. Wenn sie lebten, würde man uns beide hängen. Komm, nimm den kleinen Jungen an den Füßen, und ich pack' ihn an den Schultern.«

»Aber du hast die weiße Memsaab getötet«, murmelte Kisu verwirrt. »Ich verstehe nicht, warum du die weiße Memsaab töten musstest.«

»Sie ist tot«, sagte Nyani, der Pavian. »Weiß oder schwarz, sie blutet genauso wie du und ich. Los, beeil dich mit dem Jungen. Wir dürfen uns nicht länger verspäten und meinen Bruder mit seinem Wagen in Schwierigkeiten bringen. Wir haben nur drei oder vier Minuten mehr verloren, als wir gebraucht hätten, wenn alles gut gegangen wäre.«

68

Als Njeroge das Bewußtsein wiedererlangte, wurde ihm als erstes klar, daß ihm der Schädel brummte, dann, daß seine Hände gefesselt waren und schließlich, daß er auf dem harten Boden eines Lieferwagens lag und seine Knochen schmerzten. Es war Nacht, er konnte die Sterne sehen. Neben ihm im Wagen hinten war noch jemand: der dicke Mechaniker Kungo, Njeroge nahm seine verwirrten Sinne zusammen. Kungo hatte ihn von draußen gerufen. Er hatte gesagt, eine von Njeroges Frauen sei krank. Dann war alles finster geworden. Nach seinem schmerzenden Kopf zu schließen, hatte ihn jemand mit einer Keule niedergeschlagen. Wenn Kungo dabei gewesen war, dann mußte er wissen, wer ihn niedergeschlagen hatte.

»Wer hat mich niedergeschlagen, Kungo? Und warum bin ich gefesselt?« klagte der alte Mann.

»Ich«, antwortete Kungo mit freundlicher Stimme. »Ich habe dich auch gefesselt. Andere halfen mir mit dem Wagen.«

»Aber warum? Wohin bringst du mich?«

»Wir bringen dich zu einer Eideszeremonie, alter Mann. Eine Eideszeremonie zu deinen Ehren. Sie soll dich ein für allemal heilen, ein Nigger des weißen Mannes zu sein. Sehr wichtige Leute sind daran interessiert, dich von deiner Krankheit zu kurieren. Du sollst zum abschreckenden Beispiel gemacht werden. Es ist eine größere Eideszeremonie als die, an der deine Tochter teilnahm. Es werden viele Leute da sein – von unserer Shamba, für deren Bwana du dich noch immer hältst, und von der großen Shamba Glenburnie. Eine der Hauptpersonen dieser Eideszeremonie kommt von Glenburnie.«

»Und was hast du mit all dem zu tun?«

»Ich bin Hauptadministrator für Eideszeremonien im ganzen Nyeri-Distrikt«, antwortete Kungo. »Ich habe mich nicht geändert. Ich war früher ein Mau Mau, und man hat mich nicht erwischt. Ich bin auch heute noch ein Mau Mau. Sie mögen es Landbefreiungsarmee oder GKM und was weiß ich nennen, es ist immer noch Mau Mau. Wir sind immer noch durch die alten Eide gebunden, die wir vor Jahren in den Wäldern ablegten. Jetzt fahren wir an eine bestimmte Stelle im Wald. Es ist derselbe Ort, zu dem deine Tochter für *ihre* Eidesleistung gebracht wurde.«

»Wie kannst du von dieser Eideszeremonie wissen?« fragte der alte Mann überrascht. »Du warst doch nicht dort. Ich war da und habe dich nicht gesehen.«

»Ich habe sie angeordnet«, antwortete Kungo. »Wie ich alles angeordnet habe, was auf deiner Farm passierte, Bwana Nigger. Ich schicke die Ziegen in die Gärten, ich befehle das Zerstümmeln der Schafe; ich arrangiere alle möglichen Unfälle. Ich hätte zum Beispiel die Entführung des jüngsten Kindes von Bwana Bruce angeordnet, aber es klappte nicht mit der Zeit. Spielt keine Rolle. Wir haben jetzt ein anderes Kind – ein schwarzes.«

»Was wirst du mit diesem Kind machen?«

»Es handelt sich nicht so sehr darum, was ich machen werde, sondern was du tun wirst. Du wirst es essen. Das wird dich von deiner Krankheit heilen. Du wirst es essen und dadurch eidgebunden sein.«

»Ich werde keine Eide leisten oder mich an so etwas Gemeinem beteiligen«, sagte der alte Mann mit fester Stimme. »Diese Sache mit dem Kind ist gemein. Ihr seid nicht besser als wilde Tiere. Ich habe gesehen, was ihr tut – ihr treibt Unzucht mit Tieren und trinkt entsetzliche Dinge. Ich habe gesehen, wie meine Tochter an einer solchen Eideszeremonie teilnahm. Sie war ein gutes Mädchen; sie erhängte sich lieber, als in Sünde und Schande zu leben.«

»Du wirst den Eid schon leisten«, sagte Kungo. »Und wenn du's nicht tust, läuft's auf dasselbe hinaus. Du wirst getötet, weil du den Eid nicht geleistet hast, und man wird überall im Land verbreiten, so gehe es allen zahmen Afrikanern des weißen Mannes. Du wirst eine Art Held der ›loyalen‹ Kikuyus werden – der tote Vater deines Landes.« Kungo spuckte aus. »Am Ende wird der einzige ›loyale‹ Kikuyu ein *toter* Kikuyu sein. Die, die leben, werden den Eid essen. Das ist kein verschrobenes Gangstertum wie der alte Mau Mau, sondern eine große Sache. Es ist eine lange Schlange mit vielen Köpfen. Ihr Leib ist in Nairobi, und ihre Köpfe sind in allen Städten und auf allen Farmen.«

Njeroge schüttelte den Kopf.

»Ich verstehe immer noch nicht. Was wollt ihr damit erreichen?«

»Wir wollen den wahren Glauben wieder errichten. Das ist das Land der Afrikaner. Der weiße Mann muß verschwinden. Und was sehr wichtig ist, *schwarze* Männer mit weißen Herzen müssen sich ändern, oder sie sterben. Du mußt den Eid essen und wieder ein Kikuyu werden. Das Kind ist aus einem einzigen Grund ausgewählt worden. Es ist der Sohn eines erschlagenen Mau Mau-Führers. Das Kind wurde aufgezogen, wie ein weißer Mann seine Kinder aufzieht. Die Haut des Kindes ist schwarz, aber sein Herz ist weiß. Du wirst sein Herz und sein Hirn essen. Du wirst essen, und du wirst schwören. Die Seele des Kindes wird zu seinen Vätern zurückkehren, sein Körper wird in deinen Körper einziehen, und dein Hirn wird zu der alten Denkweise zurückkehren.«

»So wichtig bin ich doch nicht. Und ein kleiner toter Junge ist nur ein kleiner toter Junge.«

Kungo lachte.

»Meinst du? Ich werd' dir was sagen, unser Oberster in Nairobi will nicht, daß du als Nachfolger deines edlen Bwana Bruce weiterarbeitest. Und vor allem will er nicht, daß die große Shamba Glenburnie mit dem gewaltigen Projekt, das sie da ausgeheckt haben, Erfolg hat – das Land den Arbeitern zu geben und aus den Arbeitern Sklaven zu machen, die zum Nutzen des Mzungu missbraucht werden. Und wenn es sich unter allen Kikuyus erst herumgesprochen hat, was in den Bergen heute nacht passiert, dann hört der Unsinn der Kooperation mit dem weißen Mann ein für allemal auf. Die Arbeit auf Glenburnie wird eingestellt werden. Die Watu werden die Shamba verlassen und auf ihre Reservate zurückkehren. Sie werden die Arbeit niederlegen und auf ihre Reservate zurückkehren, weil es das Leben eines Mannes kosten kann – weil es das Leben eines Mannes *und* seiner Frau *und* seiner Kinder kosten kann – wenn er an solchen weißen Projekten mitwirkt. Das ist der Wille unserer Führer in Nairobi. Du und das Kind, ihr seid das abschreckende Beispiel für alle Kikuyus. Eine große Ehre in gewissem Sinne.«

»Ich werde den Eid nicht essen, und wenn ihr mich tötet«, sagte Njeroge standhaft. »Ich lege keinen Wert auf diese Sorte Ehre.«

»Dann werden wir dich töten – ziemlich unangenehm«, erwiderte Kungo. »Tot oder lebendig, eingeschworen oder nicht, du dienst unseren Zwecken. Ah, der Wagen hält. Warte. Ich binde dir die Beine los. Von jetzt an läufst du, aber davonlaufen wirst du nicht.« Er löste den Strick von den Beinen des alten Mannes und machte an einem Ende eine Gleitschlinge. Die legte er Njeroge um den Hals und zog sie an. »Es wird dir nicht gut tun davonzurennen«, sagte Kungo. »Ich bin am anderen Ende dieses Stricks. Und hinter uns kommen noch andere.«

»Es ist sehr dunkel bei Nacht im Wald«, sagte Njeroge, seine verkrampften Glieder streckend.

»Ich habe eine Taschenlampe«, erwiderte Kungo. Dann rief er dem Fahrer des Wagens zu: »Fahr nach Nyeri zurück und hol noch 'ne Ladung Leute.

Wir haben genug Zeit.« Er zog an dem Strick um Njeroges Hals. »Vorwärts, Alter. Los, Leute, folgt mir.«

Njeroge sah das Schlusslicht des abfahrenden LKWs in der Dunkelheit aufblitzen.

»Werden viele Leute bei der Eideszeremonie sein?« fragte er höflich, unsicher in der Dunkelheit vorangehend.

»Genügend. Hundert vielleicht. Vielleicht fünfzig. Schwer zu sagen.«

»Ich würde aus freien Stücken nie bei Nacht zu einer Eideszeremonie gehen, ganz gleich, aus welchem Grund«, sagte Njeroge. »Ich laufe nicht gerne bei Nacht in den Bergen herum. Es gibt Schlangen, Nashörner und Elefanten hier.«

»Du würdest schon zu einer Eideszeremonie kommen, wenn dir jemand ins Ohr flüsterte, daß dein erstgeborener Sohn bei der nächsten Eideszeremonie geopfert würde, wenn du nicht zu dieser kommst, zu der du eingeladen bist. Du würdest kommen, wenn deiner dicksten Frau etwas zustöße. Du würdest bestimmt kommen und den Eid leisten. Schließlich ist es ein Eid zu deinem Besten. Es ist eine Verbesserung der alten Eide aus den Tagen des Mau Mau.«

»Welchen Eid sollte ich denn schwören, wenn ich dazu bereit wäre?« fragte Njeroge. »Was verlangen sie?«

»Der Anfang ist derselbe wie früher. Du wirst es bald genug erfahren.«

»Ich möchte es aber gerne jetzt erfahren. Vielleicht ändere ich meinen Sinn, wenn ihr den Eid etwas ändert.«

Der dicke Kungo lachte.

»Nur unser Führer in Nairobi hat die Macht, die Eide zu ändern. Mit diesem hier, den ich aus langer Übung gut kenne, habe ich schon viele Shillings verdient. Er lautet folgendermaßen:

›Wenn man mir befiehlt, meines Bruders Kopf zu bringen, und ich gehorche nicht, wird dieser Eid mich töten.

Wenn man mir befiehlt, den Finger oder das Ohr meiner Mutter zu bringen, und ich gehorche nicht, wird dieser Eid mich töten.

Wenn man mir befiehlt, den Kopf, das Haar oder den Fingernagel eines Europäers zu bringen, und ich gehorche nicht, wird dieser Eid mich töten.

Wenn ich mich gegen die Herrschaft des Mau Mau erhebe, wird dieser Eid mich töten.

Wenn ich jemals etwas über die Waffen und Munition oder über die Verstecke meiner Brüder verlauten lasse, wird dieser Eid mich töten.

Wenn ich in irgendeiner Weise mit dem weißen Mann zusammenarbeite, wird dieser Eid mich töten.

Wenn man mir befiehlt, bei der Befreiung Jomo Kenyattas mitzuwirken, und ich tue es nicht, wird dieser Eid mich töten.

Wenn ich die Lehren Matthew Kamaus nicht befolge und seine Befehle nicht blind ausführe, wird dieser Eid mich töten.«

Für die Frauen gibt es noch weitere Eide, aber sie werden erst geleistet, nachdem sie von den Männern geschlechtlich gebraucht worden sind. Ihr Eid lautet, wenn sie unsere Lehren in irgendeiner Weise nicht befolgen und mit einem Mann schlafen, dann wird der Körper des Mannes sie töten.«

»Wer ist dieser Matthew Kamau? Jomo Kenyatta kenne ich natürlich, aber einen Kamau kenne ich nicht.«

»Kamau? Du mußt schon sehr dumm sein, daß du noch nie von ihm gehört hast. Er ist unser wahrer Führer. Er ist größer als Kenyatta. Bald wird er das Land regieren. Er ist ein sehr kluger Mann, ein heiliger Mann. Er ist zu klug für die Weißen, die versucht haben, ihn mit Geschenken weißer Frauen und Besitztümer und Autos zu bestechen.«

»Er kann kein Heiliger sein, wenn er Bluteide verlangt, Umgang mit Toten, Kannibalismus und Sodomie befürwortet, wie ich es mit eigenen Augen gesehen habe. Ich leiste seine Eide nicht. Ich esse seine Eide nicht. Ich bin kein Kannibale oder perverser Mensch. Ich bin kein Tier. Ich bin ein Mann.«

Kungo riß wieder an dem Strick.

»Dann wirst du bald ein toter Mann sein, das kann ich dir versichern.«

»Wie werdet ihr mich töten?« fragte Njeroge mit fast gleichgültiger Stimme und verächtlichem Gesichtsausdruck.

»Schwer zu sagen. Ich könnte mir denken, daß man dir zuerst die Knochen bricht, einen um den anderen, wie man's mit einer Ziege macht, und dich dann lebendig begräbt. Ja, so wird's wohl sein. Du bist eine Pest, alle Männer deinesgleichen, die Leibeigene der Mabwana sind, sind eine Pest. Du liegst wie ein Fluch auf dem Land, und wir müssen zu den alten Sitten zurückkehren und den Fluch begraben und ihn von reinem Wasser fortwaschen lassen. Ich kenne gerade die richtige Quelle dafür. Sie liegt nicht weit von der Stelle, wo die Eideszeremonie stattfindet.«

Njeroge straffte die Schultern. Seine Stimme klang zitterig, aber würde voll.

»Nun gut. Tötet mich. Begrabt mich lebend. Lieber möchte ich als Mann lebendig begraben werden, denn als Tier leben. Und rede mich jetzt nicht mehr an, du Hund, Hundesohn, du Hyäne, du Chamäleon, das die schlechten Nachrichten verkündet. Ngai wird dich strafen. Dein eigener schmutziger Eid wird dich töten. Das ist alles, was ich zu sagen habe, du Hund.«

Er schritt stolpernd in die Nacht voran. Der gelbe Lichtstrahl von Kungos Taschenlampe blitzte vor ihm her. Bald zeigte sich der rote Widerschein von Feuern am Himmel. Bald würde er vor seinem Gott stehen, aber er würde ihm als Mann gegenüberstehen, der keine gemeinen Eide im Dunkel der Nacht gegessen hat. Er fürchtete sich nicht, zu seinen Ahnen zurückzukehren. Es waren alles gute Männer gewesen, wie er, Njeroge, ein guter Mann war. Und gute Männer aßen keine bösen Eide bei Nacht.

Njeroge sprach wieder. Diesmal riß er an dem Strick, um Kungo anzuspornen.

»Komm, du Hund«, sagte er. »Bleib nicht zurück. Es gehört sich nicht, selbst nicht für Hyänen, hinter einem alten Mann zurückzubleiben.«

»Halt's Maul und lauf weiter«, sagte Kungo. »Und Schluß jetzt mit dem Hyänengeschwätz.«

»Daran wirst du dich gewöhnen müssen«, meinte Njeroge. »Denn du wirst einst als eine Hyäne in der Ewigkeit leben.«

Er schritt auf den Feuerschein zu. Er war ein alter Mann und fürchtete sich nicht vor dem Tod. Er würde den Eid nicht essen.

69

Als Brian Dermott das stete Donnern der Hufe des roten Wallachs hörte, spürte er den alten, bekannten Stich im Magen, der immer Unheil andeutete. Er wußte es im voraus, daß der Sattel des Pferdes leer sein würde. Er wußte ganz genau, was er vorfinden würde, als wäre er schon eine Stunde älter.

Er konnte nichts mehr für Katie Crane tun. Er brauchte bloß die beiden Leichen anzusehen – den kopflosen Kidogo, die mit obszönen Lippen lachende klaffende rote Wunde an Katie Cranes Hals. Er brauchte nur einen Blick auf die Spuren zu werfen, um sich alles zusammenzureimen.

Es war also alles Wahrheit gewesen. Don Bruces Angst um das Leben seiner Kinder war berechtigt und begründet gewesen. Es ging wieder los, aber schlimmer jetzt – viel schlimmer als früher. Jetzt steckte mehr Intelligenz, mehr Planung dahinter; es war besser organisiert. Das Farmprojekt seiner Tante war zum Scheitern verurteilt, war schon tot. Er wußte das so gut, als wäre er eine Woche oder einen Monat älter. In wenigen Stunden würde der Junge auf irgendeinem Berg in Stücke gehackt worden sein. Es war unmöglich, seiner Spur zu folgen. Denn er war sicherlich im Wagen abtransportiert worden. Die Zentralprovinz Kenias war groß. Die Aberdare waren riesig, die Wälder dunkel. Vor dem Morgen könnte man die Spur nicht aufnehmen. Im übrigen interessierte ihn der kleine Junge nicht. Schade, daß sie vor sieben Jahren ihrem ersten Impuls nicht gefolgt waren und das Kind erschlagen hatten, als sie es neben seiner toten Mutter fanden. Hätten sie's getan, dann lebte Katie Crane noch. Und Kidogo – der gute alte Kidogo – auch.

Er warf noch einen Blick auf das zerzauste, silberblonde Haar und die großen grauen Augen, die ihn jetzt leblos anstarrten. Er brachte es nicht über sich, die Tote zu berühren. Er wollte sie auch nicht mehr sehen. Er hatte kein Rachegefühl gegenüber ihren Mördern. Er war nur sehr, sehr traurig.

»Es tut mir leid, Katie Crane«, sagte er laut. »Schrecklich leid. Ich wünschte nur, ich wäre es an deiner Stelle.«

Es war jetzt stockfinster, die Sterne blinkten am Himmel. Er konnte die Tote in der Dunkelheit nicht allein lassen. Die Hyänen ... Er würde warten. Mußte warten. Er gab dem grauen Pferd einen Schlag auf die Hinterhand, worauf es nach Hause trottete. Wenn alle drei Pferde ohne Reiter ankämen, würden sie – Pip oder George oder wer immer – suchen kommen. Inzwischen würde er bei Katie Crane bleiben, die ihn geliebt hatte, und bei Kidogo, der ihn auch geliebt hatte und schon seines Vaters Freund gewesen war.

Aber so konnte er sie nicht liegen lassen, ohne Bluse und – mit diesem Gesicht. Er würde sie doch berühren müssen. Er zog seine Buschjacke aus und bedeckte damit ihren Oberkörper und ihr Gesicht. Bei dem alten Mann war nichts zu machen.

Er setzte sich neben Katie Crane, nahm sie in die Arme und legte ihren bedeckten Kopf an seine Brust. Jetzt hatte er nichts mehr dagegen, sie zu berühren. So saß er, als sein Schwager ihn nach einer halben Stunde fand. George Locke war im Landrover gekommen. Brian hatte seine Scheinwerfer schon aus weiter Entfernung gesehen, aber er wollte Katie Cranes Leiche nicht verlassen, um zu rufen und auf sich aufmerksam zu machen. Wenn sie ihn im Rover suchten, würden sie ihn auch finden. Dabei fiel ihm ein, daß er schon sehr lange keine Leiche mehr berührt hatte.

Es war Mitternacht, und die erforderlichen Schritte waren eingeleitet worden. Die Polizei war gekommen, der Provinzkommissar, und der traurige Nachlass des Todes war beinahe beseitigt. Der amerikanische Generalkonsul war verständigt worden und die Presse wahrscheinlich auch,

vermutete Brian. Auf jeden Fall war Katie Cranes Bruder telegraphisch benachrichtigt worden.

Es wurde davon gesprochen, daß man den kleinen Jungen Karioki suchen solle; aber es war niemandem wirklich ernst damit. Mitten in der Nacht konnte man ohnehin nichts ausrichten. Die Polizei hatte wie üblich Personalmangel. Sie konnte im Dunkeln nicht alle eingeborenen Arbeiter-Siedlungen durchkämmen. Alles mußte bis zum Morgen aufgeschoben werden. Man konnte Katie Cranes Leiche auch nicht heimtransportieren. Es gab keine Möglichkeit, sie einzubalsamieren. Je schneller sie begraben wurde, desto besser. Auf eine Leichenschau wurde verzichtet; die Todesursache war zu klar und deutlich. Man bahrte sie in ihrem Schlafzimmer auf, bis der Sarg fertig war. Und Brian legte die sterblichen Überreste Kidogos auf sein eigenes Bett.

Er fühlte sich jetzt völlig ausgepumpt – und zugleich seltsam, fremdartig frei. Er war der Farm ledig, aller Bindungen ledig, der Liebe ledig, des Lebens und jeder Verpflichtung ledig. Zwei Hiebe eines unbekannten afrikanischen Messers hatten ihn die beiden Dinge verlieren lassen, die er fast geliebt hatte. Kein Kidogo würde ihn mehr an die Vergangenheit ketten, und es gab keine Katie mehr, die ihm mit der Zukunft winkte.

Tante Charlotte tat ihm schrecklich leid. Abgesehen von ihrer unschuldigen Schuld an Katies Tod, abgesehen von ihrer engen verwandtschaftlichen Beziehung zu ihm – tat ihm Tante Charlotte schrecklich leid. Ihr Traum von dem Farmprojekt war ausgeträumt. Sie würde ihn nie mehr träumen können, ohne an all den Kummer zu denken, den ihr eigenes Fleisch und Blut, Brian Dermott, über sie gebracht hatte. Er hatte auf der Farm nichts mehr zu suchen, nichts mehr im Leben seiner Tante, und sei es auch nur aus Rücksicht auf sie. Spielte keine Rolle. Es waren immer noch George und Nell, Philip und Jill da. Genug Angehörige für ihr Alter.

Brian Dermott ging in die Gerätekammer, in der die Gewehre unter Verschluss waren, und nahm zwei und einen Revolver heraus. Dann ging er in das Zimmer, in dem der kopflose Kidogo auf dem Bett lag, und holte

seine Safari-Blechkiste. Sie war gepackt; sie war immer fix und fertig. Er lud sie sich auf die Schulter und ging durch einen Seiteneingang zum Parkplatz hinaus, wo sein Landrover stand. Dann kam er zurück, um die Waffen zu holen. Er hörte die Familie immer noch mit dem Bwana Provinzkommissar und der Polizei sprechen. Gläserklirren klang heraus, als jemand ein Getränk mixte. Ihn ging das nichts mehr an. Er war mit allem fertig. Nur eines wollte er im Augenblick nicht: jemanden sehen und mit jemandem sprechen. Er wollte bloß fort – raus. Er wußte nicht, wohin und für wie lange, aber das war ihm im Augenblick gleichgültig.

Er startete den Landrover und fuhr ruhig zum Hof hinaus. Seltsam, ohne den alten Kidogo im Gari zu sitzen. Sie hatten in seiner Vorstellung schon so lange zusammengehört – sein Wagen, seine Gewehre, er und sein Mann. Jetzt waren es nur noch der Wagen, die Gewehre und er. An Katie wollte er nicht denken. An Katie mit dem perlenden Lachen, mit den tränenumflorten grauen Augen, ihrer manchmal geradezu entwaffnenden Offenheit und dem selbstverspottenden Humor. Sanfte Katie, liebende Katie, *tote* Katie ... arme, tote Katie, die das Land so sehr geliebt hatte und die ihn so sehr hatte lieben wollen. Und es waren nur wenige Minuten bis zu dem Augenblick gewesen, da er ihr sagen wollte, daß sie ihn so sehr lieben dürfe. Wenn er es ihr nur vorher gesagt hätte! Jetzt war's zu spät.

Merkwürdig, daß er keine Lust zum Trinken verspürte. Es wäre nicht unnatürlich gewesen, wenn er sich versucht gefühlt hätte, sofort nach der nächsten Flasche zu greifen. Aber nein, er würde nie mehr trinken. Irgendwie hatte er das Gefühl, daß er es Katie schuldete. Sie war so ein tapferer Kamerad bei der Abstinenz gewesen, hatte ihn gepflegt, als er durchs Saufen krank geworden war. Sie hatte ihm keine Vorwürfe gemacht. Hatte ihn später weder getadelt noch begönnt. Sie hatte ihn nicht als Schwächling verachtet, hatte ihn nur geliebt. Oder es doch versucht. Arme Katie, die ihn so zu lieben versucht hatte.

Leicht erstaunt merkte er auf einmal, daß der Wagen nach Norden eingebogen war und auf Nanyuki und Isiolo zufuhr. Gut. Er würde wieder in seinen geliebten Norden fahren. Das Nötigste, Lebensmittel und was er

sonst noch brauchte, konnte er auch in der Duka in Isiolo oder Garba Tulla oder sonst wo besorgen. Er würde nach Norden fahren und Elefanten jagen. Er hatte ohnehin noch einen auf seiner Lizenz. Es war lange her, seit er für sich selbst Elefanten gejagt hatte. Dann sollte es auch ein besonders schöner sein. Da die Nigger heutzutage alles umbrachten, würde er sich beeilen müssen, um noch einen guten Elefanten zu erwischen. Elefanten würden bald ausgesprochen knapp werden, genau wie anständige Leute.

Elefanten? Warum sollte er Elefanten jagen, warum sollte er töten, was er liebte? Es wäre viel richtiger, wenn er die Menschen jagte, die er hasste und die im übrigen die Elefanten sehr bald ausrotten würden. Er meinte nicht die Männer, die Katie umgebracht hatten. Die waren nur Werkzeuge. Man könnte genauso gut das Messer jagen, das tötete, statt den Mann, der es benutzte. Er trug diesen Männern nichts nach. Aber er hasste die Hintermänner der Killer; die Politiker und die weißen Schwächlinge in London – Jomo Kenyatta und die Leute vom Kolonialministerium und alle Politiker der Welt. Er hasste Lumumba und Mboya und Ian Macleod und Premierminister Macmillan und Präsident Eisenhower und Nasser, und seine Fähigkeit zu hassen war unbegrenzt. Er hasste beinahe jedermann, der die Welt entgegen seinen Vorstellungen geändert hatte. Er hasste jedermann, der an der Ausrottung der Elefanten beteiligt war.

Nein, nein, die Elefanten brauchten nicht gejagt zu werden. Es wäre viel richtiger, nach Norden über Maralal nach Lodwar zu fahren, wo der alte Jomo noch eingesperrt war. Er könnte Jomo Kenyatta jagen. Er stand noch auf der Lizenz. Schließlich war er für all dies verantwortlich. Wenn der letzte Elefant erledigt war, konnte man das auch dem alten Jomo ankreiden. Wäre nicht schlecht, den alten ›Brennenden Speer‹ am Ziegenbart zu zupfen und auszuprobieren, ob aus seiner Kehle das gleiche Blut gleicher Farbe hervorschösse wie bei den anderen wilden Tieren. Armer alter Jomo. Er hatte seinen Höhepunkt überschritten, konnte keinen Mord mehr befehlen. Den Mord organisierten die jungen Stinker, die in seinem Kielwasser segelten – die glatten, öligen schwarzen Bastarde, die das Land regieren wollten. Was war es für ein reizvolles Land gewesen, bis sie es mit

ihrem gottverdammten Uhuru ruinierten, mit ihren verfluchten Ideen von Freiheit und Selbstbestimmung. Es war zwar immer noch ein schönes Land – was sagte seine Tante immer? Es fehlte ihm nichts, was nicht in Ordnung gebracht werden könnte, wenn man alle Politiker, schwarz und weiß, umbrächte. Wenn man die Politiker tötete, könnte man das Wild vielleicht erhalten.

Brian Dermott war auf einmal sehr müde. Er fuhr den Wagen an die Straßenseite und bog dann in den Busch ein. Wenn er am Morgen erwachte, würde er weiterfahren. Schließlich eilte es ihm nicht. Er wollte ja nirgendwo hin. Das hatte er mit dem Land gemein. Auch das Land hatte keine Zukunft. Wie die Elefanten. Keine Zukunft.

Die Morgendämmerung weckte ihn mit ihrem kalten Atem. Im ersten Augenblick wußte er nicht, wo er war. Dann kam alles wieder zurück, wurde klar – kalt, schrecklich klar. Es war also kein Traum gewesen. Katie Crane war tot und Kidogo auch. Es war alles so wirklich wie sein Arm. Wahrscheinlich war er in einem Schockzustand gewesen, in jenem gnädigen Schock, der den Schmerz dämpft und die Empfindung betäubt. So behalten die Menschen ihren Verstand, dachte er. Durch den Schock. Wahrscheinlich fühlt sich ein in den Bauch geschossener Leopard so. Schock, Erstaunen.

Der Schock war jetzt vorbei. Und Katie Crane ist tot. Was mir noch bevorsteht, sind endlose Tage, endlose Jahre in einer Art Vakuum, weil mir alles, was ich liebte, was ich wünschte oder brauchte, von diesen elenden Schwarzen genommen worden ist. So oder so war der weiße Mann der Sklave des schwarzen. Letzten Endes gewinnt der Schwarze immer. Sie töteten Katie. Sie werden auch den Elefanten und das Nashorn ausrotten, um Platz für Uhuru zu scharfen. Die gottverfluchten Schwarzen.

Es war ein Fehler, daß ich nicht genug von ihnen umlegte, als es noch gesetzlich erlaubt war. Wenn man den Siedlern freie Hand gelassen hätte; wenn es keine Vereinten Nationen gäbe; wenn die Amerikaner uns 1956 in Ägypten nicht in den Rücken gefallen wären, als wir Nasser in der Zange hatten; wenn der alte Jomo nicht so schlau gewesen wäre, sich ruhig und

ohne Widerstand verhaften zu lassen; wenn man Kenyatta vielleicht in aller Stille erschossen hätte; wenn –

Wieviel Zeit, wie viele Leben und Mühen hätte die Welt sich erspart, wenn jemand Hitler rechtzeitig erschossen hätte. Wie viele Zeit und Mühen könnte man sich gegenwärtig ersparen, wenn jemand Fidel Castro in Kuba erledigte. Und was diesen schwarzen Schweinehund Kamau anlangte – über Brian Dermotts Züge glitt plötzlich ein teuflisches Lächeln. Schließlich *hat* er ja mal Tiere von Berufs wegen geschossen, hatte im Wilddepartement gearbeitet. Er war sogar verdammt tüchtig in seinem Beruf als Wildhüter gewesen.

Es ist zu spät, Kenyatta zu erschießen, dachte Brian. Aber nicht zu spät, Mr. Matthew Kamau umzulegen. Mr. Kamau kümmert sich nicht darum, welche Eier er für sein Omelette zerschlägt. Mr. Kamau und seinesgleichen kümmern sich nicht darum, wer auf ihrem Wettlauf um die Macht auf der Strecke bleibt. Mr. Kamau kümmert sich nicht darum, wessen Brunnen er vergiftet, welche Sitten er pervertiert, wessen Leben er ruiniert, Hauptsache er kriegt sein Uhuru und besteigt den Thron als schwarzer König. Mr. Kamau hält sich für Jesus Christus; es wäre ganz interessant festzustellen, ob er auch unsterblich ist.

Natürlich, dachte er weiterfahrend, wurde Peter Poole gehängt, weil er den Burschen erschoss, der seinen Hund mit Steinen bewarf. Und vielleicht hängt man den Burschen, der den Hund töten wird, weil er den Burschen auf dem Gewissen hat. Und dieser Bursche bin ich. Kamau hat mein Leben getötet. Er sollte an dieser Sorte Amoklaufen in Zukunft gehindert werden. Im öffentlichen Interesse, natürlich.

Ich habe nichts zu verlieren. Vielleicht kann ich dem Land endlich einen Dienst erweisen. Vielleicht errichtet man mir eines Tages ein Denkmal ->Brian Dermott, Retter Kenias<. Und darunter, in kleineren Buchstaben ->Am soundsovielten erschoss Brian Dermott Matthew Kamau im Interesse der ganzen Menschheit. Brian Dermott wurde von einer undankbaren Regierung am soundsovielten hingerichtet, aber er wurde Retter der Nation. Brian Dermott machte das Erschießen von Politikern populär, und es

dauerte nicht lange, bis die meisten Mitglieder des Gesetzgebenden Rates von anderen selbstlosen Patrioten erschossen wurden. Mehrere tausend Elefanten, Nashörner und treffliche Menschen überlebten.<

Er grinste. Plötzlich kam er sich schrecklich unbeschwert und ganz glücklich vor. Kam sich vor, als hätte man ihm eine schwere Last von den Schultern genommen. Er konnte nicht *alle* Kikuyus niederschießen – das würde zu lange dauern. Oder wenn man die Wasserstellen vergiftete? Im Augenblick jedenfalls könnte er Mr. Kamau mit Leichtigkeit umlegen, und da er nichts mehr hatte, wofür es sich zu leben lohnte, spielte es keine Rolle, ob man ihn hängte oder nicht. Das wäre es wert, und sei's auch nur, um zu sehen, was Mr. Kamau für ein Gesicht machte. Dem Burschen werd' ich's zeigen, mit *meiner* Frau tanzen zu gehen. Dem werd' ich beibringen, *mein* Weib zu ermorden. Werde dem Schwein zeigen, meine Elefanten zu töten, werd' den Hund zwingen, zur Seite zu treten, wenn ein weißer Mann vorbeigeht. Runter vom Bürgersteig, Bursche. Werde all den anderen Hunden beibringen, wie man das schluckt. Wir haben's ihnen schon mal beigebracht. Brian Dermott, Schutzheiliger aller Elefanten. Das bin ich.

Plötzlich brach Brian Dermott in schallendes Gelächter aus. Das Ganze kam ihm zu komisch vor. Er wußte genau, wo er Kamau erschießen würde.

Der Lachreiz hörte einfach nicht auf. Er beugte sich übers Steuerrad und gab mehr Gas. Dann sang er wild drauflos: »Bring mich zur rechten Zeit in die Kirch'«, was er damals, als er zur Hinrichtung Peter Pooles in die Stadt fuhr, auch gesungen hatte. Er warf einen Blick auf die Uhr. Wenn er ein anständiges Tempo vorlegte, hätte er reichlich Zeit, um in seine Wohnung in Muthaiga zu gehen und sich zu waschen und umzuziehen. Am besten, er trug wieder seinen Hinrichtungsanzug. Ein anständiges Blau war immer noch das Passendste für einen feierlichen Anlass. Aber er wollte sich nicht verspäten. Es wäre ein Jammer, Mr. Kamau sozusagen vor der Kirche warten zu lassen.

Die lange Fahrt von Isiolo nach Nairobi hatte Brian Dermott nicht ermüdet. Er hatte ein unbändig frohlockendes Gefühl, ein Gefühl, das sich nicht so sehr mit Betrunkenheit vergleichen ließ als vielmehr mit den Folgen einer anständigen Dosis Marihuana. Er schwelgte unter der heißen Dusche in seiner Wohnung, suchte sorgfältig seine Krawatte aus, wählte sogar einen weißgestärkten Kragen zum blauen Hemd, zu der seriösen Krawatte und den schlichten Schuhen. Wie immer, widmete er seinen Nägeln größte Aufmerksamkeit. Er nahm keinen Drink.

Sein Vorhaben, Matthew Kamau zu erschießen, schien Brian Dermott gar nicht unlogisch zu sein. Ein Mann wie Kamau mußte getötet werden. Die Kamaus der Welt waren an allem Kummer und Ärger schuld. Bei den Elefanten war's genauso. Jetzt würde Mr. Kamau eben von einem Elefanten eigener Schöpfung totgetrampelt werden.

Er sah auf die Uhr. Beinahe Essenszeit. Bißchen früh noch, aber er könnte sich ja in den *Thorn Tree* setzen und ein Coca trinken. Es würde ihm nichts ausmachen, wenn die Leute ihm ihr Beileid aussprächen. Er wollte nur da sein, wenn Kamau zum Lunch kam. Er nahm an, daß die Schweinerei auf der Farm sich inzwischen überall herumgesprochen hatte und daß Kamau einigen Leuten den ganzen Morgen lang Flöhe ins Ohr gesetzt hatte. Wäre nicht übel, wenn er mit einem seiner Genossen ankäme – mit diesem großen Ndegwa oder dem glatten Mkamba Matisia, seinem Adjutanten. War lange her, seitdem er einen richtigen Doppelschuß abgegeben hatte, dachte Brian. Ein sauberer Doppelknall vor dem *Thorn Tree* würde die Zuschauer ganz schön aufrütteln.

Jesus, das brachte ihn darauf – er hatte eine Ewigkeit nicht mehr mit seiner Pistole geschossen. Gleich mal nachsehen. Er holte den Revolver, den stahlblauen Smith & Wesson .38, und nahm die Trommel heraus. Staub im Lauf, aber sauber. Er schüttelte die abgeplatteten Patronen aus dem Magazin und schob jede wieder sorgfältig hinein. Dann klinkte er die

Trommel wieder ein. Die Waffe fühlte sich griffig an, kühl und handlich. Vielleicht sollte er ein Messer oder eine Schlinge nehmen, aber das war zu *kishenzi*. Zu burisch. So was tat man nicht am helllichten Tag vor dem besten Hotel der Stadt, noch dazu, wenn man seinen besten Sonntagsnachmittagsausgehanzug anhatte. *Lèse-majesté* und wie der Blödsinn hieß. Es gab eben gewisse Dinge, die ein richtiger Sahib nicht tat.

So, das wär's. Brian schob den Revolver in seinen Schulterhalfter und strich das Jackett darüber glatt. Es war, wie Kidogo gesagt hatte – »wie in den alten Zeiten, Bwana. Wenn wir in den alten Tagen in die Stadt gefahren sind, hast du dir immer eine Krawatte umgebunden und den Revolver eingesteckt.« Damals hatte Kidogo gefragt, ob er jemand töten wolle, da er seine Waffe mitnehme. Mein Gott! Erst acht Wochen waren seit Peter Pooles Hinrichtung vergangen. Nun, Kidogo, mein alter Freund, wenn du mir heute diese Frage stelltest, würde ich ganz einfach mit Ja antworten, sagte Brian bei sich. *Ja*. Ich werde diesen schwarzen Schweinehund von einem afrikanischen Politiker töten. Im Interesse der Erhaltung des Wildes. Am hellen Mittag vor dem französisch-modischen Boulevardcafé des *Thorn Tree*. *Pour encourager les autres*. Diese Wog-Politiker machen immer einen Riesenwirbel und organisieren Demonstrationen, um Sympathien für sich zu erwecken. Unser Mr. Kamau hat es sich nicht träumen lassen, was für eine Sensation zu scharfen er imstande war.

Brian ging die Treppe hinunter und stieg in seinen Landrover. Bist du auch ganz sicher, daß du das tun willst, Dermott? fragte er sich, als er sich in den Verkehr einfädelte. Es gibt kein Kopfgeld für Nigger, weißt du. Und schwarzes Elfenbein gibt es auch nicht zu verkaufen. Jawohl, ich bin ganz sicher, daß ich das tun will, Dermott, antwortete er sich selber. Ich habe nichts zu verlieren – nur meinen Kopf. Ich bin unabhängig und reich. Ich brauche kein schwarzes Elfenbein zu verkaufen. Vielleicht hat sich die allgemeine Einstellung geändert. Vielleicht ist das nicht der richtige Monat, um Weiße zu hängen, die einen Wog um die Ecke brachten. Vielleicht hat sich Whitehalls Einstellung in der letzten Woche geändert. Vielleicht haben sich die neuen Winde des Mr. Macmillan nach seiner letzten Waldhuhnjagd

in Schottland wieder in eine andere Richtung gedreht. Vielleicht übt Paul Robeson einen neuen Einfluß auf die amerikanische Politik aus. Was ist eigentlich mit Little Rock los? Oh, ich bin ein lustig' Haus, sang sein Hirn, bin auf dem Weg, etwas zu tun, wovon viele Leute sehnsüchtig reden, was sie aber selten zustande bringen. Einen Politiker auf den Kopf schlagen. Ich darf ihn nicht anschießen, dachte er. Würde ihm ungern in den Busch nachlaufen. Der Scheißkerl könnte mich beißen.

Das gibt tolle Überschriften in den Zeitungen, dachte er. Könnte mir denken, daß mein Safari-Geschäft ungeheuer davon profitiert. Dieser Kamau ist in Amerika so bekannt wie Marilyn Monroe. Wenn man bedenkt, daß die arme Katie heute in allen Zeitungen steht und der arme liebe Kamau morgen. Kenia wird in den nächsten Wochen Tagesgespräch sein. Würde mich gar nicht wundern. Tantchen wollte ja immer, daß ich das Safari-Geschäft an den Nagel hänge. Jetzt häng' ich's an den Nagel, ganz oben, und die Kunden schreien nach mehr. Ich höre mit der höchst erreichbaren Trophäe auf. Ich schieße den echten wollköpfigen schwarzlockigen dicken Halunken tot.

Vielleicht werde ich dann große Mode. Wenn das ganze Wild ausgerottet ist und keine Kunden mehr kommen. Vielleicht kann ich daraufhin eine Vortragstour arrangieren. Das Dunkelste Afrika, Wie Ich Es Kannte. Wie Ich Die Bürde Des Weißen Mannes Abschüttelte. Beste Empfehlungsschreiben für Mr. Smith und Mr. Wesson. Wilde Politiker, Die Ich Erschoss. Kommt Nach Kenia Und Geht Mit Dem Land Zugrunde.

So, da wären wir. Jetzt werden wir um den alten Lord Delamere herumfahren – der wahrscheinlich ganz auf meiner Seite wäre – und in einen dieser schön abgeteilten Parkplätze schlüpfen. Guter alter Lord Delamere. Möcht' wetten, Seine Lordschaft weiß aus seiner himmlischen Entfernung nicht, daß ich so eine Art Werkzeug bin, das verhindert, daß er von seinem mit Taubendreck beschmutzten Postament gerissen wird, damit er einem Wog-Politiker Platz macht. Ruhen Sie in Frieden, Mylord. Seien Sie glücklich mit Ihren Tauben.

Brian Dermott ging um die Ecke, blieb stehen, um *The Nation*, *The News* und *The Standard* zu kaufen. Die Schlagzeilen sagten ihm deutlich, daß die ganze Welt in diesem Augenblick von Katie Cranes Tod wußte. Er würde jetzt schnell hineingehen und den Leoparden anrufen, um festzustellen, ob das Biest nicht im Baum hockte. Es war alles so schön mit Teppichen ausgelegt; es tat ihm leid, daß er Mr. Blocks kostbare Brücken versauen mußte. Es wäre nicht fein, Mr. Kamau in seinem Appartement zu erschießen. Womöglich direkt vor den Gemälden Bernard Buffets.

Schweigen senkte sich auf die trinkende und essende Menge im Café, als Brian Dermott ins Hotel schritt. Als er durch die Halle ging, hörten die Empfangsdamen mit ihrem Geplauder auf, und die Boys, die afrikanischen Gepäckträger und Pagen verstummten. Andere Leute blickten sich um, um den Grund des plötzlichen Schweigens zu erfahren. Schauten, sahen Brian, zogen den Atem ein und blickten schnell weg.

Brian ging in die Telefonzelle und fragte nach Mr. Kamau. Die Zentrale sagte, sie glaube nicht, daß Mr. Kamau im Hause sei, werde aber auf jeden Fall läuten. Brian wartete acht Rufe ab, bis er anhängte. Mr. Kamau war also nicht da. Wenn Mr. Kamau nicht da war, war er natürlich außerhalb und würde zurückkehren. Wenn er zurückkehrte, würde er die Hardinge Street oder die Delamere Avenue überqueren und dicht an der kleinen Verkehrsinsel neben dem Lieferanteneingang vorbeigehen müssen, um das Hotel durch den Vordereingang zu betreten. Ein Stuhl war frei – großartig, dieses *Thorn Tree*-Freiluftcafé, besonders an so einem herrlichen Tag mit der leisen Brise und der warmen Sonne am wolkenlosen Himmel. Es war so schön zu leben. Katie hätte einen Tag wie diesen gerne erlebt. Brian hätte es Katie gegönnt, einen solchen Tag zu erleben. Sie hätten die Elefanten zusammen beim Baden beobachten können.

Zögernd näherte sich der Ober, und Brian bestellte Kaffee und ein Clubsandwich. Er war auf einmal sehr hungrig und erinnerte sich, daß er seit dem gestrigen Lunch nichts mehr gegessen hatte. Kein Wunder, daß er leicht benommen im Kopf war. Männerarbeit bedingte regelmäßige

Mahlzeiten. Kein Zweifel, Schießen auf Kontrollfahrten erforderte Kraftstoff für die Maschine.

Er zündete sich eine Zigarette an und blickte um sich. Die Tische saßen voll hübscher langbeiniger Mädchen und junger Männer in Shorts. Alles lachte, trank Tee oder Bier oder Coca Cola. Im allgemeinen waren sie ein gutaussehender Menschenschlag, die Kenia-Leute, dachte er. Bewegung, Sport und frische Luft – das war's. Wie die Australier. Selbst unsere Wogs sehen besser aus als die im Kongo und in Uganda. Alles in allem First Class, tiptop, tadellose Rasse. Land des weißen Mannes, Kenia. So nannte der alte Delamere es. Was für ein harter Kerl der war. War nicht gut Kirschen essen mit ihm. Wie Gary Cooper. Jawoll.

Der Kellner hatte den Kaffee und das Sandwich gebracht. Brian zahlte gleich. Er wollte den Kellner nicht in Verlegenheit bringen, wenn es nachher einen Aufruhr gab. Die armen Jungs mußten an der Ausgabe jede Bestellung im voraus bezahlen. Dieser Manager Burrows traute niemandem.

Er merkte, daß mehrere Leute zu ihm herüberstarrten. Er fuhr sich an den Schlips. Tadellos gebunden. Er sah auf seine Schuhe. Er hatte sogar dazu passende Socken an. Vielleicht guckten sie so auffällig, weil sie es ungewöhnlich fanden, ihn am Morgen nach der Ermordung einer Kundin, die außerdem noch Gast auf der sagenhaften Farm seiner Tante gewesen war, im blauen Anzug zu sehen. Vielleicht dachten sie, alle weißen Jäger sollten Gin trinken, nicht Kaffee und dazu ein Sandwich essen, bevor sie den führenden Politiker des Landes umbrachten. Das Sandwich war aufgeweicht. Zu viel Mayonnaise. Müßte Burrows mal darauf ansprechen. Weicher Toast taugte nicht für ein Sandwich. Das Land ging tatsächlich langsam zum Teufel. Na ja, ein Wog war eben ein Wog, auch in der Küche.

Er sah wieder auf die Uhr, eine gute Uhr, zeigte zwölf Uhr dreißig. Gestern um diese Zeit lebte Katie noch, dachte er, seinen Schulterhalfter etwas herumschiebend, damit er griffbereit unter seinem Jackett lag. Der Bursche müßte jetzt bald kommen. Eingeborene waren Gewohnheitstiere. Und Mr. Kamau würde sicherlich heute im Grill aufkreuzen – bei diesen

Schlagzeilen! Er könnte es sich nicht leisten, sich *nicht* in der Öffentlichkeit zu zeigen.

Brian rückte seinen Sessel etwas nach links, um besser die Delamere-Avenue überblicken zu können, ohne seine Hauptaufmerksamkeit von der Hardinge Street abzuwenden. Das war auch so eine Sache bei der Jagd; ob es sich um Leoparden oder Menschen handelte, um einen Buschanstand oder einen Stahlrohrstuhl im *Thorn Tree*, man durfte sich nie ablenken lassen. Er würde weiter aufmerksam beobachten, denn sein Mann mußte jeden Augenblick auftauchen. Und wenn nicht, blieb immer noch der Nachmittag und morgen und nächste Woche. Brian hatte ja nichts Besonderes vor. Das war auch so ein Vorteil des Lebens in Kenia. Man konnte sich Zeit lassen.

71

Matthew Kamau stand auf und stellte befriedigt fest, daß der Boy mit dem Tee die beiden Morgenzeitungen gebracht hatte. Er würde sie wie üblich mit ins Badezimmer nehmen, ehe er sich sein Frühstück telefonisch heraufbestellte. Zuerst griff er nach dem *East African Standard* und überflog träge die Schlagzeilen. Was er da sah, verscheuchte jeden Gedanken an das Badezimmer. Hastig zog er sich an und dachte nicht mehr daran, sein Frühstück zu bestellen. Es war noch früh; Matisia war sicher noch zu Hause.

Er knirschte mit den Zähnen vor Enttäuschung und Zorn, als er einige Absätze des Artikels las. Diese Wichtigtuer, diese Idioten!

Heute keinen Wagen mit Chauffeur. Er würde den kleinen schwarzen Anglia nehmen, den er bevorzugte, wenn er anonym bleiben wollte. Er stand um die Ecke in einem überdachten Gässchen. Er konnte keine Zeugen seines Besuches bei Matisia brauchen, und der große Cadillac erregte

immer Aufsehen, und er würde auf dem Wege nach Hurlingham aus einer öffentlichen Telefonzelle anrufen.

Matthew Kamau fuhr sehr vorsichtig mit seinem kleinen Ford in die Vorstadt Hurlingham hinaus. Er fuhr nicht mehr oft selber, seine Bewegungen waren ungelenk. Außerdem waren seine Beine zu lang für die Einstellung des Vordersitzes. Seine Gedanken rasten. Diese Sorte Unfall hatte er nicht bedacht. Was, zum Teufel, machte dieses verfluchte Weib eigentlich auf der Glenburnie Farm? Sie war eine Safari-Kundin gewesen; die Zeitung schrieb, sie sei ungeheuer reich und habe zur Gesellschaft Amerikas gehört. Das hieß, daß die Zeitungen, von denen er lebte, denen er seinen Ruf verdankte – *The New York Times*, *The Herald Tribune* – und all die großen Zeitungen voll von dieser Story sein würden, und keine zu seinen Gunsten oder zu Gunsten seines Landes.

Niemand würde sich um das Verschwinden eines kleinen Jungen von einer afrikanischen Farm kümmern; so was kam jeden Tag vor. Aber das Theater, das sie um die Erschießung dieses Zeitungsmannes, dieses Burschen Orde im Kongo gemacht hatten! Und das war nur ein Auslandskorrespondent gewesen, der Kummer gewöhnt sein mußte. Was für ein Aufsehen, wenn jemand in Kenia umgebracht wurde, der dauernd in der Gesellschaftsspalte der Zeitungen genannt wurde, Dun und Bradstreet, Palm Beach, eine junge, schöne Frau, weiße Jäger, dunkelstes Afrika – um Gottes willen! Die Presse würde wieder wie Geier herumschwärmen. Sein Gesicht erstarrte zu einer Maske ohnmächtiger Wut. Verfluchte, dämliche Idioten! Warum mußten sie ausgerechnet diese Frau töten? Hätten sie lieber den kleinen Jungen laufen lassen. Sie hätten ihn jederzeit später wieder kriegen können. Narren!

Da war die Tankstelle. Sicher hatte sie eine Telefonzelle. Er ging hinein und steckte seine Pennies in den Schlitz. Am anderen Ende antwortete Matisia schläfrig.

»Du weißt, wer hier ist«, sagte Kamau scharf. »Ich muß dich sofort sprechen. Schmeiß diese Frau raus. Schick sie was einholen. Der Hausboy ist unwichtig. Wir werden englisch sprechen. In zehn Minuten. Wiedersehn.«

Er fuhr die Auffahrt zu Abraham Matisias kleinem Stuckhaus entlang und trat vor der Treppe heftig auf die Bremsen.

Er gab sich keine Mühe, die Tür des Wagens zu schließen, als er hinaussprang, sondern hetzte in großen zornigen Sätzen die Stufen hinauf. Er hatte keinen Blick für die Kapkastanien und die Bougainvillea – bemerkte nicht, daß der Rasen sauber gemäht war und die Frangipani noch in Blüte standen.

»Matisia!« rief er in seiner tiefen Stimme, gegen die Tür hämmernd. Matisia, im Sporthemd mit offenem Kragen und in weiten Hosen, Sandalen an den Füßen, öffnete die Tür.

»Herein, Matthew«, sagte Matisia. »Ich habe die Frau einkaufen geschickt und den Hausboy auf den Markt. Wir sind allein. Willst du eine Tasse Kaffee? Es ist noch früh –«

Kamau ließ sich in einen Sessel fallen.

»Nein, ich will keinen verfluchten Kaffee. Hast du die Zeitungen gesehen?« Er schlug zornig auf eine Ausgabe des *Standard*. »Erzähl mir nicht, daß du die Zeitungen noch nicht gelesen hast!«

»Doch, ich habe sie gelesen. Höchst bedauerlich. Diese dämlichen Affen« – Er machte eine verächtliche Handbewegung – »Was kann man tun, wenn man Dummköpfe zu solchen Aufgaben verwenden muß? Natürlich konnte niemand wissen, daß die Frau und der alte Mann auch aufkreuzen würden ...« Seine Stimme verging. »Ich kann nicht alles selber machen. Wir mußten den Alten von Hardscrabble und den Jungen zur gleichen Zeit haben. Und das bedingte verschiedene Leute an verschiedenen Orten.« Er zuckte die Schultern. »Tut mir leid, das war eben Pech, Matthew.«

Kamau sah ihn aufgebracht an.

»Pech! Weißt du, was uns das in Amerika kosten kann? In der ganzen Welt? Hier handelt es sich nicht um einen namenlosen Missionar, dem deine Gorillas die Kehle durchschnitten! Das war Kathleen Crane, geborene Drake! Deine Männer haben halb Wall Street die Kehle durchgeschnitten! Sie schnitten Palm Beach und dem Racquet Club die Hälse durch! Idioten!«

»Du hast ganz recht«, sagte Matisia geschmeidig. »Ich werde die entsprechenden Schritte unternehmen, damit sie künftig nicht mehr die falschen Kehlen durchschneiden. Heute Abend werden ihre Leichen an einer auffallenden Stelle im Reservat aufgefunden werden, mit einem Zettel an ihren durchschnittenen Kehlen. Es wird so aussehen, als steckten die Siedler dahinter. Ich hatte vor, diese Angelegenheit selbst zu überwachen.«

Kamau grunzte.

»Ich finde, du könntest dir etwas Originelleres ausdenken. Ich schlage Kreuzigung oder etwas Poetischeres vor – übergieß sie vielleicht mit Benzin und zünde sie in ihren eigenen Hütten an!«

Matisia ging nervös im Zimmer auf und ab, die Hände im Rücken verschränkt.

»Es ist furchtbar, ich weiß. Und die andere Sache – für die der Junge und der alte Mann gebraucht wurden – war auch nicht so erfolgreich, wie ich sie geplant hatte. Sie verfuhrten mit dem Jungen wie vorgesehen, aber der alte Mann von der anderen Farm leistete den Eid nicht. Er weigerte sich einfach. Sie mußten ihn und noch einige andere töten, die sich ebenfalls weigerten. Ein paar entkamen sogar in den Busch. Sie werden zwar nicht reden, aber sie schworen nicht. Mein Mann hat's mir heute früh berichtet. Er hatte nichts mit der Glenburnie-Sache zu tun – wußte nichts von der Ermordung der weißen Frau. Ich hatte gerade aus den Zeitungen davon erfahren, als du anrufst. Ich fürchte, es war ein Fehlschlag.«

Kamau schlug mit der Faust in die Hand.

»Fehlschlag! *Fehlschlag!* Allmächtiger Gott! Pech! Unglück! Unheil! Na, schön, es ist geschehen und läßt sich nicht mehr ändern. Ich glaube, wir müssen noch ein paar Vorfälle organisieren, um die Siedler in Wut zu bringen. Die Dinge sind in Verwirrung geraten – die Meldung über die Frau konnte gestern Abend noch nicht in den Nachrichten oder im Safari-Funk gewesen sein. Es ist noch früh, die Leute lesen erst jetzt die Morgenzeitungen. Alles wird sich über die Polizei aufregen und den Kopf verlieren, und das müssen wir für die anderen Verwirrungen, die sich aus leidigen Unfällen ergeben, ausnützen. Lass mich nachdenken.«

»Es wird langsam Mittag«, sagte Matisia. »Bald werden die Europäer zu ihrem Morgendrink im *Norfolk* , im *Stanley* oder auf ihren Farmen zusammenkommen. Sie werden die Möglichkeit haben, über die Ereignisse von gestern nacht zu sprechen – und die Frau war Gast auf der Farm dieses Dermott. Vielleicht könnte man diesen Dermott, der als notorischer Säufer und besonders Radikaler in der Zeit des Aufstands gilt – du weißt ja, daß er zweimal ausgezeichnet wurde –«

»Ja, weiß ich. Ich bin oft mit seiner Frau auf Gesellschaften zusammen, wenn ich in London bin.« Kamaus Stimme klang deutlich sarkastisch. »Ich lese auch Zeitung, vor allem, wenn *ich* drinstehe. Weiter.«

»Ich dachte, daß man diesen Dermott vielleicht irgendwie ins Spiel bringen könnte. Er ist typisch für die brutaleren Elemente damals in den Pseudo-Trupps und der KPR und in den irregulären Kommandos während des Aufstandes. Eine Bande von Halsabschneidern, alle. Und immer noch nicht zufrieden – immer noch wütend, daß die alten Zeiten vorbei sind. Vielleicht ...«

»Wahrscheinlich fiele es dir nicht allzu schwer, Mr. Dermott und seinen Freunden die Namen und Beschreibungen der Männer in die Hände zu spielen, die für den Tod dieser Mrs. Crane und des alten Mannes verantwortlich sind – der, wenn ich richtig informiert bin, von diesem Dermott noch mehr geschätzt wurde als die Frau.«

Matisia grinste und zündete sich eine Zigarette an.

»Nein, es wäre gar nicht schwierig. Ich habe meine Stammrolle im Kopf. Mein Eidesadministrator in diesem Gebiet hat sich nicht sehr bewährt. Er kommt von der kleineren Farm, von der wir den alten Mann abholten. Schade, daß der Eigentümer Bruce außer Landes ist, denn er gehört auch zu der Dermott-Clique. Aber ich könnte mir vorstellen, daß Dermott nach ein paar Glas keine Schwierigkeiten hätte, ein paar Männer zu finden, die in Weißglut gebracht werden können. Besonders –«

»Besonders, wenn es noch ein paar Zwischenfälle gibt, sagen wir, in Karen und dem Kinangop, in die andere weiße Frauen verwickelt sind. Keine Gewalt, keine Angst. Die üblichen Briefe und Drohungen und

vielleicht ein paar umgeworfene Wagen. Diese Frau war Amerikanerin und Touristin, ihr zufälliger Tod ist nicht dasselbe wie der Tod einer Kenia-Frau. Wir könnten einen Zwischenfall so frisieren, daß er wie der Anfang einer Epidemie aussieht. Wir brauchen nicht viel, um die jüngeren Siedler und einige alte Hasen aufzuputschen, die sich noch an die bequemen Tage erinnern, in denen man den Tod eines Mannes gar nicht erst zu melden brauchte, solange es sich um einen Schwarzen handelte.«

»Jetzt ist mir schon bedeutend besser«, sagte Matisia. »Ich habe mich über diese Sache schrecklich aufgeregt. Aber vielleicht können wir noch Kapital draus schlagen. Um so besser. Schließlich ist sie nur eine weiße Frau mehr. Sie haben noch 'ne ganze Menge.«

Kamau stand auf.

»Ich bin über die ganze Angelegenheit sehr ungehalten«, sagte er. »Verpfusch mir jetzt auch das nicht wieder, Matisia. Wir wollen den Tod der armen Mrs. Crane als einen bedauernswerten Unfall hinstellen, den die ganze Regierung, schwarz und weiß, betrauert. Gleichzeitig könnte man etwas Verwirrung stiften, wenn die weißen Heißsporne ein paar Leute umbrächten – und wenn eine an sich harmlose Versammlung zu einem Aufruhr aufgeputscht wird, der durch weiße Gewehre unterdrückt werden müßte. Wir haben noch kein richtiges Sharpeville in Kenia gehabt. Jetzt ist die Zeit dafür gekommen.«

Matthew Kamau ging auf die Tür zu.

»Wir brauchen bloß einen guten Aufruhr, dann klappt die Sache«, sagte er. »Nur einen guten, erstklassigen. Natürlich werden wir eine Menge Leute verlieren. Sieh zu, ob du's nicht so hindrehen kannst, daß es die richtigen sind, die's auch verdienen. Und ich würde mir überlegen, ob wir uns nicht ganz besonders die Wahlbezirke vornehmen sollten, in denen KANU und KADU stärker sind als wir.« Er grinste verschlagen.

Matisia streckte die Hand aus, um seinen Chef zurückzuhalten.

»Augenblick, Matthew. Das möchte ich genau gesagt bekommen. Du willst den Samen eines offenen Aufruhrs gesät haben – sogar Anarchie –, aber die ganze Verantwortung soll auf die Weißen, die Inder und alle

anderen, bloß nicht auf uns fallen? Du willst es so schlimm und groß aufgezogen haben, daß sie Truppen einsetzen müssen? Selbst Truppen vom Kahawa-Stützpunkt? Maschinengewehre und Tränengas?«

»Du hast mich voll und ganz verstanden. Ich möchte, daß die Augen der Welt wieder mit Mitleid auf Kenia ruhen, wo der weiße Mann die Schwarzen brutal unterdrückt. Ich möchte ein Feuer anfachen, mit dem verglichen der Mau Mau ein Kinderspiel war. Ich will Anarchie, einen neuen Belagerungszustand – und ich möchte ein so heißes Feuer, daß nur ich es löschen kann. Und zwar noch vor den nächsten Wahlen. Innerhalb eines Monats, so um Weihnachten herum – je früher, desto besser. Ich möchte es so stark haben, daß die friedlichen Wahlen im Februar wie eine Überraschung kommen, und ich möchte den Lohn für die Überraschung einheimsen. Ich möchte, daß die Wahlen so friedlich verlaufen, daß jede mögliche Drohung, die ich für später im Hinterhalt habe, einschließlich der Frage Uhuru, wie ein Schmiedehammer auf London heruntersaust. Ich möchte ihnen einen kleinen Vorgeschmack der Unruhen geben, die zu erwarten wären, wenn die Regierung *nicht* schwarz ist und ich *nicht* an ihrer Spitze stehe. Hast du das nun ein für allemal begriffen?«

»Jawohl, ein für allemal«, erwiderte Matisia, heftig nickend.

»Und keine Fehler mehr, sag' ich dir, oder es sind deine letzten. Klar?« Kamau schlug wieder mit der Faust in die offene Hand.

»Klar. Wiedersehn, Matthew. Ich setz' mich bald mit dir in Verbindung.«

»Nein, warte, bis ich dich anrufe. Ruf nicht im Hotel an. In dieser Sache kann ich dir im Augenblick nicht helfen. Und noch etwas: Ich gebe dir den dienstlichen Befehl, dich von dieser belgischen Hure zu trennen. Wir haben schon genug Komplikationen. Sie kann uns am Ende nur noch mehr aufhalsen.«

»Der Rat ist nicht mehr nötig. Ich sehe das auch ein. In Kürze schmeiß' ich sie raus. Hab' sie sowieso satt. Eine Hure ist bloß eine Hure, es gibt andere, jüngere und hübschere. Mach dir deswegen keine Sorgen.«

Er begleitete Kamau zur Tür und sah ihm nach, während er davonfuhr.

»Scheinheiliger Halunke«, murmelte er. »Dieser ganze Versager war schließlich seine Idee. Geschieht ihm recht, wenn er eines Tages mal ausrutscht. Und dann werde ich nicht hinlaufen und ihn auffangen. In der Zwischenzeit ...« Er zuckte die Schultern. Ein Blick auf seine Uhr sagte ihm, daß es halb zwölf war. Ein Gin und Tonic könnte nichts schaden. Er mußte noch viel arbeiten.

Er mixte sich gerade den Drink, als die Schlafzimmertür aufging und Lise Martelis heraustrat. Er fuhr herum und starrte sie an.

»Ich dachte, du seist weg!« herrschte er sie an. »Ich hasse diese Herumschleicherei!«

Lise Martelis trug eines ihrer geliebten Dirndl und Sandalen mit flachen Absätzen. Sie hielt abwehrend die Hand empor.

»Sei mir nicht böse, Matisia«, sagte sie. »Ich weiß, du hast Sorgen. Hat es etwas mit dem zu tun, was in der Zeitung steht?«

»Nein, verflucht noch mal, es hat nichts mit dem zu tun, was in der Zeitung steht! Warum fragst du mich danach? Wie sollte ich etwas mit dem zu tun haben, was in der Zeitung steht?!«

»Du schienst so aufgeregt, und ich wußte, daß Mr. Kamau hier war. Darum kam ich still durch die Hintertür. Ihr habt geredet und –«

Matisias Hände packten sie an den Schultern. Er schüttelte sie, daß ihr Haar hin und herflog, seine Finger krallten sich in das weiche Fleisch ihrer Oberarme.

»Seit wann bist du wieder da? Was hast du gehört?« Er schüttelte sie wieder, ließ dann eine Schulter los und hob die rechte Hand, um sie zu schlagen. »Sag's mir oder, bei Gott, ich werde –«

Ihre Augen weiteten sich vor Angst, und sie hob die Hand, um den Schlag abzuwehren.

»Ich hab' nichts gehört. Ich sage dir, nichts! Als ich seinen Wagen noch dastehen sah, ging ich still nach hinten und kam durch den Kücheneingang herein. Da stellte ich meine Einkäufe hin und ging ins Schlafzimmer, um zu warten, bis ich ihn wegfahren hörte. Ich weiß, daß du nicht gestört sein

willst, wenn du eine Besprechung mit Mr. Kamau hast, Matisia. Ich habe nichts Unrechtes getan. Tu mir nicht so weh!«

Matisia ließ die Hand fallen und wandte sich ab.

»All right«, sagte er. »In Ordnung – wahrscheinlich bin ich zu nervös – kein Wunder, wenn solche Sachen passieren – was in der Zeitung steht. Macht einen sehr schlechten Eindruck, in der ganzen Weltpresse. Als wären wir bloß Wilde – Denk nicht mehr dran.« Er trank sein Glas aus.

»Ich muß mich jetzt umziehen«, sagte er dann. »Ich hab' noch viel Arbeit vor mir.«

Sie stand mit hängenden Armen, etwas aufgedunsenem Gesicht und leeren Augen da.

»Wirst du zum Abendessen zurück sein?« fragte sie.

»Zum Donnerwetter, woher soll ich denn das wissen?« schrie er wütend. »Wenn ich da bin, bin ich da. Wenn nicht, dann nicht!«

Die Badezimmertür fiel krachend zu.

Sie ging in die Küche, um die Lebensmittel zu verstauen. Soso, er trug sich also mit dem Gedanken, sie hinauszuerwerfen, wie er Kamau versprochen hatte. Will sich eine Jüngere und Bessere anschaffen, was? Hat sie satt bis obenhin, was? Eine Hure ist bloß eine Hure, hm?

Lise Martelis zog traurig die Nase hoch, während sie das Fleischpaket in den Kühlschrank legte. Das kleine Haus war ihr langsam ans Herz gewachsen. Und außerdem wußte sie nicht, wohin sie sonst gehen sollte.

72

Matthew Kamau parkte seinen Wagen und ging zum Hotel zurück. Er fühlte sich jetzt besser, nachdem er mit Matisia gesprochen hatte – viel besser. Der Mann war überhaupt nicht aus der Fassung zu bringen – das mußte man ihm lassen. Vielleicht konnten sie die ganze verpfuschte Angelegenheit doch noch zu ihrem Vorteil ausnutzen. Die Siedler waren dumm – dumm

und wurden täglich nervöser, wenn das stimmte, was er so erfuhr. Geheime Verteidigungsorganisationen und Gartenparties von Damen eines Pistolenschießklubs. Es dürfte nicht allzu viel Anstrengung kosten, sie zu explosiven, unüberlegten Handlungen gegen ihre Götterdämmerung in Kenia aufzureizen – jedenfalls zu genügend Gewalttätigkeiten, um es in die Protokolle der Vereinten Nationen zu bringen. Der Gedanke an die Einbeziehung des großen Militärstützpunktes in Kahawa gefiel ihm sehr. Es lagen zweitausendfünfhundert Mann Elitetruppen dort. Wenn Truppen zur Unterdrückung eines Aufstandes – so oder so – eingesetzt werden müßten, könnte er nicht verlieren. Es war ihm gleichgültig, ob die Truppen die Weißen niederritten oder blindlings in die Schwarzen schossen. Beides käme ihm zupass, solange es dazu beitrug, die Aufmerksamkeit der Welt auf Englands letzten Einsatz bewaffneter Macht östlich von Suez zu lenken.

Matthew Kamau schritt energisch auf dem Gehsteig der Hardinge Street dahin, blieb dann und wann stehen, um sich die Schaufensterauslagen anzusehen. Die kurzen Regen waren offenbar zu Ende – es wurde viel von einer kommenden ersten Dürreperiode geredet. Das gefiel ihm auch. Jede Naturkatastrophe in Kenia war von Nutzen. Sie machte die Weißen nervös, übte Druck auf die Regierung aus und lenkte die Aufmerksamkeit der Welt auf die traurige Lage des schwarzen Volkes. Ihm paßte so eine kleine nette Dürre sehr gut.

Aber jetzt war er hungrig. Er würde sich ein gutes Essen einverleiben und dann ernstlich über Ndegwa nachdenken. Denn ihm schien, daß die Zeit für eine Machtprobe mit Stephen Ndegwa gekommen war. Um so besser. Ein großes Durcheinander, die Ermordung der Frau, später vielleicht Unruhen, Standrecht – dies alles würde Ndegwa bestimmt davon überzeugen, daß sein alter, gemäßigter Kurs sinnlos war; daß es sinnlos war, mit den Kenia-Siedlern gemäßigt umzugehen. Und den schwarzen Afrikanern, die nach Uhuru dürsteten, Mäßigung zu predigen, war mehr als sinnlos. Das war erbärmlich. Vielleicht würde er zu einem neuen Befreiungs-Generalstreik für den alten Jomo aufrufen. Das zog immer, wenn man die Begeisterung anfachte. Kein Zweifel, Kenyatta war sehr nützlich. Man konnte ihn immer

wieder aus der Versenkung hervorholen, um die Tiere zu reizen. Und solange der Gouverneur sich weigerte, ihn aus der Haft in Lodwar zu entlassen, war der Alte nützlich, wenn er auch ein bißchen dämlich war.

Matthew Kamau trat auf den Zebrastreifen, um die Straße zu überqueren, und bemerkte wohlgefällig, daß die weiße Frau in dem Volkswagen anhielt, während er langsam über die Straße auf das *Thorn Tree* zuschlenderte. Vor zwei Jahren wäre ein die Hardinge Street überquerender Schwarzer vor dem weißen Verkehr noch um sein Leben gerannt. Was für ein hübscher Tag! Vielleicht sollte er im Café nur ein Sandwich essen und die vorbeiflutende Menge betrachten.

Er bog leicht vom Zebrastreifen ab und ging auf den Eingang zu. Er würde sich noch ein paar Zeitungen kaufen müssen. Er blieb stehen, um einen Wagen vorbeizulassen, der auf den Parkplatz vor dem Lieferanteneingang fuhr, und während er wartend dastand und nervös mit den Fingern schnalzte, stand ein Mann auf und kam auf ihn zu. Der Mann lächelte und kam ihm bekannt vor. Er trug einen blauen Anzug und war jemand, den Kamau schon öfters in Nairobi gesehen hatte. Das war eben das Ärgerliche, man traf so viele Leute in der Politik; nach 'ner Weile sahen sie alle gleich aus.

Kamau stand da, lächelte zurück und wippte leicht, eine große, schlanke Gestalt in einem grauen Seidenanzug, die am Rande der Parkinsel wartete. Und jetzt war der Mann in dem blauen Anzug herangetreten.

»Mr. Kamau?«, fragte der Mann freundlich lächelnd, und Kamau lächelte wieder zurück. »Ja«, erwiderte er, »Matthew Kamau. Sie –«

»Ich glaube, wir hatten noch nicht das Vergnügen«, sagte der Mann immer noch lächelnd, und plötzlich spürte Kamau, daß etwas an diesem Lächeln nicht stimmte. »Wir sind uns zwar noch nicht vorgestellt worden, aber ich glaube, Sie kennen meine Frau. Es ist Valerie Dermott.«

Die linke Hand des Mannes fuhr vor und legte sich leicht auf Kamaus Arm.

»Ja, ich lernte –«, wollte Kamau sagen, aber dann blieb ihm der Mund offen stehen, denn der Mann hatte blitzschnell einen blauen Revolver aus

einem Schulterhalfter gezogen und ihn Kamau gegen die Brust gedrückt, seinen linken Arm dabei fest zu sich heranziehend. Das alles geschah blitzartig; der Mann stand zwischen Kamau und der Menge auf dem Gehsteig, dieser den Rücken kehrend. Es sah aus, als ob zwei Freunde sich unterhielten.

»Ich habe früher mal im Wilddepartment gearbeitet, Mr. Kamau, und Schädlinge abgeschossen«, sagte der lächelnde Mann. »Und ich bin gekommen, Sie daran zu hindern, eine Bedrohung des Wohlergehens anderer Menschen zu sein. Und davon abgesehen gefällt mir der Gedanke gar nicht, daß Sie mit meiner Frau tanzen«, fuhr der Mann kühl fort. Seine Finger krallten sich tiefer in Kamaus Arm, und die Pistolenmündung grub sich in sein Fleisch.

»Nicht, NEIN!« schrie Kamau und riß seinen freien Arm gegen die Pistole hoch. »Nicht, das ist alles ein Missverständnis –« Er öffnete den Mund zu einem Schrei, als der Mann ihn in die Brust schoß und ihn im selben Augenblick, als der Schuß fiel, von sich stieß. Matthew Kamau strauchelte, stolperte und brach, sich an die Brust fassend, auf dem Bürgersteig zusammen. Mit ungläubigen Augen blickte er empor und sagte: »Alles ein Missverständnis ...«, während ihm das Blut würgend aus dem Mund quoll und sein Kopf auf die Brust sank. Er fiel nach vorn aufs Gesicht und lag gespreizt da, mit zuckendem Körper und leise gegen das Pflaster schlagenden Zehen.

Brian Dermott warf einen kurzen Blick auf den Lauf seiner Pistole und steckte sie mit geschmeidiger Bewegung in den Halfter zurück. Er knöpfte sein Jackett zu, strich es glatt und saß wieder an seinem Tisch, noch ehe die Menge sich von ihrem fassungslosen Entsetzen erholen konnte. Die Leute, die bei dem Pistolenknall aus dem Café gerannt waren, hörten Brian Dermott mit ruhiger, zufriedener Stimme deutlich sagen:

»Boy, bitte noch einen Kaffee, ich warte, bis die Polizei kommt.« Brian Dermott zündete sich eine Zigarette an und blickte gleichgültig zu dem zitternden Körper Matthew Kamaus hinüber, der mit gespreizten Armen und Beinen in einer Blutlache auf dem Bürgersteig der Hardinge Street lag,

gleich neben dem Lieferanteneingang des besten und neuesten Hotels der Stadt.

OceanofPDF.com

Fünftes Buch

73

Valerie Dermott war eben in Morgenrock und Pyjama zu ihrem Frühstücks-Fruchtsaft und Kaffee nach unten gekommen, als das Telefon klingelte.

Sie hustete an der ersten Zigarette des Tages und griff nach dem Apparat, der für ihren nicht unerheblichen Katzenjammer unnötig schrill klang. Ihr Begleiter während der letzten Nacht hatte sich nach einem schwachen Whisky verzogen, und Valerie war mit einem recht langweiligen Beitrag zu der ohnehin reichlich einfallslosen Krimi-Saison ins Bett gegangen.

»Val?« Dawn Ethridge war in der Leitung.

»Doch nicht Mrs. Armstrong-Jones?« Valerie gab einen kurzen Lacher von sich. »Erzähl mir bloß nicht, daß du wieder eine Fahrt-ins-Blaue-Verabredung für mich hast. Wer ist es diesmal? Ein Chinese?«

»Val, um Himmels willen, hast du die Zeitungen gesehen?«

»Nein, Mrs. Dingsda bringt sie gerade mit dem Kaffee. Da ist sie schon – danke, Mrs. Olcott – ja, ich hab' sie jetzt, Liebling. Was bringt dich denn so auf?«

»Nicht *mich* – *dich*. Trink einen steifen Gin oder was ähnliches und guck auf die erste Seite. Setz dich vorher. Ich komm' gleich rüber.«

»Wart einen Augenblick.« Valerie griff sich den druckfeuchten *Clarion* vom Frühstückstablett und faltete ihn auseinander. Das war es – alles. Nahm die ganze Seite ein.

»Mein Gott!« hauchte sie. »Mein Gott!«

»Ja«, sagte die Stimme ihrer Freundin am anderen Ende der Leitung.
»Mein Gott!«

Sie starrte ungläubig auf die Schlagzeile, auf das riesige Bild Matthew Kamaus, auf das kleinere Bild Brian Dermotts, auf ihr eigenes Bild. Wie betäubt las sie die dicke Überschrift: es mußte wahr sein. Brian Dermott hatte auf Matthew Kamau geschossen und ihn getötet. Und da war wieder das großartig hingezauberte Bild, auf dem Valerie Dermott mit Matthew Kamau tanzte – das Bild, das einer dieser böartigen Schnüffler für die Klatschspalte im blendend-schützenden Schein des rechtmäßigen Blitzlichts irgendeines anderen geschossen hatte.

Der erste schnelle Eindruck war der, daß Brian Kamau Valeries wegen erschossen hatte, und das ältere, schlichte Foto trug nicht dazu bei, diesen Eindruck zu zerstören.

»Mein Gott!« sagte sie wieder. »Ich kann's nicht glauben!«

»Das hab' ich auch gesagt, als ich's mit der Teetasse zusammen in die Finger bekam. Bist du sicher, daß alles mit dir in Ordnung ist? Ich bin im Handumdrehen bei dir.« Dawn Ethridge hängte ab.

Selbst in ihrem Schock mußte Valerie sich eingestehen, daß es ein prächtig gelungenes Bild von ihr und dem Toten war. Es war unverkennbar, ganz unverkennbar ehrlich und ungestellt, aber *wie* ehrlich ungestellt. Da war sie, mit zurückgeworfenem Kopf, mit Filmstar-Blick unter halb geschlossenen Lidern, die Lippen in einem vertraulichen Lächeln geöffnet, mit prunkendem weißem Busen, Auge in Auge mit dem männlich lächelnden Mr. Matthew Kamau, der so schwarz wie sein Smoking war. Ihre linke Hand lag auf dem Tuch des Jacketts unterhalb der Schulter, seine linke Hand umfing zärtlich ihre rechte. Ihr Becken drängte sich einwärts gegen seine Hüfte; die andere schwarze Hand lag besitzergreifend auf ihrer Hüfte. Er sah lächelnd auf sie hinunter, ganz gelöst, als sei er es gewohnt, sie so in seinen Armen zu halten. Selbst die Neigung ihres Kopfes war ein Wink, eine Einladung, lockend betont noch durch die gesenkten Lider und die weiche Kurve ihres lächelnden Mundes.

Sie starrte verzweifelt auf die Zeitung, mechanisch die Worte des Artikels ihrem Gedächtnis einprägend.

»O Gott«, sagte sie hilflos. »O Gott. Ich wollte nichts tun, was Brian erneut hätte wehtun können. Es war nicht meine Schuld. Nichts von allem war meine Schuld.«

Gedanken rasten durch ihren Kopf. Sie konnte wieder nach Kenia fliegen, überlegte sie, aber es würde nichts beweisen. In diesem Stadium würde es nichts beweisen. Geschiedene Frauen bewiesen nichts dadurch, daß sie ihren Ehemännern ›beistanden‹. Nicht, wenn die Frau so verdammt groß in den Zeitungen abgebildet war, wie sie selig mit dem schwarzen Mann tanzte, den ihr Ehemann gerade abgeknallt hatte. Nicht, wenn alle Welt wußte, daß sie Kenia gerade zum zweiten Mal verlassen hatte. Die Schuldlosigkeit ihrer Verstrickung blieb ohne jeden Einfluß auf die Tatsache, daß Brian diesen Burschen Kamau erschossen hatte. Sie würde es eben in London überdauern müssen. Wenn sie wieder nach Kenia zurückginge, würde sie stillschweigend eingestehen, daß zwischen ihr und Kamau wirklich etwas gewesen wäre. Wenn das Brian etwas nützte, wäre es etwas anderes, aber geschiedene Ehemänner konnten sich nicht auf berechnete Notwehr berufen.

Warum hatte er ihn erschossen? Warum, warum? Was immer auch der Grund sein mochte, es war, weiß Gott, nicht ihre Schuld. Es war nicht ihre Schuld, daß sie Kenia nicht ertragen konnte, wo jeder ständig jeden um die Ecke brachte.

Während sie wie blind die Treppe hinaufrannte, um sich weinend aufs Bett zu werfen, dachte sie, daß so gut wie nichts von dem, womit man anderen wehtat, wirklich eigene Schuld war. Das war der Jammer mit der ganzen gottverdamnten Schweinerei, die man Leben nannte. Sie weinte, bis sie das Telefon unten klingeln hörte. Wahrscheinlich, vermutete sie, war es jemand von der Presse. Irgendwann würde sie es mit diesen Leuten aufnehmen müssen. Warum also nicht gleich, mit unverschwellenen Augen und das Kinn wie üblich tapfer vorgestreckt. Sie ging ins Badezimmer, um ihr bleiches Gesicht mit kaltem Wasser zu bespritzen, und fragte sich, was die Ex-Frauen prominenter Mörder wohl trugen, wenn sie sich der sensationslüsternen, sich die Lippen leckenden Londoner Presse stellten.

Wahrscheinlich das kleine Schwarze, nur diesmal nicht ganz so offenherzig vorn oben ...

74

Eine nette, gemütliche Art Cottage, dachte Don Bruce mürrisch – wenn man was für Hütten übrig hatte. Es stand pittoresk und stilvoll unter seinem Baldachin von norwegischen Kiefern und den Vogelbeerbäumen, die wie Stechpalmen auf einer Weihnachtskarte leuchteten. Sein schräges Torfdach hielt den häufigen Regen draußen und bewahrte hinreichend die Wärme. Manchmal tröpfelte es auch durch, und während der seltenen trockenen Tage ließ es kleine Staub-Rinnsale ins Innere rieseln, und totsicher war es von Ratten bevölkert.

Es war ein süßes, kleines Häuschen, wenn man süße, kleine Häuschen mochte, dachte Don säuerlich, als er den Landrover vor der Tür parkte. Es sah wie Schottland aus. Es sah aus, wie die Hütte eines Wildhüters in Schottland aussehen sollte – zottig mit dem Holzwerk und silbrig-verwittert in der schottischen Landschaft. Aber es war ein Dach überm Kopf; es war Schutz vor der Kälte. Es barg Feuer und Nahrung und Peggy. Mehr hatte auch kein anderes Haus zu bieten, wenn man's richtig betrachtete. Ein Ort der Wärme, der Nahrung und der Liebe. Nur schade, daß es weder Platz genug für die Kinder noch für die Möbel bot, die sie von Mombasa aus nach England verfrachtet hatten.

Wirklich, ein feines Cottage. Sie konnten von Glück sagen, daß sie so ein feines Cottage bekommen hatten. Sie konnten von Glück sagen, überhaupt ein Dach überm Kopf zu haben. Sie konnten von Glück sagen, nicht in den geräumigen, weitläufigen Zimmern der Hardscrabble Farm in Kenia zu sitzen; nicht für Sozialunterstützung Laub zusammenharken oder von der Mildtätigkeit von Peggys Verwandtschaft vegetieren zu müssen. Sie konnten von Glück sagen, in Schottland zu sein, und Don Bruce konnte von

Glück sagen, so schnell einen guten Job gefunden zu haben. Ein Wildhüter wurde zwar kümmerlich genug bezahlt, abgesehen von den Trinkgeldern während der Saison, aber zusammen mit dem, was Peggy als Kellnerin im Jagdhaus verdiente, und dem mietfreien Haus und der freien Autobenutzung schien es Don, als hätte er allen Anlass, Ngai für das Glück zu danken, das es ihm erlaubt hatte, in einem fremden Land so rasch festen Boden unter die Füße zu bekommen. Don hasste das Cottage. Er hasste Schottland und verfluchte sein Glück, während er zugleich schuldbewusst dankbar dafür war. All das scheuchte er aus seinem Bewußtsein, während er aus dem Rover kletterte und die Tür der torfgedeckten Hütte öffnete, die dicht bei dem schottischen Weiler Toumantoul sein Heim geworden war.

Peggy Bruce, die prallen Wangen glühend von der Hitze des lodernden Feuers, setzte eine Schüssel mit heißen *scones*, kleinen, dreieckigen Weizenkuchen, auf den Küchentisch und nahm den Teekessel vom Kamineinsatz.

Die Tür der kleinen Tagelöhnerhütte öffnete sich, und Don polterte herein. Er trug Segeltuchgamaschen und Knickerbockers, ein sackartiges Tweedjackett und eine spitz zulaufende Tweedmütze. Sein Gesicht war fast so rot wie Peggys, aber es war das rohe, windgepeitschte Rot des schottischen Hochlands.

»Ah, mein wackeres, tüchtiges Jungchen ist zurück von den Bergen«, sagte Peggy und küßte ihn. »Das Näschen rosig wie das eines Millionärs vom lieblichen Trank der Tränke auf dem Lande. Setz dich, mein Jungchen. Ich hol' dir einen Becher Tee.«

»Jambo«, sagte Don Bruce. »Du kannst dir diesen grässlichen schottischen Schmierenton sparen. Ich muß ihn selber mit den Herren Sportjägern reden, bis es mir hochkommt. Shauri gani, Memsaab?«

»Mzuri kabisa«, sagte seine Frau. »Ist nicht schlimmer, als zu Hause den Schweinestall auszumisten. Wir haben's im Jagdhaus nur mit besseren Leuten zu tun.«

Don warf seine Mütze in die Ecke. Er ging zum Kamin hinüber und spreizte seine Finger in der Wärme des Feuers.

»Ich fand's immer saukalt auf dem Loita-Plateau kurz vor Sonnenaufgang – und womöglich noch kälter in Maralal«, bemerkte er. »Aber ich will verdammt sein, wenn mir so was von ewigem Elend von Wind, Nässe und Kälte wie hier in Banffshire schon mal vorgekommen ist. Kein Wunder, daß die Schotten alle Säufer sind. Man muß ja im Tran bleiben, um nicht totzufrieren.«

»Na, na«, sagte Peggy, während sie zu ihm trat, um ihn zu umarmen. »So schlimm ist es nun auch wieder nicht. In Kenia war's auch kalt. Und wir haben Glück gehabt, wenn man bedenkt, daß wir erst am Schluß der Birkhuhn-Saison hergekommen sind.«

»Anzunehmen«, sagte ihr Mann und setzte sich an den Tisch. »Junge, diese Butterdinger sind gut. Ich bin halb verhungert. Ein erfrischender Tag auf den Mooren *et cetera*. Ich frag' mich, was Lady Chatterley an Wildhütern bloß so verlockend gefunden hat? Eine mufflige Bande, wie mir scheint – nach mir zu schließen.«

»Ich finde, du bist ein reizender Wildhüter. Und nächste Saison werd' ich eine reizende Wirtin in Kilnadrochit drüben sein. Sie haben's mir versprochen. Ich werd' mich mit den inwendigen Gelüsten der Herren Sportler befassen, während sie der ehrsame Don als Jagdgefährte über Berg und Tal geleitet, auf der Suche nach Mr. Lagipus Scoticus, dem kostspieligsten Vogel der Welt. Ich dachte immer, Safaris kosteten Geld, aber was diese Leute springen lassen, um ein halbes Kilo Federn zu schießen – meine Herrn!«

»Wie geht's den Kindern?« Don nahm einen neuen Kuchen.

»Fein. Tante Meg ist ein Goldstück. Es ist wirklich besser für sie. Es läßt sich nicht leugnen, daß es bei uns reichlich ungeregelt zugeht. Hab' nie gedacht, daß einem das Kellnerin-Spielen, auch wenn's eine schicke, sportliche Art Kellnerin ist, so den Tag zerreißt. Gleich nach dem Tee muß ich wieder los. Bin nur für einen Sprung gekommen, um meinen Jungen eine Sekunde zu sehen.«

»Dachte ich mir. Na, mit der Schießerei ist es bald vorbei, und wir können sie allesamt in dieses prachtvolle Herrenhaus quetschen. Ich nehm' an, vier

Kinder und zwei Erwachsene in zwei Zimmern ist nicht so fürchterlich, wenn man bedenkt, was für'n großes Wohnzimmer die Küche abgibt. Außerdem hab' ich um Erlaubnis gebeten, noch ein paar Zimmer anzubauen, und der Grundbesitzer hat's gnädig gestattet. Ich muß schon sagen, ich bin auf dem Wege, ein großartiger Wildhüter zu werden. Nichts wie Lob für meinen Umgang mit den lieben Tierchen.«

»Ziemlich komisch, wenn man's sich richtig vorstellt. Don Bruce spielt Kindermädchen für alte, rotgesichtige Gentlemen in Knickerbockers, die herkommen, um kleine Vögel zu schießen. Überfällt dich niemals der Drang, auf Elefanten zu gehen?«

Ihr Mann grinste sie an.

»Nein, Deern. Der Wind, der mir unter meinen kleinen Kilt bläst, treibt alle Gedanken an Elefanten aus meinem kleinwinzigen Gehirn. Außerdem bin ich zu beschäftigt mit allerlei Zeugs wie Bergbeeren und Bärentraubenbüschen und Torfmoos und Fadenwürmern und Heidekrautkäfern und Blaubeeren und Moormyrthen und Bergkristallen und Strongylose und Kokzidiose, gar nicht zu reden von Krähen, Habichten, Wieseln, Möwen, Eulen, Füchsen und Frettchen. Von Wilderern natürlich ganz abgesehen. Und ganz abgesehen vom Samenkoller der Birkhähne, der die Hähne auszehrt und die Klauen ruiniert. Ich hatte mir wegen alldem noch keine besonderen Kopfschmerzen gemacht, aber man sagte mir, ich käm' nicht drumrum. Hab' nie gewußt, daß ein verdammt schottisches Birkhuhn so ein zartes Geschöpf ist.«

Peggy setzte sich gleichfalls an den Tisch und schenkte sich eine Tasse Tee ein.

»Im Ernst. Ich denke, wir können von mehr als Glück sagen, mein Junge. Kaum raus aus dem Flugzeug und – bang! – rein in einen Job, der dich wenigstens an der frischen Luft hält, wo du ein paar Berge und Wasser zum Ansehen hast und ein bißchen Wild zur Beschäftigung. Wie wunderbar vollkommen glücklich wir doch sind, Liebling – schon deswegen, weil es gute Schulen für die Kinder und Wild, Fische und frische Luft gibt.«

Ihr Mann zündete sich eine Zigarette an. Er sah zur schrägen Dachhöhe hinauf.

»Na ja, immerhin ist es besser als Laub zusammenkehren. Obwohl du nicht behaupten kannst, daß uns der Lohn reich machen wird.«

Sie stand auf und strich ihm über den Kopf.

»Es wird besser werden. Und wenn die Kinder erst mal größer sind, ist alles vielleicht wieder in schönster Ordnung, und wir können nach Hause zurück.«

»Zweimal hast du jetzt von *zu Hause* gesprochen«, sagte er. »Früher hab' ich gelacht, wenn Kenia-Leute der zweiten Generation von England als von ›zu Hause‹ sprachen. Jetzt leben wir in England, wenn man Schottland als Teil davon ansehen kann, und du nennst das ruppige Afrika Zuhause'. Bißchen rührend, was?«

»Gar nicht rührend. Bestimmt nicht. Wir sind hier, und wir sind gesund. Wir haben beide Arbeit, und es kommt mehr als genug Geld rein, so daß wir unser kleines Sparschwein nicht anzuknacken brauchen. Mir macht's nichts aus, Leute zu bedienen. Ganz lustig, wenn du bedenkst, daß wir beide mit einem Haufen Afrikaner aufgewachsen sind, die uns alle Arbeit abnahmen. Komm jetzt. Trink deinen Tee aus und setz mich am Jagdhaus ab. Fein, daß wir den Landrover benutzen können. Erinnert so'n bißchen an zu Hause. Hinterher kannst du ein paar in der Kneipe kippen und Zeitungen lesen oder sonst was tun, und dann kommst du zurück und machst dir Essen. Es ist alles soweit vorbereitet.«

»Etwa wieder kaltes Birkhuhn? Mir dreht sich der Magen um, wenn ich nur dran denke.«

»Jawohl, wieder kaltes Birkhuhn, aus dem Eisschrank des Chefs. Besser so, als wenn er's an seine Nerze verfütterte. Kaltes Birkhuhn und Lachs – weißt du, du lieber Himmel, was das im *Savoy* kostet, Don Bruce? Und du beschwerst dich noch?«

»Schon gut. Halt ein mit deinem Segen und komm, alte Dame. Ich werde dich zu deiner Spülküche schaffen.«

»Es dauert keine Minute.« Sie beugte sich zu ihm hinunter und küßte ihn flink. »Es ist wirklich nicht so übel, Bwana. Denk an die liebliche Gratislandschaft und an all die Krähen und Habichte, die dir vor die Flinte kommen werden. Es ist wirklich eine Art Wildaufsicht, wenn du's richtig siehst – wenn du's fertig bringst, in einem Wiesel einen Leopard und in einem Habicht einen marodierenden Elefanten zu sehen.«

75

Don saß in dem Lokal in Toumantoul, brütete über seiner Pinte und horchte zerstreut auf das Radio. Es war eine gemütliche, warme, dunkelgetäfelte Kneipe mit Zinngeschirr an den Wänden – freundlicher Wirt, freundliche, gewöhnliche schottische Stammgäste, Salz der Erde: die Schotten. Sie waren sehr nett gewesen. Natürlich hatte Peggy ihre Verwandtschaft hier, und das half natürlich, und ohnehin konnte einem nie was passieren, wenn man in der europäischen Version des Weißen Hochlands zufällig Donald Colin Bruce hieß.

Jedermann interessierte sich für Kenia; sie waren mehr als interessiert, als sich herumsprach, daß Don nicht nur Farmer, sondern auch weißer Jäger gewesen war und daß er aktiv an der Unterdrückung des Mau Mau-Aufstands teilgenommen hatte. In Bezug auf die in Kenia ansässigen Stämme und afrikanische Politik tappten sie ziemlich im dunkeln, aber ihr Interesse für alles, was auf zwei und vier Beinen auf freier Wildbahn herum lief, war höchst lebendig, da die Jagdreviere von Richmond, Gordon und Strathavon in diesem Gebiet konzentriert waren und Birkhuhn und Lachs unmittelbar nach der Whisky-Fabrikation an zweiter Stelle auf der Liste der lokalen Industriezweige standen.

Und die Landschaft war überaus reizvoll, sobald man sich erst mal an das Wetter gewöhnt hatte. Die Szenerie entschädigte sogar dafür – das dunstige Heiderot auf den felsigen Abhängen der Hügel, die kleinen Bäche, die

lachendes Silber in die Seen und Flüsse sprudelten, die rosigen Flanken des Lachses, der sich zum Brutgeschäft rüstete, die rot leuchtenden Vogelbeerbäume und die großen tief dunklen Kiefern und Tannen. Und wenn man einen Knopf in seinem Gehirn drehte, brachten einen die lieblichen grünen, weit sich hinstreckenden Weiden mit dem draufgetüpfelten Vieh urplötzlich zurück ins Massailand. Die auf den Seen schwimmenden Schwäne konnten sogar sporngeflügelte Gänse sein, wenn man lange genug hinsah.

Und es *war* Außenarbeit. Sein ganzes Leben lang hatte Donald Bruce draußen gelebt. Er konnte es sich nicht vorstellen, daß er es hätte aushalten können, wenn er gezwungen gewesen wäre, in irgendeinem muffigen Büro zu arbeiten und mit trübseligen Papieren umzugehen, die mit irgendwelchen ungreifbaren, unerfreulichen Geschäftstransaktionen in Verbindung standen – wenn er das trockene, dumpfige Dasein dörrpflaumengesichtiger Schreiberlinge, abgestandener Altjungfern-Sekretärinnen und tödlich monotoner Routine hätte führen müssen. Nicht Don Bruce, der sein Leben auf der Farm und fern von ihr mit Tieren verbracht hatte. *Farm*: er verschloss diesem Wort sein Bewußtsein. Er wollte nicht daran denken, was auf Hardscrabble, seinem geliebten, knochenbrechenden, herzbrechenden Hardscrabble passieren mochte, das er verlassen hatte, nachdem er durch die Eideszeremonie und die Abschlachtung seiner Schafe endgültig dazu bestimmt worden war, seine Familie nicht länger der Gefahr auszusetzen.

Er wollte niemals mehr an all die Schufterei denken, die er in sein gierig alle Kräfte forderndes Eigentum auf den grünen Kenia-Hügeln mit den dunklen Wäldern, drohenden Bergen und schimmernden Bändern gluckernden Wassers rundum investiert hatte, so ähnlich diesen schottischen Hügeln, die einer lang sich hinziehenden Erhebung des wilden Afrikas den Namen Hochland verliehen hatten – so ähnlich einschließlich des Heidegürtels auf der Höhe des Aberdare. Nur die Menschen und Tiere und Vögel waren verschieden. Das gefährlichste Wild in diesen schottischen Hügeln war ein gelegentlich schnaubender Ayrshire-Bulle; der gefährlichste Mensch ein zugereister Sportsmann, dessen nächtlicher

Whisky-Konsum ihn zu einer Bedrohung machte, wenn er mit seiner Flinte an einer Reihe von Scheiben entlang oder mitten unter die herankommenden Treiber feuerte.

Er wollte sich nicht vorstellen, was auf der Farm passierte, die er unter der Aufsicht des alten Njeroge zurückgelassen hatte. Njeroge war ein guter Kerl, aber ein Wog war ein Wog, und sie verstanden es eben nicht, wie weiße Männer zuzupacken. Die Absichten waren gut, aber die Ausführung war mäßig. Immerhin hatte der Alte bei seinem Mondschein-Unternehmen mit den Schafen tatsächlich einigen Erfolg erzielt. Ken Jenkins aus Brian Dermotts Büro hatte schon das erste Geld geschickt – Njeroge mußte die Schafe hintenrum an irgendeinen Inder oder reichen Eingeborenen verscherbelt haben und hatte das Geld gewissenhaft bei Ken abgeladen.

Aus irgendeinem Grund hielt Don halsstarrig an der Farm fest, obwohl sich ihr Ruin voraussehen ließ. Er hatte Geld genug, um die Bankzinsen für mindestens ein weiteres Jahr zu zahlen; er würde also zahlen und sehen, was passierte. Vielleicht *würde* nach den Wahlen wieder halbwegs Ruhe eintreten – vielleicht würden sich die Gegensätze ausgleichen, und es würde sich zeigen, daß man auch unter einer schwarzen Regierung anständig oder wenigstens doch sicher leben konnte. Neunzehnhunderteinundsechzig würde das Ende der Geschichte erzählen. Mit Tanganjika schien es unter Nyerere ganz gut zu gehen, und es hieß, daß es einundsechzig die volle Unabhängigkeit haben würde. Dann erst käme der entscheidende Moment – nicht während der Annäherung an Uhuru, sondern dann, wenn das Land buchstäblich übergeben wurde und die Wogs alle Fäden in Händen hielten. In diesem Moment war's im Kongo losgegangen, diesem Moment, in dem die wilde Prügelei um die Macht zwischen den dreimal gottverdammten afrikanischen Politikern erst richtig begann. Das war der Augenblick, in dem das Land seine fetteste Chance hatte, für alle Zeiten ruiniert im Mülleimer zu landen – der Augenblick, in dem alle alten Schulden eingetrieben, alle alten Animositäten und Blutsfehden – egal, was mit den Unschuldigen passierte – ausgetragen werden würden.

Don schlürfte sein Bier und betrachtete die Wurfpeilscheibe. Sie war aus gutem, altem, narbenbesätem Korkeichenholz. Es war eine gute Kneipe; sie erinnerte ihn stark an die in Kitale, ein netter Platz, wo man Pfeile werfen, Radio hören, Witze erzählen, gelegentlich einen mannhaften Gesang von Stapel lassen oder in aller Ruhe Schach spielen konnte, ein Lokal für Brot, Käse und hartgekochte Eier, in dem der Wirt spätabends sagte: »Feierabend, Jungs, wenn's recht ist. Wir woll'n doch nicht, daß uns der Konstabler auf den Hals kommt, weil wir die Gesetze der Königin falsch auslegen ...«

Ein feines Land, dieses Schottland, und mit der Zeit würde er sich hier schon wohlfühlen. Und es war *sicher*. Das Klima war vielleicht rau, und die Leute waren einigermaßen stur und mürrisch, aber es war sicher. Nachts schlief er gut, weil er wußte, daß Angus, Ellen, Janet und Jockie bei Peggys Tante Meg Ashcroft, von der Peggy ihren Namen bezogen hatte, geborgen waren. Die andere ältere Margaret war eine reife, handfeste Witwe mit erwachsenen, schon ausgeflogenen Küken, die hochofrenut zu sein schien, die Bruce-Brut unter ihre Fittiche nehmen zu können, bis die Dinge sich ein bißchen mehr eingefahren hatten. Angus ging schon im ersten Jahr zur Schule, und Ellen würde nächstes Jahr gehen. Er würde gleich nachher einen Sprung hinüber machen, um sich ein bißchen mit den Kindern auszutoben. Er und Peggy sahen sie nicht oft gemeinsam, weil sie bis Saisonschluss sonntags im Jagdhaus arbeitete, aber getrennt brachten sie es immerhin zuwege, täglich ein paar Stunden bei den Sprotten zu sein. Sei zufrieden mit dem, was du hast, Bruce.

»... in Nairobi, Kenia«, salbaderte das Radio, und der dicke Barkeeper stieß ihn an – »He, wachen Sie auf, Junge. In den Nachrichten reden sie über Ihr Land!«

»... die Kehle durchgeschnitten und eingeborener Diener ermordet. Kathleen Crane, eine amerikanische Erbin, wurde auf dem Großgrundbesitz Glenburnie in der Nähe von Nyeri im Weißen Hochland Kenias zusammen mit einem Eingeborenenträger ermordet aufgefunden. Ein kleines Eingeborenenkind, das sie begleitete, wurde entführt und ist spurlos

verschwunden. – Premierminister Chruschtschow erklärte heute in New York, daß ...«

»Gemeine Sauerei, das«, sagte der Barkeeper. »Kennen Sie die Gegend?«

»Sicher. Ich kenn' sie«, sagte Don Bruce. »Bringen sie noch mehr davon? Ich war ganz in Gedanken und hab' nicht richtig hingehört.«

76

Während der nächsten paar Tage waren die Zeitungen voll davon. Im Wohnzimmer, wo sie vor dem Feuer saßen, wenn Peggy ihre Arbeit im Jagdhaus hinter sich hatte, sprachen sie kaum von etwas anderem.

»Der kleine Kerl hatte natürlich unser Jock sein sollen«, sagte Don. »Als Jock ihnen durch die Lappen gegangen war, schalteten sie auf den armen, kleinen schwarzen Burschen um, den Brian und ich vom Aufstand mit nach Hause brachten. Ich hab's dir erzählt, Peggy – an dem Tag, an dem sie die Schafe fertig machten, sah ich den kleinen Kerl im Hof spielen, als ich von Charlotte Stuart zurückkam. Armer, kleiner Bursche. Und armer, alter Kidogo. Kein Wunder, daß Brian der Kragen platzte und er sich den verdammten Kamau aufs Korn nahm. Jetzt werden sie Brian vermutlich hängen, wie sie Peter Poole gehängt haben. Armer, armer Junge. Guter Gott, wir sind raus aus diesem Schlamassel.«

»Ich danke Gott, daß du genug Grips hattest und darauf bestanden hast, daß wir gingen. Ich war ganz dafür zu bleiben, erinner' dich. Mir tut's so schrecklich leid um Brian. Ich nehm' an, er und dieses arme Mädchen hatten mehr als nur ein bißchen Safari-Zeitvertreib zusammen. Sonst hätte er sie nicht mit zu sich nach Hause genommen. Aber ich frag' mich, wieso er gerade auf Kamau gekommen ist.«

»Wenn er sich Joma Kenyatta oder Tom Mboya hätte vornehmen können, wär's vermutlich einer von den beiden gewesen. Oder beide«, sagte Don. »Ich stell' mir vor, er hat einfach den ersten besten repräsentativen Wog

umgelegt, der ihm vor die Klinge kam. Erinnerst du dich, wie ruppig er zu Kamau und dem andern Burschen, wie hieß er doch noch – Ndegwa – war, damals, als wir uns im *Stanley* einen angesäuselt hatten, an dem Abend, an dem sie Poole hängten? Rammte sie mit Volldampf in der Halle. Ich erinnere mich, daß du ihm deswegen ganz schön den Kopf gewaschen hast.«

Peggy Bruce nickte.

»Ich wünschte, ich hätt's nicht. Irgendwas bedrückte ihn schon damals. Irgendwas muß ihn später noch tiefer getroffen haben. Und diese Kathleen Crane und den alten Kidogo auf einen Schlag zu verlieren – kein Wunder.«

»Ich frage mich, ob er betrunken war, als er's tat. Wie ich Brian kenne, möcht' ich wetten, er war's nicht. Er wollte Kamau umlegen, wenn ich was aus diesen verdammt widerlichen Schmierblättern rauslesen kann, und es war ihm total gleichgültig, ob man ihn erwischen würde. Charlotte Stuart erzählte mir an dem Tag, an dem ich sie besuchte, daß Ndegwa angedeutet hätte, irgendsowas könnte passieren. Ich möcht' doch gern wissen ...« Don schwieg und trommelte mit den Fingern auf die Tischplatte.

»Was möchtest du wissen, Schatz?«

»Wegen der Farm – unserer Farm. Ich möcht' wissen, ob sich da irgendwas getan hat. Gott weiß, daß sie uns reichlich in der Mache hatten, kurz bevor wir verschwanden. Von Ken ist letzte Woche kein Wort gekommen. Es wär' ungefähr Zeit, daß Njeroge wieder ein bißchen Schmuggelgeld schickt. Ich denke, ich werde ein Signal für Ken abschießen und ihn bitten, mal raufzufahren und nachzusehen, was auf der Farm los ist. Und ich wünschte ... ich wünschte ...«

»Was wünschst du?«

»Ich wünschte, ich wär' da. Es kommt mir so – na ja, eben 'n bißchen feige vor, daß ich hier so sicher und friedlich sitze, während uns diese Bastarde an den Wagen fahren. Und der arme, verdamnte Brian. Mir will's irgendwie nicht in den Kopf, daß sie ihn aufhängen werden.«

»Wir wissen doch nicht, ob sie's tun«, sagte Peggy.

»Sie haben Poole gehängt, der bloß irgendeinen unverschämten Hausboy umgelegt hatte. Mein Kumpel hat sich genau den größten Nigger-Politikus

in Afrika ausgesucht. Sie hängen ihn todsicher. Die Politik sorgt schon dafür, daß sie ihn hängen *müssen*, oder sie lassen Whitehall im Stich. Es ist bestimmt nicht das richtige Jahr, um Nigger in Kenia abzuknallen.«

Peggy stand auf und rückte den Kaffeetopf näher zu den Kohlen. Dann blieb sie neben ihrem Mann stehen und legte ihre Hand auf sein dichtes, borstiges rotes Haar.

»Hör zu, mein Junge«, sagte sie. »Du *wusstest*, daß so was kommen würde. Vielleicht wirfst du mir meinen weiblichen Sinn fürs Praktische vor, aber solange jemand für all das die Rechnung bezahlen muß, bin ich froh, daß es das schwarze Kind war und nicht *mein* Baby. Bin ich froh, daß es die Amerikanerin war und nicht *ich*. Bin ich froh, daß es der alte Kidogo war statt des alten Njeroge. Und ich bin froh, daß sie Brian ins Gefängnis gesteckt haben und nicht meinen Mann Bruce.«

Ihr Mann griff nach ihrer Hand.

»Ich weiß, ich weiß. Ich bin froh, daß wir weggegangen sind. Aber es kommt mir nun mal so vor, als ob ich mich drückte – mich vor meinen Verantwortlichkeiten zu Hause versteckte. Auf jeden Fall werde ich Ken schreiben. Es wird allerlei Unruhe da drüben geben, und ich möchte gern wissen, wie's auf meiner Shamba aussieht.«

»All right. Aber jetzt geh'n wir zu Bett. Du mußt morgen früh Krähen schießen und Frettchenfallen herrichten, mein Junge. Und ich muß was Drastisches mit meinen Geschirrspül-Händen anstellen. Komm, du Wildhüter, geh'n wir zu Bett.«

77

Die Briefe mußten sich gekreuzt haben. Eine Woche später war ein Brief in der Post, der die meisten äußeren Details der Erschießung Kamaus und des Mordes an Katie Crane enthielt. Gegen Ende sprangen ein paar Absätze förmlich heraus.

»Hör mal zu, was Ken hier schreibt«, sagte Don. »Am selben Abend, an dem sie dem armen Crane-Mädchen die Kehle durchschnitten, verschwand Euer Mann Njeroge von Hardscrabble. Ich weiß es, denn ich fuhr hin, um nachzusehen, wie es ging auf der Farm, weil mir der alte Njeroge bei seinem letzten Besuch mit dem Geld erzählt hatte, daß er bald wieder was verkaufen und deshalb noch mehr Zaster zum Wegschicken haben würde.

Bei all dem Lärm um die Messerstecherei und natürlich auch Brians hochdramatische Abrechnung mit der Blüte unserer politischen Oberschicht ging alles andere so ziemlich unter. Aber es scheint, daß Euer Mann Njeroge in derselben Nacht von der Farm geholt wurde, in der sie Mrs. Crane zerhackten, Kidogo töteten und mit dem kleinen Jungen verschwanden. Man vermutete, daß beide in Zusammenhang mit einer dieser widerlichen Eidgeschichten entführt wurden.

Die Vermutung wurde zur Tatsache, als einer von Euern Leuten, eine Art Mechanikergehilfe namens Kungo –«

»Kungo! Der fette, muntere Kungo!« stieß Peggy hervor.

»– namens Kungo mit durchschnittener Kehle, aufgespießt auf Eurem inzwischen berühmt gewordenen Speerspitzen-Tor, gefunden wurde. Auf einem Zettel stand: ›So wird es allen Eidwilligen in diesem Gebiet ergehen. Dieser Mann leitete die Eidzeremonie, bei der der Körper der jungen Karioki von Glenburnie Farm gegen Njeroge, den Aufseher dieser Farm , benutzt wurde. Njeroge wollte den Eid nicht essen, deshalb töteten sie ihn. Andere Leichen werden bald auf anderen Zäunen gefunden werden.« – Und die Absicht war, diesen Mord einem weißen Mann in die Schuhe zu schieben. Wenn Du noch hier gewesen wärest, wäre es vielleicht logisch gewesen –«

»Nicht nur logisch, sondern todsicher«, unterbrach sich Don. »; logisch gewesen, aber da du es nicht warst, meint der PC, es sei schwarze Arbeit und irgend jemand habe Bruder Kungo zur Sicherheit ausradiert. Man hat noch immer keine Spuren irgendeiner Eidzeremonie gefunden, aber das will nichts besagen. Mit absoluter Sicherheit ist anzunehmen, daß Euer Njeroge und der kleine Karioki tot sind. Sie sind bestimmt nicht des Lösegelds

wegen entführt worden, und inzwischen hätte man ohnehin mit ihnen reinen Tisch gemacht, wenn auch nur darum, weil sie lästig wurden. Der PC glaubt, daß der Entführung Njeroges und des kleinen Jungen von Glenburnie ein gemeiner Plan zugrunde liegt, die Initiative der Schwarzen auf beiden Besitzungen zu entmutigen – Njeroges auf deiner und das ganze Projekt auf Glenburnie.

Wenn das der Fall ist, haben sie zweifellos allerhand Erfolg erzielt, weil kaum ein Wog auf Deinem Besitz übrig geblieben ist und sie in Massen Charlotte Stuarts Unternehmen verlassen haben. Es ist schwierig, irgend jemand zur Aufsicht über Deine Farm zu bekommen, weil der Zauberkreis um Hardscrabble, falls es ihn jemals gegeben hat, jetzt jedenfalls nicht mehr existiert.

Die Polizei ist in symbolischer Stärke bei Dir eingerückt, aber das ist auch alles, was den Platz zusammenhält. Wenn ich Du wäre, würde ich ihn gelassen die Banken schlucken lassen ...

Niemand, den ich kenne, hat Brian gesehen, seit sie ihn eingelocht haben. Ich glaube, seinem Schwager ist es erlaubt worden oder wird es erlaubt werden, ihn mit einem Anwalt zu besuchen, aber wer dieser Anwalt sein wird, ist noch nicht bekannt. Es ist nicht gerade ein Fall, bei dem sich die Verteidigung mit Ruhm bekleckern dürfte. Ich habe es als Manager der Firma versucht, zu ihm vorzudringen, aber bisher ohne Erfolg. Ich weiß, daß sie einen besonderen Wächter sozusagen an Brians Handgelenk gekettet haben – ich spiele mit einem der Gefängnisbeamten Golf – und daß rund ums Gefängnis selbst sehr starke Bewachung aufmarschiert ist. Ich nehme an, sie wollen es nicht riskieren, unvermutet einen Lynchpöbel von ein paar tausend Kikuyus vor sich zu haben.

Die Stadt ist unheimlich ruhig, desgleichen die Reservate. Die Stadtheinis haben sich zu Tausenden aus dem Staub gemacht, und ich glaube, auch ein Haufen Farmarbeiter hat sich auf die angestammten Äcker in den Reservaten zurückgezogen. Alles steht unter Hochspannung, aber bisher hat es weder wirkliche Ausbrüche von Gewalttätigkeit noch massive Demonstrationen für den toten Kamau gegeben. Ich dachte, daß sie sofort

eine Statue zu seinem Gedenken errichten würden. Statt dessen scharrten sie ihn in aller Stille auf einsamer Steppe ein. Von Blumenspenden bitte abzusehen.

Natürlich wird eine Menge geredet, vor allem unter den Leuten vom Land. Maries Mutter ist noch immer dieselbe – behauptet, daß in Südafrika so was nie passieren könnte. Warten wir's ab, bis auch da der Pfropfen knallt – juchhe!

Für Brian und Euch kann ich nur sehr wenig tun. Außer wenn ich ein paar Anweisungen wegen der Farm bekommen würde. Soll das, was vom Vieh und der Ausrüstung übrig geblieben ist, verauktioniert und der Ertrag zur Deckung Deiner verschiedenen Schulden verwendet werden? Wir können jetzt schlecht noch was hintenrum verkaufen. Schreib und lass mich wissen, was ich tun kann. Inzwischen alles Liebe für Fein-Peggy und die Kinder und sei zufrieden, daß Du rechtzeitig Deinen Hals rausgezogen hast – Deinen und Peggys und den der Kinder. Auf meiner Farm sind sie halbtot vor Angst. Das alte Mädchen bleibt nachts mit einer Flinte auf und hätte mich neulich verdammt beinah durchlöchert. Armer, armer Brian.

Immer Dein
Ken

PS. Es sind ein paar Safaris abbestellt worden, seit es den großen Knall in den Zeitungen gab. Offenbar haben die reichen Millionäre das Gefühl, in Kenia gäbe es keinen rechten Respekt mehr vor reichen Millionären. Als sie die arme Mrs. Crane umbrachten, waren sie nahe dran, das Geld aus der Mode zu bringen. Aber was macht das schon aus! So kritisch, wie die Dinge liegen, werden wir ohnehin bald wieder beim Tauschhandel angelangt sein. Ich denke dran, meine Schwiegermutter für keinen Pfennig zu verhökern.«

Don warf den Brief auf den Tisch und ging zu einem Büfett hinüber, auf dem eine halbe Flasche von dem noch ungefärbten, hochprozentigen

Whisky des Landes stand. Er schenkte sich einen reichlichen Schluck ein und kippte ihn runter.

Dann sah er sich in dem schlichten Wohnraum um – das Torfffeuer im Kamin, der zugleich als Herd und Heizung diente, die grobbehauenen Balken, der unregelmäßig mit Steinen ausgelegte Fußboden, der einzige Tisch mit der karierten Decke, der Ausguss, die Haken an den Wänden und der Stapel von Büchern und Zeitschriften in einer Ecke. Mein Heim, dachte er bitter. Genau das richtige für einen verdammten Knecht. Mein Heim – kann froh sein, daß ich's habe. Und plötzlich dachte er an sein eigenes, selbstgebautes Haus in Kenia, an die sorgsam eingepassten Zedernholzbalken, die gemaserten Zedernholzwände, den fein verflochtenen Bambus, den riesigen Kamin, die Regale für seine Bücher, an Peggy, die in einer Ecke nähte, während er im Nebenraum in seiner Farmliteratur blätterte und dazu vor sich hinpfiff. Er dachte an den Hof mit dem Kreis weißgestrichener Steine und an Peggys Blumen – und er dachte daran, wie eines Tages die Ziegen drüber hergefallen waren und all die Lieblichkeit verdorben und die ganze, sauber geplante Ordnung zerstört hatten.

Er dachte an seine gepflegten Felder, die er so mühselig dem Busch entrissen hatte. Er dachte an sein Bewässerungssystem, seine Windschutzhecken und seine sauber eingezäunten Koppeln, an seine ordentlich gehaltenen Scheunen und seinen sorgsam vorbereiteten Boden, der alles hervorbrachte, was er anordnete, kaum, daß er's angeordnet hatte. Er dachte an die Siedlungshäuser der eingeborenen Arbeiter; an die neuen Häuser mit den Blechdächern und an den praktischen Brunnen. Er dachte an seine grausam hingemetzelten Schafe und biss sich auf die blasse Unterlippe, daß das Blut rann. Er ballte die Fäuste, und der Atem pfiff ihm durch die Nase, als er wie ein Büffel schnaufte. Die Sommersprossen traten wie Kupfermünzen aus seinem windgeröteten, klaren Schottengesicht hervor.

»Alter Njeroge«, sagte er langsam. »Armer, alter Bursche. Sie haben ihn also auch erledigt. Die Madenhacker waren nicht zufrieden damit, ihren

Mist zu hinterlassen. Sie kamen und hackten Löcher in die Eier und flogen dann ins Ohr des Elefanten. Gott verdamme sie alle«, sagte er leise.

»Wovon redest du da? Madenhacker und Elefanten?« Peggy sah auf. »Trink noch einen und setz dich, Don. Du siehst scheußlich aus. Verkniffen weiß um die Nase, und du hast dir glatt durch die Unterlippe gebissen. Hier, nimm das Taschentuch.«

Ihr Mann übersah das Taschentuch.

»Charlotte Stuart hatte recht«, sagte er bedächtig. »Auch Njeroge hatte recht. Er hat mir eine Geschichte von den Madenhackern erzählt, die eine Verschwörung anzettelten, um die Elefanten loszuwerden. Es war am Tag, nachdem seine Tochter zum Eid gezwungen worden war und sie sich aufgehängt hatte. Ich hab's dir nie erzählt. Aber Charlotte Stuart hat recht gehabt. ›Wenn einer rennt, rennen alle‹, hat sie gesagt. ›Aufgeben und rennen‹, das waren die Worte, die sie gebrauchte. Es war verkehrt, daß ich rannte, total verkehrt. Sieh mich an!«

Er breitete die Arme in der schweren, dickmaschigen Wolljacke aus und sah an seinen in Knickerbockers und Tuchgamaschen steckenden Beinen hinunter.

»Sieh mich an! Ein verdammter Lakai – ein verdammter Wildhüter auf anderer Leute Besitz, in anderer Leute Land, während in meinem Land mein eigener Besitz vor die Hunde geht! Verkrochen in einer verdammten Hütte, während meine Kinder so gut wie von Almosen leben und meine Frau als Kellnerin arbeitet – sieh uns an, wie wir uns verstecken! Brian hatte jedenfalls die richtige Idee. Bring die Bastarde um und fang gleich oben an der Spitze an!«

Peggy rührte sich nicht, während er auf und ab ging, wie es der beschränkte Raum erlaubte. Dann sagte sie mit leiser Stimme:

»Was willst du tun? Ich mach' alles, was du sagst, Don.«

Er fuhr herum und starrte sie an.

»Ich geh' nach Hause! Es war verkehrt wegzugehen! Hier hab' ich nichts zu suchen, während mein eigenes Land kaputtgeht. Es ist nicht ihr verdammtes Land – es ist meins! Wenn sie's wollen, müssen sie's Männern

meines Schlages wegnehmen – mir und den andern, die bleiben, wegnehmen! Ich geh' nach Hause, Peggy – nach Hause!«

»Gut«, sagte sie ruhig, stand auf und legte beide Hände auf seine Schultern. »Wenn du nach Hause willst, werden wir nach Hause gehen. Wir werden das Geld schon irgendwie auftreiben.«

Er schüttelte ihre Hände ab und kehrte zum Büfett zurück, um noch einen Schluck zu nehmen. Etwas anderes als der Whisky glänzte jetzt in seinen klaren braunen Augen.

»Nein, Peggy, Liebling«, sagte er langsam. »Nicht *wir*. Deswegen sind wir ja weggegangen. Du bist hier gut aufgehoben, und den Kindern geht's gut, und du schuldest es den Kindern, daß es ihnen weiter gut geht. Es war' nicht richtig, wenn wir alle zurückgingen. Ich würd' verrückt werden vor Sorge, und es hätte nicht den geringsten Sinn. Nein. Du wirst mit den Kindern hier bleiben. Wir werden diese Hütte aufgeben, und du kannst zu deiner Tante ziehen. Ich werd' wieder jagen – alle Safaris werden ja nicht abgebucht worden sein. Ich werd' Geld zusammenscharren – stehlen oder sonst was – und genug für dich und die Kinder schicken, daß ihr auskommen könnt.«

Er schlug mit der flachen Hand gegen die Wand.

»Wenigstens werd' ich da sein! Sooft es möglich ist, werde ich auf der Farm leben, und irgendwie ... irgendwie werde ich's schon fertigbringen –« Er preßte die Hände flach zusammen. »Ein Mann namens Harry Slater hatte vor langer Zeit eine Farm auf den Hügeln. Es war eine für diesen Zweck sehr geeignete Farm. Könnte sein, daß auch Hardscrabble für diesen Zweck sehr geeignet sein wird. Das Speertor hatte letzthin allerlei Übung gehabt.« Er wandte sich ab und fuhr rasch fort:

»Ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß Brian hinter Gittern sitzt. Er wird verrückt werden – er könnt' es niemals aushalten, eingesperrt zu sein. Vielleicht werd' ich nichts für ihn tun können, aber wenigstens werd' ich da sein. Versteh mich, Peggy – wenigstens werd' ich *da* sein!«

Peggy sah tief in die Augen ihres Mannes, während sie sprach.

»Und was ist mit mir? Ich bin deine Frau. Es ist mein Recht, bei dir zu sein. Nicht du dort und ich hier. Ich kann die Kinder bei Tante Meg lassen.

Da wird's ihnen an nichts fehlen.«

Don starrte sie an, während er ihre Schulter packte und sie schüttelte.

»Kannst du nicht sehen, daß das gerade das wichtigste an der Sache ist! Du wärest nur ein Hindernis für mich, Peggy! Allein komm' ich gut zurecht. Aber wenn ich die Sorge um dich mit mir rumschleppen muß, während du dich um mich und die Kinder sorgst und ich mich wiederum um die Sorge, weil du dich sorgst, könnt' ich mir ebensogut gleich den Hals durchschneiden und Schluß mit allem machen. Du bist während des Mau Mau-Aufstandes niemals mit mir in die Wälder gegangen, Peggy. Sieh's jetzt genauso an. Wenn du sicher und gesund bist und die Kinder dich bei sich haben und ich tun kann, was immer wir da unten zu tun kriegen, haben wir es wenigstens mit der Sorgerei einfacher.«

»Und was willst du nun wirklich tun?« Peggys Stimme klang scharf.

»Ich weiß nicht –, aber ich kenne Land und Leute. Wir werden was tun, was nicht von Mutter England und den Zuhältern im Kolonialministerium und einem Haufen weißer Stiefelputzer für lausige schwarze Politiker abhängt. Aber es wird was sein, was man nicht tun kann, wenn einem durch Frauen und Kinder die Hände gebunden sind.«

»Ich glaube, ich weiß, was du meinst«, sagte sie ruhig und senkte die Lider. »Dann mußt du eben gehen, Don. Ich würde gar nicht mitkommen wollen. Bestimmt würde ich nicht wollen, daß die Kinder mitkämen.«

»Es ist ja nicht für immer«, sagte Don Bruce. »Das kann nicht ewig dauern. Nach den Wahlen wird sich's zeigen, und die Dinge werden sich in der einen oder anderen Richtung entwickeln. Aber nur, wenn ein paar zuverlässige Leute da sind, um ein bißchen nachzuhelfen, um sie zu zwingen, sich zu entwickeln. Sie werden nicht vorankommen, wenn jeder verschwindet und sich verkriecht!«

»Schön, Don. Mach's, wie du's für richtig hältst. Wir werden bleiben. Sorg dich nicht um uns. Und mach dir keine Gedanken, wie du uns durch bringst – tu nichts Unvernünftiges, um Geld in die Finger zu bekommen. Ich hab's dir nie erzählt, aber ich hab' ein bißchen Geld, gar nicht mal so wenig, von dem du nichts weißt.«

Ihr Mann betrachtete sie überrascht.

»Wieso kannst du Geld haben? Ich dachte, ich wüsste von jedem Penny, der aus- und einging.«

Peggy Bruce lächelte ein spaßhaftes, trauriges kleines Lächeln.

»Ich fürchte, ich war nicht ganz ehrlich mit dir. Ich hab' die Haushaltskasse in Kenia schamlos betrogen. Du kamst mir so – so verzweifelt vor, damals, als du deine armen Poloponys verkaufen musstest. Deshalb hab' ich mal hier, mal da ein bißchen abgezweigt. Ich hoffte, eines Tages hätt' ich genug gehortet, um dir deine Pferde wieder verschaffen zu können. Ich hab's dir nur nicht erzählt, als wir weggingen, das ist alles. Ich dachte, der Tag würde schon noch kommen, an dem wir ein paar hundert Pfund extra brauchen könnten, von denen wir nichts wußten.«

Don Bruce rieb sich mit den Knöcheln seiner großen, rissigen Hände heftig die Augen. Er biss sich auf die Lippen, und das Blut rann von neuem.

»Oh, Peggy, Peggy«, sagte er und zog sie fest an sich. Dann schob er sie zurück, hob ihr Kinn und lächelte auf sie hinunter.

»Ich hab' auch eine kleine Überraschung für dich«, sagte er. »Ich hatte immer mehr teure Gewehre, als ich je brauchte. Als wir mal in London waren, ging ich bei Westley Richards vorbei und schlug ein paar von den Luxusdoppelläufigen los. Ich hab' auch einen geheimen Schatz – genug jedenfalls, daß er mich zurück nach Kenia bringt. Mit dem Geld ist also alles in Ordnung. Für die notwendigsten Bedürfnisse hab' ich bei der Polizei unten mehr als genug Gewehre zurückgelassen.«

»Dann bleibt nicht mehr viel zu sagen, wie mir scheint«, sagte Peggy mit gekünstelter Forschheit. »Wann gedenkst du abzureisen? Mußt du nicht kündigen? Sie sind doch sehr nett zu uns gewesen. Und wir werden aus dem Cottage ausziehen müssen. Ich denke, ich werd' weiter im Jagdhaus arbeiten.«

»Ich glaube nicht, daß man mir Schwierigkeiten machen wird, wenn ich sage, weshalb ich gehe. Die tote Saison steht bevor, und bis nächstes Jahr werd' ich vermutlich zurück sein, wenn sie mich dann noch haben wollen. Ich bin sicher, daß sich diese Sache in Kenia so oder so sehr bald klären

wird. Entweder als Totalverlust abgeschrieben oder eine anständige, auf gegenseitiger Angst basierende Übereinkunft. Ich muß noch ein paar Briefe schreiben. Übermorgen oder so will ich gehen, wenn sie mich lassen. Ich bin überzeugt, sie tun's. Das ist ungefähr so wie im Krieg, weißt du?«

»Ja, ich weiß.« Peggys Augen schwammen, und sie blinzelte wütend.

»So ist es«, sagte Don Bruce eifrig. »Stell dir vor, ich ging' bloß in einen Krieg, der eines Tages aus sein wird.«

Peggy trat dicht zu ihm heran und legte ihren Kopf gegen seine Brust.

»Ja, Liebling«, sagte sie. »Ich werd' versuchen, mir vorzustellen, es war' nur ein Krieg.« Jetzt erst weinte sie richtig.

78

Die Polizei war in Matisias Haus aufgetaucht, als er eben aufs Land fahren wollte, um festzustellen, was getan werden konnte, um einige der aufreizenderen Scherze aus Kamaus Plänen ins Werk zu setzen. Seine betroffene Überraschung war dem Polizeiinspektor und seinen schwarzen Konstablern durchaus glaubhaft erschienen. Sie erklärten, sie seien gekommen, um seine Hilfe zu erbitten. Wußte er überhaupt etwas, was die Erschießung Matthew Kamaus durch Brian Dermott erklären konnte? Waren sie schon vorher einmal aufeinander geprallt? Waren sie alte Feinde gewesen? Hatten sie überhaupt einander gekannt?

»Als mein armer Kollege und ich kürzlich in London waren«, berichtete Matisia dem Inspektor, »wurde bei einer kleinen Dinnerparty des Unterstaatssekretärs im Kolonialministerium unglücklicherweise und ohne Genehmigung der Beteiligten ein Pressefoto aufgenommen. Vielleicht haben Sie's gesehen. Es zeigte die Frau dieses Dermott beim Tanz mit Matthew. Es war alles völlig harmlos. Keiner von uns war der Dame vorher begegnet oder hat sie später wieder gesehen. Aber ich glaube – ich war um

diese Zeit nicht hier –, daß das Foto in Nairobi beträchtliches Aufsehen machte.«

»*Beträchtlich* ist ein schwacher Ausdruck dafür«, meinte der Inspektor. »Schockierend wäre treffender. Es gibt keinen Weißen in Kenia, der das Bild nicht gesehen oder wenigstens davon gehört hat. Die Zeitung wurde über Nacht zu einem gesuchten Sammlerobjekt.«

»Ich möchte vermuten«, sagte Matisia, »daß dieser arme Kerl Dermott vor Wut leicht verrückt geworden sein muß, als die amerikanische Dame auf der Farm seiner Tante getötet wurde. Irgendwie, vielleicht durch eine Ideen-Assoziation mit dem Foto in der Zeitung, muß dieser Dermott Matthew Kamau mit der unglückseligen Ermordung der amerikanischen Dame in Verbindung gebracht haben – Mörder denken selten logisch. Ich habe selbst mit Mrs. Dermott getanzt, Inspektor, wie auch mit unserer Gastgeberin und einer adligen Dame, die bei der Party zugegen war. Ich kann von Glück sagen, daß mich niemand fotografierte, während ich mit Mrs. Dermott tanzte, sonst wäre jetzt möglicherweise ich statt des armen Matthew eine Leiche.«

»Das wäre nach allem recht gut möglich«, sagte der Polizist. »Ich dachte mir schon, daß es so was wäre. Es war auch nur so eine Idee von mir, daß Sie uns vielleicht helfen könnten. Nur eine Routineangelegenheit. Wir werden Sie unter Umständen zur Beantwortung weiterer Fragen brauchen. Verlassen Sie also Kenia nicht, ohne uns Mitteilung davon zu machen.« Der Inspektor grinste. »Ich weiß, es ist vielleicht eine kleine Zumutung. Ihr Burschen seid in diesen Tagen viel auf der Achse. Vermutlich könnt ihr's von den Steuern abziehen.«

»Und was wird aus der Leiche?« fragte Matisia.

»Ist nicht meine Abteilung. Vermutlich wird sie zum öffentlichen Friedhof geschafft, falls niemand Anspruch auf sie erhebt. Sie möchten sie doch nicht zufällig haben, wie?«

»Nein«, sagte Matisia hastig, »ich bestimmt nicht. Ich denke, je schneller sie beerdigt und je weniger Aufhebens von der Geschichte gemacht wird,

desto besser. Wenn ich Ihnen in Zukunft irgendwie behilflich sein kann, lassen Sie mich's wissen.«

»Worauf Sie sich verlassen können«, sagte der Inspektor. »Kommt, Jungs! Rührt eure Knochen!«

Er war die Stufen der Veranda hinuntergegangen, während Matisia sanft an seinem Ohrläppchen zupfte. So, so – armer, alter Matthew. Heute morgen noch hier und nachmittags schon tot. Er war also in die Grube gefallen, die er anderen gegraben hatte. Hatte er nicht erst heute morgen wegen der Notwendigkeit, seinen Teile-und-Herrsche-Plänen durch geräuschvolle Unruhestifterei nachzuhelfen, einen Heidenkrach geschlagen? Staub Kenyatta wieder ab; tritt den weißen Männern so lange auf die Füße, bis sie zur Erbauung und Mißbilligung der ganzen Welt wieder Eingeborene massakrieren. Veranstatte ein Gemetzel wie in Sharpeville; setz das Land in Brand – zünde ein so gewaltiges Feuer an, daß nur Matthew Kamau es wieder löschen kann – zu seinen Bedingungen. Wollte er all das nicht von seinem getreuen und zuverlässigen Helfer Abraham Matisia durchgeführt sehen?

Matisia gluckste vor sich hin. Das Glucksen wurde zum schallenden Lachen, zum brüllenden Gelächter. Die Ironie der ganzen Geschichte war allzu köstlich. Braver, alter Matthew, Schöpfer von Symbolen, der Messias Matthew, der Führer Kamau – tot im Staub, ausgelöscht durch die Hand eines Mannes, der sich für eine nur eingebildete Beleidigung hatte rächen wollen, zu Fall gebracht durch einen Zufall, der blindlings in Kamaus gerissen gesponnene Komplotte hineingestolpert war. Indirekt hatte ja Kamau den Mord an Kathleen Crane veranlasst: Kathleen Cranes Freund hatte Kamau getötet, und Valerie Dermott hatte den Abzug gespannt.

Symbole, war's nicht so? Bei Gott, Matthew Kamau hatte seinen eigenen Scheiterhaufen für ein Brandopfer errichtet und war sodann durch einen höhnischen Trick des Schicksals dazu gebracht worden, seinen eigenen Sündenbock zu spielen. Matisia lachte, bis ihm die Tränen übers Gesicht liefen. Er mußte schleunigst weg und Lise davon erzählen – jedem, der ihm in die Quere kam, von dem armen Matthew und der prächtigen Ironie seines

vorzeitigen Todes auf der Straße erzählen. Der Gedanke brachte ihn unversehens zur Besinnung und dämpfte seine Heiterkeit.

Was er Lise sagen würde, wäre, daß sie ihren Mund über all das halten sollte, was sie von seinen Beziehungen zu Matthew Kamau wußte, ihre Zunge total ruhig zu halten, wenn sie nicht wollte, daß er sie höchstpersönlich herausschnitte. Er runzelte die Stirn, während er an Lise dachte. Er wußte nicht ganz genau, wieviel sie von der Unterhaltung gehört haben mochte, die er am Vormittag mit Kamau gehabt hatte. Wenn sie irgendwas aus dem letzten Teil gehört hatte, war das höchst gefährlich für ihn. Nach Hurenart hatte sie es zwar abgeleugnet, als er sie zur Rede stellte, aber es war recht gut möglich, daß sie genug gehört hatte, um ihn dem Henker auszuliefern.

Kamau hatte in Bezug auf ein paar andere Dinge recht gehabt, wenn auch aus einem ganz anderen Grund. Die Männer, die die Entführung und die Eidzeremonie verpfuscht hatten, mußten ebenso unmittelbar verschwinden, wie er es auf Kamaus Befehl von heute morgen geplant hatte. Er konnte es einrichten, ohne die Stadt verlassen zu müssen; nur ein halbes Dutzend Männer war zu beseitigen, und es würde sich mit Leichtigkeit so arrangieren lassen, daß es aussah, als seien sie von weißen Männern aus Rache für Kathleen Cranes Tod umgebracht worden, so wie Brian Dermott Kamau umgebracht hatte. Armer Brian Dermott. Jedenfalls hatte er Abraham Matisia an diesem Tage mit seiner Pistole zweifellos einen großen Dienst erwiesen.

Aber Lise. Das war eine Geschichte mit völlig anderem Vorzeichen. Wenn Matthew nicht getötet worden wäre – oder besser, wenn Matthew nicht heute morgen in seiner albernen Wut bei ihm aufgetaucht wäre, seine Instruktionen durch die Gegend gebrüllt und sein Missfallen über die versaute Angelegenheit in Glenburnie lautstark von sich gegeben hätte, könnte er sich damit begnügen, sie mit einem Tritt in ihren wohlgepolsterten Hintern an die Luft zu setzen und sie zu vergessen. Aber da für ihn jetzt so viel zu gewinnen war, konnte er sich auf keine Ungewissheit einlassen, wieviel sie wohl aufgeschnappt haben mochte. Es

fiel ihm auch ein, daß er bei früheren Gelegenheiten mehr als nötig getrunken und möglicherweise zuviel geredet hatte – viel zuviel. Es war ein Jammer. Er hatte sich mit der Zeit wirklich an das Mädchen gewöhnt. Sie war so bequem. Es wäre eine Schande, sie zu verlieren. Er würde sich Gedanken über ihr Schicksal machen müssen. Es mußte auf eine Art geschehen, die ihn nicht belasten würde – möglichst, wenn sie irgendwohin unterwegs ist. Leute ertranken schon mal in Mombasa, und Lise wäre es vielleicht ganz angenehm, dort oder in Malindi ein bißchen Urlaub zu machen. Das war die Masche. Wenn mit Lise Martelis in Malindi oder Mombasa irgendwas Unerfreuliches passierte, während Abraham Matisia über ein hieb- und stichfestes Alibi in Nairobi oder, besser noch, Kairo oder Addis Abeba verfügte, würde niemand viel Aufhebens von einer belgischen Hure machen, die ihren Körper an schwarze Männer verkauft hatte und sich ohnehin illegal im Lande aufhielt. In diesen Tagen gingen ja so leicht Menschen in Afrika verloren.

Jetzt kommt's nur drauf an, die ganze Sache leicht zu nehmen, Matisia, sagte er sich. Weck die schlafenden Hunde nicht auf und warte, bis dein Freund Ndegwa seinen Zug macht. Er muß bald zurück sein: wo immer er sich auch gerade aufhält, wird er schnellstens von der Geschichte mit Kamau erfahren und mit heißen Hacken nach Kenia zurückbrausen, um die Dinge zurechtzurücken und sich selbst fest als Mr. KeNAP- Mr. Kenia persönlich – zu etablieren. Ich werde zusehen, wie er das macht – ich will ihn baumwipfelhoch, bevor ich ihn zu Fall bringe.

Ich werd' ein paar Leute in den Bergen abservieren, und hinterher werd' ich mit der beklagenswerten Angelegenheit der weißen Frau und des alten Wilden und des entführten Kindes nichts mehr zu tun haben. Zu meinem großen Kummer werd' ich den Mund meiner mich anbetenden Lise recht bald schließen müssen. Es ist wirklich ein Jammer, aber ich kann's nicht riskieren, daß sie zu reden anfängt, nicht mal in einem andern Land. Sie ist gut für mich und gut zu mir gewesen – ich werd' dafür sorgen, daß sie weder leiden noch sich irgendwelchen Unwürdigkeiten unterziehen muß, wenn sie ... hm ... fortgeht. Und da war sie ja schon, kam die Auffahrt

herauf und sah, so fand er, in ihrem rotgepunkteten Kleid einfach süß aus. Vorderhand würde er erst mal diese Idioten aus dem Weg räumen, die das Geschäft in Glenburnie und Hardscrabble verpfuscht hatten.

»Hallo, Lise«, sagte er munter. »Hübsch siehst du aus. Ich nehme an, du hast die traurige Nachricht über Matthew Kamau schon gehört ...«

79

Matisia hatte wieder mal zuviel getrunken; er hatte auf seine übliche Weise unaufhörlich geprahlt, dann hatte er ihr wüst gedroht und sie schließlich geschlagen, um ihr, wie er sagte, einen Vorgeschmack davon zu geben, was sie kriegen würde, wenn sie ihren Mund über irgendwas, was sie gesehen oder gehört hätte, auftäte. Seine Hände hatten auf ihren Armen blaue Flecken hinterlassen; eine sich rötende Schwellung an ihrem Kiefer verriet, wo sein Schlag gesessen hatte.

»Bitte, bitte«, sagte sie. »Wenn du mir nur meine Papiere beschaffen würdest, werd' ich gehen. Irgendwelche Papiere. Ich werd' nach Südafrika gehen; ich werd' irgendwohin gehen. Oder schick mich in die andere Richtung. Schick mich nach Kairo oder Athen. In Tanger wird's keine Schwierigkeiten geben, wenn du mir nur irgendwelche Papiere besorgst. Ich würde mich sogar noch mal in den Kongo wagen – vielleicht wär's gar nicht so übel in Katanga. Die Weißen kommen schon zurück, und es scheint wieder zivilisiert zu sein.«

»Du gehst nirgendwohin, Täubchen«, sagte Matisia. »Du bleibst hier bei mir, bis ich genug von dir habe. Ich hab' mich an dich gewöhnt.«

»Aber du hast doch Kamau erzählt, daß du schon genug von mir –« Sie schlug sich mit der Hand auf den Mund.

»Ah, du hast also doch heute morgen gehorcht, he? Du hast gelogen, als du sagtest, du wärst gerade von Einkaufen zurückgekommen – du hast, gelogen, als du sagtest, du hättest nichts gehört! Was hast du alles gehört?

Sag es mir! Wieviel?« Er schlug ihr heftig ins Gesicht. »Raus damit, oder ich bring' dich um!«

»Nichts – nichts, nur das letzte, als Kamau sagte, ich müßte gehen, und du sagtest, daß du's schon vorhättest, mich rauszuwerfen – daß du dir eine bessere Frau besorgen wolltest. Bloß das, nichts sonst, Matisia. Ich schwör's!«

Er hob die Hand, um sie von neuem zu schlagen, aber seine Stimmung schlug plötzlich um.

»Gib mir noch einen Drink«, sagte er. »Vielleicht kann ich dir deine Papiere doch noch besorgen. Aber wenn du zu irgend jemand dein Maul aufreißt – ganz gleich, wer's ist –, dreh' ich dir höchstpersönlich den Hals um. Ich werd' mir nicht erst die Mühe machen, dich durch die Polizei in den Kongo, nach Belgien oder sonst wohin zurückschicken zu lassen. Ich bring' dich selbst um, so wahr ich Matisia heiße.«

Er hatte gelächelt, als er den Drink von ihr entgegennahm, und hatte auch später dasselbe schreckliche Lächeln beibehalten, als er mit ihr ins Bett ging. Er lächelte, als er seine schlanken, schwarzen Finger um ihren Hals legte und sie in einer langen, hämischen Liebkosung dort verharren ließ.

»So ein reizender weißer Hals«, sagte er. »Eine wahre Schande wär's, ihn zu brechen.« Dann war er brutal über sie hergefallen und schließlich schnarchend eingeschlafen.

Lise Martelis beschäftigte sich nur noch selten mit ihrer Vergangenheit, ausgenommen, wenn Matisia sie in einer gelegentlichen perversen Laune sondiert und den Schorf von alten Erinnerungen gekratzt hatte. Männer *waren* pervers. Sie war noch keinem begegnet, ob schwarz oder weiß, der keine Antwort auf die Frage suchte: Wie bist du eigentlich zu diesem Beruf gekommen? Sie schienen ein besonderes Vergnügen darin zu finden, sich an der Anatomie eines Missgeschicks zu berauschen. Die Antwort war im allgemeinen ganz einfach, aber niemand war je bereit, sie so einfach, wie

sie war, in gutem Glauben hinzunehmen. Die Geschichte fast jeder Hure war so einfach wie die Geschichte einer Ehe. Ein langweiliger, unerfreulicher Ehestand unterschied sich kaum von langweiliger, unerfreulicher Prostitution; die Schneide eines Messers, die Drehung eines Würfels, das blitzschnelle Aufschlagen einer Karte, zwei Schritte um eine Ecke – das war der ganze Unterschied zwischen Hausfrau und Hure. Die Frau war fast die gleiche in beiden Fällen, die Ehefrau zuweilen ein bißchen verhurter, die Hure gelegentlich mehr Ehefrau.

Als sie zum ersten Mal Matisia vor Augen gekommen war, ihm zugeschoben, wie Staatenlose mit falschen Papieren und dem falschen Beruf gewöhnlich vom einen zum andern geschoben werden, hat er dieselbe ewige Frage gestellt. Sie hatte ihm die Geschichte erzählt, die schon alt gewesen war, bevor sie angefangen hatten, die Grundzüge der Menschheitsgeschichte in Felsen zu meißeln: Sie war jung, sie stammte aus einer muffigen, respektablen Bürgersfamilie, sie war unschuldig, sie war durch einen Vetter schwanger geworden, der entrüstete Vater hatte sie aus dem Haus gejagt, das Baby starb.

Matisias erster Frage war sofort wie ein Schlag die zweite gefolgt: »Haben Sie wirklich diesen Mann in Brüssel erstochen?«

Und sie hatte in aller Ehrlichkeit geantwortet: »Ich glaube nicht. Es war alles so verworren.« Es *war* aber auch alles sehr verworren gewesen – so viele Orte und Männer und Veränderungen. Sie verschmolzen ineinander, bis sie wirklich nicht mehr hätte erzählen können, wie sie zu diesem Beruf gekommen war, auch wenn ihr jemand Punkt für Punkt nachgeholfen hätte. Seit damals, als ihr Vater sie aus dem Haus gejagt hatte und das Baby zur Welt gekommen war, schien es nur noch ein Bett nach dem andern, einen Mann nach dem andern, ein Haus, eine Stadt, ein Land nach dem andern gegeben zu haben.

Und einmal hatte Matisia verächtlich gesagt: »Sie benehmen sich fast wie eine verheiratete Frau.«

Natürlich benahm sie sich wie eine verheiratete Frau. Alle Frauen waren im Grunde verheiratete Frauen, dachte sie. Nur die Männer waren

unverheiratet. Aber man konnte von einem Mann nicht erwarten, daß er sich dessen bewußt war. Ein Mann lebte mit seinem Kopf, sein Unterleib kam erst in zweiter Linie. Eine Frau lebte nur in ihren Eierstöcken, und ihre Gedanken gingen immer von ihnen aus, wenn sie sich überhaupt bemühte, Gedanken zu bilden. Eine Zeitlang hatte sie sich in dem kleinen rosafarbenen, mit Mörtel verputzten Haus glücklich und sicher gefühlt, und Matisia war nicht schlimmer als die meisten Männer. Sie hatte sich vorgenommen, über den nächsten Schritt erst nachzudenken, wenn es so weit war, wenn sie bessere Papiere bekommen würde – Kairo, Athen oder Algier.

Aber nun hatte Lise Martelis vor Angst den Kopf verloren. Sie wußte, daß Matisia ihr nie Papiere besorgen würde, wenn er es überhaupt je beabsichtigt hatte. Er verdächtigte sie, sein ganzes Gespräch mit Kamau belauscht zu haben. Er selbst hatte ihr viel mehr erzählt, als er wußte, wenn er wie so oft zuviel trank und vor Mitteilungsdrang überquoll.

Es schauderte sie, wenn sie an die Ermordung der Amerikanerin dachte: ein zufälliger Schnitt durch die Kehle, mehr nicht. Sie hatte gehorcht, während über die Vorbereitung der Entführung gesprochen worden war, und kannte den Grund für die Morde, die sich daraus ergeben hatten; sie hatte Kamaus laute, zornige Anweisungen für Matisia gehört, kurz bevor Kamau Matisia angewiesen hatte, sich von ihr zu trennen. Matisia würde sich bestimmt von ihr trennen – aber nicht auf dem Umweg über Papiere und eine Fahrkarte nach Tanger, Kairo, Athen oder Algier.

Sie dachte daran, zur Polizei zu gehen, und konnte auch darin nicht die rechten Zukunftsaussichten finden. Sie kannte die Polizei: Sie würden sie zuerst fragen, was sie ohne ordnungsgemäße Papiere im Lande täte, und dann würden sie sie fragen, warum sie sich überhaupt mit Schwarzen abgegeben habe, und dann würden sie sich weigern, auf das zu hören, was sie gegen Matisia vorzubringen hatte, weil es zu Komplikationen führen mußte. Was sie tun würden – und das wußte sie genauso gut wie sie wußte, daß Lise Martelis nicht ihr richtiger Name war –, lief darauf hinaus, sie in ein Flugzeug nach Brüssel zu verfrachten und ihr ein bündiges Kabel an die

Polizei drüben voranzujagen, und das wäre das Ende jener Lise Martelis, die sie mit der Zeit besser kennen gelernt hatte, als sie die andere Frau kannte, die wegen Mordverdachts gesuchte Marthe Evert, die vor langer Zeit törichterweise in den Kongo geflüchtet war. Es gab noch immer eine Guillotine in Belgien.

Wenn sie sie nicht nach Belgien verfrachteten, würden sie sie in den Kongo zurückschicken, und nach allem, was letztthin in den Zeitungen gestanden hatte, konnte sie in diesem Fall ebenso gut in Nairobi bleiben und sich von Matisia die Kehle durchschneiden lassen. Aber: Sie hatte etwas zu verkaufen: Das, was sie über Abraham Matisia und Matthew Kamau wußte – etwas, was zumindest zwei direkte Morde verursacht hatte und Gott weiß wie viele indirekte. Sie hatte etwas zu verkaufen, und es kam darauf an, es dem Mann zu verkaufen, der den größten Nutzen davon hätte. Es mußte natürlich ein Schwarzer sein. Soviel hatte sie als Hure schwarzer Männer gelernt. Schwarze Männer reichten weiße Frauen von Hand zu Hand weiter, und es gab keine Möglichkeit mehr, wieder zu seinem weißen Status zu gelangen, sobald man einmal das Zeichen des schwarzen Mannes trug.

Der geeignetste Schwarze war Stephen Ndegwa, jener dritte Anteilseigner an der politischen Firma Kamau, Ndegwa und Matisia. Sie wußte, daß Matisia Ndegwa fürchtete – aus Matisias betrunkenen Protzerei wußte sie auch, daß er und Kamau planten, Ndegwa zu verdrängen, nachdem sie aus seinen positiven Eigenschaften ihren Nutzen gezogen hatten. Die Art, wie diese Schwarzen ständig gegeneinander konspirierten und komplettierten, berührte Lise Martelis überaus seltsam. Sie hatte niemals solche Eifersüchteleien, solch bitteren Konkurrenzkampf erlebt, nicht einmal unter den schlimmsten Huren in den schlimmsten Bars, in denen sie je gearbeitet hatte. Diese Politiker waren schlimmer als Homosexuelle, die immer darauf aus sind, sich gegenseitig die Augen auszukratzen. Man konnte keine Zeitung aufblättern, ohne irgendeine Geschichte von Beschuldigungen und Gegenbeschuldigungen, von Gaunerei und Falschheit und dem bitteren Austausch hasserfüllter Unerfreulichkeiten unter den Männern zu lesen, die

sich die Führer der Nation nannten und behaupteten, daß ihnen das Wohl des Landes am Herzen liege.

Sie war im Grunde eine freundliche, sanfte und zugegebenermaßen nicht sehr intelligente Frau, dachte Lise Martelis, aber sie war immerhin lange genug im Lande, daß etwas von dieser Atmosphäre der Verdächtigungen und Animositäten hatte auf sie abfärben können. Pech kann man nicht anfassen, ohne sich schmutzig zu machen – und wenn Ndegwa wie all die andern war, würde er froh sein, eine Art Peitsche zu bekommen, die er über Matisia schwingen konnte. Und es konnte keine stärkere Machtposition geben als die, die sie Stephen Ndegwa zuzuspielen bereit war, sobald er nach Kenia zurückkehrte. Matisia hatte gesagt, seine Rückkehr sei jeden Moment zu erwarten, nachdem die Nachricht von Kamaus Tod in aller Welt verbreitet worden war.

Sie sah sich in ihrem kleinen rosafarbenen Haus um und bemerkte, daß der Boy die Blumen in einer der Vasen durcheinandergebracht hatte. Während sie sie von neuem ordnete, schimpfte sie halblaut über die Ungeschicklichkeit aller Afrikaner. Es war ein hübsches kleines Haus; sie war recht glücklich in ihm gewesen. Mehr wollte sie nicht, als ein bißchen glücklich sein und ihre Hausarbeit in einem kleinen Haus irgendwo an einem friedlichen Ort tun können. Es war eine Schande, daß sie so oft entwurzelt worden war; manche Leute hatten immer nur Glück, andere immer nur Unglück. Sie war die mit dem Unglück, von dem Tage an, an dem sie ihren Cousin die Hand unter ihren Rock hatte schieben lassen. Vielleicht würde die Pechsträhne abreißen, wenn dieser Mr. Ndegwa zurückkäme und sie ihn aufsuchte. Man sagte, mit Afrikanern geschähe das öfters, und bei ihr war ein solcher Wechsel längst überfällig.

All das hatte etwas seltsam Traumhaftes an sich, dachte Brian, der, das Kinn in die Hände gestützt, auf dem Rand der schmalen, harten Pritsche in der schmutzigen, nach Lysol riechenden Zelle des Nairobi-Gefängnisses mit ihren rissigen, grau getünchten Wänden saß. Es hatte nichts, aber auch gar nichts mit ihm und den Ereignissen zu tun, die ihn in diesem Käfig mit seinem sitzlosen Toilettenbecken und dem einen rohen Tisch und Stuhl hatte landen lassen; nichts mit den Gittern und der Reihe verriegelter Türen in diesem trostlosen, nackten Gebäude unter staubigen Eukalyptusbäumen, das als Nairobi-Gefängnis bekannt war. Das letzte Mal war er in jener Nacht in der Nähe des Gefängnisses gewesen, in der Peter Poole gehängt worden war; jetzt war er nicht in der Nähe, er war drin. Aber es kam ihm noch immer so vor, als wäre er draußen und sähe hinein – außerhalb des Gefängnisses und außerhalb seines Ich.

Alle Ereignisse waren absolut klar; nichts war in seinem Kopf verschwommen. Nur insofern schien es traumhaft, als es ihm in der Rückschau vorkam, daß nichts von allem hatte geschehen können und die Wolken sich sehr bald auflösen und den Blick in die Wirklichkeit wieder freigeben würden. Dergleichen war Brian Dermott nichts Neues. Während seiner vielfachen Einsätze bei der Unterdrückung des Mau Mau-Aufstands hatte er oft dasselbe empfunden. Sobald er aus dem Busch heraus war, das Blut und den Geruch des Tötens abgewaschen hatte und ein paar Drinks den Magen wärmten, schien das, was er gestern oder letzte Nacht getan hatte, völlig unmöglich. Die strahlende Sonne und das muntere Vogelgezwitscher von heute löschten die Erinnerung an den triefenden schwarzen Busch und den böartig verfilzten Bambus der letzten Nacht; freundliches Tageslicht tilgte das grelle Aufblitzen des Gewehrfeuers und die wilden Schreie kämpfender und sterbender Männer.

Das, was er jetzt verspürte, war etwas ganz Ähnliches. Bald würde jemand kommen und ihn aus seinem Käfig holen. Man sperrte weiße Männer nicht ein, es sei denn irrtümlicherweise. Man tat so was einfach nicht. Bwanas lebten nicht in Käfigen. Bwanas sperrten andere Leute ins Gefängnis. Bwanas lebten frei. Es war nur eine Frage sehr kurzer Zeit, bis er wieder

draußen im Busch sein würde. Er hoffte, daß sie ihm keine Medaillen mehr verleihen würden, wenn der Irrtum erst ausgebügelt wäre. Er hatte Medaillen genug.

Das traumartige Gefüge der letzten Stunden hatte mit der Entdeckung der toten Katie und des toten Kidogo begonnen. Keiner, der seine fünf Sinne beisammen hatte, würde Katie töten; und dasselbe traf bestimmt auch auf den alten Kidogo zu. Aber man stritt sich nicht mit Halsabschneidern herum. Es war absolut klar, wie so oft in Träumen. Beide waren sie tot, es konnte keinen Zweifel daran geben. Er erinnerte sich, daß er neben Katie gesessen hatte, bis George gekommen war. Dann verwirrten sich die Dinge ein wenig, obwohl ihm einfiel, daß er ziemlich lange gefahren war, bevor ihn die Eingebung überkam, daß es nun an der Zeit sei, Kamau zu töten. Daß er gerade auf Kamau verfallen war, hatte die Macht der Gewohnheit veranlasst. Sie hatten sich immer von Gewohnheiten leiten lassen, wenn sie Terroristen jagten: ziele immer auf die Bandenführer, Männer wie China, Burma, Kimathi und Ndiritu – die kleineren Fische schwimmen schon von allein ins Netz. Und so hatte er Kamau getötet, der in seinem Unterbewusstsein so fest verankert gewesen war. Er war sich nicht ganz sicher, wieso Kamau sich in seinem Unterbewusstsein so eingenistet hatte. Irgendwas aus der Vergangenheit hatte bestimmt, daß Kamau für Katie Cranes und Kidogos Tod verantwortlich sein mußte.

So war er reingefahren – er erinnerte sich jetzt, daß er von der Nordgrenze gekommen war, wohin er sich verkrümelt hatte, um alle möglichen Dinge zu überdenken und Elefanten zu jagen – und war geradenwegs dorthin gegangen, wo Kamau sein mußte. Nicht ganz geradenwegs; er hatte zuerst bei seiner Wohnung gehalten, um sich umzuziehen, weil er die Art, wie manche Leute mit voll gestopften Kugeltaschen am Jackett, die Hüte mit Schlangenhaut oder Leopardenfell-Streifen aufgedonnert, in der Stadt herumlungerten und die Kintopp-Version des weißen Jägers für jedermann spielten, äußerst missbilligte. Er war der Meinung, daß man sich immer den Umständen entsprechend kleiden müsse, und deshalb hatte er gebadet, sich

rasiert und schließlich einen Straßenanzug angezogen, bevor er auf den Anstand gegangen war, an dem Kamau todsicher vorbeikommen würde.

Daß Kamau vorbeikommen würde, hatte er genauso sicher gewußt, wie er als Jäger wußte, daß ein großer Elefantenbulle jenseits des nächsten Hügels stünde oder daß ein Leopard an einem bestimmten Tag wieder auftauchen würde, um eine bestimmte Beute zu attackieren. Wie der Mensch unterlagen auch die Tiere der Macht der Gewohnheit. Man brauchte nur den Wildwanderungen, den Mistansammlungen, den Fress- und Trinkgewohnheiten nachzuspüren, um es bewiesen zu sehen. Selbst der umsichtigste Mensch zeigte sich als Sklave tief eingewurzelter Gewohnheiten, besonders wenn er sich außerhalb seiner üblichen Umgebung befand. Diese Gewohnheit hatte mehr als einen Mau Mau gehängt – hatte so manchen Überfall aus dem Hinterhalt erfolgreich werden lassen. Irgendwie gewöhnte sich jemand daran, sich zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Ort zu entleeren, an einem bestimmten Ort zu essen, zu schlafen und sogar zu beten. Auch wenn er diese Orte absichtlich wechselte, verriet er sich durch den völlig unbewußten Rhythmus, in dem er sie wechselte, so daß man sich leicht ein Bild seines Gewohnheitsablaufs machen konnte, wenn man nur Gelegenheit fand, ihn eine Weile zu beobachten.

Brian war sich nicht völlig klar darüber gewesen, ob er Kamau niederschießen würde, wenn er auf ihn zutrat. Wenn überhaupt, so hatte er gehofft, was er vorher schon mal gehofft hatte, als er in der Hotelhalle mit Kamau und Ndegwa zusammengerempelt war: daß Kamau es übel nehmen und irgend etwas vom Zaun reißen würde ... irgendwas, das Brian dann freie Hand gab, ihn zu vernichten. Kein Zweifel war möglich: Kamau hatte nach der Pistole gegriffen. Schließlich sah man nicht tatenlos zu, wenn irgendwelche Leute einem die Pistole wegschnappen wollten. Er hatte nicht wissen können, ob Kamau bewaffnet war oder nicht, während er auf ihn zugegangen war, um ihm zu sagen – was zu sagen? Oh, natürlich, jetzt erinnerte er sich. Um ihm zu sagen, er wünsche nicht, daß Kamau noch einmal mit Valerie tanze, auch wenn sie nur seine Ex-Frau wäre. Kein

weißer Mann sah es gern, wenn seine Frau mit Niggern tanzte, selbst wenn es sich um prominente Politiker handelte.

Darum war der ganze Aufruhr gegangen. In Kenia gehörte es zu den üblichen Vorfällen, daß Leute bei Streitigkeiten über Frauen mit Pistolen oder anderen gefährlichen Instrumenten ohne viel Aufhebens umgebracht wurden. Fast jeden Samstagabend konnte man im allgemeinen mit Zwischenfällen solcher Art rechnen.

Jetzt war alles klar. Er hatte Kamau wegen seines Verhaltens Valerie gegenüber zurechtgewiesen, und natürlich hatte er seine Pistole bei sich gehabt. Kamau hatte nach der Pistole gegriffen, und die Pistole war offensichtlich losgegangen und hatte ein großes Loch durch Kamau gepustet. Bei Gott, das würde Valerie lehren, sich ihren Umgang sorgfältiger auszusuchen. Das würde ihr beibringen, sich ein für allemal von Wogs fernzuhalten. Und was hatte er dann getan? Oh, er hatte sich wieder hingesetzt, hatte neuen Kaffee bestellt und jemand aufgefordert, es der Polizei zu melden, da solche Dinge am besten unmittelbar geklärt wurden. Es war ja nicht das erstemal, daß er in Zusammenhang mit einer solchen Schießerei vor dem Richter stände. Gewöhnlich bestand die Strafe aus dreißig Shilling und einem herzhaften Gelächter mit der Amtsperson, worauf man wieder ging, um ein Bier zu trinken. Wahrscheinlich hatte sich irgendwo ein Irrtum eingeschlichen, daß er noch im Kittchen saß und bisher niemand erschienen war, um ihn rauszuholen. Betrüblich schlechte Organisation. Sicherlich würde jemand fliegen.

Nach einer Nacht in seinen Kleidern fühlte er sich schmutzig und zerknittert. Sein Bart kribbelte und juckte ihn, und es kam ihm vor, als wären Wanzen in dem rauen, mit grauen Decken belegten Bett, selbst wenn's gar keine gab. Wenigstens konnte er keine Dudus finden. Wenn nicht bald irgend jemand kam, würde er an den Gitterstäben rattern und sein Recht fordern. Das war das Verflixte bei allem, was die Regierung tat – bürokratischer Kram und ewig andere Ausflüchte und dauernd ist keiner zuständig und reicht einen von einem zum andern. Er konnte verstehen, daß sie ihn aus formalen Gründen eingelocht hatten – aber die Formalitäten

hätten längst erledigt und er schon auf dem Rückweg nach Norden sein müssen. Wenn's heute schon so schlecht war, war es völlig unausdenkbar, wie es sein würde, wenn erst die Nigger den Laden übernahmen.

Der Anblick von Kamaus Gesicht, als er ihn angezapft hatte, war eine wahre Schau gewesen. Der Nigger hatte ihn angesehen, als sei er viel zu bedeutend, um abgeschossen zu werden – als wenn er's einfach nicht fassen konnte, noch während er sein Leben versprudelte, so wie Katie Cranes Leben versprudelt war. Den gleichen Ausdruck hatte er einst bei einem Mau Mau-Gangster gesehen, auf den er plötzlich hinter der Biegung eines Buschpfads gestoßen war. Der Mann hatte wahrhaftig erstaunt ausgesehen, als Brian ihn erschoss. Nun, *er* war nicht erstaunt, daß Mr. Kamau eine erledigte Tontaube war. Die .33 Polizei-spezial war eine tödliche Waffe, und eine flachköpfige Kugel verursachte aus kurzer Entfernung eine Riesenschweinerei. Kamau hätte nicht so dreist sein sollen, den Versuch zu machen, sie ihm wegzunehmen.

Dreist. Was für ein maßvolles Wort! Warum hatte er *dreist* gedacht? Natürlich. Don Bruce hatte an jenem Tag auf dem Hügel ›dreist‹ gesagt, als er den Mau Mau-Gangster erschossen hatte, der gerade nach seiner Panga griff, am Morgen nach dem Überfall auf die Viehräuber. »Dreist« hatte der alte Don gesagt und es dem Kerl mit seiner Patchett besorgt. Bump-bump. Was für hübsche Töne diese kleinen Dinger bei kurzer Schussweite von sich gaben! Bump-bump.

Abgesehen von diesem lausigen Zimmerservice mußte Brian zugeben, daß die Kenia-Polizisten seine Angelegenheit beachtlich flink, kompetent und höflich durchgeführt hatten. Kaum war er, von der ihn anlotzenden Menge noch umringt, mit seinem Kaffee fertig gewesen, als auch schon ein Polizeiwagen angebraust kam, aus dem ein großer, ungemein tüchtig wirkender, ihm unbekannter Inspektor und ein paar Askaris sprangen. Er wünschte, es wäre sein alter Polizeifreund Terry Tolliver gewesen. In Gedanken an Terry Tolliver erinnerte er sich an allerlei Dinge aus den alten Tagen, als sie noch in den Bergen gemeinsam Micks gejagt hatten ... Terry hätte die ganze Sache für einen großartigen Spaß gehalten. Er hätte den

Askaris Auftrag gegeben, den Nigger fortzuschaffen, und danach wären sie zu irgendeinem ruhigen Ort gegangen, um einen Schluck zu trinken und alles durchzusprechen. Aber dieser lange Inspektor mit dem rötlichgrauen Gardeschnurrbart schien die Angelegenheit tierisch ernst zu nehmen. Er hatte Brians Pistole verlangt – die Brian ihm bereitwillig übergab; er brauchte sie für's erste nicht mehr, und er parkte seine Waffen ohnehin fast immer bei der Polizei, wenn keine besonderen Umstände ihre schnelle Erreichbarkeit forderten –, hatte ihm wahrhaftig Handschellen angelegt und eilig in den Wagen geschoben, genauso, als ob er ein Nigger wäre, nur daß er ihn nicht hinter sich hergeschleift hatte.

Es hatte den üblichen Hokusfokus wie im Film gegeben, mit ›Ich verhafte Sie wegen Mordes an Soundso und mache Sie darauf aufmerksam, daß alles, was Sie sagen, schriftlich niedergelegt und gegen Sie verwendet werden wird‹ oder wie immer der Satz lautete, und dann waren sie mit dem Polizeiwagen zur Polizeistation gebraust. Er hoffte, daß irgend jemand Kamau von der Straße fortgeschafft hatte. Auf all die armen Leute, die ihre Sandwiches essen und ihr Bier trinken wollten, konnte er nicht sehr appetitanregend gewirkt haben. Seltsam, um wieviel toter ein Mensch aussah, wenn er in Kleidern steckte als wenn er fast nackt war. Wie vom Wind verwehter Müll.

Brian beobachtete ein Chamäleon, das jenseits des Gitters über einen Eukalyptusweig lief, und bewegte dabei die Hände, als ob er schösse. Das Chamäleon galt bei den Kikuyus als der klassische Überbringer schlimmer Nachrichten. Der Anblick eines der Tierchen genügte zur Herbeiführung eines Ziegenopfers. Er kicherte ein wenig albern. Er hatte keine Ziegen zum Opfern, aber er brauchte ja auch keine. Er hatte schon seine Ziege geopfert, und es gab noch eine ganze Menge Ziegen von dieser Sorte zum Opfern, wenn er erst draußen war.

Es war langweilig in dieser Zelle, aber viele Jahre des Wartens im Wald, reglosen Wartens auf Tier und Mensch, hatten Brian Geduld beigebracht. Durch unruhiges Rumrutschen kam man nicht weiter. Er schwang seine

Beine auf die Pritsche und streckte sich aus. Sofort fiel er in Schlaf und erwachte erst wieder, als er die Stimme des Wärters sagen hörte:

»Aufwachen! Wachen Sie auf, Mr. Dermott! Hier ist Besuch für Sie.« Und eine andere Stimme sagte: »Ist alles mit dir in Ordnung, Brian? Wir müssen zusehen, dich bald hier rauszukriegen.«

Brian erkannte auch die andere Stimme. Es war wieder mal sein getreuer alter Schwager. Der brave alte George schien in diesen Tagen immer plötzlich aufzutauchen, wenn es drauf ankam, ihn aus der Tinte zu ziehen.

81

Mr. Reuben Quiller von der Anwaltsfirma Quiller und Moseby war ein rundes Radieschen von einem Mann mit kahlem, oben leicht eingedelltem Schädel. Büschel mausgrauen Haars wucherten über seinen Ohren, und er trug einen langen, sorgenvoll aussehenden Walross-Schnurrbart. Er kleidete sich in einer seltsamen Mode, nach übertrieben Edwardschem Geschmack mit Vierknopf-Jacketts und engen Röhrenhosen. Er hatte fröhliche blaue Augen, von denen eins zum Schielen neigte, war ungefähr fünfundvierzig Jahre alt und lebte seit dem Krieg in Kenia. Er hatte einen verteufelten Ruf in Bezug auf Damen, obgleich man sich erzählte, daß es irgendwo in Europa eine ungeschiedene Mrs. Quiller gab, und er unternahm häufig kurze Abstecher nach London, Rom und Berlin. Mr. Quiller besaß ein großes modernes Haus mit Schwimmbecken in Muthaiga. Er besaß oder war Miteigentümer von wenigstens fünf großen Farm- und Viehbesitzen.

Mr. Quiller fand die Anwaltspraxis offensichtlich bekömmlich; er erschien häufig vor Gericht, gewöhnlich in Zusammenhang mit Prozessen krimineller oder anderweitig unerfreulicher Natur. Er stand im Ruf, sogar hoffnungslose Fälle zu übernehmen, und besaß eine geradezu geniale Begabung für pathetisch-flammende Rhetorik und unorthodoxe Gerichtssaal-Dramatik bei der Verteidigung von Verbrechen aus

Leidenschaft. Eine erstaunliche Reihe von Freisprüchen, darunter solche in einigen der aufsehenerregenderen *crimes d'amour*, für die Kenia berüchtigt war, stand auf seinem Konto, und er spezialisierte sich auf die ungewöhnlichsten Wege zur Erzielung von Überraschungsurteilen. Er war sehr kostspielig, und die Natur seiner Bemühungen forderte gewöhnlich die Zahlung eines beträchtlichen Vorschusses auf seine Anwaltsgebühren, da die Angeklagten in den seltenen Fällen, die Mr. Quiller verlor, im allgemeinen nicht mehr die Neigung verspürten, sich mit weiteren Honorarzahlungen zu befassen. Denn entweder waren sie tot oder zumindest doch für sehr lange Zeit in Haft.

Nach einer hastigen Beratung mit Charlotte Stuart und dem Rest der Familie hatte George Locke beschlossen, das Problem der Verteidigung Brian Dermotts Mr. Quiller anzuvertrauen. George und Mr. Quiller hatten Brian im Gefängnis aufgesucht, nachdem Brian in Anklage versetzt und in Untersuchungshaft genommen worden war. Der Besuch war nicht sehr ergiebig verlaufen. Vielleicht war Brian innerlich verwirrt und gestört, wovon George Locke fest überzeugt war, aber äußerlich war er ruhig und schien im Vollbesitz seiner Fähigkeiten. Er war weder betrunken noch, soweit man hörte, erkennbar verrückt gewesen, als er auf Matthew Kamau geschossen und ihn getötet hatte. Er hatte sich höflich, aber beharrlich geweigert, irgendein Geständnis zu unterschreiben, und die Polizei auf seine verfassungsmäßigen Rechte verwiesen. Die Polizei hatte unter den vorm Hotel herumstehenden Gaffern eine ganze Herde Augenzeugen aufgetrieben. Alle hatten geschworen, daß Brian Dermott auf Matthew Kamau zugegangen sei und irgend etwas zu ihm gesagt habe. Niemand konnte beschwören, daß er Brian hätte seine Pistole ziehen sehen; alle hatten beobachtet, daß Brian Kamaus Arm gepackt hatte; alle hatten den Abschuss einer Pistole gehört, und alle hatten Kamau fallen sehen. Alle waren auf dem Schauplatz verblieben, während Brian Dermott wieder seinen Platz einnahm und sich eine neue Tasse Kaffee bestellte. Alle hatten seine Aufforderung gehört, jemand möge die Polizei rufen, und alle hatten gesehen, wie ihm von der Polizei die Pistole abgenommen worden war.

Der Richter, dem Brian nach der Verhaftung und der Zeugeneinvernahme vorgeführt worden war, hatte keine Wahl gehabt. Er hatte die Zeugen vernommen und die Pistole gesehen. Die wieder gefundene Kugel würde zweifellos dem Pistolenlauf entsprechen. Kamau war unbestreitbar tot. Der Richter hatte den Verhafteten unter der Anklage des Mordes ersten Grades der Untersuchung vor dem Geschworenengericht überwiesen. Und Brian Dermott hatte sich vernehmlich geweigert, auf den ersten abtastenden Vorschlag des Anwalts auf Verteidigung wegen Geistesstörung einzugehen.

»Sollen sie mich hängen, wenn sie wollen!« brüllte er. »Ich würd's genauso wieder tun! Aber ich will den Rest meines Lebens nicht in irgend 'ner Gummizelle verbringen! Wenn ich mich schuldig bekennen muß, werd' ich mich schuldig bekennen, aber Unzurechnungsfähigkeit kommt nicht in Frage! Das ist endgültig, George. Ich wußte, was ich tat, und wenn's nötig ist, werd' ich's der Jury vorbuchstabieren.«

Nach ihrer Rückkehr aus dem Nairobi-Gefängnis sprach George Locke mit Mr. Quiller. Sie saßen beim Kaffee in Mr. Quillers Büro, das groß und luftig war und auf eine schmale, in der Bauweise der alten malaiischen Staaten um den Innenhof herumgezogene Veranda hinausging, eine Art Laufsteg, über den Boten und Schreiber hasteten. Mr. Quiller zerrte ungestüm an seinem Schnurrbartende, während er sprach, eine nervöse Angewohnheit, die die verwirrende Wirkung hatte, sein leicht schielendes Auge in einem scheußlich übertriebenen krampfhaften Zucken abwärtszuziehen.

»Ich werde für meinen Rat nicht das geringste nehmen, Doktor«, sagte Reuben Quiller zu George Locke. »Und Sie werden nicht gern hören, was ich Ihnen sage. Aber Ihr Schwager hat die Chance eines Schneeballs in der Hölle, zu einem Freispruch zu kommen. Er hat diesen hochgestochenen Nigger vor den Augen halb Nairobis erschossen. Die einzige schwache Möglichkeit wäre, auf Verrücktheit zu plädieren – und nach allem, was ich

beobachten kann, zweifle ich sehr, daß das bei dieser besonderen Art Gerichtshof ziehen wird.«

»Aber der Mann *ist* geistig nicht gesund, Mr. Quiller«, sagte George Locke. »Ich habe Ihnen seine Krankheitsgeschichte erzählt: die Anfälle, die er gehabt hat, seine krampfartigen Zustände und plötzlichen Attacken mit begleitenden Halluzinationen und Wahnvorstellungen. Er hat eine lange Geschichte schwerer geistiger Störungen nervösen Ursprungs.«

Quiller schüttelte den Kopf und schnitt das Ende einer Zigarre mit einem goldenen Federmesser ab, das von einer schweren Uhrkette über seinem rundlichen, kleinen Bauch hing. Er zündete die Zigarre mit einem Streichholz an, das er einer Schachtel aus gebosselterm grünen Leder auf seinem Schreibtisch entnahm, und schüttelte von neuem den Kopf.

»Er hat keine *rechtsgültige* Geschichte nervöser Störungen. Er ist nie wegen nervöser Störungen in einer Anstalt gewesen. Seine Krankheitszustände haben sich in privaten Pflegeheimen abgespielt und sind nicht als nervöse geistige Störungen bezeichnet worden. Und er wirkt äußerlich so gesund wie Sie und ich. Vielleicht hat er eins weggekriegt, als die Crane-Dame auf Ihrer Farm umgebracht wurde, und vielleicht hatte er noch nicht wieder den Verstand beisammen, als er diesen Kamau erschoss. Ich könnte mir sehr gut vorstellen, daß er völlig durcheinander war, als er Kamau tötete. Aber all das läuft gesetzlich trotzdem auf vorbedachten Mord hinaus. Es läßt sich nicht mal eine Verbindung zum Crane-Mord herstellen. Es handelt sich ganz einfach um Eifersucht wegen der geschiedenen Frau. Das macht's noch schlimmer, weil es klar Vorbedacht beweist.«

»Aber gibt es nicht so etwas wie zeitweilige Unzurechnungsfähigkeit?«

»Nur wenn Sie beweisen können, daß Ihr Mann sich zur Tatzeit über den Unterschied von Recht und Unrecht nicht im klaren war, und das zur Zufriedenheit der Jury. Er erschoss ihn ohne Zweifel recht überlegt und war hinterher durchaus kühl und klar. Schon seine Aufforderung, die Polizei zu rufen – die ein Dutzend Zeugen bei der Voruntersuchung vor dem Richter beschworen haben –, ist ein deutlicher Beweis, daß er Recht von Unrecht unterscheiden konnte.«

George Locke räusperte sich gereizt.

»Vielleicht gesetzlich, aber psychologisch ist es ein klarer Hinweis auf seine gestörten geistigen Fähigkeiten. Wenn ein Mann wie Brian Dermott Kamau wirklich hätte töten wollen, hätte er's unauffällig getan. Brian Dermott hat ein Gutteil seines Lebens damit verbracht zu töten, ohne Beweise dafür zu hinterlassen.«

Reuben Quiller zerrte wieder an seinem Schnurrbart. Er lächelte dünn.

»Ich würde an Ihrer Stelle nicht in diesem Sinne aussagen, wenn Sie in den Zeugenstand gerufen werden«, sagte er. »Es könnte sich für die Interessen des Angeklagten als wenig zuträglich erweisen.«

George Locke knetete seine Schläfen mit den Knöcheln.

»Aber gibt's nicht so etwas wie unwiderstehlichen Drang – ich hab' davon gelesen –, in welchem Fall ein Mann durchaus wissen kann, daß er unrecht tut, aber nicht in der Lage ist, dagegen anzukämpfen?«

»Das gibt's. Es handelt sich um einen Paragraphen über verminderte Verantwortlichkeit, der nur in einigen amerikanischen Staaten zur Anwendung kommt. Unglücklicherweise nicht in Kenia. Die Mehrzahl unserer gesetzlichen Bestimmungen ist auf dem Umweg über Indien hierher gelangt und wurde den hiesigen Bedürfnissen angepasst und entsprechend verändert. Unwiderstehlicher Zwang ist hierzulande keine gesetzliche Verteidigungsmöglichkeit. Es ist lediglich eine Modifikation des klassischen M'Naghten von 1843, als dieser Bursche M'Naghten von einem Mordversuch auf Sir Robert Peel wegen geistiger Unzurechnungsfähigkeit freigesprochen wurde.«

»Aber ich habe irgendwo gelesen oder gehört –«

Quiller hob eine Hand.

»Was immer Sie auch gelesen oder gehört haben mögen, Sie werden am Ende der Geschichte immer den Strang finden, es sei denn, daß der Angeklagte zur Tatzeit in der Definition des durchschnittlichen Busbenutzers eindeutig nicht voll verantwortlich war. In der gesetzlichen Definition bedeutet das: ... ist der kriminellen Verantwortlichkeit in der Ausführung des Verbrechens enthoben, wenn er zur Zeit der Ausführung

des Verbrechens unter einem so entscheidenden Ausfall der Verstandeskkräfte litt, daß er sich über die Natur und Beschaffenheit der begangenen Tat nicht klar war oder nicht wußte, daß die Tat unrecht war. Anführungsstriche oben. Und zweifellos war sich Ihr Mann darüber klar, was er tat, und ob es Recht oder Unrecht war.«

»Dann ließe sich also auch kein Grund zur Strafmilderung – keine mögliche Entschuldigung für Brian aus der Tatsache herleiten, daß seine Verlobte gerade am Tag zuvor ermordet worden war und sein bester und ältester afrikanischer Freund dazu?«

Quiller wackelte mit dem Kopf, bis seine Schnurrbartspitzen wie Schlangen züngelten.

»Ganz ausgeschlossen. Die Morde an Kathleen Crane und diesem Kidogo haben nichts mit unserem Fall zu tun. Vielleicht könnte ich –«, er grinste schwach, »– vielleicht könnte ich die beiden Mordfälle zur Erbauung der Geschworenen einschmuggeln, bevor den Staatsanwalt bei seinem Einspruchsgebrüll der Schlag trifft, aber die unaufgeklärten Morde an Mrs. Crane und Kidogo sind mit der Erschießung Matthew Kamaus durch Brian Dermott nicht verknüpft. Sie beziehen sich nicht aufeinander.«

»Nicht einmal genug, um einen gestörten Geisteszustand daraus abzuleiten?«

»Nicht rechtsverbindlich. Nicht als Entschuldigung oder Rechtfertigung für die kaltblütige Ermordung eines unschuldigen Mannes bei hellichtem Tag aus Gründen, die nur dem Angeklagten selbst bekannt sind.« Quiller wackelte wieder mit dem Kopf. »Nein, mein Lieber. Nicht einmal, wenn Dermott gewußt hätte, daß Mrs. Crane von Kamau umgebracht worden wäre – nicht einmal, wenn er den Mord selbst beobachtet hätte und zur Zeit nur nicht in der Lage gewesen wäre, ihn zu verhindern.«

»Aber gibt's nicht so etwas wie ungeschriebene Gesetze?«

»Nein. Es gibt gewisse freie Auslegungsmöglichkeiten von Gesetzen entsprechend anderen örtlichen Gegebenheiten und Sitten, aber es gibt kein legales Recht für das Individuum, persönlich Rache für ein Verbrechen zu üben. Das Recht der Bestrafung steht allein der Krone zu. Ein Mensch kann

töten, um eine Vergewaltigung, einen Raub oder Diebstahl im Augenblick der Begehung der Tat zu verhindern. Unter Umständen kann er auch unmittelbar nach der Tat töten, bei dem Versuch, den Täter festzunehmen, und mit heiler Haut davonkommen. Aber er kann niemand verfolgen und Stunden nach einem Verbrechen niederschießen, selbst wenn er sah, wie der Betreffende seine Frau vergewaltigte, seine Mutter tötete oder sein Haus in Brand steckte. Die Vergeltung ist allein Sache des Gesetzes und des Allmächtigen, und das Gesetz hat auf Erden den ersten Anspruch darauf.«

George Locke schlug sich gereizt gegen die Stirn.

»Sie wollen mir also erzählen, daß es absolut keine Hoffnung für meinen Schwager gibt? Daß ein Mann, der einer persönlichen Tragödie wegen – einer Folge persönlicher Tragödien – offensichtlich nicht bei Verstand war, hängen muß? Daß es keine Verteidigungsmöglichkeit für ihn gibt?«

Mr. Quiller zwirbelte ein Schnurrbartende um einen Finger und blies einen dicken, graubläulichen Rauchring.

»Das habe ich nicht gesagt. Man kann immer einen Fall von Unzurechnungsfähigkeit erfinden und darauf plädieren – dessen Nachweis dann selbstverständlich zu Lasten der Verteidigung ginge. Außerdem gibt es die Möglichkeit, sich schuldig zu bekennen, sich der Gnade des Gerichts auszuliefern. Soweit ich sehen kann, gibt es keine legale Rechtfertigung des Mordes. Ich kann nicht einmal sehen, wie weitgehend ein nicht ganz moralisches Einvernehmen mit dem Staatsanwalt – früher ist das nicht ungewöhnlich gewesen – die Anklage auf Mord zweiten Grades oder Totschlag reduzieren könnte. Es kommt entweder auf schuldig ersten Grades oder nicht schuldig ersten Grades heraus. Wenn es *nicht* schuldig ist, dann nur, weil die Geschworenen die Instruktionen des Vorsitzenden ignorieren oder derart mildernde Umstände finden, daß sie ihr ›Nicht schuldig‹ im Widerspruch zu den ausdrücklichen Belehrungen des Gerichts und zu dem gesammelten Beweismaterial aussprechen werden.«

»Angenommen, Sie übernähmen den Fall – welchen Weg würden Sie einschlagen?« fragte George Locke. »Was wäre unsere beste Chance?«

»Ein Schuldbekenntnis und der Appell an die Gnade des Gerichts – der Geschworenen. Zu anderer Zeit würde es sich zweifellos zugunsten des Beklagten auswirken – eine gewisse latente Sympathie für die Tat, Störung des geistigen und nervlichen Zustands; es würde auf einen unoffiziellen Fall von durch Schockwirkung verursachter zeitweiliger Bewusstseinstrübung hinauslaufen. Es könnte genügen, um Dermott ohne spätere Überweisung ins Irrenasyl rauszupauken. Oder ihn wenigstens nach nur kurzer Haft in Mathari freizukriegen. Aber wie die Dinge jetzt liegen, kommt Ihr Schwager nicht los, wie oder auf was Sie auch plädieren.«

»Wie meinen Sie das genau?«

»Ich meine, daß Sie heute vor Gericht keinen Fall gegen einen Afrikaner gewinnen können, wenn Sie ein Weißer sind. Vor allem nicht gegen einen toten Afrikaner. Und schon gar nicht gegen einen toten Afrikaner von der Größenordnung Matthew Kamaus. Ich erinnere Sie an den Fall Peter Poole. Er war offensichtlich ebenso oder noch stärker geistig gestört als Ihr Schwager und verfügte über eine halbwegs vernünftige Entschuldigung für die Erschießung des Afrikaners. Wenn er nicht dieses vernichtende Geständnis unterzeichnet hätte, wäre er möglicherweise um das Schlimmste drumrumgekommen, aber ich bezweifle es. Selbst mit Motivierung, Hintergrund und der, zugegeben, anfechtbaren Annahme von Notwehr gegen den Mann, den er umbrachte, wurde er von einer total weißen Jury für schuldig befunden. Die Berufung wurde abgewiesen und sein in letzter Minute erfolgtes Gnadengesuch verworfen. Sie hängten ihn so hoch wie Haman, weil sie ihn, politisch gesehen, hängen mußten oder eine Explosion riskierten, zu einem Zeitpunkt, in dem sich Kenia keine Explosion leisten konnte. Der Kongo stand in Flammen, als sie ihn hängten, aber er brannte nicht, als sie ihn verurteilten. Er wurde verurteilt, weil er *weiß* war, ebenso wie zahllose Weiße in früheren Zeiten nur ihrer Hautfarbe wegen ungestraft davongekommen sind. Sie wissen selbst, daß Brian Dermott für das Umlegen von Afrikanern von Kamaus Rang vor nicht länger als einem halbdutzend Jahren noch dekoriert worden ist. Jetzt haben die Kamaus die

Welt geerbt. Die Situation hier ist jetzt erheblich tückischer als noch vor einem Jahr, als der arme Poole sich den Eingeborenen aufs Korn nahm.«

Mr. Quiller hatte seine Zigarre ausgehen lassen. Er unterzog sich von neuem dem Ritual mit den Streichhölzern und fuhr dann fort:

»Dermott hat sich die denkbar schlechteste Zeit ausgesucht, den Kopf zu verlieren. Es sind nur noch Monate bis zu unserer ersten freien allgemeinen Wahl hier; es ist weniger als ein Jahr her, seitdem sie die Lancaster House-Verfassung unterschrieben haben, die Kenia den Afrikanern so kurzfristig ausliefert, wie's die Afrikaner durch jedes in ihrer skrupellosen Macht stehende geräuschvolle Mittel erzwingen können. Die Gefühle der ganzen Welt sind heute gegen die weißen Kolonisten und gegen alles, wofür sie stehen.

Jomo Kenyatta ist immer noch das heißeste Streitobjekt, das sie haben, und London ist halb verrückt vor Angst, daß es hier zu einer massiven Explosion kommen könnte. Ich selbst bin halbtot vor Angst; ich begreife nicht, wieso Kamaus Tod nicht irgendwas Schreckliches, Eingeborenenaufstände, allgemeines Morden und dergleichen mehr zur Folge hatte. Ich kann nur vermuten, daß jemand, der stärker als Kamau ist, die Angelegenheit mit bestimmter Absicht unter Kontrolle hält.

Aber eins weiß ich. Letzten Sommer haben sie durch Peter Pooles Hinrichtung eine sehr schwierige Lage vermieden. Wenn sie nicht versuchen, Brian Dermott zu hängen und vor den Wahlen aus dem Weg zu schaffen – bevor sich die Wahlen zum letzten, ohrenbetäubenden Agitationsgebrüll für volle Freiheit steigern, haben sie's mit der gottverdammtesten Schweinerei seit der Russischen Revolution zu tun. Der Kongo wird daneben aussehen wie die Keiferei zweier sich in den Haaren liegender, rheumatischer alter Weiber.«

Mr. Quiller zerrte ein letztes Mal nachdrücklich an seinem Schnurrbart und sank schwer atmend in seinen Stuhl zurück. George Locke hatte schweigend zugehört, während sein langes Gesicht immer länger geworden war. Seine Stimme klang sehr sanft, als er sprach.

»Ich würde dessen nicht ganz so sicher sein«, sagte er. »Ich würde nicht ganz so sicher sein. Aber das bringt uns nirgendwohin. Meine Sorge gilt Brian Dermott, mein Mitgefühl dem armen Mädchen, dem armen alten Mann und dem armen kleinen Kerl, die nun nicht mehr auf Glenburnie Farm leben. Brians Fall kann nicht völlig hoffnungslos sein. Wir müssen – es ist einfach unsere Pflicht, etwas zu retten.«

»Nichts ist völlig hoffnungslos«, erwiderte Mr. Quiller. »Nichts ist unmöglich. Vielleicht werden die schwarzen Politiker eines Tages sogar aufhören, sich gegenseitig die Kehlen durchzuschneiden, und eine arbeitsfähige Regierung mit Ehrlichkeit und Gerechtigkeit für alle bilden. Vielleicht werden wir's nicht mehr erleben, aber – Ja, da wäre noch eine einzige Hoffnung für Ihren Schwager. Nur diese eine.«

»Heraus damit«, sagte George Locke eifrig. »Sagen Sie's mir, und wir werden's tun.«

»Beschaffen Sie ihm einen Niggeranwalt«, sagte Mr. Quiller grob. »Beschaffen sie ihm einen ki-ka-kohlschwarzen Niggeranwalt mit rituellen Narben. Beschaffen Sie ihm einen Mediziner, der die Teufel in seiner Seele bezeugt. Aber zuerst und vor allem beschaffen Sie ihm einen Niggeranwalt. Er braucht nichts weiter zu tun als seine Perücke überzustülpen und aufzustehen, und die weiße Jury wird brüllen ›Amen, Bruder!‹ und Ihren Jungen in Freiheit setzen.«

»Das ist nicht Ihr Ernst«, sagte George Locke. »Sie können das nicht ernst meinen.«

»Nein – nicht übermäßig«, sagte Mr. Quiller. »Ich mein's nicht sehr ernst, weil es keinen schwarzen Anwalt in Ostafrika gibt, der das Risiko eingehen würde, sich politisch zu ruinieren – oder sich in finsterner Nacht um die Ecke bringen zu lassen, weil er dumm genug war, einen weißen und so hoffnungslosen Fall wie den Brian Dermotts zu übernehmen.«

»Es kann nicht so simpel sein«, sagte George Locke. »Die Gesichtspunkte der Gerechtigkeit müssen tiefer liegen.«

»Ach, Scheiße«, sagte Mr. Quiller, womöglich noch gröber. »Reine, unverfälschte Pferdescheiße. Ein schwarzer Anwalt hätte Peter Poole retten

können. Ein schwarzer Anwalt hätte den Geschworenen dazu verholten, ihr Gesicht zu wahren; mehr wollen ja die Geschworenen, mehr will die Regierung ja auch nicht. In jedem Gerichtsverfahren steht die Wahrung des Gesichts an erster Stelle, aber hier draußen, wo es bei jeder Streitfrage im Grunde um eine Rassenangelegenheit geht, ist das Gesicht alles. Ich weiß zufällig, daß es in dieser Stadt einen afrikanischen Rechtsanwalt gibt, der sich noch immer mit seinem Gewissen herumschlägt, weil er bei Peter Pooles Verteidigung nicht mitgewirkt hat. Zufällig weiß ich auch, daß der einzige Grund, warum er nicht am Tisch der Verteidigung auftauchte, der ist, daß ein paar Leute ihm friedlich mitteilten, sie würden ihn umbringen, wenn er vor Gericht erschiene. Er zog sich zurück. Poole wurde gehängt.

Hören Sie zu, Locke –«, Mr. Quillers Stimme bekam einen heiserdrängenden Klang, während er langsam seine Worte setzte. »Wir machen hier draußen nicht in Jurisprudenz, wir praktizieren keine Rechtspflege mehr. Wir habend nur mit Gefühl zu tun, reinem, einfachem, politischem, eigennützigem, nacktem Gefühl. Viele Jahrzehnte lang wehte der Wind aus umgekehrter Richtung, aber die Wetterfahne hat sich gedreht, und heute ist der Schwarze groß am Zug. Wir reißen uns um seine Freundschaft, weil wir uns an seinem Land festsaugen wollen, wenn auch nur, um die Sowjets von seinen Bodenschätzen fernzuhalten. Deshalb werden wir dann und wann jemand hängen und eine ganze Nation weißer Kolonisten verraten, und wir werden in den Vereinten Nationen brüllen und trampeln, wenn auch nur, um uns an die wankelmütige Zuneigung der Schwarzen zu klammern. Es ist Zeitverschwendung – die Halunken werden sich todsicher an den, der das meiste bietet, verkaufen –, aber das ist nicht wichtig. Wichtig ist der Gesichtspunkt des praktischen Realismus, und der realistische Ausblick zeigt, daß der Tag den Wogs gehört und der weiße Mann auf dem absterbenden Ast sitzt. Ein paar Opfer mehr bedeuten für die absterbenden Politiker, die weißen *und* die schwarzen, keinen erheblichen Unterschied!«

Mr. Quiller schlug auf seinen Schreibtisch, daß das Tintenfass wackelte.

»Um seine letzten wichtigen Kolonien auf noch halbwegs vernünftige, friedliche Art loszuwerden, wird England alles nur mögliche tun, um jetzt

Unruhen zu vermeiden – und wird alles tun, um seine eigenen Leute in solchem Maße einzuschüchtern, daß sie alles tun werden, um Unruhen aus dem Wege zu gehen, wenn sie dabei nur ihre kümmerlichen Kastanien aus dem Feuer holen können. Sie schwitzen Blut und Wasser in England wegen dieses Kamau-Mordes – sie schwitzen in Amerika womöglich mehr über den Kamau-Mord als über den Mord an dem armen amerikanischen Mädchen. Sie war nicht politisch – sie war nur irgendeine alberne Touristin, und verdammt recht geschieht's ihr sozusagen. Aber Kamau – erstens ist er schwarz und zweitens ein Führer seines mit Füßen getretenen schwarzen Volkes, und drittens ist er schwarz. Die Farbe kommt immer zuerst.

Deshalb sage ich, wenn Sie Ihren kostbaren Schwager vor dem Strang retten wollen, heuern sie einen guten Anwalt an, der ebenso schwarz wie der liebe Entschlafene ist. Nehmen Sie sich einen allseits respektierten Mann – nehmen Sie einen Anwalt wie Stephen Ndegwa zu Brian Dermotts Verteidigung, und Brian Dermott wird als freier Mann den Gerichtssaal verlassen. Stephen Ndegwa brauchte sich nur vor Gericht zu zeigen, und schon würden die Geschworenen stürmisch fordern, in die Abschlußberatung einzutreten. Es gibt ein halbes Dutzend legaler Möglichkeiten, diesen Fall zu gewinnen, wenn der Hauptverteidiger schwarz ist. Es gibt überhaupt keine Möglichkeit, ihn zu gewinnen, wenn der Verteidiger weiß ist.«

»Das war doch wohl ein Scherz, als Sie Ndegwa erwähnten«, sagte George Locke zweifelnd. »Schließlich war er Kamaus Partner in der KeNAP und –«

»Sie haben genau den Punkt getroffen«, erklärte Reuben Quiller und erhob sich.

»Natürlich war's ein Scherz, als ich Ndegwa erwähnte. Selbst wenn er Brian Dermott vertreten wollte – selbst wenn er ihm für Kamaus Erschießung dankbar wäre, woran ich nicht zweifle –, würde Stephen Ndegwa durch Brian Dermotts Verteidigung nichts weniger als seine persönliche politische Zukunft, seine Partei und sehr wahrscheinlich auch

sein Leben verlieren. Ja, wahrhaftig, das war sicher nur ein Scherz, als ich Stephen Ndegwa erwähnte.«

»Ich danke Ihnen«, sagte George Locke, ihm die Hand reichend. »Ndegwa kennt – er ist fast so etwas wie ein Freund Charlotte Stuarts. Es könnte jedenfalls nichts schaden, ein paar Worte mit ihm darüber zu reden. Vielleicht hat er eine Idee, mit der sich etwas anfangen ließe.«

»Ich will Ihnen genau sagen, was ich tun werde«, sagte Reuben Quiller, während er George Locke zur Tür begleitete. »Wenn Sie Stephen Ndegwa dazu bringen, Brian Dermott zu vertreten, werde ich als zweiter Verteidiger mit ihm vor Gericht gehen. Und es wird Sie keinen verdammt Cent kosten.«

»Es könnte sein, daß ich Sie beim Wort nehme«, sagte George Locke, als er die Veranda entlang zur Treppe ging.

82

Das Flugzeug machte in den frühen Stunden vor Morgengrauen eine Zwischenlandung in Karthum. Stephen Ndegwa erwachte, als es leise schwankend zum Stillstand kam. Er hatte einen sauren, trockenen Geschmack im Mund, und seine Augen juckten vom unruhigen, immer wieder gestörten Halbschlaf. Seine Fußknöchel waren geschwollen, obwohl er die Schuhe ausgezogen und die Fußstütze benutzt hatte. Sein Anzug hatte sich verschoben, seine Bartstoppeln stachen, sein Hemd war jetzt schmuddeliger und verbraucher und kroch aus seinem Hosenbund. Gott sei Dank war niemand an Bord gekommen und hatte sich neben ihn gesetzt, als sie in Rom gelandet waren. Er glaubte nicht, daß er irgendeine heimreisende Missionsdame oder einen geschwätzigen Mhindi, der zu seiner in Saris gehüllten Herde zurückkehrte, hätte ertragen können. Allein zu sein, war schon schlimm genug. Seine Träume waren schrecklich gewesen.

Er stellte sich auf die Beine und ging quer über den Asphalt zu dem widerlich hell erleuchteten Warteraum des Flughafens hinüber. Karthum hatte sich in all den Jahren, in denen er dort zwischengelandet war – immer in den cäsarischen Stunden des Morgens – nicht verändert. Die gleichen mageren, beturbanten schwarzen Aufwärter, krummbeinig in schludrigen, zwischen den Beinen hindurchgezogenen Tüchern, die gleiche trübselige Männertoilette, die gleichen scheußlich blendenden Beleuchtungskörper und die gleichen, noch scheußlicheren Orangen- und Zitronenlimonaden, die man gratis bekam – die gleichen stinkenden, halb gegerbten Häute und genarbten Krokodilledertaschen und fürchterlichen Holzschnitzereien und mit Fliegenschmutz übersäten elfenbeinernen Gongschlegel, die niemals ausgetauscht zu werden schienen. Während Ndegwa über der Limonade seine Nase krauszog, fragte er sich, ob wohl irgend jemand in diesem Andenkenladen jemals etwas kaufte. Das Inventar hatte sich nicht verändert, solange er sich erinnern konnte.

Er suchte die Männertoilette auf, und es schien ihm, als habe sich der durchdringende Uringeruch mit den Jahren noch mehr angereichert, wenn so etwas überhaupt möglich war, und dann trat er in die trübgraue Morgendämmerung hinaus und setzte sich auf einen Stuhl in der Nähe der Barriere, um die tief herunterstoßenden, bei ihrer Suche nach Abfall fast den Boden streifenden Schmarotzermilane zu beobachten. Der Anblick der Milane widerte ihn besonders an. Sie waren ihm eine Kleinigkeit zu symbolisch für seine augenblicklichen Gefühle. Gott, in was für einem Zustand würden jetzt die Dinge in Kenia sein, bei all den niederstoßenden, kreischenden, kreisenden menschlichen Aasvögeln, die sich um die fauligen Stücke aus der großen Schweinerei stritten, die Kamau bei seinem Tode hinterlassen hatte!

Er zündete sich eine Zigarette an und rutschte tiefer in den unbequemen Stuhl, während er seine geschwollenen Füße auf das niedrige Geländer legte. Es war jetzt schon ziemlich hell – die Mechaniker liefen in ihren schmutzigen weißen Shorts hin und her, und verschiedene Fahrzeuge versorgten den langen, häßlichen Düsenvogel mit all dem, was Jets zum

Leben brauchen mochten. Er hoffte, das Wetter über Nairobi würde halbwegs in Ordnung sein – er verspürte keine Neigung zu einer weiteren Zwischenlandung in Entebbe oder etwas ähnlich Trostlosem.

Probleme, Probleme, überall Probleme. Sicherlich wurde Amerika, das er gerade verlassen hatte, von unlösbaren Problemen förmlich aufgefressen. Er hatte es in den Gesichtern von zu vielen Leuten gesehen – nicht bloß Leuten seiner eigenen Farbe, sondern allen Leuten. Sie schienen ihren Glauben verloren zu haben. Sie schienen ihre Entschlossenheit verloren zu haben. Sie schienen ihre Arroganz verloren zu haben – die alte, unnachgiebige Arroganz, die sie stark gemacht hatte. Sie waren reizbar, ungeduldig und verwirrt. Er fragte sich, ob es irgend etwas damit zu tun haben mochte, daß sie zu lange zu reich gewesen waren. Sie erklärten, sie seien mitten in einer Depression, und es gab viel Gerede von Goldabfluß und Zahlungsausgleichs-Defiziten und ähnlich ärgerliches Gejammer, wie man es von den Briten zu hören gewöhnt war, während ihnen nacheinander ihre verschiedenen Kolonien abgeknöpft wurden. Dieser junge Kennedy war schon jetzt so gut wie im Amt, schon deshalb, weil er Jugend, Selbstvertrauen und Stolz ausstrahlte.

Trotzdem schien es seltsam genug, das gleiche britische Gestöhne nun auch von den Amerikanern zu hören – hatten zwei Wagen in jeder Garage, und doch jammerten sie über die Depression. Sicher kannten sie Arbeitslosigkeit, aber es gab keine wirkliche, in den Eingeweiden knurrende Armut. Arme Leute in Amerika waren besser dran als die reichsten Russen. Er konnte die Amerikaner wahrhaftig nicht verstehen. Sie redeten gewaltig in den Vereinten Nationen und gaben trunken von ihrem Reichtum jedem, der damit Missbrauch treiben wollte. Sie waren zweifellos noblen Geistes, wenn auch reichlich nebelhaft in ihren Zielen. Sie wollten, daß jedermann reich und glücklich sei und sie liebte. Vor allem wollten sie geliebt sein. Aber sie erreichten nur, daß sie mit jeder Sekunde lächerlicher wirkten.

Sie kamen mit ihren eigenen inneren Angelegenheiten nicht zu Rande. Er hatte es gesehen und gelesen – er hatte viel Zeit im Ghetto von Harlem

verbracht, und er war durch die Notstandsgebiete im Süden gereist. Er hatte das Keimen umfänglicher Auseinandersetzungen beobachtet, die noch nicht bis zum Reifestadium gediehen waren, und hatte die unverkennbare Furcht des weißen Mannes vor seinen eigenen farbigen Mitbürgern gespürt; hatte den bitteren Hass des amerikanischen Negers gegen den weißen Amerikaner gesehen. Ich frage mich, was, zum Teufel, sie von uns hier erwarten, wenn sie in der Hochburg der Demokratie einander so hassen, murmelte er einem vorbeistreichenden Milan zu und schnipste einen Zigarettenstummel in dessen Richtung. Der Vogel schoß gefräßig auf den glühenden Stummel zu, und Ndegwa hätte schwören können, daß der Milan ihn wütend anglotzte, als die Glut seinen gierigen Schnabel zurückfahren ließ.

Gott im Himmel, seufzte er – zwanzig Millionen verpflanzte Afrikaner, die nichts von ihrem eigenen Afrika wissen, bereit, sich zu erheben und den weißen Mann in Amerika niederzuzwingen – im schönen Amerika, im freigebigen Amerika, im edelmütigen Amerika, im furchtsamen Amerika, im dummen Amerika ... *Und* dann diese possenhaften Vereinten Nationen, wo der alte Chruschtschow mit seinen Schuhen trommeln durfte, wo jeder aufgeblasene, kleine schwarze Diktator eines an Kinderkrankheiten leidenden Landes feierlich aufstehen und seine Stimme zu reifen Äußerungen über die Angelegenheiten der Welt erheben konnte, obwohl er nicht einmal seine Vettern zu Hause in Mali oder Togo oder Somalia zu kontrollieren vermochte. Zwei – nein, in Wirklichkeit sogar drei Politiker-Garnituren aus dem Kongo – und alle nach Anerkennung schreiend. Das ganze, trostlose Geschäft hörte sich an wie ein schlechter Witz.

Witz? Mein Gott, dachte Ndegwa. Ich sitze hier, beobachte allen Unrat fressende Milane, und ich denke *Witz*, und ich bin auf dem Weg nach Hause zu einem eigenen trübseligen, tragischen Witz. Und ich oder irgend jemand wie ich wird gleich in diesem Moment anfangen müssen, damit fertigzuwerden.

Sie riefen jetzt den Flug aus. Ndegwa stand auf und angelte nach seiner Landekarte, um sie dem Kontrolleur zu geben. In ein paar Stunden, dachte

er, während er auf das langbäuchige Düsenflugzeug zuschritt, werde ich mich mit einer rauen Wirklichkeit auseinandersetzen müssen. Die Aasvögel zanken sich; ich muß der einsame Adler sein, der sie vertreibt. Ich muß wenigstens einen Teil des Abfalls wegschaffen und versuchen, einen dauerhaften Gesundungsprozeß in die Wege zu leiten. Ich bin schuldig, weil ich zu lange gewartet habe; ich habe zugelassen, daß diese keifenden, gierigen Politiker auf dem Lande herumhackten, und mir gedacht, daß ich schließlich vom allgemeinen Durcheinander profitieren könnte. Das ist meine Sünde: Ich hab' vor den Schakalen den Löwen, den trägen Löwen gespielt, und jetzt hab' ich vielleicht zu lange gewartet.

Ich hab' Kamau und Matisia nicht zurückgehalten; ich dachte, daß die andern sich selber hängten, während ich den feinen Mann in Amerika mimte, und jetzt haben wir gleich zwei Unglücksfälle – man konnte sie nicht mal Meuchelmorde nennen –, die dem Land das eiternde Geschwür der Verächtlichkeit wegen all der hassenswerten Dinge eingebracht haben, die sie sonst immer dem Kolonialismus in die Schuhe schoben. Und ich bin damit belastet. Das ist mein Erbe.

Für wen halte ich mich so früh am Morgen? Er schüttelte den Kopf, rückte sich in seinem Sitz zurecht und befestigte wieder den Gurt. Er schloß die Augen, während das Triebwerk zu röhren begann. Er wollte versuchen, sich noch ein wenig Schlaf zu stehlen. Er brauchte jedes bißchen Schlaf, das er kriegen konnte, weil das Flugzeug pünktlich zu sein versprach und dies ein ereignisreicher Tag werden würde.

83

Das große Flugzeug rumpelte zum Stillstand, und Stephen Ndegwa wartete ungeduldig darauf, daß die Gangway herangerollt würde. Diese letzte Minute der Nabelschnurtrennung vom Zustand des Fliegens und der Hinwendung zu den Problemen des festen Bodens – scheußlich! Er rieb

wieder seine juckenden Stoppeln. Im Waschraum hatte er bemerkt, daß sie grau zu werden begannen und sich abstoßend weiß gegen das mahagonifarbene Fell mit den vom Schlaf verquollenen Augen und den wie eingebügelten Bulldog-Kerben der Backen abhoben. Sein nadelstreifengemusterter Anzug war nur noch eine einzige Ansammlung horizontaler Knitterfalten, und seine Beine bewegten sich unsicher, während er die Stufen hinunterschritt. Das blendendweiße Licht der Morgensonne traf ihn voll ins Gesicht, aber die frische Brise war scharf und belebend nach der dumpfigen, künstlich gekühlten Luft im Flugzeug.

Er blinzelte und spähte zu der Reihe winkender Gestalten auf dem flachen Dach des Gebäudes hinüber, sah jedoch keinen Bekannten. Mukerjee und Alibhai jedenfalls wußten, daß er kam. Einer von ihnen würde sicher am Zollschalter sein. Einer von ihnen war bestimmt mit dem Wagen gekommen. Vielleicht hatte Iris sie begleitet. Er würde sich vermutlich freuen, Iris zu sehen. Es war merkwürdig, daß er so selten an sie dachte. Wenn er an Kenia dachte, dachte er eher an Mumbi und Wanjiro, seine Frauen im Reservat. Iris war ihm niemals wie eine richtige Ehefrau vorgekommen. Sie wirkte mehr wie – mehr wie eins dieser kessen, modernen, rundgliedrigen jungen Dinger, die er im Hotel *Theresa* in Harlem bei der einen oder anderen halboffiziellen Angelegenheit getroffen hatte – eins dieser braungebrannten hellhäutigen Intellektuellen-Mädchen, die – er war dessen ganz sicher – nur aus schierer Neugier, wie sich ein wahrer wilder Afrikaner bei der Ausübung der normalen männlichen Funktion benahm, darauf bestanden hatten, mit ihm ins Bett zu gehen.

Ich werde jeden Tag den weißen Männern ähnlicher, dachte Stephen Ndegwa, als er das Sonnenlicht hinter sich ließ und die Stufen zur Pass-Kontrolle mit ihrem kühlen, dämmerigen Warteraum hinunterging. Ich werde von Schuldkomplexen heimgesucht, wenn ich von einer Safari an den Busen meiner Familie zurückkehre. Außereheliche Gunstbezeugungen nehme ich nicht mehr mit der Gemütsruhe des Afrikaners entgegen. Ich habe gesündigt, o Ngai! Ich bin mit einer Frau ins Bett gegangen, die nicht meine Frau war – nicht einmal die Frau eines Beschneidungsbruders.

Jetzt konnte er Vidhya Mukerjee sehen, der ihm zuwinkte. Sein Partner in der Firma Ndegwa, Mukerjee und Alibhai hatte sich nicht verändert, abgesehen davon, daß auch er älter wurde. Seine Haut war ein bißchen grüner, seine Raffzähne traten ein bißchen mehr hervor, seine Rehaugen wirkten größer und ölig. Eins war sicher: er sah nicht ärmer aus. Guter, alter Mukerjee, der Mann der vielen Fähigkeiten und Unternehmungen – der Mann, der bereit war, einen zu vertreten, wenn man nicht selbst erscheinen wollte: Mukerjee, das klassische Beispiel des Mannes, der alles besorgen und erledigen konnte und würde.

Mukerjee würde ihn über die Einzelheiten unterrichten. Bestimmt hatte er inzwischen das meiste von dem herausgebracht, was Ndegwa unbedingt wissen mußte. Wenn sie bei seinem Haus in Eastleigh – dem lachsrosafarbenen Haus, das er von Vidhya Mukerjee gekauft hatte – angelangt wären, würde er fast alles, was nötig war, über das Geschehene wissen. Es gab keine lästige Geschäftigkeit wegen des Passes; der Einwanderungs-Babu sprach ihn mit seinem Namen an. Es gab keine Formalitäten beim Zoll; die Inspektoren sprachen ihn mit seinem Namen an. Es gab keine Schwierigkeiten wegen des Gepäcks; der Träger sprach ihn mit seinem Namen an. Und schon war Vidhya Mukerjee da, warf seine Arme weit auseinander und rief mit quiekend sich überschlagender Stimme, wie gut es sei, ihn wieder daheim in Kenia zu haben! Dann kehrte sein Gesicht prompt zu kupfergrünlich-düsterer Betrübniß zurück, wie es sich für das Mitglied einer Trauergemeinde schickte. Mukerjee trug, wie er jetzt bemerkte, ein schwarzes Band an seinem Seidenärmel. Ndegwa wies mit dem Kopf auf das Trauerband.

»Der selige Kamau oder jemand von persönlichem Interesse?« fragte er.

»Unser dahingegangener Bruder«, erwiderte Mukerjee und senkte den Kopf. »Du mußt dir auch eins aufnähen lassen, Stephen. Einstweilen hab' ich den Reportern gesagt, wir würden in unserem Büro zusammenkommen, nicht hier. Ich sagte ihnen, du würdest dich erst äußern können, wenn du mehr von dem wüsstest, was hier vorgegangen ist. Ich dachte mir, dir wär's lieber so.«

»Fein, fein. Aber was ich mir wirklich wünsche«, sagte Ndegwa, »ist eine Dusche, einmal Rasieren, frische Wäsche, ein gebügelter Anzug und ein sehr großer Gin mit Tonic. Dann werd' ich mich zu allem imstande fühlen, einschließlich der Begegnung mit einer Horde Reporter. Wie wär's, wenn wir zuerst zu mir rausführen? Dann könnt' ich Iris Jambo sagen, die, wie ich sehe, nicht mit zum Flugplatz gekommen ist. Ich bildete mir leise ein, sie tat's vielleicht.«

»Ich hab' sie angerufen und gefragt«, sagte Mukerjee. »Aber sie sagte, sie käme lieber nicht. Sie hat sich während der letzten zwei Tage kaum aus dem Haus gewagt. *Niemand* hat sich während der letzten zwei Tage viel aus dem Haus gewagt. Komm also. Dort drüben steht mein Wagen.« Er deutete auf einen gelben Mercedes, das gleiche Modell wie Ndegwas weißer Mercedes. Der Chauffeur wartete neben der geöffneten Tür.

»Wo sind die spontan zu lärmender Begrüßung aufmarschierten Massen?« Ndegwa sah sich um. »Ich seh' bloß Polizei – Polizei und Polizeiwagen und noch mehr Polizei. Wo ist der johlende Mob? Ich seh' keinen der getreuen Watu mit ihren Girlanden. Ich seh' niemand, der Losungen brüllt, keine Leute mit Spruchbändern und Transparenten, nicht mal ein paar unorganisierte Uhuruschreier. Ich hatte keine Ahnung, ob mich Beifall oder Lynchmob erwartete, aber irgendwas hatte ich erwartet – irgendwas, abgesehen von Polizei, Gepäckträgern und natürlich dir.«

»Ich erklär's dir im Wagen«, sagte Mukerjee, während sie mehrere Reihen Polizisten passierten, von denen einige nickten und andere mit der Hand an ihre Mützen fuhren, als Ndegwa ihnen auf seinem lebhaften Gang zu dem wartenden Wagen zunickte.

Sie stiegen ein, und Ndegwa sank mit einem Seufzer in das weiche Polster zurück.

»Es ist gut, wieder zu Hause zu sein«, sagte er. »Selbst unter diesen Umständen. Man kann hier wenigstens atmen. Fang also an zu erklären.«

»Ich hatte keine Busse bestellt, weil die Polizei Massenversammlungen von Afrikanern zur Zeit verboten hat. Genehmigungen zu Reden werden nicht erteilt. Selbst kleine Ansammlungen von Straßenbummlern werden

zerstreut. Dafür sind von der Regierung überall Paraden abgehalten worden, um Stärke zu demonstrieren – in allen größeren Städten und vor allem in den Eingeborenenvierteln. Der halbe Kahawa-Stützpunkt, scheint mir, ist unterwegs, um die Beweglichkeit der Truppe zu zeigen. Bei den King's African Rifles wie bei der Kenia-Polizei war's nicht anders. Nairobi ist eine sehr auf Ordnung bedachte Stadt gewesen, glaub mir.«

»Spontane Begrüßung wurde also in solchem Maße entmutigt, daß du Angst hattest, ein paar Busladungen spontaner Begrüßer zu organisieren, stimmt's? Die militante Demokratie schlummert aus Mangel an Transportmöglichkeiten. Das ist unsere Zeit«, sagte Ndegwa. »Nun, die Regierung kann sich freuen. Wie haben die Leute Matthews Ermordung aufgenommen?«

Mukerjee schüttelte den Kopf.

»Sehr ruhig. Zu ruhig. Ich kann nur vermuten, daß es bisher niemand gewagt hat, irgendwelche Empörung zu organisieren. Ich bin sicher, daß KADU und KANU sich nicht festlegen wollen, bevor sie sehen, was du im Sinn hast. Es ist witzlos, eine politische Kraftprobe zu verpassen, wenn sie nicht auf irgend etwas abzielt. Ich habe ein paar ausländische Zeitungen gesehen. In Russland scheint größere Empörung wegen des armen Matthew zu herrschen als hier in Kenia. Zweifellos wird er in England und Amerika, in Europa und Asien – nach Radio Moskau und Radio Peking zu schließen – größer aufgemacht als bei uns.«

Stephen Ndegwa sah aus dem Fenster auf die Zebra- und Wildebeest-Herden, die längs der glatten Decke der breiten Autostraße grasten, vom Verkehr nur durch die grasbewachsene Böschung getrennt.

»Weißt du, Vidhya«, sagte er in oberflächlicher Verwunderung, »weißt du, daß es erst zehn Jahre her sind, daß sie die Safari-Firmen holten, um die Zebras und Wildebeests auf den Landebahnen des alten Flughafens in Eastleigh abschießen zu lassen? Erst zehn Jahre, Vidhya. Und noch immer grasen sie fast mitten auf diesem phantastischen Stück Straße in einem Land, das vor zehn Jahren so gut wie keine Straßen kannte. Vielleicht haben die Tiere noch nichts von dem Fortschritt gemerkt, den wir gemacht haben

und möglicherweise auch weiterhin machen, wenn wir so lange aufhören, ›Uhuru jetzt!‹ zu schreien, bis noch ein paar Straßen mehr gebaut werden und Zäune dazu, um die Zebras den Straßen fernzuhalten und die Zebras zu erhalten. Was sagtest du über Kamau und die ausländische Presse?«

»Ich sagte, daß seine Ermordung draußen stärker beachtet worden ist als hier – daß die Leute hier sie anscheinend ziemlich ruhig hingenommen haben.«

Stephen Ndegwa langte nach dem vernickelten Zigarettanzünder im Armaturenbrett und zündete sich eine Zigarette an.

»Das ist einfach genug. Es ist nur eine Sache der Propaganda. Noch niemand hat den Leuten hier gesagt, daß sie's ernst nehmen sollen. Niemand hat Busse bestellt, um sie zu Mobs zusammenzutreiben, die man aufputschen kann, es ernst zu nehmen. Niemand hat bisher die Bestien aufgestachelt. Und da wir gerade vom Aufstacheln der Bestien reden – wo ist Abraham Matisia?«

»Er ist hier, aber er kommt nicht ans Telefon. Ich rief ihn an, kurz bevor ich zum Flughafen fuhr, und hörte vom Boy, er sei nicht zu Hause.«

Ndegwa nickte.

»Könnt' ich mir denken, daß ich ihn nicht vorfinden würde. Ich stell' mir vor, er wird bald in Kairo sein. Vermutlich wird er für ein Weilchen mit Peter Koinange und dem Rest der prächtigen Kulturgruppe ganz glücklich sein, die die richtigen Sendungen für die richtigen Leute über den Kisuaheli-Richtstrahler von Radio Kairo schickt. Es wird interessant sein zu sehen, welche neue Richtung die Sendungen einschlagen werden.«

»Apropos neue Richtung –«, Mukerjee stocherte mit dem Daumennagel zwischen seinen Raffzähnen, »– ich nehme an, du bist dir klar darüber, daß du der Erbe von Kamaus lohender Fackel bist. Du trägst den Mantel des Meisters. In der KeNAP ist außer dir niemand von Bedeutung übrig geblieben. Du hältst alles, was Kamau vollendete, in deiner Hand. Du brauchst nur auf ein paar Versammlungen zu reden, sobald die Spannung nachläßt; du brauchst nur zu übernehmen, was er erreicht hat, und dir gehört Kenia. Die anderen werden zu dir stoßen, wenn du es sagst. Es wird

ihnen nicht gefallen, aber sie werden ihre Karten auf den Tisch legen müssen. Sie werden es müssen, wie Mboya es vor Gichuru mußte, als Gichuru letztes Frühjahr in London Macleod in die Tasche steckte. Urplötzlich löste sich Mboyas *Peoples Convention Party* in Luft auf – genauso, wie der *Nairobi District African National Congress* spurlos verschwand ...«

»Du rätst mir also, total die Farbe zu wechseln. Du rätst mir, in Kamaus Mantel der Gewalttätigkeit, des zivilen Ungehorsams, der Stammesrivalität, des Hasses gegen die Weißen, der Kenyatta-Propaganda, der Landreform und, wenn du willst, der Mau Mau-Praktiken zu kriechen. Du vergisst, daß man in mir den gemäßigten Fortschrittler sieht – den Onkel Tom, den Nigger des weißen Mannes. Du möchtest, daß ich die Welt in Brand stecke, um meine eigene politische Kehrseite zu wärmen und diesen Leuten zwanzig Minuten nach den Wahlen die Freiheit aufzuzwingen. Stimmt's?«

Mukerjee krümmte die Schultern.

»Ich hab' diese harten Worte nicht gebraucht. Es sind deine Worte. Ich vertrete immer die praktische Seite. Wir haben's hier wirklich mit einem kochenden Topf zu tun, Stephen. Der Deckel liegt drauf und wird vermutlich bis nach den Wahlen draufbleiben, wird nur dann und wann ein bißchen kippen, um Dampf abzulassen. Aber der Topf wird in die Luft gehen. Er wird bestimmt in die Luft gehen. Und jetzt ist bei der Balgerei um die Macht niemand vorn. Vielleicht war Kamau ...«

»Du trittst also für eine neue Kongokatastrophe ein? Du wünschst dir jeden Tag Nachrichten wie die, die aus Kivu und dem Kasai und Katanga kommen? Du möchtest, daß das Land von Banditenhäuptlingen und Mördern geführt wird, die sich über Anstand und Ordnung lustig machen und nicht mal ihre eigenen Leute von hier bis Thika kontrollieren können? Und du möchtest, daß ich mich selbst zum Anführer dieses kreischenden Mobs ernenne und die Pöbelaufhetzerei gutheiße und weiterführe, für die Kamau verantwortlich war?«

»Davon hab' ich nichts gesagt. Nichts von alldem hab' ich gesagt. Aber mach dir deine Position mit Verstand und Wirklichkeitssinn klar; klär mich

auf, warum du mit Kamau gemeinsame Sache gemacht hast, wenn du so entschieden gegen seine Methoden bist!«

»Warum hat Mboya mit Gichuru und Koinange in London gemeinsame Sache gemacht? Warum flüchtete sich Touré zu den Russen? Warum wandte sich Haile Selassie an die Roten? Zweckmäßigkeit. Nichts als Zweckmäßigkeit. Warum brüllen sie noch immer nach Kenyattas Befreiung? Sie wollen ihn in Wirklichkeit gar nicht frei. Zweckmäßigkeit. Nichts als schwarze Politik. Ich bin nicht stolz drauf – vielleicht glaubte ich, mitschwimmen und zusehen zu können, wie sie einer nach dem andern scheiterten. Ich glaubte, vielleicht würden kühlere Köpfe die Oberhand gewinnen, und meiner wäre dann der kühlsche von allen. Ich habe falsch gedacht. Wie du sagst, hab' ich Kamaus Purpurmantel geerbt. Vermutlich muß ich den Dreck, den er hinterlassen hat, in Kauf nehmen, wenn ich in der Politik bleiben und mit den andern Aaskrähen konkurrieren will. Und jetzt erzähl mir, was passierte wirklich auf dieser Farm?« Die Frage kam wie ein Schuß.

Mukerjee fuhr zum dritten Mal zusammen und zog seinen Kopf zwischen die Schultern.

»Der Mann, der dir's genauestens erzählen könnte, wenn er wollte, was er nicht wird, ist Abraham Matisia. Er erledigte diese Geschichten, wie du weißt. Es gab einen organisierten Überfall auf die große Farm – in Zusammenhang mit einer Eidzeremonie. Diese Eidzeremonie sollte das große landwirtschaftliche Projekt in Glenburnie stoppen. Ein kleiner Kikuyu-Junge –«

»Ich hab' kurz von dem kleinen Kikuyu-Jungen gelesen. Erzähl weiter.«

»Beim Fortschaffen des kleinen Jungen muß irgendein dummer Fehler passiert sein, der die Entführer zwang, die amerikanische Frau und den alten Mann zu töten. Es folgte eine weitere Entführung, von einer andern Farm, einer kleinen, die der Polizei erst jetzt gemeldet worden ist. Ein alter Mann namens Njeroge bin Soundso verschwand in derselben Nacht wie der kleine Junge. Er wurde gleichfalls nicht gefunden.«

»Was hat ihn so interessant gemacht, daß er umgebracht wurde?«

»Auch in diesem Fall könnte dir Matisia wahrscheinlich genaue Auskunft geben. Dieser Njeroge war Aufseher der Farm eines Mannes namens Donald Bruce, eines Siedlers mit vielen Kindern, der sich während des Aufstands aktiv gegen die Mau Mau-Banden betätigt hatte. Nach einer Reihe von Einschüchterungsmaßnahmen packte Bruce Frau und Kinder zusammen und verschwand nach England. Der alte Mann, der entführt wurde, diente inzwischen als Bruces Manager auf der Bruce-Farm. Sie nennt sich Hardscrabble, glaub' ich.«

»Wie kannst du all das wissen, wenn du nicht mit Matisia gesprochen hast?«

»Ich weiß es, weil die sterblichen Überreste eines Mannes namens Kungo bin Marenga heute morgen auf einen Speer des Tors von Hardscrabble gespießt gefunden wurden. Seine Kehle war gründlich durchgeschnitten. Ein Zettel war an sein Jackett geheftet, auf dem es hieß: ›So wird es allen Eidwilligen in diesem Gebiet ergehen.‹ Es war auf Englisch in Druckschrift geschrieben. Auf dem Zettel hieß es weiter: ›Dieser Mann leitete die Eideszeremonie, bei der der Körper des jungen Karioki von Glenburnie Farm gegen Njeroge, den Aufseher dieser Farm, benutzt wurde. Njeroge wollte den Eid nicht essen, deshalb töteten sie ihn. Andere Leichen werden bald auf anderen Zäunen gefunden werden.‹«

Stephen Ndegwa preßte die Hände hart gegen die Schläfen.

»Das hat doch nicht in den Zeitungen gestanden?«

»Nein. Höchst unwahrscheinlich. Ich hab' ein paar eigene Informationsquellen«, sagte Mukerjee. »Jemand rief die Polizei, und mein Gewährsmann war einer der Askaris, die zur Untersuchung des Falles mitkamen. Der hat's mir erzählt. Auch heute früh. Ich bin seit Morgengrauen auf den Beinen.«

»Du hast einen unruhigen Morgen hinter dir«, sagte Ndegwa. Dann rief er auf Kikuyu dem Fahrer zu: »Halt bei meinem Haus.«

»Soll ich warten?« fragte Mukerjee.

»Ich denke, ja. Willst du mit reinkommen?«

»Nein. Ich warte im Wagen. Mach nicht zu lange. Denk daran: wir haben die Pressekonferenz.«

»Es dauert nicht lange. Sag deinem Boy, er soll mein Gepäck reinschaffen.«

Ndegwa stieg aus und ging die Stufen zur Veranda seines lachsrosafarbenen Hauses hinauf. Es sah wie die meisten von Mukerjees Häusern aus: Wie ein Kasten und hässlich verziert und verschnörkelt, aber im Hof standen ein Flammenbaum und eine Buchsbaumhecke, und jemand hatte gerade das Gras geschnitten. Der Rasenmäher stand schmuck und einsam am Ende einer breiten, gemähten Bahn. Die Beete am Haus strotzten von wild durcheinander wachsenden Gladiolen, purpurnen Fuchsien und verschüchterten, staubigen Herbst-Tausendschönchen. Die Tür war verschlossen; er hämmerte dagegen.

Ein pockennarbiger, mürrischer Hausboy in einem fleckigen, blauen Hemd öffnete. Es war ein neuer Boy. Jedes Mal, wenn er wegfuhr und zurückkam, war ein neuer Hausboy da. Der jetzige sah wie üblich dumm aus. Iris schien nicht imstande zu sein, ihre Dienstboten längere Zeit zu halten.

Er ging an dem Boy vorbei, warf seinen Hut auf einen mit gelber Cretonne bezogenen Stuhl.

»Mimi ni Bwana hapa. Ich bin der Bwana hier«, sagte er zu dem Boy.
»Wapi Memsaab?«

»Memsaab anataka kulala sasa.«

»Dann will ich sie nicht wecken«, sagte Ndegwa. »Bring mein Gepäck ins Gästezimmer. Hilf dem Fahrer.«

Er ging durch das kleine Wohnzimmer mit seinem unebenen Parkett und der schmalen, flachen Wandnische, in der er sich, wenn er zu Hause war, die Grundbestandteile einer Bar hielt, nach hinten. Der rosengemusterte Mombasa-Teppich auf dem Fußboden lag schief, und der Fußboden selbst war schmierig. In den Vasen standen Blumen, aber sie hätten längst durch frische ersetzt werden müssen. Der unbeleuchtete Speisealkoven sah mit

den heruntergelassenen und, wie er bemerkte, von innen verriegelten Jalousien trübselig aus. Er zog eine Grimasse, während er zum Bad ging.

»Wer ist da?« kam eine Stimme aus dem Schlafzimmer gedämpft durch die geschlossene Tür. Offensichtlich hatte er seine Absätze auf den Hartholzdielen zu laut aufgesetzt.

»Stephen«, sagte er. »Wieder zurück. Ich wollte dich nicht wecken.«

»Ich bin im Moment auf«, sagte die Stimme. »Ich muß wahrhaftig wieder eingeschlafen sein, nachdem mir der Boy meinen Tee brachte. Wie spät ist es?«

»Gleich zehn. Das Flugzeug kam ein bißchen zu früh. Lass dir Zeit«, sagte er. »Ich werd' mich duschen und hinterher rasieren. Muß sofort wieder los. Ich werd' zum Lunch zu Hause sein. Dann können wir reden.«

»Gut«, erwiderte sie, und die Stimme klang erleichtert. »Komm nicht rein. Ich hab' mir das Gesicht eingekremt und Wickel im Haar.«

»Gut«, sagte er und dachte, wie praktisch es war, daß er seine Sachen im Gästezimmer aufbewahrte und häufiger dort als im Schlafzimmer schlief. Iris konnte sehr eigen sein, wenn man sie beim Anziehen störte. Es gab so viele Dinge, die Iris störten, einschließlich dessen, weswegen er sie geheiratet hatte.

Stephen Ndegwa sah sich in dem rotgekachelten Badezimmer um, während er sich zum Duschen auszog, und stellte fest, daß sich in den letzten sechs Wochen nicht viel verändert hatte. Der fleckige, mit Blumen gemusterte seidene Frisiermantel hing noch immer lappig an der Tür, verdeckte aber den Schlauch des Irrigators nicht völlig. Eine wahre Sammlung von Cremedosen und Flaschen mit flüssigem Zeug überfüllte das Fensterbrett und das Regal über dem Waschbecken. Den zerbrochenen Toilettensitz bedeckte noch immer derselbe genoppte Schoner, und im Abfluss waren dieselben gelb eingefressenen Streifen. Auch die Dusche hatte sich nicht verändert. Innerhalb ihres feuchtklebrigen Plastikvorhangs gab die verstopfte Tülle widerwillig ein unregelmäßiges Getröpfel von sich, und die Temperatur des Wassers wechselte von brühheiß zu eiskalt ohne nennenswerten Übergang. Aber auch so war es gut, den Flugzeuggestank

von sich abzuspülen und das schmutzige Gefühl der zu lange getragenen Kleidung zu verlieren. Nachdem er sich rasiert hatte, rochen seine Fingernägel besser, und ein solides, das Zahnfleisch durchblutendes Zähneputzen machte einen neuen Menschen aus ihm. Seine dunklen Augen in ihren schweren Tränensäcken begannen klarer zu blicken.

Er zog sich von Grund auf neu an und blieb kurz bei seinem in die Wand eingelassenen Barschränkchen stehen, um nachzusehen, ob Gin da sei. Allah sei gepriesen, eine halbe Flasche war noch da, und so schlurfte er zur Küche, um kaltes Tonic aus dem Eisschrank zu holen. Er enthielt nichts dergleichen; nur eine Dose, deren Inhalt nach Gesichtscreme aussah, und verschiedenes andere Nichteßbare, dessen Natur zu erforschen er lieber unterließ, aber kein Tonic. Unter dem missbilligenden Blick des pockennarbigen neuen Hausboys kippte Stephen Ndegwa auf seinem Weg nach draußen einen kräftigen Schluck aus der Ginflasche und entschwand mit der gemurmelten Anweisung, der Boy solle der Memsaab sagen, daß er um 12.30 zum Lunch zu Hause sein werde. Außerdem solle sie wen zur Duka schicken, um Tonic und Gin zu holen.

»Du siehst zwanzig Jahre jünger aus«, sagte sein Partner, als er wieder in den Wagen stieg. »Und wie fandest du die schöne Mrs. Ndegwa?«

»Im Sack, wie sie in Amerika sagen. Sie war noch nicht auf«, antwortete Stephen Ndegwa kurz. »Jetzt erzähl mir ein bißchen mehr, damit ich nicht total ins Schwimmen gerate, wenn die Presse mich aufs Korn nimmt. Wie ist dieser Dermott verhaftet worden? Erzähl mir alles, was du über ihn weißt. Zuerst genau, wie es passierte.«

»Ich war nicht dabei, aber es scheint mindestens hundert Augenzeugen zu geben, von denen sich die Polizei ein paar notierte, als sie kam, um ihn festzunehmen. Nach allem erschoss Dermott Kamau am helllichten Mittag direkt vor dem *Thorn Tree*. Du weißt, was da um diese Zeit für ein Gedränge ist.«

»Was verstehst du unter Augenzeugen? Sahen sie, wie er die Pistole rauszog? Rief er ihn an, bevor er schoß? Gab es Streit, eine mündliche oder tätliche Auseinandersetzung?« Ndegwa wußte nicht, warum er fragte,

abgesehen davon, daß er Anwalt war, der instinktiv auf zulässige Beweismittel zusteuerte.

Mukerjee schüttelte den Kopf.

»Offenbar nicht. Die ganze Sache ging so rasend schnell vor sich. Allen Berichten zufolge wartete dieser Dermott seelenruhig auf seinem Stuhl. Er wartete, bis er Kamau die Hardinge Street überqueren sah, ging dann auf Matthew zu und erschoss ihn aus kürzester Entfernung, als sie bei der kleinen Verkehrsinsel standen. Ich vermute, daß es keinen Streit gab; er schoß nur auf ihn. Offensichtlich war Kamau nicht darauf gefaßt. Nachdem er ihn niedergeschossen hatte, ging Dermott ruhig zu seinem Stuhl zurück, bestellte vernehmlich eine neue Tasse Kaffee und sagte, jemand solle die Polizei rufen. Einer der Kellner lief zum Geschäftsführer; der Geschäftsführer rief die Polizei; Dermott lieferte seine Pistole aus; die Polizei nahm ihn mit. Ich nehme an, er wurde formell unter Anklage gestellt, und ich weiß, daß er jetzt im Gefängnis sitzt. Ich weiß auch, daß das Gefängnis scharf bewacht wird. Natürlich hatten sie – und haben noch immer Angst vor einem Aufruhr. Aber von der Tat bis zur Festnahme und zum Abtransport der Leiche scheint alles sehr glatt gegangen zu sein.«

»Starb Kamau sofort?«

»Innerhalb von Sekunden, möchte ich sagen. Gestern hat die Obduktion stattgefunden. Ich habe einen Bericht erwischen können. Tod fast augenblicklich eingetreten durch eine vom Herzzentrum aufwärts zur Herzspitze dringende Kugel, die bei der Gelegenheit auch die Lunge zerriss. Es war eine abgeflachte Kugel, die an seinem Rückgrat auseinander barst. Machte aus seinem Rücken eine gräßliche Schweinerei.«

»Welche Dispositionen wurden wegen seiner Leiche getroffen?«

Mukerjee produzierte ein rattenartiges Grinsen, indem er die Oberlippe über seine Raffzähne hochzog.

»Standardverfahren in solchen Angelegenheiten. Geheiligte Doktrin von Poona 02, jedem Distriktsbeamten und ADO in all den weitverstreuten Kaffs des einstigen Empire gründlich eingebläut: Beeil dich mit der Obduktion für die Akten und sieh zu, daß du die Leiche loswirst, wenn kein

dringender anderweitiger Anspruch erhoben wird. Kamau schien keine unmittelbare Familie zu besitzen –«

»Er war Waise. Ich weiß«, sagte Ndegwa.

»– und sonst schien niemand besonders wild drauf, ihn in sein Familiengrab zu betten. Sicher hatten weder KADU noch KANU Lust, einen Oppositions-Märtyrer in ihre Obhut zu nehmen, und ich kann mir nicht vorstellen, daß die Briten ein Staatsbegräbnis für ihn veranstalten wollten.«

»Welch empörender Zynismus«, murmelte Ndegwa.

»Angesichts des Fehlens jeden Wunsches, einen Heiligen aus ihm zu machen, schafften sie ihn irgendwohin nach draußen – vermutlich in die Nähe des öffentlichen Friedhofs, und verscharrten ihn in einem nicht bezeichneten Grab. Keine Gewehrsalven – kein Halali. So denke ich's mir jedenfalls. Vielleicht ließen sie ihn einfach für die Hyänen liegen.«

»Und keine Demonstrationen, keine alten Freundinnen oder trauernden Gläubiger, die ihre Kleider zerrissen und sich jammernd über sein nichtvorhandenes Grab zu werfen versuchten?«

»Nicht, daß ich wüsste. Vielleicht privat. Keine öffentlichen Demonstrationen, kein Gar nichts.«

»Hmmm.« Ndegwa rieb sich mit dem Rücken seiner Hand die Nase. »Weißt du, ob Dermott ein Geständnis unterzeichnet hat, als er dem Richter vorgeführt wurde?«

»Ich bin nicht sicher. Woran denkst du?«

»An Peter Poole, der ein Geständnis unterzeichnete – armer, verdammter Narr. Das Geständnis brachte ihn an den Galgen – das heißt, das Geständnis plus eine Portion politischen Drucks und zeitentsprechenden exotischen Temperaments. Na, schön. Vergessen wir Dermott. Was war mit dem andern Mord? Dem an der Crane?«

»Alle Einzelheiten dieser Angelegenheit wurden in Nyeri wahrgenommen. Aber sie scheint zuerst bewusstlos geschlagen und dann mit einem Messer getötet worden zu sein. Ihre Kehle war von einem Ohr zum andern durchgeschnitten.«

»Und der alte Mann, der bei ihr war?«

»Sein Kopf war völlig abgetrennt.«

»Vom Schauplatz verschwunden?«

»Nein. Das schien nicht die Absicht gewesen zu sein. Der wurde neben ihm gefunden. Dermott entdeckte die Leichen. Und er wiederum wurde von seinem Schwager entdeckt. Sie sagen, Dermott habe wie betäubt dagesessen und die tote Frau in seinen Armen gehalten. Man hat mir erzählt, daß Dermott kurz nach Erscheinen der Polizei verschwunden und erst unmittelbar, bevor er Kamau erschoss, wieder aufgetaucht sei.«

»Wie hat sich das ausgewirkt? Bei Weißen und Schwarzen, meine ich.«

»Seltsamerweise gar nicht. Oder so gut wie nicht. Ein paar verstreute Klüngel von Müßiggängern. Es war beinah, als ob sie auf jemand warteten, der ihnen sagte, wann, wogegen oder wofür sie demonstrieren sollten. Zwei Tage lang ist Nairobi eine höchst sonderbare Stadt gewesen, Stephen. Wie Totenstille vor dem Sturm. Eine Art Druck in der Luft. Jeder trat vorsichtig auf und sprach gedämpft. Und sehr viele Leute blieben zu Hause. Oh –, eins noch. Sehr wichtig für mich.«

»Was?«

»Eine Menge Eingeborene aus der Stadt sind in die Reservate zurückgegangen. Man hat mir berichtet, auf den Farmen sei es genauso. Gestern habe ich Alibhai zur Erkundung rausgeschickt. *Jede* Arbeit am Glenburnie-Projekt hat aufgehört – ich wußte, es würde dich interessieren. Die meisten Eingeborenen sind in ihre Siedlungen zurückgekehrt. Nur eine Handvoll ist geblieben – Hausboys, Köche, ein paar alte Dienstboten und dergleichen mehr. Ein paar Wazee, die nie irgendwo anders gelebt haben.«

»Also hat's gewirkt. Besser als der Bastard dachte«, murmelte Ndegwa.

»Was meinst du?«

»Nichts. Ich nehme an, auf der Bruce-Farm ist niemand zurückgeblieben, besonders, seit sie diesen – Kungo mit dem Zettel auf einer Eisenspitze aufgespießt fanden, genau wie in alten Zeiten?« fragte Ndegwa rhetorisch in bitterem Ton.

»Ich glaube, es waren ohnehin kaum noch Arbeitskräfte da, nachdem Donald Bruce mit seiner Familie verschwunden war. Die Polizei wird wohl für den Augenblick ein paar Leute rausgeschickt haben. Sicher werden demnächst ein paar Kenia-Polizeireservisten Farmaufpasser spielen, wenn sie's nicht schon tun.«

»Genau wie in den alten Zeiten«, wiederholte Ndegwa noch bitterer.
»Ganz genau wie in den alten Zeiten.«

»Nicht genau«, sagte Mukerjee. »In den alten Zeiten, von denen du sprichst, fingen sie damit an, die Häuptlinge zu ermorden, die mit den weißen Männern zu arbeiten versuchten. Dann fingen sie an, die Siedler und sich gegenseitig umzubringen. Dann brachte jeder jeden um. Dann kamen die Truppen, und es wurde ein Krieg draus. Erinnere dich. Offiziell ist er erst letztes Jahr beendet worden.«

»Das war's, woran ich dachte«, sagte Ndegwa. »Erzähl weiter. Gibt's irgendwelche Anzeichen, daß irgend jemand irgendwas aus Kamaus Tod macht? Die Märtyrer-Tour? Lebende Legende? Irgendwas dieser Art? Oder haben sie noch keine Zeit dazu gehabt?«

»Sie haben wirklich noch keine Zeit gehabt. Ich denke, jeder wartet darauf, in welche Richtung du einschwenkst. Und da wir gleich im Büro sind – in welche *wirst* du einschwenken? Die Gentlemen von der Presse werden schon nach Neuigkeiten lechzen. Zwei oder drei ausländische Korrespondenten sind bereits hier. Gestern vom Kongo rübergekommen. Vermutlich werden mehr auftauchen, wenn Dermotts Prozess erst näher rückt.«

Ndegwa faßte den Türgriff, als der Wagen in der Government Road hielt, deren Läden und Arkaden vom drängenden Getriebe des Handelszentrums Nairobi überquollen.

»Für den Augenblick werd' ich ein paar prachtvolle Plattheiten von mir geben. Ich werd' ihnen erzählen, wo ich gewesen bin, und Einigkeit im Handeln für ein neues und besseres Kenia fordern. Ich bin nicht umsonst Kikuyu und Anwalt zugleich. Ich spreche vorzüglich mit zwei Zungen, sogar auf Englisch. Wirst du dabei sein?«

»Nein. Ich denke, du wirst ohne mich besser zurechtkommen. Ich bin Asiate, vergiß das nicht. Meine Anwesenheit würde die Dinge nur verwirren. Soll ich deinen Wagen herschicken?«

»Ja. Sag diesem Idioten von Chauffeur, er soll gegen Mittag hier sein. Ich nehme an, ich hab' noch immer denselben Chauffeur? Ist denn gar keiner so freundlich gewesen, *ihn* auf irgendeinem Torgitter aufzuspießen?«

»Ich fürchte, nein. Seh' ich dich nach dem Lunch im Büro?«

»Nein. Ich denke, wir halten die Politik aus dem Büro – unserm Büro – heraus. Vielleicht ist auch die Zeit gekommen, sie aus Hotelappartements zu entfernen. Ich könnte mir vorstellen, daß die Direktion nicht unbedingt auf eine Wiederholungsvorstellung unseres unsanft entschlafenen Kollegen scharf ist. *Persona non grata. Non ars gralia artis.* Bestimmt hast du Platz genug in einem deiner Häuser.«

»Ich habe nichts als Platz in den meisten meiner Häuser«, sagte Mukerjee sorgenvoll. »Seit deiner Abreise ist eine wahre Flutwelle von Kapital aus dem Lande geströmt. Mietverträge verfallen, und niemand erneuert. Kredit zu kriegen, wird immer schwieriger. Schön, ruf mich an, wenn du mich brauchst, und ich werd' sofort irgendwas wegen eines neuen Büros für die KeNAP tun – deren, wenn ich so sagen darf, Sahib, unbestrittenes Haupt du bist. Ich gratuliere. Ich werde das Büro im zweiten oder dritten Stock einrichten, damit es von der Opposition nicht so leicht demoliert werden kann.«

»Spar dir den Spott. Das steht einem Inder nicht. Seh'n uns später!«

Ndegwa kletterte aus dem Mercedes und stieg die dunkle Treppe des schmutziggrau verputzten Gebäudes mit seinen untermischten Ausdünstungen von Urin und greifbarer Trostlosigkeit hinauf, die in die meisten von Indern gebauten Gebäude Nairobis tief eingefressen schienen.

Iris war aufgestanden und nun zur öffentlichen Besichtigung gebührend hergerichtet, als Stephen Ndegwa zu seinem lachsfarbenen Haus in Eastleigh zurückkehrte. Sie von neuem zu sehen, war immer wie ein Schock; er erinnerte sich niemals ganz genau, wie hübsch sie eigentlich war, bis er sich mal für ein paar Wochen auf Reisen befand. Heute hatte sie sich mit ihrem Gesicht und ihrem Haar Zeit genommen und trug ein weißes Pikeekleid ohne Schulterträger. Das Haar war kaum wollig – der Frisör hatte es in eine glänzende Welle gequält. Ihre Haut hatte die Farbe von zimtfarbenem Toast, und in ihren Wangen saßen Grübchen, die sie, wie ein paar Leute behaupteten, Lena Home ähnlich machten. Ihre Zähne waren sehr weiß, ihre Lippen nur eine Kleinigkeit zu dick, und ihre Nase war nur eine Kleinigkeit zu flach. Sie hätte sehr gut eine Kubanerin sein können, dachte Stephen Ndegwa, als er sie küßte. Sicher war der Anteil an Negerblut in ihr nicht mehr als ein Viertel, wenn überhaupt.

Stephen Ndegwa schien es seltsam, daß Iris' Gegenwart ihn immer eine Spur nervös machte. Er vermochte sich nicht klar zu werden, warum; völlig weiße Leute brachten es nicht fertig, ihn nervös zu machen. Nur Iris vermittelte ihm ein eigenartiges Gefühl von Zudringlichkeit, von Nicht-Dazugehören. Selbst wenn sie miteinander ins Bett gingen, kam es ihm vor, als sei ihm eine unmöglich scheinende Gunst gewährt worden, was ihn unweigerlich ungeschickt und gelegentlich auch impotent machte. Es gab keine – keine Empfindung wahrer Gemeinschaft mit Iris. Bis zum heutigen Tage wußte er nicht, warum er sie eigentlich geheiratet hatte, abgesehen davon, daß es damals eine gute Sache zu sein schien, und daß sie es offenbar so gewollt hatte. Sie war schließlich nur Sekretärin in einem großen Regierungsbüro gewesen, obgleich ihr Auftreten und ihre ganze Art zuweilen vermuten ließen, daß sie ein Filmstar oder zumindest eine Fernseh-Schauspielerin sei. Er war ihr bei irgendeiner großen Party in London begegnet, und sie hatte sich sofort an ihn gehängt. Er hatte es angenehm gefunden, von einer schlanken, hellhäutigen Frau mit großen braunen Augen und nur einem leisen Verdacht von Wolligkeit in ihrem üppigen, schwarzen Haar, das sie schulterlang trug, angebetet zu werden.

Und es war mehr als angenehm, zu einem honigfarbenen Mädchen mit geradezu erstaunlichen Brüsten und Beinen, die nur eine Winzigkeit zu mager waren, einem Hinterteil, das nur eine Winzigkeit zu ausgeprägt war, reizend zu sein. Er hatte ihr gesagt, daß sie wie eine Somali-Königin aussähe, und sie hatte es damals großartig gefunden.

Mit ihren vollen roten Lippen und ihrem ausgeprägten Hüftenschwenken beim Gehen wirkte Iris mehr als sinnlich. In Wirklichkeit war sie genau das Gegenteil, jedenfalls hatte Stephen Ndegwa diesen Eindruck gewonnen. Sie zeigte sich in ihren ehelichen Pflichten in technischer Hinsicht zwar erfahren genug, aber Stephen Ndegwa wurde das Gefühl nie ganz los, mit einer Frau im Bett zu liegen, die einen neuen, durch brieflichen Unterricht gelernten Tanzschritt übte und sich darin vervollkommen wollte, bevor sie es öffentlich probierte.

Irgendwie schien alles, was Iris tat und sagte, durch häufigen Kinobesuch gelernt worden zu sein, und man erwartete ständig, daß Harry Belafonte die Szene betrat, die Hemdenzipfel über dem nackten Bauch geknotet. Iris war eine Art Parodie auf das Calypso-Girl, das sie um alles in der Welt gerade nicht sein wollte. Ihre a's waren zu breit, wenn sie ›das‹ wie ›dos‹ aussprach, und selbst wenn sie redete, war es so, als ob sie vor einem Spiegel mit dem Mund irgendeines anderen übte. Es hörte sich an, als schösse sie die Worte zwischen den Zähnen hervor, sauber voneinander getrennt wie Samen, die aus einer Wassermelone spritzten.

Ihre Launen variierten von der *femme fatale*, wenn sie geladen war, über das alte, temperamentvolle Lupe Velez-Filmungewitter, wenn sie wütete, bis zum großäugigen kleinen Mädchen, wenn sie niedlich schmollte, und selbst ihr trippelnder, gezielter Zehengang erinnerte dann an Kleinkindergeschwätz. Stephen Ndegwa fand es ziemlich schwierig, mit ihren Launen Schritt zu halten, und womöglich noch schwieriger, länger mit ihr zu reden. Ihre Aufmerksamkeit glitt ab; ihre Gedanken huschten leicht wie Kolibris von einem Gegenstand zum andern.

Heute schien die Frage ihrer Laune noch nicht geklärt. Stephen Ndegwa war nicht geneigt, sich dieser Aufgabe zu unterziehen, bevor er wenigstens

zwei steife Gins intus hatte.

»Du siehst sehr schmuck aus«, sagte er, nachdem er sie geküßt hatte.
»Hast du irgendwas mit deinem Haar gemacht? Hast du mich vermisst?«

»Ich hab's ein bißchen anders legen lassen«, sagte sie. »So sollen sie's jetzt in London tragen. Oder wenigstens, was sie tragen, nachdem sie's bei den Franzosen abgeguckt haben. Es ist nicht besonders geglückt, weil die Frisösen hier alle dumme Puten sind. 'Sie scheinen sich einzubilden, einem wer weiß was für eine Gunst zu erweisen, wenn sie einem im Haar herumpfuschen. Ich hab' diesem Mädchen gesagt, ich hab' ihr gesagt –«

»Magst du einen Drink?« fragte Stephen Ndegwa. »Ich brauch' einen. Ich hab' zwei harte Flüge hinter mir.«

»Vielleicht einen ganz winzigen«, sagte sie. »Aber nicht viel Gin. Nur einen ganz kleinen. Gin geht mir auf die Galle.«

Stephen Ndegwa sah in den Eiskübel und fand kein Eis. Er goß ungefähr vier Finger Gin in sein Glas und kaum genug, daß es den Boden bedeckte, in ihrs. Gin ging Iris nicht auf die Galle; eher war er imstande, sie betrunken zu machen.

»Setz dich dort drüben hin, so daß ich dich ansehen kann«, sagte er. »Du siehst wirklich sehr schmuck aus.«

»Das hast du schon mal gesagt«, sagte sie und schwebte mit ihrem vampigen Schwenken ins andere Zimmer. Ndegwa stellte beiläufig fest, daß sich die Umrisse eines Bindengürtels unter dem straff gespannten Pikeerock abzeichneten. Gut, dachte er. Wenigstens bin ich *dieser* Geschichte für ein paar Tage enthoben. Es ist leichter, wenn ich erst mal ein paar Tage dagewesen bin. Sie hat es gern, sich an den Gedanken erst ein bißchen zu gewöhnen.

»So, hab' ich?« Er lächelte. »Dann hab' ich's nur gesagt, weil ich's auch meinte. Was hast du so gemacht, als ich weg war?«

»Das Übliche«, sagte sie giftig, kreuzte ihre Beine und zupfte erfolglos an ihrem kurzen, engen Rock. »Nichts. In Nairobi gibt's nichts Vernünftiges anzufangen. Es ist schlimm genug, wenn du hier bist. Wenn du weg bist, ist

es ganz unmöglich. Ohne dich bleib' ich nicht mehr hier, Stephen. Ich bleib' einfach nicht.«

»Du weißt, es ist so gut wie ausgeschlossen, dich mitzunehmen, wenn ich auf solchen Spritztouren wie der letzten bin«, sagte er. »Eine Stadt nach der andern, ein Hotel nach dem andern, eine Verabredung nach der andern. Keine Zeit für mich selbst. Und außerdem geht's sehr ins Geld.«

»Das ist alles kein Grund, warum ich nicht mitkommen kann, es sei denn, du schämtest dich mit mir. Es sei denn, du hättest Angst, ich verdürbe dir alles. Wahrscheinlich triffst du alle möglichen hübschen Frauen bei dem, was du tust, was immer es ist.« Das letzte mit einem naserümpfenden Schnüffeln.

»Sehr wenig. Sehr, sehr wenig.« Stephen Ndegwa grinste ihr zu. »Die meisten sind die Art Frauen, die man in Komitees trifft. Bemüht ernsthaft und in schlechte Korsetts verpackt. Quellende Massen, Fettpolster und Knochen. Sehr intensive Frauen mit Reformschuhen und lauten, durchdringenden Stimmen.«

»Triffst du manchmal auch irgendwelche – irgendwelche *farbigen* Mädchen –, oder sind es immer nur *weiße*?« Die Wörter *farbig* und *weiß* kamen ihr nur mit Anstrengung über die Lippen.

»Fast nur weiße. Politische Damen und dergleichen. Sehr selten interessant. Alle sind unverdrossen drauf aus, soviel wie möglich über Afrikaner zu erfahren. Es fehlt nicht viel, daß sie an einem herumscheuern, um festzustellen, ob die Farbe echt ist. Es scheint sie ziemlich zu überraschen, daß man überhaupt englisch spricht. Manchmal möchte ich knurren und *Buuu!* brüllen.« Er lachte kurz und ohne viel Freude auf und sah, daß es auch seine Frau nicht amüsierte.

Er trank einen Schluck und sagte dann:

»Ich hab' dir was aus Amerika mitgebracht.«

Ihre Augen leuchteten auf, und Vorfreude milderte ein wenig die Verdrossenheit um ihren Mund.

»Oh, was?«

»Ich werd's dir aus dem Gepäck holen, sobald ich auspacke. Nicht sehr viel. Eine Handtasche. Ein bißchen Parfüm. Einen Twinset. Nicht sehr viel, fürchte ich. Ich weiß nie, was ich für dich kaufen soll. Was du gern hättest, meine ich. Es ist sehr schwierig. Ich scheine niemals Zeit genug dafür zu haben.«

»Oh!« Iris schien enttäuscht. Sie zeigte kein Verlangen, sich die Geschenke näher anzusehen. »Wahrscheinlich hast du recht. Hier gibt's ohnehin keinen Ort, wo man hingehen und irgendwas Besonderes tragen könnte, selbst wenn du mir einen Nerzmantel mitgebracht hättest.«

Stephen Ndegwa seufzte. Es war wieder mal schwierig, wie immer.

»Was hast du so gemacht?« fragte er wieder.

»Ich hab' dir's ja schon gesagt: nichts. Ich hab' ein bißchen gelesen und bin ins Kino gegangen, wenn's irgendwas Sehenswertes gab. Ich hab' Radio gehört und Platten gespielt und Kreuzworträtsel gelöst. Sonst gibt's nichts zu tun. Ich bin im Tierpark gewesen«, fügte sie gehässig hinzu.

»Was ist mit diesem neuen Hausboy?« Stephen Ndegwa versuchte es in anderer Richtung. »Wann ist er gekommen?«

»Letzte Woche. Der andere war unmöglich. Einer von diesen Uhuru-Kerlen. Die halbe Nacht bei Versammlungen, und am nächsten Tag Totalausfall bei der Arbeit. Ich glaube auch, er stahl. Ich weiß, daß er frech war. Er nannte mich Memsaab, als ob er mich auslachen wollte. Ich hasse diese Leute, alle. Dumme, dreckige, ungebildete –«

»Nigger?« fragte Ndegwa sanft. Er konnte der Versuchung nicht widerstehen.

»Ja, verdammt, Nigger! Ungeschickte, gemeine, diebische Nigger! Ich hasse sie, Stephen! Ich hasse sie alle! Ich hasse die Art, wie sie einen nie ansehen – sie sehen durch einen durch und um einen herum und überall hin, nur dich sehen sie nicht an. Man weiß nie, was sie denken, aber man merkt ständig, daß sie einen auslachen, weil – weil man tut, als sei man weiß!«

»Tja, Süße, du hast nun mal einen winzigen Stich Teer mitgekriegt«, sagte Ndegwa. »Ich selbst bin auch eine Kleinigkeit dunkler als ein Durchschnitts-Italiener ...«

»Du weißt, was ich meine!« Ndegwa konnte nun das Weiß sehen, das sich über ihren Augen zeigte. »Mir ist es einerlei, was für eine Farbe ich habe – ich bin keine Afrikanerin! Ich bin Engländerin! Und weil ich englisch bin, schnappe ich noch über vor Angst! Ich geh' niemals irgendwohin, weil ich Angst habe, irgendwohin zu gehen. Ich fürchte mich vor diesem neuen Boy. Ich hab' Angst, daß mir die Kehle durchgeschnitten wird, wie's der Hausboy neulich mit dieser indischen Frau gemacht hat. Wie kürzlich die arme weiße Frau!«

Und so sind wir wieder mal dabei, dachte Stephen Ndegwa. Wir kommen jetzt wieder zum grundsätzlichen Thema. Dieser Tag setzt sich aus grundsätzlichen Themen zusammen, ich seh's schon. Er stand auf und ging zur Bar hinüber.

»Ich denke, ich brauche noch einen winzigen Schluck vorm Lunch«, sagte er, den Rücken ihr zugewandt, während er sich dieselben handfesten vier Finger einschenkte. »Wie steht's mit dir?«

»Ich will nichts mehr«, fuhr sie an. »Immer, wenn ich irgendwas sage, was du nicht hören willst, gehst du weg oder drehst mir den Rücken zu oder sprichst von was anderem. Ich will, daß du mir zuhörst, Stephen: Ich habe Angst. Ich mein's ernst – ich denke immer, irgend jemand wird mich umbringen, wenn ich bleibe. Wenn auch nur deswegen, weil ich mit dir verheiratet bin. Denke nicht, ich höre nicht, was sie sagen. Ich verstehe genug Kisuaheli.«

Das Glas in der Hand, wandte sich Ndegwa ihr zu. Wahrhaftig, sie war total aus dem Häuschen. Sie zitterte, und ihr Fuß zuckte nervös vor und zurück, schwang wie ein an ihren übereinandergelegten Knien aufgehängtes Pendel. Das war ein sicheres Zeichen, daß sie total aus der Fassung geraten war.

»Was hast du sie in Kisuaheli sagen hören?«

»Sie lachen. Sie sagen, da geht eine braune Bibi, die sich einbildet, eine Memsaab zu sein. Sie sagen, ich sähe wie ein saftiges Stück – wie ein saftiger Happen aus.« Sie hatten das Wort Nyama gebraucht, das sowohl ›Fleisch‹ wie ›Wild‹ bedeutete. »Sie sagen, eines Tages werden sie davon

probieren, und sie meinen mich damit. Und was noch schlimmer ist: manche sagen, da geht die Frau von Stephen Ndegwa, der sich einbildet, weiß zu sein, und sich eine halbweiße Frau mitgebracht hat, um zu beweisen, daß er weiß ist.«

»Liebling«, murmelte Ndegwa. »Wie roh von ihnen. Sonst noch was?«

»Lach mich nicht aus, Stephen.« Iris war jetzt den Tränen nahe. »Ich mein's ganz ernst. Ich glaube, es wird hier böse Unruhen geben. Ich möchte nach London zurück. Ich gehör' nicht hierher. Ich bin keine Afrikanerin, und ich bin nicht weiß, und ich hab' niemand, an den ich mich wenden kann, keinen Platz, zu dem ich flüchten, keinen Platz, wo ich mich verkriechen könnte!«

O Gott, dachte Ndegwa, jetzt wird sie noch heulen. Er stemmte sich mit einem Grunzen aus seinem Sessel und ging zum Sessel seiner Frau hinüber. Er setzte sich auf die Armlehne und tätschelte ihre Schulter.

»Bitte, heul nicht«, sagte er. »Niemand wird dir was tun. Niemand wird mir was tun. Wir leben hier nur eben in ziemlich sonderbaren Zeiten. Nach den Wahlen wird alles bestens sein. Ich bin für den Gesetzgebenden Rat aufgestellt. Bald werden wir die Unabhängigkeit haben, und mit ein bißchen Glück werd' ich obenan in der Regierung sitzen.« Jedes Mittel ist recht, dachte er. Wirf dem Hund einen Knochen hin. »Wär' nicht unmöglich, daß ich Ministerpräsident werde.«

Nun öffnete sie den Mund und heulte.

»Trotzdem werden wir niemand kennen, und trotzdem werd' ich nichts zu tun haben«, jammerte sie mit zuckenden Schultern. »Ich kann keine afrikanische Frau in einer Shuka sein wie diese armen, stummen Geschöpfe, mit denen – sogar du –«, sie loderte plötzlich auf, »– sogar du verheiratet bist! Die einzigen weißen Frauen, die ich treffe, sind Frauen von Politikern, die hochnäsiger auf mich runtersehen, die mir die Hand drücken und hinterher die Handschuhe sofort zum Waschen geben! Die indischen Frauen sind noch schlimmer – sie sind niemand! Sie sind bloß irgendwas, das in einem Sari spazieren geht. Ich hab' genug davon in Jamaika gesehen!«

Ndegwa zog das Taschentuch aus seiner Brusttasche und hielt es an ihre Nase.

»Putz dir die Nase«, sagte er. »Du wirst dich im Augenblick besser fühlen. Warte, ich hol dir noch ein winziges Schlückchen. Wird dir mächtig gut tun. Und ich sag' dir, was wir tun werden. Zur Hölle mit dem Lunch hier. Wisch deine Augen trocken, tupf dir ein bißchen Puder auf die Nase, und wir flitzen zum *Stanley* rüber und lunchen im Grill. Wie gefällt dir das?«

Sie schnäuzte sich, schnüffelte und schnäuzte sich wieder. Dann schüttelte sie den Kopf.

»Ich möchte nicht im *Stanley* lunchen«, sagte sie. »Ich möchte nicht angestarrt werden. Und wenn du's wissen willst: ich hab' Angst, mit dir auszugehen. Ich möchte nicht, daß man auf mich schießt, und ich möchte nicht, daß man mir die Kehle durchschneidet. Ich möchte nach Hause, nach London. Ich will wieder in Europa leben, wo die Leute zivilisiert sind – wo's Leute gibt, mit denen man sprechen, und Dinge, die man *tun* kann!«

Die beiden letzten Worte waren ein lang gezogener Jammerton.

Stephen Ndegwa tätschelte sie wieder.

»Komm, trink einen Schluck«, sagte er. »Vielleicht hast du nur ein bißchen Mädchenkummer oder so was, und alles wird erfreulicher aussehen, wenn –«

Iris hob den Kopf und starrte ihn an.

»Ich *hab'* das, was du ein ›bißchen Mädchenkummer‹ nennst, du großer, gütiger Mann!« Sie weinte nicht mehr; sie war geräuschvoll zornig. »Ich hab' meine Geschichte, und es ist außer der Reihe, und es ist immer außer der Reihe, und ich möchte dir noch was anderes erzählen, Stephen Ndegwa: es gibt auch keine andere weiße Frau mehr in diesem gottverdammten Land, die während der letzten sechs Monate regelmäßig ihre Periode gehabt hat! Was hältst du davon?«

Stephen Ndegwa schüttelte den Kopf.

»Ich hab' nicht den leisesten Schimmer«, sagte er. »Wie erfahrt ihr Frauen bloß solche Dinge übereinander? Ich kann mir kaum denken, daß –« Er unterbrach sich. Fast hätte er gesagt: Ich kann mir kaum denken, daß die

weißen Ladies mit ihren persönlichen weiblichen Problemen zu dir gerannt kommen und war recht froh, daß er den Rest des Satzes verschluckt hatte.

»Ich weiß, was du denkst«, sagte seine Frau mit geröteten Augen. »In den Schönheitssalons gibt's keine Rassentrennung. Frauen unter der Trockenhaube sind auf der ganzen Welt gleich. Ich spreche ja Englisch, selbst wenn ich braun und mit einem schwarzen Mann verheiratet bin! Sie reden; Frauen reden immer – und ich hasse sie deswegen, weil sie vor mir genauso reden, als ob ich nicht da wäre, als ob ich – sie reden, als ob ich ein schwarzer Diensthote ohne Ohren und ohne Gefühle wäre! Ich hasse sie, ich hasse sie, ich hasse sie!«

»Wenn du nur ein paar Freundinnen hättest –«, begann Ndegwa täppisch, aber seine Frau schnitt ihm das Wort ab.

»Und diese Seychellen-Mischlinge hasse ich noch mehr, weil sie mich für ihresgleichen halten, nur weil wir die gleiche Hautfarbe haben. Und die arabischen Frauen hassen mich mit ihren Augen über den Haiks, und die schwarzen Frauen starren einen an, als wollten sie dich in Stücke reißen, und die indischen Frauen ziehen die Saris über ihre Gesichter, wenn man vorbeikommt, und selbst diese billigen, kleinen Nutten, die hier antanzen, um bei den Frisören und in den Modegeschäften zu arbeiten, sehen dich an, als ob sie dich anspucken und sagen möchten: ›Was bildet sich dieses Niggerweib ein, hier reinzukommen?««

Iris brach wieder in Tränen aus.

Stephen Ndegwa wußte nicht, was er tun sollte. Er stand auf, ging zum Fenster hinüber und starrte steinern auf den Flammenbaum. Armes Mädel, dachte er. Vermutlich *ist* sie in dieser schäbigen Zitadelle noch schäbigerer Nachäfferei wirklich verloren.

»Was möchtest du wirklich tun? Und hör jetzt endlich auf zu heulen. Du kriegst nur ein verquollenes Gesicht und rote Augen«, sagte er scharf, während er sich ihr wieder zuwandte.

»Ich möchte wenigstens für einen langen Urlaub nach London gehen«, sagte sie, ihn mit erhobenem Kinn anstarrend. »Ich möchte wieder zum

Kontinent oder auch zurück nach Jamaika. Ich möchte nicht mehr länger hier leben.«

»Aber – wir sind verheiratet«, sagte Stephen Ndegwa lahm. »Mein Heim und meine Arbeit sind hier. Wir sind verheiratet, weißt du? Vor einem richtigen Pfarrer.«

»Das ist mir einerlei«, sagte Iris. »Du machst dir nichts mehr aus mir. Du – du hast mich nur geheiratet, weil ich helle Haut habe und – und hübsch bin. Du hast mich geheiratet, als wär' ich eine weiße Frau – nicht, weil ich ein Mädchen war, das du gern hattest. Du bist wie alle die schwarzen Männer überall – du willst keine Frau, die so dunkel ist wie du. Ihr alle wollt weiße Frauen heiraten, und wenn ihr's nicht könnt, heiratet ihr die Nächstbeste. Ich will nicht die Nächstbeste nach einer weißen Frau sein, Stephen.«

»Oh, welche Freuden des einfachen, unzivilisierten Lebens«, murmelte Stephen Ndegwa. »Der Mann Herr über seine unvernünftigen Weiber! Hör zu jetzt. Du meinst in Wirklichkeit gar nicht Urlaub. In Wirklichkeit willst du mich für immer verlassen.«

»Ich liebe dich sehr, Stephen«, sagte Iris, »aber ich glaube, du machst dir weder aus mir noch aus anderen Frauen viel. Und ich liebe dich nicht genug, um in diesem Land hier zu leben, wo ich – ich bin kein gewöhnlicher Nigger, und es gibt ja gar keine wirklichen farbigen Leute hier, und die Weißen wollen mich nicht haben, ausgenommen, wenn sie's der Politik wegen müssen. Ich bin ein Nichts in diesem Land, und jetzt hab' ich Angst vor ihm. Vielleicht bin ich auch in London nichts, aber in London falle ich nicht auf, und wenigstens brauch' ich mich nicht zu fürchten. Ich möchte fort, Stephen – sobald ich kann. Ich möchte fort, bevor mich jemand umbringt, nur weil ich ein Nichts in diesem Land bin.«

»Auf gut Glück«, sagte Ndegwa. »In Ordnung. Du hast etwas Geld auf deinem Konto, wie ich weiß. Ich werde dir tausend Pfund geben. Das sollte dich zurück nach London oder sogar nach Jamaika bringen und dir für wenigstens sechs Monate den Lebensunterhalt sichern. Wenn du mehr brauchst, schreib. Vielleicht kann ich einen kleinen Zuschuss aufbringen.

Aber bitte denk daran, Iris, *du* bist es, die *mich* verläßt. Du kannst keinen Anspruch auf großartige Unterhaltszahlungen an mich stellen, falls irgend jemand meinen Namen hört und dir einen Floh ins Ohr setzt. Du hast keine juristische Grundlage für eine Klage. Denk daran.«

»Ich werde dran denken. Und denk auch du an dos, was ich dir sage. Es ist hochanständig von dir, mir Geld zu geben, aber ich würde schwimmen, ich würde zu Fuß gehen, ich würde alles tun, um aus diesem Land voll schwarzer Affen und armem, weißem Pack, das sich für Bwanas hält, rauszukommen! Ich hasse schon das Wort Bwana! Ich danke dir für das Geld, Stephen. Es tut mir leid, daß ich dir keine bessere Frau gewesen bin, aber es ist unmöglich, in Kenia einem schwarzen Mann eine gute Frau zu sein, wenn man sich nicht den Kopf rasiert und hinter dem Ehemann hergeht!«

»Es ist sehr gut möglich, daß du recht hast«, sagte Stephen Ndegwa, als der Hausboy, dessen Namen Ndegwa nicht kannte und auf dessen Kenntnis er auch keinen besonderen Wert legte, leise auf bloßen Füßen ins Zimmer trat. Er trug statt des groben blauen Arbeitskanzu ein sauberes weißes Gewand.

»Chakula tayari, Bwana«, sagte er.

»Lunch ist fertig, Stephen«, sagte seine Frau.

»Ich spreche Kisuaheli«, erwiderte Stephen Ndegwa. »Und mir ist nicht besonders nach Lunch zumute. Lunch ist in jedem Fall eine Mahlzeit des weißen Mannes. Wir Afrikaner essen nur zur Nacht. Ich denke, ich werde zu meiner Shamba rausfahren und sehen, wie's den Schwarzen geht. Vielleicht wird sich eine meiner Frauen bereitfinden, mir abends ein paar Yams und ein bißchen Posho zu geben. Wann fährst du?«

»Sobald ich gepackt und die Flugkarte habe«, sagte Iris. »Vielleicht morgen, wenn's ein Flugzeug gibt.«

»Es gibt immer Flugzeuge«, sagte Stephen Ndegwa schwerfällig. »Manchmal denke ich, es ist ein Jammer.«

Er berührte die Fingerspitzen mit seinen Lippen.

»Ta«, sagte er und ging durch die Tür. Der Chauffeur schlief im Rücksitz des großen weißen Mercedes.

»Amka. Wach auf, Nugu«, sagte er und langte durchs Fenster, um den Mann an der Schulter zu rütteln. »Fahr mich ins Reservat raus.«

85

Mit gesenktem Kopf den langen Hang zu seiner kleinen Shamba im Reservat hinaufsteigend, grübelte Stephen Ndegwa über Iris' Absicht nach und kam zu dem Schluß, daß er Anlass zur Erleichterung habe. Ganz gleich, wie sich die Dinge in Zukunft entwickelten – Iris hätte niemals ins Bild gepaßt. Auf eine Art war sie in die gleiche Kategorie geraten wie die weiße Schullehrerin, die Jomo Kenyatta in seinen frühen Tagen in London geheiratet hatte – geeignet für den Augenblick und dessen Zielsetzung, aber nutzlos als Gefährtin im Leben eines seiner Sache ganz hingeebenen afrikanischen Politikers. Er grübelte spöttisch darüber nach, daß es ganz in der Ordnung für einen Afrikaner schien, in einem weißen Land weiß zu heiraten, daß aber nur wenige afrikanische Politiker es bisher gewagt hatten, in ihrem eigenen Land auch nur Beinah-Weiße zu heiraten – jedenfalls nicht, wenn sie ihren Einfluß auf ihr ruheloses Volk behalten wollten. Fahr wohl, meine hellbraune Liebe, sagte Stephen Ndegwa, als er das Gatter in der Kandelaberwolfsmilch-Boma öffnete, die die Hütten seiner Kikuyufrauen umschloß.

Diesmal waren beide zu Hause, plaudernd im Schatten des großen Feigenbaums, und ihr Anblick besänftigte Stephen Ndegwa. Dies war das Kenia, das er immer am meisten lieben würde, trotz der Kleidung des weißen Mannes, die er trug, trotz seines großen Wagens. Das war das Kenia, wie Gott es geschaffen hatte und vermutlich auch erhalten wollte. Dies war das wahre Kenia des schwarzen Mannes.

Mumbi, die ältere Frau, predigte über irgendeinen Gegenstand mit solcher Eindringlichkeit, daß die riesigen, durchbohrten Ohrläppchen heftig schwankten, während sie sprach. Die Jüngere, Rundlichere, Hübschere, Wanjiro, nickte zustimmend. Ein paar Konservenbüchsen, in denen Ndegwa Bier vermutete, standen neben ihnen, und nun unterbrach Mumbi auch schon ihre Tiraden, um einen tiefen Schluck aus einer der Büchsen zu nehmen. Es war wirklich Bier: Reste des dicken, mehlsuppenartigen Pombe hafteten an ihren Lippen. Beide Frauen hockten auf ihren Fersen. Sie trugen Shukas, und da es heiß war, hatten sie ihnen erlaubt, sich von ihren Verknüpfungen zu lösen, und beide waren bis zur Taille ohne jede Schani nackt. Wanjiro hielt einen aus einem Wildebeestschwanz gefertigten, mit einem geschnitzten hölzernen Griff versehenen Fliegenwedel, mit dem sie mechanisch nach den Fliegen schlug, die, vom Bier angezogen, um sie herumsummten.

Der Boden des Hofraums, in dem die beiden Hütten seiner Frauen standen – die eine altmodisch bienenkorbformig, die andere rechteckig mit Blechdach – sowie der Speicher und die Thingira oder Junggesellenhütte, war von Gras befreit und sauber geharkt. Ein paar stummelschwanzwedelnde gefleckte Ziegen rupften am Dunghaufen hinter den Wohngebäuden. Ein paar andere schlummerten mit eingeknickten Beinen im Schatten, in friedlicher Gemeinschaft mit den beiden großohrigen gelben Pie-Hunden, eine feine Promenadenmischung. Die Bananenpflanzung schien gesund – die breiten Blätter glänzten tief grün, und die Fruchtbüschel hingen dick und waren gut entwickelt. Er stellte beifällig fest, daß eine der Frauen die Stämme gut abgestützt hatte, so daß die Last der Früchte die saftigen Stauden nicht knicken würde.

An beiden Hütten war Feuerholz sauber aufgestapelt, was lobenswerte Vorsorge bewies. Dünnes graues Rauchgekräusel stieg von den außerhalb der Hütte aufgestellten drei Kochsteinen auf. Vögel riefen träge in den Bäumen, und die Berge breiteten sich blau und tröstend in der Ferne. Es war ein gutes Bild – der rechte Anblick für trübe Städteraugen, dachte er. Er hob die Päckchen in seinen Armen und rief:

»Hodi!«

»Hituka«, antwortete die ältere Frau, schien jedoch nach Weiberart ein wenig verstimmt, als hätte er eine äußerst interessante Unterhaltung gestört, für die auch nur einen bescheidenen Ausgleich zu schaffen er durch eigene pfuscherhafte Konversationsbemühungen nie imstande sein würde.

Bei seiner Annäherung ordneten beide Frauen flink die Shukas, ihre nackten Oberkörper bedeckend. Er hockte sich neben sie auf die Fersen. Einer der Hunde richtete sich auf und kam faul herüber, um an ihm zu schnuppern. Sein dicker gelber Schweif bog sich in so übertriebener Weise zurück, daß die Spitze fast seine Schultern berührte. Von einer Parade von Kücken gefolgt, marschierte eine Henne betulich um die Ecke einer Hütte, stieß jedoch ein erschrockenes Gackern aus und gluckste zornig mit ihrer Brut davon, als sie den Fremdling gewahrte. Stephen Ndegwa überreichte jeder der Frauen ein Päckchen.

»Ich bin wieder weit jenseits des Meeres gewesen«, sagte er. »In dem eisernen Ndege. Hier sind ein paar kleine Dinge, die ich euch als Geschenke mitgebracht habe.«

Die Gesichter beider Frauen zeigten keine Bewegung.

»E-e!«, sagten sie. Sie schoben die Päckchen beiseite, ohne Neugier zu verraten.

»Ich hab' nur wenig Zeit«, sagte er. »Aber ich wollte sehen, ob es euch gut geht. Geht es euch gut? Wie geht's deinen Kindern, Wanjiro?« fragte er seine jüngere Frau.

»Es geht ihnen gut. Sie sind in der Schule. Es sind gute Kinder.«

»Sie sind immer in der Schule, wenn ich komme«, sagte Stephen Ndegwa. »Die Schule scheint alle Stunden des Tages in Anspruch zu nehmen.«

»Wenn sie nicht in der Schule sind, sind sie bei den Schafen«, sagte Mumbi, die ältere Frau. »Wanjiros Kinder sind sehr gute Kinder.«

Stephen Ndegwa brachte Zigaretten zum Vorschein und reichte jeder Frau eine. Dann gab er sich und ihnen Feuer, und sie pafften einen Augenblick lang schweigend.

»Ich wußte nicht, was ich für euch in den Städten jenseits des Meeres kaufen sollte. So kaufte ich Halsbänder und jeder ein Armband und ein paar Längen echtes Amerikano, von den Wamerikani selbst hergestellt und in einer großen Duka in einer Stadt namens Nuyorki verkauft.«

»Ist Nuyorki so groß wie Nanyuki? Die Namen klingen ganz ähnlich.«

»Es ist ein bißchen größer«, sagte Ndegwa ernst. »Ein bißchen belebter vielleicht. Auf alle Fälle könnt ihr die Geschenke in den Dukas hier umtauschen, wenn sie euch nicht gefallen. Ich bin überzeugt, sie werden sie mit Vergnügen umtauschen.«

»E-e«, sagten beide Frauen.

»Es ist lange her, fast zwei Monde, seitdem du auf Safari nach Nuyorki gegangen bist«, bemerkte die ältere Frau. »Gibt es Frauen in diesem Nuyorki?«

»Viele«, erwiderte Stephen Ndegwa, in sich hineinlachend. »Aber sie haben eigene Männer, und sie sind fast alle Wazungu.«

»Dann bist du lange Zeit ohne eine Frau gewesen«, sagte die ältere Frau. »Es ist nicht gut, so lange ohne eine Frau zu sein. Wanjiro, geh in deine Hütte und bereite dich vor, während ich eine Ziege schlachte, um die Shamba für den Herrn nach seiner langen Reise zu reinigen. Oder vielleicht –«, die ältere Frau sah Ndegwa an, und er argwöhnte in ihrem Blick so etwas wie ein Zwinkern, »– vielleicht bringen sie in Nuyorki keine Opfer bei der Rückkehr, bevor der Mann sich zu seiner Frau legt?«

»Oh, doch, doch«, sagte Ndegwa. »Sie bringen Opfer, bestimmt. Opfer anderer Art, natürlich. Aber schlachte jetzt keine Ziege, Mumbi. Ich habe auch keine Zeit, mit Wanjiro in die Hütte zu gehen; ich muß bald wieder los. Ich bin nur gekommen, um mich zu überzeugen, daß es euch gut geht und daß ihr alles habt, was ihr braucht.«

»Hast du Zeit für einen Trunk Pombe?« fragte ihn Mumbi.

»Danke, ja.«

»Geh ins Haus und bring einen Kürbis voll Pombe, Wanjiro«, sagte die Ältere scharf zu der jüngeren Frau. »Beeil dich!«

»Sie ist ein gutes Mädchen, aber man muß ihr immerfort alles sagen«, erklärte Mumbi. »Diese jüngeren Frauen sind nicht so gut erzogen wie die Frauen meines Beschneidungsalters. Aber sie sind immer noch besser als die viel Jüngeren, die in die Städte gehen, um zu arbeiten und Huren zu spielen. Wirst du dir eines Tages eine neue Frau nehmen?«

»Gott behüte«, sagte Stephen Ndegwa auf Englisch. »A-a! Nein!« sagte er auf Kikuyu.

»Wir müssen bald an die Beschneidung von Wanjiros Sohn und Tochter denken«, sagte Mumbi gerade, als Wanjiro mit einer bis zum Rand gefüllten Büchse Bier rückwärts aus der Hütte trat. »Sie werden Unterweisung brauchen. Zwei Jahre Unterweisung. Wer wird dafür sorgen? In den Schulen reden sie viel dagegen. Das ist schlecht. Es ist nicht gut für ein Mädchen, unbeschnitten zu sein, nachdem sie Frau geworden ist. Kein anständiger Mann würde sie kaufen.«

»Wir werden ein andermal drüber sprechen, wenn ich mehr darüber nachgedacht habe«, sagte er, die Büchse von seiner zweiten Frau entgegennehmend. Er trank in tiefen Zügen. »Das ist sehr gutes Bier«, sagte er höflich. »Danke.«

»Wanjiro hat es gemacht«, sagte Mumbi. »Sie war dran, es zu machen. Wir wechseln uns dabei ab.«

»E-e!« sagte Stephen Ndegwa, und gleich darauf:

»Worüber reden sie auf dem Markt? Was sagen sie in den Dukas? Ich bin fort gewesen. Ich weiß nicht viel von dem, was hier in Kenia geschieht.«

Wanjiro warf Mumbi einen schnellen Blick zu. Die ältere Frau nickte.

»Sie sagen, daß du nun König von Kenia bist, da Kamau tot ist.« Wanjiro kicherte. »Die anderen Frauen sind sehr neidisch auf uns. Sie sagen, daß alle Ziegen, alles Vieh und alles Land in Kenia bald dir gehören wird.«

Ndegwas Augenbrauen kletterten aufwärts.

»So, sagen Sie das? Und was sagen sie sonst noch?«

»Sie sagen, daß du sehr schlau bist. Sie sagen, ein Mann müßte schon sehr gewitzt sein, so lange und so gut das Spiel des weißen Mannes zu spielen, daß der weiße Mann schließlich deinen Rivalen für dich tötet, während du

unverdächtig auf Safari in dem eisernen Ndege bist. Die Polizei kann dir nichts anhaben, sagen sie.«

Verdammt seien meine blutunterlaufenen Augen, dachte Stephen Ndegwa. Was für ein gerissener Kerl ich doch bin!

Er hob die Schultern. »E-e!« sagte er. Dann: »Sagen sie noch mehr?«

»Ja«, sagte Wanjiro, »viel mehr. Sie sagen, daß es diesmal einen großen Krieg zwischen den weißen und den schwarzen Watu geben wird. Wenn der weiße Mann hängt, den du dir genommen hast, um Kamau zu töten, werden die andern weißen Männer den Krieg beginnen. Wenn er nicht hängt, wirst du den schwarzen Männern befehlen, den Krieg zu beginnen. Sie sagen, daß er nicht hängen wird, und wenn es über das Radio angekündigt wird, daß er nicht hängen muß, werden alle schwarzen Männer Pangas und Simis nehmen und den weißen Mann niederschlagen, wie es hatte sein sollen, als der Mau Mau durch ein Versehen fehlschlug. Diesmal, sagen sie, wirst du bestimmt keinen Fehler machen.«

»Und sie sagen, daß es damals, als der Bwana Peter Poole gehängt wurde, nur deshalb keinen Krieg gab, weil du es nicht wolltest. Du wolltest damals keinen Krieg vergeuden – du wolltest warten, bis Kamau für dich getötet wurde, so daß niemand dir den Rang des Königs streitig machen kann, wenn der Kampf vorüber ist.« Es war Mumbi, die sich mit dem, was sie wußte, einmischte.

»Und das ist noch nicht alles.« Nun war's wieder Wanjiro. »Sie sagen, daß du Jomo Kenyatta und Mboya und Gichuru und alle andern loswerden willst. Manche sagen sogar, daß du die weißen Männer dazu bringst, es für dich zu tun, wie du den weißen Mann benutzt hast, um Kamau zu beseitigen. Die weißen Männer werden es für dich tun, und du wirst sie freigebig mit Frauen und Vieh und Land belohnen. Sie sagen, das sei schlecht, denn wenn weiße Männer belohnt werden und im Lande bleiben, wird's nicht lange dauern, bis sie *dich* getötet haben, und dann wird ihnen wieder ganz Kenia gehören. Sie sagen, der weiße Mann benutze dich als Werkzeug, statt daß du den weißen Mann als Werkzeug benutzt.«

»Aber natürlich gibt es viele verschiedene Meinungen«, sagte Mumbi. »Es gibt so viele Meinungen, wie es verschiedene Farben in einer Ziegenherde gibt, aber all die Farben machen die gleichen meckernden Geräusche.«

»Ich hätte gern noch einen Schluck Bier«, sagte Stephen Ndegwa und hielt seine Konservenbüchse hin. Wanjiro nahm sie und ging wieder in ihr Haus. Mumbi fuhr fort zu sprechen:

»Und es gibt ein paar, die sagen, Kamau sei überhaupt nicht tot. Alles, was passiert ist, sei nur ein schlauer Trick.«

»Was für ein schlauer Trick?«

»Ich weiß nicht. Das sagten sie nicht. Aber wenn er so tut, als sei er tot und in Wirklichkeit nicht tot ist, muß es doch ein schlauer Trick sein, nicht wahr? Was hätte es sonst für einen Sinn, so zu tun, als sei man tot?«

Stephen Ndegwa schüttelte verdutzt den Kopf.

»Nehmen wir an, er ist wirklich tot.«

»Dann wär's kein schlauer Trick«, antwortete Mumbi. »Was ist schlau dabei, so zu tun, als sei man tot, wenn man wirklich tot ist?«

Lassen wir das, sagte sich Stephen Ndegwa. Die unwiderlegliche Logik der Frauen. Er nahm das Bier, das Wanjiro ihm brachte.

»Sind sie überhaupt in irgendeinem Punkt einer Meinung, wenn sie auf dem Markt reden?« fragte er nach einer Weile.

Mumbi sah ihre Kollegin an. Dann nickten beide.

»E-e!« sagte Mumbi. »Alle sind der Meinung, daß Kenia Uhuru nicht bekommen wird, bevor nicht alle weißen Männer getötet oder fortgejagt worden sind. Sie meinen, daß der weiße Mann verschlagener ist und den schwarzen Mann betrügen wird, wie er den schwarzen Mann immer betrogen hat, wenn's um den Verstand ging. Alle stimmen in diesem Punkt überein.«

»Sie warten nur drauf, daß ihnen gesagt wird, wann sie den Krieg anfangen sollen, sagen sie«, fügte Wanjiro hinzu. Und als nachträglichen Einfall: »Wann und in wessen Namen ... Als sie es das letzte Mal versuchten, taten sie es im Namen des Beschneidungsjahres von Jomo Kenyatta - *Kahyo*, ›das große Messer‹, die Panga. Sie sagen, der nächste

Name wird *Matnbo leo* sein – ›das Jahr des Beginns moderner Bräuche‹. Das sei der Name von Kamaus Beschneidungsjahr, sagen sie.«

Allmächtiger, dachte Stephen Ndegwa, das wäre ein gerissener Einfall. *Mambo leo* war das Jahr 1930, und es liegt einem folgerichtigen Beschneidungsjahr nahe genug, um bis zum letzten i-Tüpfelchen auf den Slogan zu passen. Ich wette, Freund Matisia hat das schon vor langer Zeit unter die Leute gebracht, ohne zu ahnen, wie gelegen es eines Tages kommen könnte. »Der Beginn moderner Bräuche, eh?« Verdammt seien meine Augen – noch mal.

»Leute erzählen mir, daß Kamau wirklich tot ist«, sagte er. »Sie sahen sein Blut fließen, sie hörten den Schuß, sie sahen, wie sie ihn mit einem Loch in der Brust und zerfetztem Rücken forttrugen. Sind die Watu traurig, weil er tot ist? Sind sie zornig, weil er tot ist?«

Jetzt sah Wanjiro Mumbi an. Die ältere Frau schüttelte den Kopf.

»Nein, sie sind weder zornig noch traurig. Sie sagen, ein Politiker sei wie der andere. Hau einen nieder, und ein anderer schießt auf – wie Unkraut.«

»Angenommen, ich sagte euch, ich hätte nichts mit Kamaus Tod zu tun und wünschte keinen Krieg. Würdet ihr mir glauben?«

»Ja.« Sie sprachen gemeinsam, aber ihre Stimmen klangen skeptisch. »Wir würden alles glauben, wenn *du* sagst, wir sollten es glauben, weil du sicher guten Grund hättest, von uns zu fordern, daß wir sagen, wir glauben es. Hast du Angst vor der Polizei? Ist das der Grund, weshalb du möchtest, daß wir sagen, wir glaubten, du hättest Kamau nicht getötet?«

»Ich hätte Kamau gar nicht töten können«, setzte Ndegwa geduldig auseinander. »Ich war weit weg bei den Wamerikani, jenseits des Ozeans, als er getötet wurde.«

»Wir wissen, daß du ihn nicht wirklich selbst getötet, sondern nur den weißen Mann dafür bezahlt hast, ihn zu töten. Ist es das, was wir glauben sollen?«

O Gott, steh mir bei, sagte Ndegwa bei sich.

»Hört zu«, sagte er geduldig. »Ich habe ihn nicht getötet. Ich habe den weißen Mann nicht dafür bezahlt, ihn zu töten. Ich wollte *nicht*, daß er

stirbt. Und ich will *keine* Unruhen wegen seines Todes. Ich will *keinen* Krieg. Ich will *nicht*, daß noch mehr getötet wird. Glaubt ihr mir jetzt, nachdem ich's euch gesagt habe?»

»Wenn du es sagst, werden wir dir glauben. Wenn es das ist, was wir glauben sollen.«

Ndegwa seufzte.

»Sehr schön. Gut. Nun paßt auf: Werdet ihr, wenn in Kiambu wieder mal viel geschwätzt wird, daran denken, den Leuten zu sagen, daß ihr mit mir, eurem Ehemann, gesprochen habt, daß ich euch ins Vertrauen gezogen habe, und daß all das Gerede von Töten und Krieg falsch – nicht wahr ist? Kamaus Tod war nur ein Zufall, wie wenn ein Kind auf der großen Straße von einem vorüberkommenden Lastwagen überfahren wird.«

»Wir können daran denken«, sagte Mumbi. »Aber warum machst du keine große Versammlung und sagst es ihnen selbst? Sie werden dir mehr glauben als uns. Die Männer werden dir in jedem Fall glauben.«

»Nicht die Frauen?«

»Frauen glauben Männern nicht, weil es Männern gleich ist, ob Frauen ihnen glauben oder nicht. Sie machen sich nicht die Mühe, den Frauen irgend etwas zu erzählen, das sie glauben sollen. Nur du sprichst zu uns, weil du lange bei den Wazungu gewesen bist und schon wie ein weißer Mann denkst.«

»Aber Frauen glauben Frauen?« Ndegwa war über die kühle Offenheit erstaunt. »Wenn eine Frau einer anderen Frau etwas als Tatsache erzählt – wird die andere Frau ihr glauben?«

»Natürlich.« Es war Wanjiro, und ihre Stimme klang überrascht. »Wenn die andern Frauen nicht wären, hätte keine Frau jemand, der ihr zu Hilfe käme – bei der Ernte, bei den Ziegen, wenn sie Kinder kriegt.«

»Nur einmal hilft der Mann der Frau: wenn er das Kind zu seinem eigenen Vergnügen in sie hineingießt«, sagte Mumbi, und wieder entdeckte Ndegwa den verdächtigen Schimmer in den Augen seiner älteren Frau. »Männer denken nur an Schlafen, Trinken, Kämpfen und Kinder-in-Frauen-Gießen.«

Ndegwa zog wieder seine Zigaretten heraus und reichte sie herum. Er rauchte einen Augenblick und zeichnete mit seinen Fingern Linien in den Staub. Es war ein seltsam widersinniges Bild, wie er da in seinem schicken, gut gebügelten braunen Gabardineanzug und bequemen braun-weißen Mokassins auf seinen Fersen hockte, zwischen Kötern und Ziegen bei seinen beiden Frauen – eine mit rasiertem Schädel und riesigen Ohrlappen, in denen sich Ohrstopfen so groß wie Flaschen unterbringen ließen; die andere jünger, anmutiger, rundlicher, mit einem krausen, dichten Haarflaum auf dem Kopf, rund und bürstenartig wie ein militärischer Haarschnitt. Beide trugen die Shuka mit nichts darunter; beide waren barfuss, und beide trugen lange, spiralförmige Knöchel-, Handgelenk- und Oberarmringe aus poliertem, gedrehtem Kupferdraht, die ins Fleisch einschnitten.

Unversehens regte sich in Ndegwa die Lachlust. Es war alles so gottverdammmt lächerlich. Hier saß er zwischen den Ziegen und versuchte, die Denkweise eines Menschenschlags zu verstehen, dessen Gedanken wie Hühner herumliefen, denen man die Köpfe abgeschlagen hatte. Heute morgen hatte er einem Bastardprodukt Afrikas und Europas zugehört, das Afrika entkommen wollte, weil dieser Bastard das afrikanische Blut in seinen Adern fürchtete. Zuvor hatte er eine höchst niveauvolle Pressekonferenz abgehalten, in seiner elegantesten parlamentarischen Art, einschließlich einer fetten Scheibe oratorisch-verlogener Schmierendramatik am Schluß. Es war alles so verdammmt albern. Das Flugzeug, das ihn zum Redenhalten nach Amerika gebracht hatte, war lächerlich. Die Atombombe war lächerlich. Die einzige Realität waren Ziegen und die Frauen, die sie hüteten.

Stephen Ndegwa richtete sich mühsam aus seiner Hockstellung auf. Es war jetzt um vier Uhr nachmittags heiß, sehr heiß, und er wäre gern für ein Schlummerstündchen in seine kühle Thingira gegangen, wie letztesmal. Aber es gab zu viele Dinge für ihn zu tun.

»Erinnerst du dich, Wanjiro, wir sprachen einmal darüber, daß du dich das nächstemal, wenn ich zu vielen Leuten rede, neben mich stellen solltest –

daß du auch ein paar Worte über das, was ich dir sage, reden solltest. Erinnerst du dich?»

»Ich erinnere mich. Du sagtest, du würdest mir ein wenig Pombe des weißen Mannes – ein wenig Tembo – zu trinken geben, damit ich keine Angst hätte.«

»Gut, denk daran. Eines Tages, bald schon vielleicht, werde ich kommen und dich bitten, mir zu helfen, zu den Frauen zu sprechen, da Frauen immer besser zu Frauen sprechen als Männer. Dich und Mumbi, euch beide. Vielleicht braucht ihr auch gar nichts zu sagen, sondern nur bei mir auf der Plattform zu sitzen, damit die Watu sehen können, daß ich ein echter Kikuyu bin, der Frauen besitzt.«

»Wird deine andere Frau – die, die du dir in der Stadt hältst – auch mit uns auf der Plattform sitzen?» Wanjiros Frage enthielt eine feine Schärfe.

»Nein, natürlich nicht«, sagte Ndegwa hastig. »Bestimmt nicht. Sie gehört mir nicht mehr. Ich hab' sie zu ihren Eltern zurückgeschickt.«

»Also war sie faul und wollte nicht arbeiten? Oder war sie leichtsinnig und lief mit andern Männern herum, wenn du auf Safari warst?» Wanjiros Stimme verriet jetzt Befriedigung. »Wirst du den Brautpreis zurückbekommen? Aber vermutlich wird ihr Vater sie schlagen und wieder zu dir nach Hause schicken, weil er den Brautpreis nicht hergeben will.«

»Nein, sie wird nicht zurückkommen. Sie stammt von jenseits des Meers – ich hab' sie zurück übers Meer geschickt. Nach London. Und der Brautpreis war nicht sehr hoch. Sie taugte als Frau nicht viel.«

Stephen Ndegwa hatte den Weg zum Gatter in der Euphorbia-Dornenhecke erreicht.

»Tigwoy Nawega«, sagte er. »Ich werde euch bald wieder besuchen. Dann schlachten wir die Ziege, und ich werde meine Pflichten als Ehemann wieder aufnehmen. Es tut mir leid, daß ich die Kinder nicht gesehen habe; fast hätt' ich's vergessen – in den Päckchen sind auch Geschenke für sie. Ein Messer mit vielen Klingen für den Jungen, ein Ding mit Farbe, Puder und Spiegel, Compacti genannt, wie es die weißen Frauen benutzen, für das Mädchen. Lebt wohl«, sagte er und schritt dem Abhang zu.

»E-e!« sagten sie und kehrten zu ihrer ursprünglichen Ruhestellung unter dem Baum zurück. Beide Frauen ließen ihre Shukas bis zur Taille hinuntergleiten, wo sie sie bequem zusammenschlugen, und die jüngere Frau ging ins Haus, um mehr Bier zu holen. Gleich würden sie schlafen, bis die Kinder nach Hause kämen und es Zeit würde, die einzige Mahlzeit des Tages zu kochen. Die Geschenkpäckchen würden sie später öffnen. Es war nicht gut, sie jetzt zu öffnen; sie gingen nirgends hin, um sich im Glänze ihres neuen Schmucks zu zeigen.

Er entdeckte seinen Wagen, der am Straßenrand parkte. Der Chauffeur schlief wieder. Stephen Ndegwa spielte mit der Idee, ihm ein brennendes Streichholz ans Hemd zu halten, entschied sich aber dagegen und stieß ihn in die Rippen.

»Wach auf, Dornröschen«, sagte er. »Zurück zum Büro.«

Er döste während der kurzen Rückfahrt nach Nairobi und erwachte vor dem Büro. Schwerfällig stieg er die Stufen hinauf, während er sich fragte, an welchem Zipfel er wohl mit all der Arbeit beginnen sollte, die sich aufgetürmt hatte. Er überlegte sich, daß er bald ein paar nahrhafte Fälle einfangen müßte, falls er überhaupt beabsichtigte, Iris Geld zu schicken – und er wollte ihr genug schicken, damit sie davon leben konnte. Das arme Ding hatte es durch das Zusammenleben mit ihm verdient. Oder für ihr Leben ohne ihn, wie man zutreffender sagen mußte.

Die Büroangestellten hatten schon Feierabend gemacht. Eine Mitteilung lag auf seinem Schreibtisch. Die Mitteilung besagte, daß er Mrs. Charlotte Stuart auf Glenburnie Farm anrufen solle. Er las die Mitteilung zweimal, durchaus im Bilde, was die alte Dame auf dem Herzen hatte. Er würde sie morgen anrufen. Heute abend würde er in ein Hotel gehen, seine Schuhe ausziehen und mit einer Flasche und einem Buch ins Bett gehen. Für einen Tag hatte er genug mit Frauen zu tun gehabt, und morgen würde er sich bestimmt besser fühlen.

Stephen Ndegwa wachte in seinem Hotelzimmer auf und fühlte sich nach wie vor müde; seine Augen juckten, und seine Lippen waren trocken. Es schien ihm, als brauchte er mit jedem sich anschleichenden Jahr mehr Zeit dazu, um über ausgedehntere Flugzeug-Trips hinwegzukommen. Immerhin hatte er gestern ganz gut durchgehalten – Pressekonferenz, Iris, seine anderen Frauen, der ganze Rummel. Heute wollte er Charlotte Stuart besuchen. Er würde, dachte er, einfach rausfahren und sich auf der Farm umsehen; umsehen und sich überzeugen, wie weit die alte Dame es mit ihrem Projekt gebracht hatte, bevor es durch die sorgfältig geplante Störung unterbrochen wurde, die Kathleen Crane getötet und seiner Überzeugung nach zur Ausschaltung seines Partners Matthew Kamau geführt hatte.

Er glaubte zu wissen, was sie auf dem Herzen hatte; es hatte bestimmt mit der Farm zu tun – sie würde Hilfe brauchen, um wieder anfangen zu können. Er hatte ihr mal in der Vergangenheit Hilfe angeboten. Nun würde die alte Frau ihn beim Wort nehmen wollen.

Aber zuerst, dachte er, wäre es am besten, solange er noch so gut in Schwung war, ein passendes Wörtchen mit Mr. Abraham Matisia, dem *alter ego* seines seligen Kollegen, zu reden und ihn von möglichen extravaganten Vorstellungen abzubringen, die in Zusammenhang mit der Führung einer politischen Partei namens KeNAP in seinem Kopf herumgeistern mochten. KeNAP würde von nun an sein, Stephen Ndegwas, eigenes Lieblingsbaby sein, und es würde nun nichts mehr von jenem unverantwortlichen Dynamit geben, das Kamau befürwortet und Matisia praktiziert hatte. Sie hatten genug Schaden angerichtet; er konnte es nicht mehr ändern. Aber die Zeit war gekommen, endgültig Mr. Matisias Speerspitze zu entschärfen.

Er nahm den Telefonhörer ab und rief sein Büro an.

»Hier Ndegwa. Seht zu, daß ihr Matisia erwischt«, sagte er kurz angebunden. »In einer Stunde will ich ihn im Büro sehen.«

Danach bestellte er das Frühstück und betätigte sich unter der Brause. Der Anzug sah nicht allzu schlimm aus – er würde nicht erst nach Hause zu fahren brauchen. Er konnte ein frisches Hemd kaufen, und der Boy konnte ihm einen Rasierapparat besorgen und ihn mit dem Frühstück raufbringen. Er telefonierte noch einmal mit dem Zimmerservice und fügte der Bestellung auf Kaffee, Papayas und weich gekochte Eier den Rasierapparat hinzu. Dann unterbrach er sich von neuem, weil ihm einfiel, daß es gut sein würde, sich zu überzeugen, wie sie die Interviews von gestern aufgezo- gen hatten. So telefonierte er zum dritten Mal und fragte sich, ob sie den Kerl von Nr. 231 wohl für völlig verrückt hielten, weil er sich wie ein altes Weib aufführte.

Die Brause und das Rasieren verbesserten seine Stimmung, und er merkte, daß er Hunger hatte. Er warf einen raschen Blick auf die Zeitungen; sie hatten gute Fotos von ihm gebracht – das mit geöffnetem Hemd in der *Nation*, auf dem er so gesund aussah, das im königlichen Stammesschmuck im *Standard*. Die *News* würden erst später erscheinen. Er hoffte, die *News* würden das aufrichtige bringen, auf dem er den Leser offen ansah.

Ndegwa erhebt Führungsanspruch – fordert Mäßigung. Das war in Ordnung. *Ndegwa betont Einheit – übernimmt das Ruder* – auch das war in Ordnung. Der Inhalt beider Artikel im wesentlichen korrekt. Das weniger erfreuliche Material ausgelassen. Wenn diese hier in Ordnung waren, brauchte er sich über Bartletts Bericht in den späteren *News* keine Sorgen zu machen. Er sah auf seine Uhr. Gerade noch Zeit genug, um Matisia im Büro zuvorzukommen. Im Grunde hätte er es vorgezogen, in privatem Rahmen mit ihm zu sprechen, aber es war vielleicht nicht schlecht, diese Unterhaltung sozusagen vor Zeugen zu führen. Kamau hatte viele Geheimkonferenzen mit Matisia veranstaltet. Als Parteiführer wollte Ndegwa darauf verzichten.

Stephen Ndegwa saß an seinem Schreibtisch und las die Zeitungen gründlicher, als das Empfangsmädchen Matisia hereinließ und die Tür hinter ihm schloß.

»Setz dich«, sagte Ndegwa, ohne aufzustehen noch ihm die Hand zu reichen. »Wir werden's kurz machen und uns ohne überflüssigen Formelkram behelfen.«

Matisia grinste ihn unverschämt an. Ndegwa vermutete, daß er schon seine Kleidung mit einem Akzent auf Unverschämtheit gewählt hatte. Matisia trug ein grell gemustertes Sporthemd, das über hellblaue Slacks herabhing, und geflochtene Sandalen aus ungegerbten Lederstreifen ohne Socken.

»Entschuldige, daß ich so unformell erscheine«, sagte Matisia, auf seine nackten Knöchel deutend. »Aber der Anruf schien dringlich, und so bin ich kurzerhand in meiner Gartenaufmachung erschienen. Ich wollte dich nicht aufhalten, da du sicherlich sehr beschäftigt bist.« Er grinste wieder.

»Ich wollte dir nur sagen, daß es an der Zeit ist, mit all dem Hokuspokus Schluß zu machen, den du und Kamau während der letzten zwei Jahre veranstaltet habt. Ein für allemal. Schluß damit. Kuisha.«

»Würdest du dich ein wenig deutlicher erklären?« Matisia zündete sich eine Zigarette an und blies den Rauch lässig und unverschämt durch die Nase.

»Ja. Ich möchte dich nicht mehr auf meinem Gewissen haben. Ihr beide, Kamau und du, seid zu weit gegangen, was uns in mehr als einer Hinsicht Rückschläge brachte. Ich werfe mir vor, daß ich es zugelassen habe. Ich möchte mir nichts mehr vorwerfen müssen.«

»Ich habe nicht den geringsten Schimmer, was du eigentlich meinst«, sagte Matisia. »Wenn du andeuten willst, ich hätte irgendwas mit dem Ableben unseres geliebten Führers zu tun, bist du schief gewickelt. Ich befand mich von Zeugen umgeben in meinem eigenen bescheidenen Heim. Was die andern bedauerlichen Umstände betrifft, bin ich ebenso sicher, daß ich nicht weiß, wovon du sprichst.«

Ndegwa beugte sich über den Schreibtisch und stieß einen Finger in Matisias Richtung.

»Die Zeit für Affentheater ist vorbei. Du hast zu oft und zu viel Machiavelli gespielt, Matisia. Vielleicht hatten deine kleinen Drehs im

großen Rahmen ihren Platz. Ich weiß es nicht. Gott allein kann wissen, ob all die Ausschreitungen, Störungen, Streiks und Widersetzlichkeiten der Sache der Unabhängigkeit förderlich waren. Vielleicht waren sie's. Aber ich will, daß Schluß damit ist. Wir sind nur noch um ein Haar von unserm Ziel entfernt, und ich will, daß dieser letzte Schritt anständig vor sich geht.«

»Wie du recht gut weißt«, sagte Matisia sanft, »kann von einem Posten meinerseits innerhalb der KeNAP keine Rede sein. Kamau hielt die Reden. Du hieltest die Reden. Ihr beide zusammen bestimmt die Politik. Ich hab' nur überall ein bißchen zugegriffen. Ich weiß nicht, was dir das Recht gibt, in diesem Ton mit mir zu sprechen.«

»Schön«, knurrte Ndegwa. »Spiel den Unschuldigen, wenn du Lust dazu hast. Aber ich warne dich ernsthaft: Komm nicht auf die Idee, weiteren Aufruhr zu veranstalten. Und komm' nicht etwa auf die Idee, du könntest in Kamaus Fußstapfen treten. Und komm nicht auf die Idee, dich mir in den Weg zu stellen. Du wirst dich ins eigene Fleisch schneiden. Du wirst dich gewaltig ins eigene Fleisch schneiden. Ist das klar?«

»Es ist ohne Frage grob«, erwiderte Matisia. »Du scheinst diesmal von den Amerikanern kein bißchen Takt gelernt zu haben. Wie kommst du überhaupt darauf, Mr. Ndegwa, daß du mir irgendwas zu sagen hättest? Wie kommst du darauf, daß du mich warnen könntest, wie du's so charmant ausgedrückt hast? Ich arbeite weder für dich noch mit dir. Ich bin ein guter Gewerkschafter, und ich denke, daß ich in Kamaus Fußstapfen treten werde – wenigstens in der Gewerkschaft. Was in Zukunft sein wird, kann ich wirklich noch nicht sagen.«

»Wenn du meinen Rat willst –«

»Ich will ihn aber nicht«, warf Matisia süßlich ein.

»Ich geb' ihn dir trotzdem. Geh raus aus Kenia. Geh weit weg. Geh nach Kairo und spiel Brunnenvergifter mit Peter Koinange und dem Mob, der die Radiosendungen macht. Geh und entführ Lumumbas Kinder. Sie gehen dort zur Schule. Geh und lass dich als arabischer Pöbelaufhetzer anlernen. So, wie's da aussieht, können sie in Algerien noch Leute deines Schlages

brauchen. Aber verschwinde aus Kenia, Matisia. Du und Kamau, ihr beide habt's fast geschafft, hier alles für alle kaputtzumachen.«

»Ich hab' nicht die leiseste Absicht, irgendwohin zu gehen, Ndegwa.« Matisias Stimme hatte ihre seidige Glätte verloren. »Es ist ein freies Land – oder wird es sehr bald sein. Es wird ein freies Land sein, und ich beabsichtige, hier zu bleiben und auf diese Freiheit hin einiges für mich einzukassieren. Bis jetzt haben die Sanftmütigen noch nicht viel von dieser Erde geerbt. Frag den Erzbischof. Frag die braven Bürger von Tunesien. Frag Mr. Nasser.«

»Schön, das war alles, was ich dir zu sagen hatte. Wenn das Dach über dir einfällt, kannst du nicht behaupten, ich hätte dich nicht gewarnt.«

Matisia stand auf, und diesmal war er es, der seinen Finger unter Ndegwas Nase schüttelte.

»Ich hab' keine Ahnung, für wen, zum Teufel, du dich hältst!« sagte er wütend. »Aber wenn irgendein Dach über mir einfällt, fällt's auch auf dich, Stephen Ndegwa! Jeder in diesem Unabhängigkeitsgeschäft ist wegen aller Dinge schuldig, die getan worden sind, damit es ein bißchen vorangehe! Du und ich und Kenyatta und Macleod und Macmillan und Mboya und Nkrumah – all die Leute überall auf diesem Kontinent – stecken gemeinsam in diesem Geschäft. Wir sind keine Empire-Bauer – wir sind ein Abbruchunternehmen. Und solange das Haus, das die Briten und die Franzosen und all die andern verdamnten Kolonialisten bauten, noch nicht niedergerissen ist, ist nirgends Platz für Leute wie dich, mein fetter, nachgemachter weißer Freund!«

Matisia drehte sich um und ging aus der Tür, die er hinter sich zuknallte. Einen Moment lang starrte Ndegwa regungslos auf seine geballten Fäuste. Dann entspannte er seine Finger und lächelte traurig, während er zustimmend nickte.

»Die jammervolle, alberne Sache ist, daß er recht hat«, murmelte er. »Wenn einer stolpert, fallen alle. Wir fingen mit dem Abwracken an, als der alte Gandhi zivilen Ungehorsam im großen Rahmen erfand, und einmal ein

Abwracker, immer ein Abwracker. Es wäre Zeit, mit dem Aufbauen zu beginnen, aber niemand scheint zu wissen, wie.«

Er stand auf und ging hinaus, am Empfang vorbei. Eine Reihe hoffnungsvoller Gesichter starrte ihn von der langen Bank her an, Leute, die darauf warteten, mit ihm zu sprechen. Auch in der schmutzigen Halle draußen waren Leute in langer Schlange aufgereiht. Die meisten waren ärmlich gekleidet. Alle waren schwarz.

»Es tut mir leid«, sagte er zu den wartenden Leuten. »Ich kann euch heute nicht empfangen. Ich werde erst morgen wieder im Büro sein.« Er schob sich durch die den Flur verstopfende Menge von Afrikanern und ging hinunter, wo sein Wagen wartete. Es würde gut sein, nach Glenburnie rauszufahren und Charlotte Stuart zu sehen, schon um ein wenig von dem Gestank loszuwerden, den Matisia zurückgelassen hatte.

»Was sage ich da?« wies er sich zurecht. »Riecht denn ein Stinktier das andere?«

87

Die Beerdigung Kathleen Cranes und des alten Kidogo auf dem Abhang unter den Kaffernbäumen – und die Erkenntnis, daß der entführte kleine Karioki wirklich tot war – hatte Glenburnie Farm eine empfindliche Wunde zugefügt, die die Zeit heilen würde, wie Schlingpflanzen über den Hügel von Steinen wachsen würden, der ihre Gräber bezeichnete. Weinranken waren über die anderen Steine gekrochen – über die anderen symbolischen Gräber, die keine Leichen enthielten; Malcolm Stuart, dessen Körper den Mau Mau-Banden nicht hatte entrissen werden können; Ian Stuart, der während des Krieges über Köln abgeschossen worden war; Keg Dermott, der anderswo begraben lag. Es gab noch andere Steine, die andere Gräber bezeichneten – das von Brian Dermotts Mutter Norah, das des jungen Mac Stuart, der von dem angeschossenen Büffel zertrampelt worden war. Efeu

hatte sie alle bedeckt und würde bald auch die drei neuen bedecken. Die Wunden der Lebenden würden mit dem wachsenden Efeu vernarben.

Charlotte Stuart beobachtete George Locke mit düsteren Augen, während er von der Last seines Besuchs in Nairobi berichtete. Abgesehen von Fragen über seine Gesundheit und Stimmung hatten sie sich, noch in der Unterlassung dessen schmerzlich bewußt, nicht lange bei Brian Dermott aufgehalten.

»Er scheint soweit in Ordnung«, sagte George. »Physisch ist er durchaus in Ordnung. Er ist recht ruhig und ziemlich – fast heiter. Das erschreckt mich am meisten. Es wirkt fast, als hätte er seinen Körper im Gefängnis gelassen, als eine ... eine Art von offiziellem, bevollmächtigtem Stellvertreter während seiner Abwesenheit. Ich kann's nur schlecht ausdrücken, aber er redet fast, als ob er gar nicht selbst dort wäre. Er spricht objektiv von sich – fast in der dritten Person.«

»Ist er – ist er gesund?« fragte Nell Locke ihren Mann.

»Wenn du die übliche Schwarzweiß-Definition von Gesundheit meinst, ist er gesund«, sagte George Locke. »Fürs Gesetz ist er bestimmt gesund genug. Aber wirklich, wahrhaftig gesund -?« Er schüttelte den Kopf. »Es ist, als wäre er in einem Zustand von Scheintod. Aber vernünftig – ja. Und dem äußeren Anschein nach durchaus normal. Nur daß er ein normaler Irgendwer ist, irgendein anderer, nicht er selbst. Und ich würde es auch nicht als Schock definieren.«

»Als was würdest du's definieren?« fuhr Philip Dermott ihn an.

George Locke hob hilflos die Hände.

»Es ist – es ist, als wäre er irgendwohin aufgebrochen und endlich angelangt, aber schrecklich müde. Ich weiß nicht, wie man es medizinisch nennen könnte. Es ist, als ob er einen Plan ausgeführt hätte und nun zufrieden sei, auszuruhen. Oder sogar zu sterben.«

»Ich bin überzeugt, daß dies eine äußerst treffende Beschreibung vor Gericht wäre«, sagte Philip. »Wenn du ihn gehängt sehen möchtest, meine ich. Es ist eine andere Art, vorbedachten Mord zu beschreiben.« Philips

Stimme klang gepresst und reizbar. Er stand auf, eine Pistole baumelte in ihrem Halfter tief an seiner Hüfte.

»Will jemand einen Drink?«

Er sah sich kriegerisch im Raum um. Die übrigen Mitglieder der Familie lehnten ungeduldig ab und wandten sich wieder George Locke zu.

»Na, ich jedenfalls will«, sagte Philip und ging zur Bar hinüber. Er stürzte ein Messglas puren Whiskys hinunter und kehrte zu seinem Platz vor dem Feuer zurück.

»Was werden wir also tun, um meinen Bruder aus dem Kittchen zu holen, George?« fragte er direkt, und George Locke bemerkte, daß die blauen Augen nicht mehr sanft waren, daß sich die lange Nase strenger über einen schmaler gewordenen Mund senkte. Das kurz geschnittene Haar verlieh seinem Schädel etwas wie Grausamkeit.

»Ich weiß nicht, ob der Anwalt gescherzt hat oder nicht«, sagte George Locke. »Aber er hat gesagt, Brians einzige Chance, um das – das ...«

»Hängen«, sagte Philip Dermott trocken. »Hängen ist das richtige Wort, George.«

»... um das Hängen also herumzukommen, wäre, einen geachteten afrikanischen Anwalt für seine Verteidigung zu gewinnen. Er nannte eine Menge Gründe, warum.«

»Wie wär's, wenn du uns ein paar davon hören ließest«, sagte Philip barsch. »Als Alternative zu ein paar Dingen, an die ich denke.«

Verdutzt über seinen Ton, wandte sich seine Tante ihm zu.

»Vielleicht sollten wir erst deine Alternative hören«, sagte sie tadelnd.

»Ist nicht so wichtig, Tante Charlotte«, sagte der junge Mann. »Sie halten sich frisch. Auf alle Fälle brauchen sie noch ein bißchen Vorbereitung. Schieß los, George.«

Die Trauer, die über der Farm lag, dehnte sich weit über die Grenzen der unmittelbaren Tragödie hinaus. Die Trauer lastete greifbar auf der Farm

selbst, war Bestandteil der fahlen, bloßgelegten, vom nichtbeendeten Planieren und Graben aufgerissenen Erde – große, hässliche, klaffende Wunden roter Erde mit klumpig gehäuftten Hügeln an einer Seite der offenen Grube wie hastig aufgeworfene Kriegsgräber. Die Trauer war in den Gebäuden ohne Dächern – den unvollendeten Häusern von George Lockes Krankenstation mit dem unverhüllten Gerippe der nackten Balken und den glaslosen, wie leere Augenhöhlen starrenden Fenstern. Die Trauer lebte in den zusammengedrängten leeren Eingeborenenhütten – in den Maschinen, die schweigend herumstanden, rostig und anklagend. Sie lag über dem leeren Schulhaus, über dem mit Läden verbarrikadierten Kaufladen, den Charlotte Stuart mit so viel Freude betrieben hatte – über dem verödeten Marktplatz mit seinem kahlen Zementboden.

Das metallische Rattern und die geräuschvolle Geschäftigkeit des Aufbaus waren zum Stillstand gekommen. Die Zementmischer dröhnten und gurgelten nicht mehr; die gierigen Greifer der Planierraupen hatten aufgehört, den Boden in großen Klumpen beiseite zu schieben. Die Kräne schwangen nicht mehr ihre Lasten, die Molochzähne der Erdschaufeln gruben sich nicht mehr raffend in die Erde, noch zerrten sie zornig am Busch. Die Traktoren holperten nicht mehr wie riesige Würmer über das Gelände; die Lastwagen luden ihre Ladungen nicht mehr mit ohrenbetäubendem Krachen ab; der Schlag der Hämmer, das Kreischen der Sägen, der Hall der Äxte waren verstummt, und verstummt waren auch das dröhnende, tiefe Gelächter und das fistelige Kichern der lärmenden Afrikaner, die die Pausen des mechanischen Getöses mit ihren Arbeitsliedern ausgefüllt hatten.

All die neuen Pachtfarmer waren gegangen – über Nacht verschwunden samt ihrer eilig in Weidenkörbe gestopften Habseligkeiten. Viele der alten Arbeiterfamilien hatten gleichfalls die Farm verlassen und waren zurück in die Reservate geflüchtet. Sie hatten sich aufgelöst in die Anonymität afrikanischer Hüttendörfer und weit verstreuter Shambas. Einen Tag lang waren sie, lautstark gegenwärtig, noch dagewesen, über Nacht aber waren sie verschwunden, wie aufgeschluckt von einem Erdbeben oder einer Flut.

Nur Trümmer und Schutt waren zurückgeblieben, durch die ein paar herrenlose Hunde streunten.

Ein kleiner Prozentsatz der afrikanischen Bevölkerung Glenburnies war geblieben. Es waren die lange ansässigen Siedler, die sich schon vor Jahren von ihren Wurzeln in den Reservaten gelöst hatten; alte afrikanische Familienboys, die auf der Farm geboren waren und kein anderes Heim kannten. Sie blieben, von Angst erfüllt, alte Männer, alte Frauen und die jüngeren Kinder; aber die Mehrzahl der jüngeren Erwachsenen hatte ihren Kram zusammengepackt und war mit den andern gegangen. Von den fünfhundert arbeitenden Eingeborenen waren nicht mehr als hundert auf Glenburnie geblieben, und die gute Hälfte von ihnen war höchstens für leichtere Aufgaben tauglich und nur für Haushalts- und Hofarbeiten geeignet.

Die neu gerodeten Felder breiteten sich unbebaut und samenhungrig unter den kurzen Regenschauern, die nun des Morgens zu fallen begannen. Einige der Felder wären bald zur Aussaat bereit gewesen, aber nun würden sie nur die wuchernden Arme des Unkrauts zu gieriger Umschlingung einladen. Der Regen fiel morgens, kleine, huldvolle Schauer, eifrig, den Farmern zu dienen, nährende, kurze Regenfälle, nach denen das ausgedörrte Land gedürstet hatte. Die kleinen Schauer verwandelten die offene Erde in dunkelroten Lehm und ließen rötliche, blutähnliche Lachen auf dem hartgetretenen, nackten Boden zurück, wo ehrgeiziger Aufbau kurz und intensiv gelebt hatte und ebenso jäh gestorben war.

Es lag nun wirklich ein mächtiger Thahu auf Glenburnie Farm, ein so nachhaltiger Fluch, wie nur je einer unmittelbar vom Ngai von seinem Sitz auf Mount Kenya gekommen war. Ngai war mehr als unzufrieden. Er war gewaltig zornig, und Er hatte Sein Missfallen deutlich gezeigt. Die neuen Gebäude waren verflucht – die unbebauten Felder waren verflucht – die ganze Farm und alles auf ihr war verflucht. Die verbliebenen Kikuyu-Familien schafften Ziegen und fette Widder heran und schlachteten sie sofort, spannten die rohen Häute um ihre Häuser, um die bösen Geister fernzuhalten, aber der Fluch war da und würde bleiben. Der Fluch reichte

weit – er wirkte bis zur Bruce-Farm, die ihren Aufseher Njeroge der Eideszeremonie ausgeliefert hatte, von der auch der kleine Junge Karioki verschlungen worden war. Die Bruce-Farm war nun fast völlig verlassen. Der Fluch hatte sich durch den Bwana Brian bis hin nach Nairobi ausgebreitet und hatte ihn dazu gebracht, den Kikuyu-Führer Kamau zu töten, den größten Mann unter allen Kikuyus. Ngai war so zornig auf sein Volk, daß Er den Führer aller Kikuyus zum Zeichen seines gewaltigen Zornes vernichtet hatte, und die Durchführung von Gottes grollendem Willen war direkt von Glenburnie aus erfolgt. Gott in Seinem wütenden Zorn hatte mächtig um sich geschlagen – Er hatte die fremde weiße Memsaab getötet. Er hatte den gottlosen, alten wilden Mann getötet; Er hatte die Opferung des kleinen Kindes verursacht, das als Kikuyu geboren und als Mzungu aufgewachsen war, und er hatte schließlich den Mann geopfert, von dem manche glaubten, daß er Ngais irdische Gegenwart repräsentierte – Seinen Sohn, wie manche Leute verstohlen sagten. Er hatte so viel Missfallen an Seinem Volk gefunden, daß Er Seinen Eingeborenen Sohn zurück in Sein Reich gerufen hatte.

Die Leute, die am stärksten glaubten, Gott habe Seinen Sohn durch die Hand eines anderen getötet, waren diejenigen gewesen, die durch die Bibelstunden in den Missionen tief beeindruckt worden waren. Sie sagten, entsprechend der Lehre des weißen Mannes sei Kamaus Tötung mit der Tötung Jesus Christus', des Heiligen der Weißen, vergleichbar, die geheimnisvoll und mit der einzigen Absicht vonstatten gegangen sei, Christus für immer als Mahner an die Sündhaftigkeit der Menschheit in die Herzen der Menschen zu senken. Kamau war also auf Gottes ausdrücklichen Befehl umgebracht worden, und sein Tod war nicht unwürdiger bewerkstelligt worden als die Kreuzigung Christi. Wenn Christus, wie die Bibel sagte, gestorben war, um die Welt zu erretten, dann war Kamau gestorben, um das Kikuyu-Volk vor weißer Ansteckung zu bewahren.

Und Matthew Kamau würde gewiß eines Tages zurückkehren, um sein Volk wieder zu führen, auch wenn er die Gestalt eines anderen Mannes annahm.

Wieder wurden die kultischen Samenkörner, ähnlich den schlummernden Kulten der Dini ya Wazungu und der Watu wa Mungu ein Dutzend Jahre zuvor, tief in die fruchtlosen Äcker von Glenburnie Farm gesät. Abraham Matisia hatte keine Zeit verloren, sein Werk in die Wege zu leiten, als die Kikuyus in den Wäldern zusammenströmten, um unter den Mugumos zu beten und ihre Schafe und Ziegen in sicherer Entfernung vom weißen Mann zu opfern. Für den Augenblick würden Ziegen und Schafe erhalten müssen – sie würden genügen bis zu dem Tage der gewaltigen Opferung wichtigeren Fleisches.

88

Es war früher Nachmittag, als Stephen Ndegwa auf Glenburnie Farm eintraf. Nach der Abrechnung mit Abraham Matisia hatte er die Mittagsstunden im Reservat verbracht und mit genügend Leuten gesprochen, um seine wachsende Besorgnis bestätigt zu finden. Jeder einzelne, mit dem er sprach, schien gespannt und begierig zu sein, als wartete er auf Anweisungen. Er hatte Kamau mehrmals erwähnt, und Augen leuchteten erwartungsvoll auf – fast als ob ihre Eigentümer mehr erhofften, als Ndegwa freiwillig anbieten wollte. Als ob sie ein Signal erwarteten, ein Losungswort, dachte Stephen Ndegwa trübe.

»Fahr ein bißchen auf diesen neuen Straßen auf der Farm herum«, sagte er zum Chauffeur. »Irgendwohin, für eine halbe Stunde. Fuata barabara tu.«

Der Chauffeur fuhr kreuz und quer über die Farm, und Ndegwa war überrascht über den gewaltigen Umfang der begonnenen Arbeit, die nun traurig unvollendet geblieben war. Die alte Charlotte war wahrhaftig mit gutem Willen an ihre Aufgabe herangegangen, dachte er – noch ein Monat oder so, und sie hätte ein unglaublich anspruchsvolles Unternehmen vollendet. Kein Wunder, daß meine Kollegen es gestoppt haben wollten,

dachte er. Und ganz eindeutig, sie hatten es gestoppt! Sieht fast aus wie eine verlassene Stadt – fast wie ausgebombt, dem Aussehen der Gebäude nach.

Irgendwie, dachte er, während sein Blick über die Stapel der roh geschnittenen, vom Regen verzogenen Bretter, die Trümmerreste gesprengter Felsen, die unordentlichen Ziegelhaufen und die trostlosen, halbleeren Fässer und einsamen Sägeböcke glitt, irgendwie sieht etwas, das noch vor der Geburt umgebracht wird, im Tode schlimmer aus, als wenn man's in seiner Knospe tötet. Das hier sieht aus wie ein aus einem sterbenden Tier gezerrter Embryo, lebend seiner Mutter für die sich um den Leckerbissen balgenden Hyänen entrissen. Und die neu gerodeten Felder – die jammervoll wunde rote Erde, um die mein Volk soviel Geschrei gemacht hat? Da liegt sie spreizbeinig zur Besamung, und niemand ist da, um ihr Samen zu geben. Ich frage mich, dachte Stephen Ndegwa bitter während der Fahrt, ob diese entsetzliche Nachgeburt einer Abtreibung ein vorgezeichnetes Muster für das Schicksal meines Landes ist, wenn es erst einmal frei sein wird, um seinen eigenen Weg zu bestimmen. Der Gedanke bedrückte ihn.

»Sasa nyumbani. Fahr jetzt zum großen Haus«, sagte er zum Chauffeur.

»Ich hab' Angst vor diesem Ort hier, Bwana«, sagte der Chauffeur. »Ich möcht' nicht gern allein im Wagen bleiben. Auf diesem Ort liegt ein Fluch.«

»Sei kein Narr – und zum letztenmal: hör endlich auf, mich Bwana zu nennen«, sagte Stephen Ndegwa. »Nichts wird dir hier geschehen. Es liegt kein Fluch auf der Farm – abgesehen von einem Pack verdammter Narren wie du, die ihre eigenen Flüche machen.«

»Ich bleib' mit dem Wagen in Sicht des Hauses«, sagte der Fahrer. »Wenn irgendwas versucht, dir Schlimmes anzutun, ruf ich und hol' die Polizei.«

»O Jesus«, seufzte Stephen Ndegwa. »Du brauchst nicht auf der Farm zu bleiben. Fahr zur großen Duka, wenn's dir lieber ist, und hol mich in ungefähr einer Stunde ab. Ich möchte vor Dunkelheit wieder in Nairobi sein.«

»Hata mimi. Ich auch«, sagte der Chauffeur. »Ich auch.«

Die alte Dame sieht ziemlich erledigt aus, dachte Stephen Ndegwa, als er die Stufen hinaufstieg. Und ich kann's ihr nicht verdenken. Armes, altes Ding. Die letzten Tage ihres Lebens in den Trümmern ihres Lebenswerks verbringen zu müssen.

Er streckte seine Hand Charlotte Stuart entgegen, die ihn in ihrem Stuhl auf der Veranda erwartete.

»Ich werde kein Wort darüber verlieren, wie die kurzen Regenfälle Ihren Blumen vorangeholten haben«, sagte Stephen Ndegwa. »Kein höfliches Geplauder. Ich möchte nur sagen, daß ich all das, was hier geschehen ist, aufrichtig und tief bedauere, und nicht nur wegen der Tragödie der armen Frau und Ihres Neffen in Verbindung mit dem Tod meines Kollegen. Und meine Trauer gilt nicht in erster Linie den Toten oder Ihrem Neffen. Ich bin eben kurz über Ihre Farm gefahren. Ich habe gesehen, was Sie beabsichtigt hatten und was als Folge dieser schrecklichen Geschichte damit geschehen ist.«

»Ich danke Ihnen, Mr. Ndegwa«, erwiderte Charlotte Stuart. »Auch ich will keine unnötigen Worte machen. Sie boten mir einmal Ihre Hilfe an. Ich erinnere Sie nun an dieses Angebot. Ich möchte nicht, daß mein Neffe gehängt wird. Und ich möchte nicht verlieren, was wir hier auf Glenburnie begonnen haben. Irgendwie kommt's mir vor, als ob das, was wir hier begonnen haben, wichtiger ist als die Frage, ob mein Neffe hängen wird oder nicht – aber ich meine auch, daß das eine Teil des anderen ist, und wenn wir das eine lösen, lösen wir vielleicht auch das andere. Auch brauche ich gerade Sie sicher am wenigsten daran zu erinnern, daß weder mein Neffe noch meine Farm an sich wichtig sind. Wichtig ist nur, was sie jetzt repräsentieren.«

Stephen Ndegwa räusperte sich. Jetzt kommt's, dachte er. Wenn schon, dann am besten mit einem Sprung und den Füßen zuerst, um es hinter mich zu bringen.

»Was kann ich für Sie tun?«

»Wir haben uns der juristischen Unterstützung Mr. Reuben Quillers von Quiller und Moseby versichert. Sie kennen ihn doch?«

»Ich kenne ihn. Ich kenne Mr. Quiller sehr gut. Wir sind bei der Vertretung unserer Interessen mehrfach – hm – aneinander geraten. Gewöhnlich hat er gewonnen. Er ist ein überaus fähiger Mann. Jeder Ratschlag, den er gibt, ist der beste.«

»Eben.« Charlotte Stuart nickte. »Und er hat uns geraten, Sie zu bitten, meinen Neffen zu vertreten.«

Stephen Ndegwas Mund öffnete sich leicht. Er hatte durchaus erwartet, um Hilfe bei der Zurückschaffung der Leute zur Arbeit auf der Farm angegangen zu werden, und er wäre bereit, sie zu geben. Er hatte sogar schon einen Plan ausgeheckt, der sich, wie ihm schien, bestens mit seinen eigenen Interessen – und, er berichtigte hastig seine Gedanken, mit den Interessen des Landes deckte. Er hatte auch daran gedacht, daß sie vielleicht seinen Rat für die Verteidigung Brian Dermotts wünschen könnte. Aber keinesfalls hatte er erwartet, daß man ihn bitten würde, selbst den Mörder seines einstigen Partners zu verteidigen!

»Sicher scherzen Sie, Mrs. Stuart«, sagte Stephen Ndegwa. »Oder habe ich Sie etwa mißverstanden?« Er schob einen Finger zwischen Hals und Kragen. Es war heiß auf der Veranda – selbst hier im Schatten.

»Sie haben mich weder mißverstanden, noch scherze ich. Ich möchte, daß Sie Brian Dermott verteidigen. Quiller sagte zu George Locke – er ist der Schwager meines Neffen –, die einzige Hoffnung, meinen Brian herauszupauken, sei die Vertretung durch einen angesehenen afrikanischen Anwalt. Ich bin überzeugt, die Gründe dafür sind Ihnen ebenso klar wie Quiller. Mir jedenfalls sind sie offenkundig – und wir brauchen nicht weiter zurückzugehen als zum Prozess und der Erhängung Peter Pooles.«

Ndegwa nagte an seiner Unterlippe und kramte nach einer Zigarette. Er schüttelte den Kopf.

»Ich weiß nicht, was ich sagen soll, ausgenommen, daß es natürlich unmöglich ist. Es ist notwendig, Brian Dermott all der Gründe wegen, die Sie sehr gut kennen, zu hängen, von der Frage seiner Schuld ganz

abgesehen. Ihn nicht zu hängen, würde Kenia ohne Zweifel in einen blutigen Aufstand der Eingeborenen stürzen. Schließlich hat er ihren Führer getötet. Und wenn Kenia ein Blutbad veranstaltet, muß es zwangsläufig in die benachbarten Länder überspringen. In diesem Fall wird der Afrikaner nichts weniger als Auge um Auge akzeptieren. Er kann sich Nachgiebigkeit nicht leisten.«

»Sie glauben das? Sie glauben, daß wir einfach mit dem Töten und Hängen, Hängen und Töten fortfahren werden, um ein allgemeines Gemetzel zu vermeiden?«

»Ich glaube es«, sagte Ndegwa. »Ich unterstütze es nicht, aber ich glaube es. Und ich sehe keinen anderen Weg, der uns herausführen könnte.«

Charlotte Stuart klatschte in die Hände, und Jumas Kopf schoß durch die Tür.

»Ich bin nachlässig in puncto Gastfreundschaft«, sagte sie zu Ndegwa. »Möchten Sie einen Drink?«

»Liebend gerne. Gin und Tonic, bitte.« Er nickte dem Diener zu und sprach in Kisuaheli mit ihm. Juma grinste pflichtschuldigst und schlürfte davon. Ndegwa und Charlotte Stuart rauchten schweigend, bis er mit den Drinks kam. Charlotte Stuart hob ironisch ihr Glas.

»Willkommen in Kenia«, sagte sie. »Ich würde gern etwas über Ihren Trip nach Amerika erfahren – aber ein andermal. Hören Sie zu, Ndegwa. Sie wissen, daß die Schuld oder Unschuld meines Neffen nichts mit der Frage zu tun hat, ob er hängen wird. Quiller hatte recht mit dem, was er zu George sagte – ein Weißer könne in diesen reizbaren Zeiten in Kenia keinen Prozess gegen einen Schwarzen gewinnen, schon gar nicht gegen einen toten. Das ist verkehrt – wie es verkehrt war, daß ein Schwarzer es früher manchmal schwer hatte, seinen Fall gegen einen Weißen durchzusetzen. Und Gemeinplatz oder nicht, ihr werdet nicht imstande sein, ein Land aufzubauen, wenn ihr unablässig alte Verbrechen wiederholt. Es hat genug Stammespolitik gegeben – schwarze und weiße. Verdammt zuviel, wenn Sie mich fragen.«

»Ich stimme Ihnen voll und ganz zu, Memsaab. Aber lassen Sie's mich so formulieren. Bewußt subjektiv. Irgend jemand wird mein armseliges Volk zum Licht führen müssen, und es sieht ganz so aus, als ob in Kamaus beklagenswerter Abwesenheit ich es wäre. Und obwohl ich zugebe, daß zweimal Unrecht kein Recht ergibt und daß es in diesem Augenblick um mehr als um Brian Dermott geht – was, glauben Sie, würde mir als politischem Führer passieren, wenn ich mich gefühlsmäßig so weit hinreißen ließe, um als Verteidiger Ihres Neffen vor Gericht zu erscheinen?«

Stephen Ndegwa zog die harte Kante seiner Hand quer über seine Kehle und gab einen unangenehmen, kratzenden Zungenlaut von sich.

»Ich werde wenn nicht physisch, so doch politisch erledigt sein – abserviert, fertig, kuisha. Wenn ich glaubte, mein Handeln rechtfertigen zu können – würde ich's möglicherweise riskieren. Ich würde es eines einzigen, nüchternen, triftigen Grundes wegen riskieren: Ich glaube, daß Gerechtigkeit nur von den Gerichtshöfen gehandhabt werden sollte und daß sie in gleicher Weise durch, für und zum Besten aller, ganz gleich, welcher Hautfarbe, gehandhabt werden sollte. Ich hätte es gern, wenn die Welt diesmal sähe, daß es wenigstens einen afrikanischen Politiker gibt, der nicht nur schwarz sieht – selbstsüchtig schwarz. Die Augen der Welt ruhen auf uns, und es wäre gut für die Welt, einen Schwarzen zu sehen, der einen Weißen zu einer Zeit verteidigt, in der die Verteidigung eines Weißen in einem entstehenden schwarzen Lande praktisch nicht zu verteidigen ist. Aber ich wage es nicht. Ich *wage es nicht*, Charlotte Stuart.«

Die alte Dame sah Ndegwa fest an. Sie lächelte schwach.

»Sie haben mir eben das Argument geliefert, dem ich Sie gegenüberstellen wollte«, sagte sie. »Und warum wagen Sie es nicht, wenn so etwas im besten Interesse Ihres – unseres Landes läge?«

»Ich wage es einfach deshalb nicht, weil mein eigenes Volk meine Motive nie verstehen würde. Alle diese Leute wollen weder unparteiische Logik noch Gerechtigkeit. Sie sind an höheren Gesichtspunkten noch nicht interessiert. Wir alle haben den Fehler gemacht, dem Pöbel zu schmeicheln

– auch ich fühle mich schuldig – und wir müssen fortfahren, solange dem Mob zu schmeicheln, bis wir ihn auf unserer Seite haben. Dann können wir's Schritt für Schritt wagen, ihn – auf lange Sicht zu seinem eigenen Besten – zu ernüchtern.« Er seufzte und nippte an seinem Drink.

»Es ist ein Jammer, aber so ist es, Memsaab. Sagen Sie ruhig, daß ich als Gemäßigter noch der Beste eines armseligen Haufens bin.«

Charlotte Stuart lächelte wieder und diesmal ein anerkennendes Lächeln.

»Wenigstens schätzen Sie sich ehrlich ein«, sagte sie. »Und ich neige ganz dazu, Ihnen beizustimmen. Aber sicherlich werden Sie die Unruhestifterei nicht weiter betreiben, Ndegwa, nur um am Ruder bleiben zu können? Sicherlich werden Sie nicht in die abscheulichen Fußtapfen dieses Mannes Kamau treten?«

Nun war Stephen Ndegwa an der Reihe, schwach zu lächeln. Er hob sein Glas ein wenig in ihre Richtung.

»Nein, Memsaab, ich werde nicht in Matthews abscheuliche Fußtapfen treten, wie Sie's so hübsch ausgedrückt haben. Ich werde versuchen, außerhalb von Kamas Schablone von Predigt und Versprechung, Gebet und Aufhetzung mein Bestes zu tun. Ich werde versuchen, ein bißchen nüchterne Vernunft zu verbreiten wie Dünger über ein dürftiges Feld, um zu sehen, ob ich etwas Gesundes wachsen lassen kann.«

»Muß ich es als endgültig ansehen, daß Sie an Brian Dermotts Verteidigung nicht teilnehmen werden?« Die alte Dame sah ihn unverwandt an.

»Ich werde keinen persönlichen Anteil nehmen können. Ein Grund ist Zweckmäßigkeit, wie ich schon sagte. Aber es ist auch ein winziges Bißchen Berufsethik im Spiel. Ich bin kein so guter, virtuoser Anwalt wie Ihr Mr. Quiller; aber ich erkenne die zynische Wahrheit dessen, was er sagt. Ich *könnte* Brian Dermott retten, indem ich ihn in Symbolen verteidigte – Schwarzer verteidigt Weißen in den Begriffen der Stammesgeschichte des weißen Mannes. Ein Dreh, wie die Amerikaner es nennen. Ich könnte meine Perücke aufstülpen und aufstehen und *Halleluja* brüllen, und meine bloße Anwesenheit vor Gericht würde genügen, um den Fluch von Recht

oder Unrecht vom Gewissen der Jury zu nehmen, und Brian Dermott würde als freier Mann den Saal verlassen.«

Er hielt inne und räusperte sich.

»... als freier Mann. Was für eine wundervolle Bedeutung liegt in den einfachen Worten *freier Mann*. Wir hier sind niemals freie Männer gewesen, Memsaab. Die bloße Gegenwart eines weißen Mannes in euren Gerichten machte uns automatisch zu Schuldigen. Unsere Fälle werden vor keiner Jury verhandelt. Wir können nicht einmal einer Jury angehören, weil wir niemandes Ebenbürtiger sind, und eine Jury aus Ebenbürtigen bestehen muß. Wir werden nicht einmal vor einen Gerichtshof gestellt, sondern vor einen weißen Richter mit eingeborenen Ältesten, die zwar Ratschläge erteilen, aber weder über Schuld und Unschuld befinden noch ein Urteil fällen können.

Ich empfinde keine plötzliche Bewunderung für die Idee, die Verfahrensart zu erhalten und mich als schwarzer Ein-Mann-Gerichtshof zu etablieren, um einem weißen Mann nur des uralten Farbenkonflikts wegen die Freiheit wiederzugeben. Ich habe zuviel – vielleicht ist *Stolz* ein ebenso gutes Wort wie irgendein anderes, um meine Weigerung zu begründen, mich selbst zynisch einzusetzen, wie Schwarze in der Vergangenheit zynisch frei ausgingen, wenn ein weißer Mann ein gutes Wort für sie einlegte. Wenn ich die Tat Ihres Neffen für gerechtfertigt hielte, wäre es vielleicht was anderes. Aber ich will mich zu keinem billigen schwarzen Propagandatricks hergeben, und das wär's, worauf es hinausliefe ... auf einen schoflen Dreigroschen-Trick, um einen Schuldigen frei zu bekommen.«

»Sie sprachen von der Stammesgeschichte«, sagte Charlotte Stuart. »Es ist wenig genug, was ich über Gerichte und Kenia-Gesetze weiß, aber werden nicht Stammeshintergrund und Stammesgesetze in Betracht gezogen, wenn gegen einen Schwarzen verhandelt wird?«

»Bis zu einem Punkt. Nur bis zu einem gewissen Punkt. Sie werden von einem aus einem Richter und drei Beisitzern bestehenden Gerichtshof in Betracht gezogen. Die Beisitzer kommen vom Stamm des Angeklagten. Sie

assistieren, können jedoch nicht urteilen. Sie dürfen ihre Meinungen äußern, können den Richter aber zu nichts veranlassen, der immer weiß und an die Meinungen der Ältesten nicht gebunden ist.«

»Aber das Urteil kommt nach englischem Gesetz zustande?«

»Nicht wirklich. Nicht immer. In Kenia ist die englische Rechtsprechung durch den Gesetzgeber in vernünftiger Würdigung der sich aus Menschenschlag und Stammesgemeinschaften ergebenden Bedingungen ergänzt worden. Im Kikuyu-Land jemand ins Gesicht zu spucken, kann ein großes Kompliment, aber auch eine tödliche Beleidigung bedeuten, je nach dem Hintergrund der Tat. Es hat hier Fälle gegeben, bei denen Männer freigesprochen wurden, die einen Eidvorbereiter getötet hatten. In England, zum Beispiel, gelten Wörter allein nie als ausreichender Anlass für Gewalttätigkeit, aber in Kenia können Wörter Zauberformeln bedeuten und so als direkter Anschlag auf das Leben eines Menschen gewertet werden. Man könnte aus Gründen der Selbstverteidigung unter Umständen sogar bei Mord frei ausgehen, wenn bewiesen werden kann, daß der Ermordete den Täter mit einem Fluch belegen wollte. Vom Afrikaner einmal abgesehen, hat sich Totschlag vor Gericht schon als gerechtfertigt erwiesen, wenn der Angeklagte einen Mann tötete, der den Schleier einer mohammedanischen Frau hob. Es ist immer nur eine Frage der näheren Umwelt der Tat und des Klimas des Verbrechens.«

»Wären Sie –«, die Stimme der alten Dame bekam einen schneidenden Klang, »– nicht in der Lage, Ihr Gewissen innerhalb der Bedingungen der Stammesgeschichte meines Neffen in Kenia zu beruhigen – wenn es einen konkreten Anlass gäbe, warum er Kamau stellte und tötete? Würde es keine Verteidigungsmöglichkeit für ihn geben, wenn bewiesen werden könnte, daß er sich unter dem Einfluß eines Fluches, eines zeitweiligen Thahu, befand, für den Kamau verantwortlich war? Ist es fair, einen Mann für die Ausübung seiner innerhalb des Stammes gutgeheißenen Stammessitten zu bestrafen?«

»Es ist nicht fair in diesem letzten Punkt, aber ich muß dem ehrenwerten Vertreter der Gegenpartei vorhalten, daß eine große Anzahl schwarzer

Männer baumeln mußte, weil sie das Stammesgesetz des weißen Mannes, ›Du sollst nicht töten‹, verletzten, als sie ihrer ältesten und vom Stamm gesegneten Glaubensüberzeugung oblagen, die besagt, daß das Töten eines Feindes nicht nur entschuldbar, sondern höchst empfehlenswert ist.«

»Ein Punkt für Sie. So werden wir also meinen Neffen hängen, weil er etwas tat, wofür er ein halbdutzend Jahre zuvor Orden erhielt. Wir werden ihn hängen, um Politiker zufrieden zu stellen, Aufstände niederzuhalten und das Gewissen dieser – dieser Paviane in Whitehall, in den Vereinten Nationen und sonst wo zu erleichtern!« Charlotte Stuart sprudelte die letzten Worte hervor.

»Der ehrenwerte Vertreter der Gegenpartei ist absolut korrekt. Genau das werden wir tun, und wir werden dabei Stammeshintergrund und -geschichte Ihres Neffen *nicht* in Betracht ziehen, so sehr sie auch mit dem Streitfall in Beziehung stehen mögen.« Stephen Ndegwa sprach nüchtern. »Es wäre jetzt nicht der großen Sache dienlich, Ihren Neffen *nicht* zu hängen.«

Charlotte Stuarts Schultern sanken nach vorn. Dann hob sie ihr Kinn.

»Vermutlich wußte ich es die ganze Zeit«, sagte sie. »Aber ich dachte, es könnte nichts schaden, es zu versuchen.«

»Ich fürchte, es ist nicht zu ändern. Aber ich fürchte noch etwas anderes, Charlotte Stuart. Ich habe Angst vor *Ihren* Leuten – vor der Art Leute, die den Rassen- und Stammeshintergrund Ihres Neffen bilden. Ich weiß nicht, was sie tun werden, wenn wir dieses Spiel nach den Regeln des schwarzen Mannes lustig weiterspielen und hoffen, daß die Weißen vor der Übernahme in die Knie gehen werden. Vielleicht werden einige der Weißen nicht knien wollen – und vielleicht haben wir genauso viel oder noch mehr Angst vor einer weißen Rebellion als vor einem schwarzen Aufruhr. In jedem Fall wäre die Tragödie dieselbe.«

Die alte Frau hob beide Hände in erschrockener Abwehr.

»Ich habe zu oft daran gedacht, und ich möchte nicht mehr dran denken!« rief sie. »Ich möchte nicht denken müssen, daß ich und meine Leute der Kern des Ganzen gewesen sind! Ich nehme die Schuld auf mich, Ndegwa, hier in aller Ehrlichkeit ein Experiment versucht zu haben. Ich dachte – und

damals schienen Sie genauso zu denken –, daß wir hier eine gute Chance hätten, den Probefall einer Art möglicher Zusammenarbeit von Eingeborenen und Europäern durchzuführen. Offenbar ist alles verkehrt gegangen, und es scheint niemandes spezielle Schuld gewesen zu sein, auf die ich meine Hand legen könnte. Wir sind irgendwie mit der Geschichte hängen geblieben, und nun stehen wir da, und mein armer Neffe ist womöglich zu einem größeren Probefall geworden, als es die Farm je war!«

Zum ersten Mal verriet Charlotte Stuart tiefe Bewegung. Ihre Augen feuchteten sich, und sie wischte sie zornig mit ihrem Taschentuch.

»Es tut mir leid«, sagte sie. »Verzeihen Sie. Ich hatte nicht die Absicht, vor Ihnen die Heulsuse zu spielen, Ndegwa. Was wir brauchen, ist ein kräftiger Schluck. Juma!« rief sie. »Lete ginni ngine!«

»Ich wollte sagen«, fuhr sie ein paar Augenblicke später mit ruhiger Stimme fort, »daß das, was eine gute Idee zu sein schien, durch eine schreckliche Serie von Unglücksfällen – wie dem Tod der armen Katie Crane, der sicherlich die Ursache war, daß Brian Kamau erschoss – in Unheil endete. Und dabei war diese Idee nur als eine Art Bemühung zu einem friedlichen Kompromiss gemeint. Aber die Unglücksfälle waren ja nicht einfach nur Unglücksfälle. Zweifellos ereigneten sie sich als Teil eines bösen Plans Ihrer eigenen Leute! Sie selbst warnten mich, Ndegwa! Sie sagten, es gäbe Leute, Politiker – wie ich dieses Wort hasse –, die versuchen würden, mir den Weg zu verlegen! Sie haben mir den Weg verlegt, und gründlich. Das einzige, was sie nicht eingeplant hatten, war der Mord an dem armen Crane-Mädchen und daß mein Neffe verrückt genug war, einen der Hintermänner zu erschießen.«

»Wir wissen nicht, ob Kamau irgend etwas damit zu tun hatte, Mrs. Stuart«, sagte Ndegwa nachsichtig. »Es könnte jeder Beliebige aus meiner Partei oder den andern gewesen sein. Wir alle tragen Schuld an der Aufhetzung – an der übereifrigen Pöbelaufstachelei zu eigensüchtigen Zwecken. Und wir wissen nicht, ob es Kamau war, der die Entführung des kleinen Jungen befahl. Aber wir können mit Bestimmtheit annehmen, daß

Kamau nicht damit gerechnet hatte, als Teil irgendeines Plans selber getötet zu werden.«

»Daß er umgebracht wurde, ist der einzige Lichtblick in dieser ganzen – nein, das meine ich nicht«, sagte Charlotte Stuart. »Aber was immer geplant wurde – in jedem Fall ist alles in Trümmern. Mir kommt's so vor, als ob das ganze Land unablässig rückwärts fiele und die Menschen mit ihm.«

Stephen Ndegwa umfasste ein Knie mit beiden Händen und lehnte sich in den Stuhl zurück.

»Das ist ein anderer Aspekt dessen, weshalb ich hier bin«, sagte er. »Ich spreche offen zu Ihnen, Mrs. Stuart – ich habe vor so vielen Dingen Angst. Genauso gut wie ich weiß, daß wir auf Ihrer schattigen Veranda sitzen, weiß ich auch, daß das unterirdische Grollen wieder begonnen hat – wieder beginnt – und alles nur wegen Matthew Kamas Tod. Wir brauchten nur die richtige Art Märtyrer, und schon sind wir wieder beim Mann in Rot – erinnern Sie sich? – und bei diesem Verrückten, Elijah Masendi, der 1944 oder 45 aus dem Mathari-Irrenhaus entsprang und in weniger als sechs Monaten einen Kult begründete. Und der Himmel weiß, was unter der schützenden Verbrämung mit Uhuru und den bevorstehenden Wahlen und mit einem wie von Gott gesandten Märtyrer alles geschehen kann, wenn nicht irgend etwas getan wird, um die Dinge wieder in die richtige Perspektive zu rücken.«

»Aber was, um Himmels willen?« rief Charlotte Stuart. »Ich muß es Ihnen nicht erst sagen – Sie wissen selbst, daß es etwas wie Perspektive' bei Ihren Leuten einfach nicht gibt! Es ist doch gleichgültig, wer etwas anfängt, wenn das ganze Land reif zur Explosion ist. Der erste, der ein Streichholz ins Pulverfass fallen läßt –« Sie schüttelte den Kopf. »Und ich dachte immer, der alte Jomo Kenyatta sei eine Bedrohung der Sicherheit, wie der Gouverneur dauernd sagt.«

Auch Stephen Ndegwa schüttelte nachdrücklich den Kopf. Dann lehnte er sich vor und senkte zur besseren Wirkung seine Stimme.

»Die einfachen Leute können nur eine Sache auf einmal sehen«, sagte er. »Glücklicherweise bin ich's, den sie jetzt sehen. Ich weiß nicht, wie lange

sie ihren Blick auf Ndegwa richten werden, aber ich hab' nicht viel Zeit zu verlieren, oder irgendein anderer wird sich in den Scheinwerfer schieben und sich selbst als Kamaus Nachfolger proklamieren.«

»Ich habe vor, zu den Massen zu reden, Mrs. Stuart – mich ihnen im Namen von Frieden, Wohlstand, Zusammenarbeit und vor allem Verantwortlichkeit zu stellen. Ich will die Führung des Landes übernehmen, de jure und de facto. Ich will einen positiven Start in Richtung auf die Wahlen und später, wenn wir eine Regierung gebildet haben, auf Uhuru. Ich will für das eintreten, wofür ich immer eingestanden bin – Mäßigung und langsamen, stetigen Fortschritt.

Ich will den Massen die Notwendigkeit der Zusammenarbeit mit den Weißen einprägen, ich will ihnen einprägen, daß sie die Weißen brauchen. Ich kann mir kein dramatischeres, wirksameres Mittel dazu vorstellen, als den Fluch von Glenburnie Farm zu nehmen – Ihre Leute zur Wiederaufnahme der Arbeit zu bringen und Sie zur Weiterführung Ihres Projekts zu bewegen. Und das mit meiner allen Watu sichtbaren Billigung und Förderung. Matthew Kamau wird sich bestimmt in seinem Grabe umdrehen, wo immer sie ihn verscharrt haben, aber ich werde Ihr Tun auch in seinem Namen billigen und fördern, selbst wenn ich auf meinen Großvater schwören müßte, daß er mich mit dieser Anweisung im Traum heimgesucht habe.«

»Langsam«, sagte Charlotte Stuart, »sprechen Sie langsam. Es würde mich sehr interessieren zu erfahren, wie Sie einen solchen Fluch, unter dem Glenburnie zur Zeit erstickt, aufheben wollen.«

»Ich möchte sehr gern den Fluch aufheben und zugleich Kamaus Geist bannen«, sagte Ndegwa. »Man kann's schaffen, wenn man's auf die richtige Weise anfängt. Wir sind einfache Leute. Einleuchtende Beispiele werden gewöhnlich beachtet, weshalb wir ja unsere Medizinmänner behalten haben. Wenn ich nur ein wenig Sonnenschein in die Dunkelheit des Augenblicks dringen lassen kann, wenn ich Sanftmut und Licht statt Aberglaube und Finsternis predigen kann, wenn ich harte Arbeit und nüchterne Vernunft glaubwürdig zu machen vermag, werden wir diesen

Fluch aufheben und Kamaus Gespenst in ein und demselben Streich bannen.«

»Sie müßten selber ein Mediziner sein«, murmelte Charlotte Stuart.
»Sie werden ein wahres Wunder bewirken müssen.«

»Ich denke anders«, sagte Ndegwa. »Ich denke, wir werden hier eine große Versammlung abhalten – für den Transport kann ich sorgen – bei hellem Sonnenschein, und wenn ich den Leuten erklären kann, daß ihr Weißen keine Ungeheuer seid und daß alles, was geschehen ist, Zufall war, daß kein Fluch oder Gotteszeichen oder was sonst dem Herzen des Zauberers teuer ist, auf der Farm und dem Projekt liegt, werden wir schon halb auf dem Wege zur Vernunft sein.«

»Und dann?«

Stephen Ndegwa fuhr erst nach einer Pause zögernd fort.

»Ich kann nichts versprechen. Aber in diesem Augenblick bedeutet Mäßigung Vernunft, und Vernunft ist Stärke. Wenn sie mich akzeptieren, werden sie aus einem toten Mann keinen großen Fall machen. Und wenn sie aus Kamau keinen Fall machen, wenn sie ihn nicht zum Heiligen erheben, wird der Prozess Ihres Neffen vielleicht nicht zur heißen Wahlfrage werden – wird nicht das Freudenfeuer werden, durch das die ganze Definition Uhurus beleuchtet wird. Vielleicht werden wir den Wahlen und unserer schließlichen Unabhängigkeit ruhig entgegengehen können, und vielleicht wird die politische Notwendigkeit, Ihren Neffen als zynisches Trinkgeld für die schwarze Majorität zu hängen, dann nicht mehr so stark sein.«

»Ich verstehe nicht ganz«, sagte Charlotte Stuart. »Zuerst sagten Sie, es sei hoffnungslos, und nun lassen Sie mich ein wenig hoffen, Brians Leben sei doch noch zu retten. Glauben Sie, daß das, was hier geschieht, Einfluß darauf haben wird, ob mein Junge gehängt wird oder nicht?«

»Ich biete nicht viel Hoffnung«, sagte Ndegwa grimmig. »Nicht viel. Aber etwas. Besser als überhaupt keine. Wenigstens werden sie auf mich hören, falls sie sich von mir einreden lassen, der Fluch sei von der Farm genommen. Und Sie können überzeugt sein, daß ich aus Ihrem Neffen kein hitziges Wahlfutter machen werde. Wir können den Prozess bis nach den

Wahlen verschieben. Ich weiß, daß es sich einrichten ließe –, und wenn wir im Frühling eine gesicherte Majorität besitzen und unsere Regierung gebildet ist, haben die Leute möglicherweise Kamau vergessen und werden nicht mehr nach dem Blut seines Mörders dürsten. Sie werden ein neues Spielzeug haben. Und vielleicht wird die britische Regierung nicht mehr so atemlos drauf aus sein, diesen Blutdurst zu löschen. Es ist eine Hoffnung – schwach, aber immerhin eine Hoffnung.«

»Und wie wollen Sie die Leute dazu bringen, mir zu vertrauen und dadurch Ihnen – oder umgekehrt?« Charlotte Stuart versuchte, ihre Erregung nicht in ihrer Stimme hörbar werden zu lassen, aber ein leichter Anklang von irischem Dialekt verriet sie.

»Durch Ruhe, wie ich sagte – und durch meine zwanglose Übernahme der Vaterschaft über die Herde. Indem ich mich sehen lasse – mich hier sehen lasse – indem sie mich in Freundschaft und Zusammenarbeit mit Ihnen sehen. Sie werden mich mit meiner Familie sehen, und sie werden Sie mit Ihrer Familie sehen. Wir werden zu ihnen sprechen – Sie und ich – und auch meine Frauen.«

»Ihre Frauen? Welche Frauen?«

Er stieß seinen Zeigefinger in Charlotte Stuarts Richtung, dann ballte er die Faust und schlug sie in die andere Handfläche.

»Ich will ein Exempel statuieren, Charlotte Stuart! Ich will meine Frauen und Kinder hier auf Glenburnie Farm ansiedeln und selbst bei der Durchführung Ihres Projekts Hand anlegen. Ich werde einer Ihrer Vorarbeiter sein, wenn Sie wollen – ich werde einen Teil meiner Zeit mit meinen Frauen und Kindern auf Glenburnie Farm leben!«

»Und wo wollen Sie zu ihnen reden?«

»Hier. Genau hier, von dieser Veranda aus. Es gibt keinen besseren Platz. Der Fluch liegt auf dem Haus. Wir werden den Fluch von diesem Haus nehmen, indem wir vom Haus aus sprechen. Ich werde meine Frauen und zwei Kinder mitbringen. Wir werden hier von der Veranda aus zu den Leuten in Ihrem großen Hof und Garten sprechen. Der Gott auf ›Dem Berge‹ sieht mir über die Schulter, während ich spreche – und ich könnte

mir vorstellen, daß sich mit ein bißchen Findigkeit eine ausreichende Lautsprecheranlage vom Haus zu den Bäumen anlegen ließe, so daß Er meine Stimme hören kann. Ich werde von der Veranda, aus der Mitte Ihrer Familie, sprechen. Sie werden sprechen, und meine Frauen werden sprechen – und vielleicht werden auch Ihre Nichte und Ihr Neffe und der Rest der Familie sprechen. Nichts Geschraubtes. Alles ganz einfach. Was halten Sie davon?»

»Alles, was Sie jetzt sagen, klingt wundervoll. Ich weiß zwar nicht, worüber ich reden soll, aber vielleicht werden Sie's mir sagen.«

»Wenn wir mit den Reden fertig sind, werden wir – werde ich durch die Menge gehen – zum Bauplatz der neuen Krankenstation. Eine meiner Frauen wird zum Schulhaus gehen, die andere zu den halbfertigen Wohnhütten. Ich hoffe zuversichtlich, daß Ihre Nichte oder die Frau Ihres Neffen zu den andern Bauplätzen mitgehen werden. Wir werden alles sehr symbolisch machen – die von der Zeit geheiligte staatskluge Geste. Wir werden einen Nagel einschlagen oder einen Firstpfahl oder ein Dach aufrichten. Wir werden zu den Kikuyu-Grundsätzen soliden guten Willens zurückkehren – zum gemeinschaftlichen Bau eines Hauses für ein Brautpaar.«

»Wird es nicht schwierig sein, die Erlaubnis für eine so große politische Versammlung zu bekommen?« fragte die alte Dame besorgt. »Ich weiß, daß jede Zusammenkunft augenblicklich verboten ist. Am gleichen Tag noch, an dem Kamau getötet wurde, wurde das Ausnahmerecht über die Lautsprecher verlesen. Es ist noch immer in Kraft, wie George Locke sagt.«

»Die Regierung wird mir keine Schwierigkeiten machen – nicht, wenn ich ihnen erzähle, wozu unser kleines Picknick dienen soll«, sagte Ndegwa. »Trotzdem möchte ich die übliche Anzahl Polizisten und noch ein paar dazu hier haben. Wenn alles gut geht, können wir's mit einem ganz hübschen Haufen bierseliger Bürger zu tun haben. Ich dachte daran, ein paar Massai und Wakamba gleichfalls zur Festivität zu laden.«

»Meinen Sie wirklich, daß es klug ist, auch Massai und Wakamba dabei zu haben? Sie wissen, wie sie mit den Kikuyu stehen.« Charlotte Stuarts

Stimme enthielt eine Spur Ängstlichkeit.

»Es ist ein Risiko, Memsaab. Aber auch die Massai leben in Kenia. Die Wakamba desgleichen. Sie werden früher oder später lernen müssen, miteinander auszukommen. Wir werden sie die Speere und Rungus in der Garderobe abgeben lassen. Und Mehr rassigkeit ist etwas sehr Gesundes, Positives. Eine Gruppe könnte als Dämpfer für die andere dienen. Rassenstolz und so weiter. Bei diesem Unternehmen geht's um das Zusammenwirken mehrerer Rassen – wir könnten ebensogut aufs Ganze gehen.« Er hob die Schultern. »Wer A sagt ...«

»Ich weiß, daß ich nichts zu verlieren habe«, sagte Charlotte Stuart. »Gott segne Sie für Ihre Güte, Ndegwa.« Sie streckte ihm ihre Hand entgegen. »Leben Sie wohl. Ich danke Ihnen. Wann soll dieses Jamboree stattfinden?«

»In einer Woche, zehn Tagen. Es ist sehr viel vorzubereiten. Inzwischen werd' ich mich in Nairobi mit Ihrem Anwalt in Verbindung setzen. Vielleicht läßt sich's machen, daß Quiller und ich Ihrem Neffen zusammen einen Besuch abstatten. Wenn er überhaupt einen Afrikaner sehen will. Vielleicht können wir irgendwas Handfestes, Brauchbares ausgraben, was Quiller zur Verteidigung verwenden könnte. Ich werd's immerhin versuchen. Auf jeden Fall werde ich ein paar Worte mit Quiller reden.«

Er stand auf der obersten Stufe und wartete darauf, daß sein Wagen von seinem schattigen Platz unter den Bäumen heranrollte, als der junge Philip Dermott aus dem Wohnzimmer auf die Terrasse trat.

»Tante Charlotte, Jill sagt –« Er unterbrach sich, als er Ndegwa auf den Stufen sah. Seine Augen glitten zu dem großen weißen Mercedes hinüber, der die Auffahrt heraufkroch.

Ndegwa wandte sich um und sah einen schlanken, borstenhaarigen jungen Mann mit hart ausgeprägten Kiefern, einer missbilligend verkniffenen Nase und einem Mund, der die Weichheit seiner Lippen in eine dünne, blasse Linie preßte. Der junge Mann trug ein kurzärmeliges Khakihemd und schmutzige Blue Jeans. An seiner Hüfte baumelte eine Pistole im Halfter. Seine Augen schnellten kühl von Ndegwa zu dem sich nähernden weißen Wagen.

»Tut mir leid. Ich wußte nicht, daß du beschäftigt bist«, sagte er zu seiner Tante mit harter, flacher Stimme und schickte sich an, ins Haus zurückzukehren. Seine Tante hielt ihn am Pistolenhalfter fest.

»Moment, Philip«, sagte sie. »Das ist Mr. Ndegwa. Er ist gekommen, um uns wegen der Farm und vielleicht auch Brians wegen zu helfen. Das ist Brians Bruder Philip Dermott, Mr. Ndegwa. Mr. Ndegwa ist ein Freund, Philip.«

Ndegwa trat mit ausgestreckter Hand auf Philip Dermott zu. »Ich freue mich, Sie kennen zu lernen«, sagte er. Philip sah kalt auf die Hand hinunter und sprach dann an Ndegwa vorbei in die Bäume.

»Ich dachte, seinesgleichen hätte uns mit der Farm *und* mit Brian schon genug geholfen«, sagte er gehässig. »Wozu ist er diesmal gekommen, Tante Charlotte? Um die Farm zu übernehmen und mit seinem Maridadi-Wagen gleich einzuziehen?«

Er starrte Ndegwa gerade in die Augen, machte auf den Hacken kehrt und ging langsam und abweisend ins Haus zurück.

»Tut mir leid, Ndegwa«, sagte Charlotte Stuart.

»Ich versteh's«, sagte Ndegwa, während er die Stufen hinunterging. »Ich begreife das völlig. Machen Sie sich deswegen keine Sorgen. Vielleicht werden wir auch das in der nächsten Woche oder so geradebiegen. Wir bleiben in Verbindung, Charlotte Stuart. Bleiben Sie gesund. Leben Sie wohl.«

»Leben Sie wohl, Stephen Ndegwa«, sagte die alte Dame. Sie sah dem Wagen nach, bis er in seiner eigenen Staubwolke verschwunden war. Dann stieß sie ihren Stock heftig auf den Boden.

»Philip Dermott!« rief sie. »Komm sofort her, und gottverdammst upesi sana!«

Die Arbeit auf Glenburnie Farm hatte sich für die Weißen rasch verdreifacht. Die Bewirtschaftung der Felder geriet fürs erste notwendigerweise ins Hintertreffen; alle weißen Helfer und so viele schwarze, wie dazu veranlasst werden konnten, wandten sich den lebenswichtigen Arbeiten des Melkens und Viehfütterns zu. Der junge Philip Dermott fluchte und jagte Milchvieh in Gerste- und Weizenfelder und ließ die Schweine in die Kartoffeln. Die Kühe mußten gemolken werden, auch wenn die Milch ebenfalls nur die Schweine bekamen. Das Vieh mußte gefüttert werden; die Prozedur des Fütterns war für die wenigen auf Glenburnie verbliebenen Helfer zu langwierig. Lass die Bastarde selbst für sich sorgen, dachte Philip; besser, unser Vieh frisst den Weizen, als ihn dem Mehltau auf den Feldern zu überlassen. Lass den verdammten Schweinen die Kartoffeln und die Milch – es ist niemand da, die Kartoffeln zu hacken, und die Milch wird nur sauer.

Philip Dermott hatte sich eine Pistole umgeschnallt, gleich nachdem sein Bruder Katie Crane gefunden hatte, und allmählich gewöhnte er sich an sie wie an etwas Normales, Selbstverständliches. Eine Woche – Gott, es schien ein Jahr her! – war seit der schmutzigen Angelegenheit auf der Farm und in Nairobi vergangen, und Philip fühlte sich heute genauso, wie er sich als halberwachsener Junge während der Mau Mau-Jahre gefühlt hatte, als ständig ein Gewehrkolben in seiner Armbeuge gelegen hatte und die Pistole an der Hüfte so natürlich wie ein Taschentuch gewesen war. Wenn er jetzt über die Farm ritt, an einem Tag, der in der schwarzen Stunde vor der Morgendämmerung begann und irgendwann gegen zehn oder elf Uhr nachts zu Ende ging, schob er ein Gewehr in das am Sattel befestigte Futteral unter seinem Bein.

Er war immer ein sehr stiller Junge gewesen, und jetzt war Philip Dermott fast völlig verstummt, wenn er sich im Haus aufhielt. Seine junge Frau sah ihn mit fragenden, verängstigten Augen an, wenn er während des späten, gedrückten Abendessens kaum ein Wort sprach und sie dann ins Bett nahm. Er verriegelte die Tür von innen, wie sie während des Aufstands die Türen verriegelt hatten. Tatsächlich waren sie wieder dazu übergegangen, das

ganze Haus zu verbarrikadieren, und Jill hatte einmal geweint, als Philip sie anfuhr, weil sie einen Vorhang zu schließen vergessen hatte.

Er schrie mit Juma herum, der seine Unterlippe zu einem fast unaufhörlichen Maulen vorschob. Mit George war er kurzangebunden, und mit seiner Schwester sprach er kaum. Zu Charlotte Stuart benahm er sich höflich wie immer, aber während der letzten paar Tage war er so selten im Hause gewesen, daß er ihr kaum begegnet war. Jill und seine Schwester Nell hatten darum gebeten, schwerere Arbeit auf der Farm verrichten zu dürfen, aber mit einer dem sanften jungen Philip Dermott völlig fremden Stimme verbot er ihnen glattweg, sich außer Hörweite vom Haus zu entfernen. Es gab auch dort genug zu tun und mehr noch in den Scheuern und Ställen, bei den Kühen.

»Fürs erste haben wir genug Frauen mit durchgeschnittenen Kehlen!« hatte er sie angefahren.

Gelächter war auf Glenburnie nicht mehr zu hören. Die Mahlzeiten wurden eilig und schweigend eingenommen. Warfen lehnten an Stühlen und Tischen: Philip hatte es schroff so angeordnet und war so stur wie ein Kompaniefeldwebel in seiner Forderung, jeder habe persönlich und zu allen Zeiten für die Bereitschaft der eigenen Waffe zu sorgen. Innerhalb einer Woche schien er gereift und hart geworden zu sein. Selbst seine weiche Stimme hatte Strenge und Autorität angenommen.

Während derselben Woche schien Charlotte Stuart um zehn Jahre gealtert zu sein. Ihre Augen waren eingesunken; die Muskeln ihres Gesichts hatten ihre Spannung verloren. Nur Jill behielt den physischen Glanz ihrer unbegrenzten Reserve an Jugend, aber die Heiterkeit schwand aus ihren Augen, wenn sie sie dem langnasigen Gesicht ihres Mannes mit den verkrampften Kiefermuskeln zuwandte. Katie Cranes Name wurde nicht mehr erwähnt, höchstens gelegentlich aus Versehen, und dann war das folgende Schweigen wie ein Schlag ins Gesicht. Auch von dem Kabel, das sie von Paul Drake erhalten hatten, wurde nicht mehr gesprochen. Katie Cranes Bruder hatte nur gedrahtet, daß seine Schwester Afrika geliebt hätte und gewiß glücklich wäre, dort begraben zu sein, und daß er nicht die

Absicht hätte, den Kontinent je wieder zu besuchen. Er hatte sie gebeten, alle durch die Beerdigung entstehenden Kosten seiner Sekretärin im New Yorker Büro zur Begleichung mitzuteilen, da er vermutlich für einige Zeit in anderen Teilen des amerikanischen Kontinents auf Reisen sei.

George Locke und seine Frau versuchten verzweifelt, die Farm zusammenzuhalten, da Charlotte Stuart sichtlich geschwächt schien und Philip Dermott seine junge Frau häufig in Zustände tränennahen Schweigens versetzte. Weder Philip noch Jill erwähnten der Familie gegenüber, daß sie sicher seien, Jill sei schwanger. Sie sprachen nicht einmal selbst darüber. Es schien sinnlos zu sein, in dieser Zeit für ein Kind Pläne zu schmieden.

90

Bei seinem Versuch, Glenburnie vor dem Auseinanderfall zu bewahren, verhielt sich George Locke unschlüssiger als zu jeder anderen Zeit seines Lebens. Er hatte geglaubt, in den Haushalt gut eingefügt zu sein; jetzt fühlte er sich in ihm fremder als damals bei seinem ersten Erscheinen. Er spürte sogar, daß seine Frau ihn auf bestimmte Art für die unerfreuliche Lage der Familie für verantwortlich hielt, obgleich sie nichts über seinen Anteil an dem Experiment sagte, das für alle Beteiligten so tragisch geendet hatte. Doch wenn auch Nell Locke in puncto Ich-hab'-dir's-ja-gesagt zurückhaltend war – ihr Bruder Philip war es nicht.

Während des Krieges hatte George Locke Männer über Nacht altern sehen – hatte gesehen, wie sie sich plötzlich zu den fertigen Charakteren entwickelt hatten, deren Formelemente sie von Anfang an in sich trugen. So war es mit Philip Dermott; er war immer der jüngere Bruder gewesen, immer überschattet von Brian und seiner Schwester. Er hatte sich keiner frühen Erinnerung an Mutter und Vater erfreut. Er hatte am Schwanzende von Tante Charlottes Brut mitgewurstelt, und er hatte seinen großen Bruder

von weitem verehrt. Während der Mau Mau-Jahre war er fast noch ein Kind gewesen und frühzeitig an Gewehre und ans Töten gekommen. Dann hatte er sich scheinbar wieder in die Kindheit zurückgezogen, angesichts all der rührigen Geschäftigkeit innerhalb der Familie – Brian verheiratet und sehr bald schon ein berühmter Jäger; George Lockes Einzug ins Haus und die Veränderung, die die Ehe im narbendurchzogenen Gesicht und Herzen von Philips Schwester bewirkt hatte; schließlich war die Ankunft von Philips eigener Frau auf der Farm neben Brians schrecklicher Krankheit und der Gegenwart Katie Cranes in den Hintergrund getreten. All das hatte die Umwälzung auf der Farm, hatte Charlotte Stuarts Versuch, Glenburnie auf seinen eigenen und gegen Brian Dermotts Rat, wie George zugeben mußte, in eine Genossenschaft zu verwandeln, auseinander gerissen und beiseite geschoben. Die Morde hatten Philip Dermott endgültig zu seiner vorherbestimmten Erwachsenenform verholten, die wenig Ähnlichkeit mit dem Jungen aufwies.

Und nun war Philip Dermott ein Mann, wie sich George Locke gezwungenermaßen eingestehen mußte. George Locke fühlte sich unnütz und schwach – besonders, nachdem er von Philip mit Worten überfahren worden war, als er es gewagt hatte zu erklären, die Dinge wären vielleicht doch nicht so schlimm, wie sie aussähen, und eine günstige Wendung könne sich unter Umständen noch immer ergeben. Philip Dermott fixierte ihn mit einem ätzenden Blick und sprach in einem Ton, den man gewöhnlich anwandte, um einem nicht allzu intelligenten Fremden die simplen Tatsachen des Lebens zu erklären.

»Du siehst, George –«, er gebrauchte seinen Namen auf eine Weise, die rasend machen konnte, »– es hat sich rausgestellt, daß mein Bruder recht hatte. In allem. Er kennt die Wogs – er ließ sich durch all das Komm-zu-Jesus-Zeug, das ihr, du und Tante Charlotte, ausgeheckt hattet, nicht benebeln wie ich. Ich werfe es mir vor, nicht zu Brian gehalten zu haben.«

Selbst die Art, wie er eine Pause einschob, um ein Streichholz an der Steinumfassung des Kamins anzureißen, war verächtlich; die Art, wie er

das Streichholz in den Kamin schnipste, gleichgültig, ob es auf den Fußboden fiel oder nicht, war beleidigend.

»Er wußte die ganze Zeit, daß aus diesem Opiumrausch nichts werden würde. An dem Abend, an dem wir uns stritten und er das Haus verließ, waren so ziemlich seine letzten Worte irgendwas über Afrikaner, die ihre Zeichen verwechseln und bei ihrem Wahnsinnsgrapschen nach diesem Uhuru-Unfug unschuldige Zuschauer umbringen würden. Er hatte eine ganze Menge über Dankbarkeit und Verlässlichkeit und Verwünschungen und Selbstsucht und einen Haufen anderer Dinge zu sagen. Er hatte total recht: sie liefen alle weg, als es unruhig wurde – und die Unruhe kam von den politischen Wogs, die gar nicht wollten, daß ihre eigenen Leute auf dem besten Wege waren, es besser zu haben.

Der arme Brian hat in allem verdammt recht gehabt, und jetzt sitzt er dafür hinter Gittern und wird dafür baumeln. Der einzige Punkt, in dem er unrecht hatte, war die *Art*, wie er diesen Lumpen Kamau um die Ecke brachte. Ich kann mir nur vorstellen, daß er nicht bei Verstand war – es wäre viel intelligenter gewesen, dem Hundesohn aufzulauern und ihm den Hals abzuschneiden, wie's Katie Crane passiert ist. Wir haben nicht viel gewonnen, daß Brian diesen Affen erschoss. Wir haben nur Brian verloren – für den Moment wenigstens –, und wir können gerade jetzt ein paar Brians gebrauchen. Deine Sorte kommt später an die Reihe, George – nach dem Waffenstillstand.«

Er hatte auf das Pistolenhalfter an seiner Hüfte geschlagen und war schnell gegangen, während George Locke langsam über seinen blass-rötlichen Schnurrbart strich. Durch die Tür hörte er Philip rufen, er werde nach Nyeri fahren. Gestern war es Naivasha gewesen und am Tag davor Nakuru. Jeden Tag schien er einen besonderen Weg zu haben, der ihn seinen endlosen Pflichten auf der Farm fernhielt. Und wenn er mit dem Wagen wegfuhr, hatte er stets Jill bei sich. Er schien nicht mehr geneigt, sie aus den Augen zu lassen, was George in Anbetracht der gespannten Lage für ganz natürlich hielt.

Charlotte Stuart sprach kaum noch von etwas anderem als von Stephen Ndegwas Plänen für die Farm. Nach Ndegwas Abfahrt hatte sie einen heftigen Streit mit Philip gehabt, und nun sprachen sie steif wie Fremde miteinander. Sie hatte Ndegwas Ideen für eine politische Massenversammlung auf der Farm kurz umrissen. George Locke und seine Frau waren begeistert; Jill warf ihrem Mann einen vorsichtigen Blick zu und sagte nichts. Nach mehreren Tagen beharrlicher Schweigsamkeit seitens Philips hatte Charlotte Stuart schließlich ihren Neffen direkt darauf angesprochen.

»Du hast nichts gesagt, Philip. Was hältst du davon, nachdem du alle Einzelheiten gehört hast?«

»Alles, was ich darüber denke, würde reichlich unhöflich klingen«, sagte er. »Wenn du meine Meinung wissen willst, werd' ich sie dir sagen und die Unhöflichkeit riskieren. Ich hab' nicht viel Hoffnung, daß du auf mich hören wirst.«

»Sag sie, und wir werden zuhören. Leg los.«

»Ich bin überzeugt, daß das, was euer kostbarer Mr. Ndegwa euch jetzt vorschlägt, nur ein politischer Trick ist, um seine eigenen Kastanien aus dem Feuer zu holen – um sich bei der Regierung und in der Welt draußen Kredit zu verschaffen. Wenn's schief geht und es ein großes Kelele gibt, kann er alles auf euch abschieben und trotzdem bei seinem eigenen verdammten Haufen der große Mann sein. Er ist schwarz, und er ist ein Politiker, und mir scheint, für eine einzelne Familie haben wir genug Erfahrungen mit schwarzen Politikern gesammelt.«

»Das ist also deine endgültige Meinung?« fragte seine Tante, als spräche sie mit einem zudringlichen Außenseiter.

»Das ist meine endgültige Meinung.« Seine Antwort war ebenso bar jeder familiären Wärme wie die Stimme seiner Tante.

»Und was willst du tun – zusammenpacken und verschwinden oder kämpfen? Und wie willst du kämpfen? Ndegwa vor dem *Stanley* erschießen

und zu deinem Bruder in die Zelle ziehen?« Die alte Dame hatte zornig ihre Stimme erhoben.

»Ich pack' nicht zusammen. Ich bin nur fest entschlossen, Jill nach England zu schicken.«

»Pip! Du hast mir nichts davon gesagt – du kannst es nicht!« Seine Frau mischte sich zum ersten Mal ins Gespräch. Sie hatte sich halb erhoben, und ihr Gesicht war sehr bleich. »Ich werd' nicht nach England gehen und dich verlassen – ich tu's nicht!«

»Du wirst, wenn ich's dir sage.« Philip Dermott sah sie nicht an. Er hielt seine Augen auf Charlotte Stuart gerichtet. »Auf diese Wogs sind wir, weiß Gott, lang genug hereingefallen! Ich hab' schon einmal gesagt, daß mir meine Frau ohne durchschnittene Kehle lieber ist. Ich denke noch immer so. Jill geht nach England, sobald alles vorbereitet ist und ich sie zum Flugzeug schaffen kann.«

»Ich werde nicht gehen! Ich muß nicht gehen! Muß ich gehen, Tante Charlotte?« Sie wandte sich bittend an die alte Dame.

»Du bist mit Philip verheiratet«, sagte seine Tante. Dann wandte sie sich wieder ihrem Neffen zu.

Philip Dermott drehte sich langsam um sich selbst und sah alle nacheinander an. Seine Lippen verzogen sich leicht, als er seinen Blick kurz auf seinem Schwager ruhen ließ.

»Du wirst mich nicht brauchen«, sagte er. »Ein Friedensstifter im Haus genügt. George wird nach allem sehen.«

»Ich gehe nicht! Ich will nicht! Ich bleibe bei Tante Charlotte. Ich bleibe hier – *zu Hause!*« Sie ließ ihr Gesicht in ihre Hände sinken und brach in einen Tränenstrom aus. Ihr Mann tat nichts, um sie zu trösten. Nach einer Weile versiegten ihre Tränen, aber sie hielt ihr Gesicht in den Händen verborgen.

»Wenn du hier bleibst, bleibst du ohne mich«, sagte er. »Wenn du bleibst, werde ich nicht mehr für dich verantwortlich sein. Ich sage dir's noch einmal, Jill – komm heut' abend mit mir nach Nairobi. Du kannst drüben deine Leute besuchen, bis hier alles wieder in Ordnung ist.«

»Ich werde nicht gehen, es sei denn, Tante Charlotte schickt mich weg – es sei denn, sie weigert sich, mir Platz in ihrem Haus zu geben!« sagte das Mädchen. »Ich will nicht nach England! Ich laufe nicht weg! Ich will nicht weglaufen! Bitte, darf ich bleiben, Tante Charlotte?«

»Ich werde sie weder halten noch rauswerfen«, erwiderte Charlotte Stuart. »Das hier ist mein Haus; sie ist willkommen. Mit dir oder ohne dich ist sie willkommen. Wenn sie zu bleiben wünscht, bleibt sie, falls du sie nicht mit Gewalt von der Farm wegschaffst, und das würde ich niemand raten, nicht einmal einem Dermott.«

»Also gut –« Philip Dermott zuckte mit den Schultern, mehr und mehr seinem Bruder ähnelnd. »Tu, was du willst, Jill. Geh oder bleib. Wenn du bleibst, kannst du mich abschreiben.«

Jill begann wieder zu weinen, und diesmal stand sie auf und verließ den Raum. Beklemmendes Schweigen breitete sich aus. Endlich wurde es von Charlotte Stuart gebrochen.

»Und was willst du tun, nachdem du dich entschlossen hast, dem armen Mädchen das Herz zu brechen und dich vor deiner Verantwortung hier zu drücken?« Ihre Stimme traf ihn wie eine Keule.

»Sei so grob, wie's dir beliebt, Tantchen. Hier. Lies das. Ich hab's heute aus Nyeri geholt. Es wird dir eine ungefähre Vorstellung geben.«

Er reichte ihr ein Kabel. Charlotte Stuart kramte nach ihrer Brille und setzte sie auf. Sie las das Kabel durch, dann glitt ihr Blick zu ihrem Neffen.

»Lies es laut«, sagte er. »Warte. Jill!« rief er. »Komm zurück. Ich möchte, daß du es auch hörst!«

»Es ist mit ›Bruce‹ unterzeichnet. Ich nehme an, es handelt sich um Don Bruce. Es lautet: haltet festung bis eintreffe saa flug 217 diensttag abholt wenn möglich zur besprechung von planen bruce.«

Sie ließ das Kabel in ihren Schoß sinken und sah zu ihrem Neffen auf.

»Und was soll das bedeuten?«

Von neuem glitt Philips Blick durch den Raum.

»Don Bruce kommt wieder nach Hause«, sagte er. »Ich nehme an, wir werden unser Quartier bei ihm aufschlagen. Don hat herausgefunden, daß er

eure Art von Geschäft nicht mit den Wogs betreiben kann. Jetzt kommt er zurück, um unsere Art von Geschäft mit den Wogs zu betreiben. Das wird ein stürmisches Hallo geben, Tantchen.«

Seine Tante lehnte sich in ihren Stuhl zurück und seufzte. Ihr Gesicht schien zu zerfallen.

»Davor hab' ich mich am meisten gefürchtet«, murmelte sie fast wie zu sich selbst. »Das vor allem habe ich verhindern wollen. Zuerst Brian, jetzt du. Die ganze Geschichte wieder von vorn. Die ganze schreckliche Geschichte wieder von Anfang an. Gut, Philip.« Sie hob die Augen zu seinem Gesicht empor. »Nimm die Gewehre, die du brauchst, und geh.«

91

Lise Martelis hatte mehrere Tage lang verschreckt auf irgendein Zeichen gewartet, daß Matisia über ihr weiteres Schicksal zu einem Entschluß gekommen war. Sie hatte es seit dem Tage erwartet, an dem er gedroht hatte, ihr den Hals abzuschneiden. So war sie durchaus nicht überrascht, als Matisia an einem Freitag beiläufig erklärte, daß sie ein bißchen spitz aussähe und daß ein kleiner Abstecher zur Küste sie vermutlich wieder in Ordnung bringen würde. Auch er sei überarbeitet und könne einen Wechsel gebrauchen.

»Ich werde während der nächsten Tage reichlich beschäftigt sein«, hatte er gesagt. »Nimm doch das Flugzeug nach Mombasa runter und buddel dich an der Nyali-Bucht für eine Woche oder so ein. Ich werd' nachkommen, aber ich habe ein paar Tage draußen auf dem Land zu tun und will das Haus zumachen und mich nach einem größeren umsehen. Ich denke, ich werde bald eins brauchen, in dem man mehr Gäste empfangen kann. Wäre ein kleiner Abstecher von vierzehn Tagen oder so nicht ganz verlockend?«

Lise Martelis hatte gelächelt und gesagt, daß es wunderbar klinge; es sei in der letzten Zeit reichlich fade gewesen, allein hier herumzusitzen, während

er die ganze Zeit weg gewesen sei.

»Wann soll ich fliegen?« fragte sie unterwürfig.

»Wann du willst«, hatte er, ganz Lächeln und Freundlichkeit, gesagt.
»Heute. Morgen. Wann immer du Lust hast.«

»Dann möchte ich morgen«, sagte sie.

»Sehr schön. Wie wär's jetzt mit einem Kuß, ich muß los. Ah, was für ein dummer Kerl ich bin – beinah hätt' ich das Geld vergessen! Hier.« Er zog die Brieftasche und schälte zwanzig Hundert-Shilling-Scheine von einem stattlichen Bündel Noten. »Das sollte reichen, bis ich komme. Die Hotelrechnung brauchst du nicht zu bezahlen. Also.« Er küßte sie eilig.
»Bin schon weg.«

Lise Martelis sah ihm nach und ging dann in ihr Schlafzimmer zurück, um mit dem Einpacken ihrer Kleider anzufangen. Seltsam. Sie würde das kleine, rosafarbene Haus vermissen, grübelte sie, während sie ihre Wäsche sorgfältig zusammenfaltete. Als sie mit dem Packen fertig war, sah sie sich prüfend um, um festzustellen, ob sie irgendwas vergessen hatte. Zufrieden gestellt ging sie zum Kühlschrank und nahm einen Krug eisgekühlten Tees heraus. Sie tat eine Winzigkeit Minze in den Tee und nahm einen langen Zug, bevor sie zum Telefonhörer griff und das Büro Stephen Ndegwas anrief.

Ndegwa hatte vorgeschlagen, sie in seinem Haus zu treffen – wo sie sich, wie er sagte, ungestört unterhalten könnten, da seine Frau zu einem Besuch nach London gefahren sei und es weit und breit nur Hausboys gäbe. Er hatte ihr die Adresse angegeben, und sie fühlte sich sehr behaglich bei dem großen, breitgesichtigen, freundlich lächelnden Mann, der sie von dem Koffer erlöst hatte, mit dem sie von der Stelle aus, wo sie auf seinen Rat hin das Taxi zurückgeschickt hatte, einen Block weit gewankt war.

In Sporthemd, Stacks und bequemen Mokassins machte er einen gemütlichen Eindruck, und er hatte ihr einen Drink angeboten und eine

Zigarette für sie angesteckt. Stephen Ndegwa schien ebenso grundverschieden von dem hitzigen, unbeständigen Matisia zu sein wie von dem anmaßenden Kamau; sie wünschte, sie wäre Ndegwa zuerst begegnet und nicht den andern.

»Und so sind Sie also jetzt zu mir gekommen«, sagte er. »Warum nicht vorher? Und warum vertrauen Sie mir? Warum gehen Sie nicht direkt zur Polizei? Sie haben mir mehr als genug erzählt, um Matisia wegen Beihilfe zum Mord hinter Gitter zu bringen. Sie haben mir genug erzählt, um Kamau zu hängen, wenn dieser Dermott ihn nicht schon erschossen hätte.«

»Ich wußte nicht, wo ich sonst hingehen sollte«, sagte sie einfach. »Ich weiß, daß Matisia mich jetzt umbringen will, sonst würde er mich nicht nach Mombasa schicken. Wenn er mich nicht umbringen wollte, würde er mich nur rauswerfen. Aber er fürchtet, die Polizei könnte mich auflesen, weil ich keine Papiere habe, und ich würde vielleicht bei der Polizei reden, wenn er mich nur rausschmeißt. Deshalb wird er mich jetzt umbringen, wenn Sie mir nicht helfen wegzukommen.«

»Aber warum gerade *ich*?« beharrte Stephen Ndegwa.

»Weil Matisia und Kamau Sie so hassen, daß ich dachte, Sie müßten deshalb ein guter Mensch sein. Außerdem schienen beide Angst vor Ihnen zu haben. Wenn Sie wirklich ein guter Mensch sind, wäre es Ihnen vielleicht ganz recht, Matisia ein bißchen in der Hand zu haben. Wenn nicht jetzt, dann in der Zukunft.«

»Hmm.« Stephen Ndegwa zupfte an seinem Kinn. Man konnte nicht sagen, daß Huren immer korrupt dachten.

»Nehmen wir an, ich könnte Ihnen die gesicherte Ausreise und vielleicht sogar irgendwelche Einreisepapiere für ein anderes Land garantieren – wären Sie bereit, ein Protokoll Ihrer Aussage zu unterschreiben? Sie unter Eid zu beschwören?«

»Ich wär's«, sagte sie eifrig. »Ich würde es tun. Ich würde alles tun, nur um weg zu können. Wenn ich nach Südafrika könnte – weit weg. Ich würde sogar unter meinem richtigen Namen gehen. Marthe Evert. Auf diese Weise

könnten sie drüben keine Verbindung zu mir hier herstellen. Wenn ich nach Marokko oder Algier gehen könnte. Irgendwohin.«

»Das wäre zu machen. Sagen Sie noch eins: Würden Sie vor einem Gerichtshof all das beschwören, was Sie mir über die Verbindung Kamaus und Matisias mit dem Mord an Mrs. Crane und dem alten Mann und mit der Entführung des kleinen Jungen erzählt haben – würden Sie auf mein Wort und das Wort des Gouverneurs, daß Ihrer Abreise nichts in den Weg gelegt wird, als Zeugin erscheinen?« Er lächelte dünn. »Wir könnten Sie natürlich unter Ihrem wirklichen Namen schwören lassen und Ihnen gestatten, für Reisezwecke Ihren alten, gewohnten Namen Martelis wieder anzunehmen. Es brächte uns alle weniger in Verlegenheit.«

Die Frau ließ verzweifelt ihre Hände sinken.

»Ich *kann* nichts weiter tun, als Ihnen vertrauen. Ich hab' ein bißchen Geld – ein bißchen eigenes und etwas, das mir Matisia gab. Aber wenn Sie mir nicht helfen, bleibt mir niemand, an den ich mich wenden könnte, abgesehen von der Polizei, und ich hab' Angst vor jeder Polizei, wenn nicht ein Höhergestellter für mich mit ihr spricht.«

Stephen Ndegwa lehnte sich in seinen Stuhl zurück und dachte eine Minute lang nach.

»Es würde einige Zeit dauern, um Ihre Papiere in Ordnung zu bringen – ich müßte mit ein paar Leuten sprechen, und morgen hab' ich einen ausgefüllten Tag. Einen Tag, den zu versäumen ich mir nicht leisten kann. Was wollen Sie jetzt tun – nach Mombasa fliegen? Sicherlich nicht nach Hause zurückgehen?«

»Ich wage mich nicht nach Mombasa, und ich habe Angst, ins Haus zurückzugehen. Er kommt oft überraschend wieder, wenn er gesagt hat, daß er wegbleibt. Und wenn ich nach Mombasa gehe – wär's sehr gut möglich, daß er dort schon auf mich wartet. Oder, was wahrscheinlicher ist, jemand, den er geschickt hat.«

Stephen Ndegwa zupfte an einem Ohrläppchen und verfiel wieder in Nachdenken.

»Ich denke, vom Standpunkt der Sicherheit aus wär's nicht sehr intelligent, Sie hier zu behalten. Ich könnte mir vorstellen, daß sich unser Freund mit seiner Absicht, Ihnen die Kehle aufzuschlitzen, womöglich noch mehr beeilen würde, wenn er auf den Gedanken käme, daß Sie mit mir gesprochen haben. Ich glaube, Madame, es wäre das Gescheiteste, Sie im Gefängnis unterzubringen.«

Eine protestierende Hand hob sich zu ihrem Gesicht, aber Stephen Ndegwa lächelte ihr beruhigend zu.

»Keine Anklage. Keine Probleme. Nur eine Maßnahme, die sich Schutzhaft nennt. Wir machen's oft so mit Zeugen, für deren Sicherheit wir fürchten. Sie werden's für eine Nacht oder so ganz behaglich haben, bis ich irgendwas Halboffizielles arrangieren kann, das Sie wohlbehalten aus dem Land und auch aus Matisias Reichweite bringt. Ich werde einen Polizeiinspektor anrufen, den ich kenne. Er wird Sie mir zu Gefallen fein ordentlich einsperren.«

»Wird es nicht gegen mich vorgebracht werden?« Argwohn kam in ihre Stimme.

»Durchaus nicht. Im Gegenteil, es wird sich zu Ihren Gunsten auswirken. Sehen Sie, ich weiß noch nicht, wie ich das, was Sie mir erzählt haben, verwenden kann. Ich werd's mir gründlich überlegen müssen.«

»Morgen abend wollte Matisia zurückkommen«, sagte die Frau. »Er hat's mir gegenüber besonders betont.«

»Ich wäre keineswegs überrascht«, sagte Ndegwa. Dann sprach er ins Telefon: »Hallo, Inspektor Barnes? Hier Stephen Ndegwa. Sagen Sie mal, David, würden Sie mir einen kleinen persönlichen Gefallen tun, der was mit dem Wohlergehen des Landes zu tun hat? Ich brauche für ein paar Tage Gratisvollpension für eine Freundin, zu ihrem Schutz. In Ordnung? Fein. Ich werd' Ihnen ein paar Einzelheiten erzählen, wenn ich sie rüberbringe. In zwanzig Minuten. Danke.«

Er wandte sich wieder Lise Martelis zu.

»Wir dürfen nichts von Matisia und Kamau erwähnen. Sie sind lediglich ein belgischer Flüchtling aus Kivu und halbverrückt vor Angst. Sie suchen

Schutz, bis Ihr Transport aus der Stadt bewerkstelligt werden kann, und eine Zufallsbekanntschaft schickte Sie zu mir. Mehr braucht Barnes nicht zu wissen, bis ich sehe, was ich für Sie tun kann. Sie werden Ihnen keine Fragen stellen. Besseres kann ich Ihnen fürs erste nicht bieten.«

Er ging in ein anderes Zimmer, um einen Mantel zu holen.

»Ich fahre Sie selbst. Ich hab' den Chauffeur nach Hause geschickt. Kommen Sie. Wo ist Ihr Koffer?«

»Ich bin noch niemals im Gefängnis gewesen«, sagte die Frau plötzlich. »Ist es sehr schlimm?«

»Nicht so sehr schlimm«, sagte Ndegwa. »Die Pritsche wird ein bißchen hart sein, aber wenigstens können Sie ohne Sorgen schlafen. Manche Leute gewöhnen sich sogar ans Gefängnis.«

»Sie sind sehr gütig, so viel für mich zu tun«, sagte die Frau und legte ihre Hand auf seinen Arm. »Wenn ich's Ihnen jemals danken kann –«

»Machen Sie sich darüber keine Sorgen. Seien Sie schön still und schlafen Sie gut. Sie werden da viel sicherer als in einer Kirche sein. Da sind wir.« Er lenkte den Wagen an die Bordschwelle. »Das ist das Haus des Inspektors. Er wird alles weitere besorgen. Vergessen Sie nicht, ich sehe Sie morgen.«

Er stieg aus und ging einem untersetzten Mann entgegen, der die Auffahrt herunterkam.

»Zugang für *niemand* zur Zelle, ausgenommen Sie oder ich oder der Schließer, David«, sagte er, nachdem sie sich die Hände geschüttelt hatten. »Sie könnte für unser aller Leben ziemlich wichtig werden – in welcher Richtung der Wind auch weht. Ich darf Ihnen im Moment nicht mehr sagen. Und vielen Dank.«

»Reicht für mich«, sagte der Mann. »Ich werd' sie in einem der besseren Appartements verstauen. Wo die reichen Wechselreiter und die ehrenwerten betrunkenen Lordsöhne logieren.«

Stephen Ndegwa sah ihnen nach, als sie im Wagen des Polizeiinspektors davonfuhren. Er schüttelte bekümmert seinen Backenspeck, während er in sein eigenes Vehikel stieg. Welch eine Entscheidung, dachte er. Die

einmalige Chance, eine Schlange zu zertreten. Und wegen gewisser sonderbarer Verbindungen zu einem Mann namens Brian Dermott, der gleichfalls im Gefängnis sitzt, und wegen gewisser ungewöhnlicher Vorgänge morgen auf der Farm von Brian Dermotts Tante muß ich fremde Huren ins Kittchen schaffen und gefälschte Papiere auftreiben, um sie aus dem Land zu schmuggeln, bevor das, was sie weiß, das Andenken an einen schmutzigen Heiligen namens Matthew Kamau entweicht und uns alle, wie wir da sind, Schwarze und Weiße, Unschuldige und Schuldige, in die Tinte bringt. Er schüttelte noch immer den Kopf, als er die Stufen seines eigenen Hauses hinaufstieg, um zu Bett zu gehen – aber nicht um zu schlafen, dachte er.

92

Von acht Uhr morgens an trafen die voll gestopften Busse mit aus den Türen hängenden und in den Gängen dicht gedrängten Fahrgästen auf Glenburnie Farm ein. Die Autobusse wirkten inmitten der weiten grünen Felder der Farm so unwahrscheinlich wie gestrandete Walfische. Es hatte drei oder vier Tage nicht geregnet – die Pfützen waren getrocknet und hatten hartkrustige Grübchen im festen Lehm zurückgelassen, aber auf den unbepflanzten Feldern zeigte sich ein dünner, blasser grüner Flaum. Die Blumen waren durch die kürzlich bescherte Feuchtigkeit aufgeblüht. Charlotte Stuarts weitläufige Gärten waren geradezu weihnachtlich geschmückt mit ihren leuchtenden Mohnblumen und Cannas, den Geranien, Nelken und Fuchsien, mit einem ganzen Beet gelber, tauchschwer auf ihren geschmeidigen Stielen sich neigender Rosen, groß wie Spitzkohl. Die Bougainvillea raschelten und wanden sich vor Leben, und die Kapkastanien und Frangipani prahlten laut vor dunklen Zedern und Eukalypten. Da und dort weinten violette Jacarandas vor dem wilden, prunkenden Scharlach der

Nandi. In den Baumwipfeln schwirrten die Vögel, und überall summten Bienen.

Der Himmel war jetzt völlig frei von Wolken, und die ragenden Zacken Des Berges hoben sich klar gegen das gewaschene Blau des Keniahimmels ab. Der Tag war so ähnlich dem europäischen Frühling, wie er in Afrika nur sein konnte. Die kurzen Regenfälle hatten offensichtlichen Erfolg gehabt, und bis zum März, wenn die langen, stetigen Güsse zu erwarten waren, würde es keinen Regen mehr geben. Die Regengüsse hatten zu rasch aufgehört – dem Land stand eine aushungernde Trockenheit bevor, wenn sie nicht wieder einsetzten, aber wie das Wetter nun einmal war, war man schon ganz zufrieden und dankbar für alles, was nicht direkt nach Katastrophe aussah.

Charlotte Stuart saß bei ihrer vierten Tasse Kaffee auf der Veranda und beobachtete die allmählich in den Bereich der grünen Gärten scheu einsickernden Leute. Sie war so aufgeregt, daß sie es kaum ertragen konnte; das ganze Haus bebte vor Erregung. Es war wie der Tag vor einer großen Hochzeit, dachte sie und wies barsch den sich eindringenden Gedanken zurück, daß es auch an Beerdigungstagen häufig sonnig sei. Sie beobachtete die Leute, die wie die Kinder aus den in regelmäßigen Abständen eintreffenden Bussen quollen, und überlegte, daß Ndegwa wahrhaftig schon ein Wunder gewirkt hatte, überhaupt so viele Leute zum Kommen zu veranlassen. Sie wußte nicht, wie er es gemacht hatte, und es war ihr auch egal. Gegen zehn Uhr waren an die tausend gekommen, und der wachsende Zustrom ließ weitere vier- bis fünftausend Teilnehmer erwarten, bevor das Palaver mittags beginnen würde.

Es war Samstag. Das mochte zum Teil für den Andrang günstig gewesen sein, besonders für die gewaltige Zahl der Frauen. Sie glaubte, niemals zu vor so viele Frauen im Verhältnis zu Männern gesehen zu haben, nicht einmal an den großen Markttagen in Karatina, Kiambu und Njabini. Die Frauen waren in ihre besten Shukas gekleidet, in grelle Schattierungen von Blau, Grün und Orange. Viele trugen Kleider wie weiße Frauen, aber fast alle schienen barfuss oder in Sandalen zu sein. Unter den ersten Gruppen

gab es nur wenige mit richtigen Schuhen, wie Charlotte Stuart erleichtert feststellte. Sie hatte in Gedanken ihre Rasenflächen und die meisten Blumen schon abgeschrieben, aber flache, nackte afrikanische Füße würden den Rasen vermutlich weniger beschädigen als Stiftabsätze oder schweres Schuhwerk.

Sie hatten die Watoto, die Kinder, mitgebracht. Das war ein gutes Zeichen für einen schönen Tag, dachte sie und dankte noch zusätzlich Gott für den schönen Tag. Sie dachte sich, daß nirgendwo ein Fluch bei vollem Tageslicht Wirkung haben könnte, schon gar nicht in der Sicherheit, die eine solche Massenversammlung mit sich brachte. Der lächelnde Tag, Freibier, Rindfleisch in unbegrenzten Mengen und Tanz reichten an sich schon aus, um Afrikaner an einem sonnigen Samstag anzulocken, aber es würde darauf ankommen, wie viele blieben, wenn die Sonne sank und die Dunkelheit hereinbrach. Natürlich würde sie's schon nach den Reden wissen. Sicherlich konnten sie schon an den Reaktionen der Menge erkennen, wie die Zukunft aussah – und konnten mehr ins Einzelne gehen, wenn sie sahen, wie die Watu das im Freien gebratene Rindfleisch und das Bier vertilgten. Charlotte Stuart mußte ein wenig lächeln, als sie an die mannigfaltigen Vorbereitungen für diese große Ngoma dachte. Zwischen den Afrikanern und den Iren bestand ja wirklich kein großer Unterschied. Beide waren leicht entflammbar, und beide liebten Markttage und die Aussicht auf einen flotten Tanz und ein brodelndes Meer von Freibier samt Fresserei im Verein mit den Reden. Die Iren wurden von Fiedeln in Schwung gebracht, die Wogs von Trommeln.

Die klumpenden Gruppen der Eingeborenen hatten sich dem Haus noch nicht genähert. Sie hockten in Schwärmen unter den großen Kastanien und Eukalypten und Zedern, die den kleinen blauen Teich mit seiner Gänseflottille auf windgekräuselterm Wasser beschatteten. Die Besucher machten nicht viel Lärm – ihre Stimmen verschmolzen eher zu einem steten gleichmäßigen Summen, fast wie von einem riesigen Schwarm wandernder Bienen. Nur gelegentlich dröhnte lautes Lachen oder zerschnitt schrilles Gekicher das summende Gemurmel.

Einige wenige Massai, stellte sie fest, waren gekommen und hielten sich von den Kikuyus abgesondert. Die Massai hatten sich für die Gelegenheit phantastisch aufgeputzt – die Männer glitzerten wie bemalte Spielzeugsoldaten in der Sonne. Sie waren mit feuchtem Ocker beschmiert, unterbrochen von blau-weißen Zickzacklinien aus frischem Lehm, und ihr Haar war in wunderlichen Ponyfransen, Knoten, Locken und Mähnen frisiert, so daß man fast eine Blume in den glänzenden Lehm hätte einpflanzen können. Sie trugen ihre rotgefärbten Togen so selbstbewusst wie je über ihrer beschmierten Nacktheit, schienen aber ohne ihre langen, in ovale Spitzen auslaufenden Speere seltsam verlassen zu sein. In ihrem ganzen Leben in Kenia hatte sie noch nie Massai ohne Speere gesehen.

Auch die Polizei war eingetroffen – saubere schwarze Askari in Khaki-Shorts und blauen Sweatern mit gepolsterten Schultern. Sie waren mit ihren weißen Offizieren in Landrovers und Lastwagen gekommen und besetzten bereits die strategischen Punkte rund um die Farm. Einen Mkamba hatte sie bisher nicht gesehen, aber sie würden zweifellos später auftauchen, da sie von weither kamen. Unter den Kikuyu fanden sich auch kleine Einsprengsel von Embu und Meru, und sie war sicher, vereinzelte Luo und Kavirondo vom See und ein paar Kipsigi und Nandi vom Hochland im Westen gesehen zu haben.

Es befriedigte sie, daß sie alle in festlicher Stimmung erschienen waren. Sie hatten sich darauf vorbereitet, zu tanzen. Federkopfputz und umwundene Stäbe schwankten über der Menge, und sie konnte das feine Geräusch von Knöchel-Rasseln und den blechernen Klang von Bierdosen hören, die sich die moderneren Wakamba und Kikuyu an die Beine banden, um die alten eisernen Kriegsschellen zu ersetzen.

Charlotte Stuart hatte niemals den großen politischen Veranstaltungen beigewohnt, die während der letzten Jahre beliebt geworden waren, wenn an die zwanzigtausend Eingeborene zum Stadion schwärmten, um zu singen und die schrillen, an- und abschwellenden Trillertöne auszustoßen, die die Frauen in Augenblicken großer Erregung von sich gaben, indem sie ihre Kehlen mit den harten Kanten ihrer Finger bearbeiteten. Was sich da in

ihrem Hof zusammenfand – was sich in langen, stetigen Reihen über die sanften Rücken der umgebenden grünen Hügel und durch die flachen Senken bewegte, würde wahrscheinlich mehr Afrikaner umfassen, als sie je auf einem Haufen gesehen hatte, seitdem sie zum ersten Mal als junge Frau nach Kenia gekommen war.

Jill trat jetzt auf die Veranda heraus, und Charlotte Stuart lächelte zu ihr auf. Armes Kind. Sie war noch immer völlig fassungslos darüber, daß Philip die Farm verlassen hatte, gab sich aber redlich Mühe, es zu verbergen. Charlotte Stuart war überzeugt, daß sie schwanger war. Es war etwas in ihrem Gesicht, in ihren Augen, aber das konnte natürlich auch die Folge erstmals gekosteten Leides und nächtlichen Schluchzens auf ihrem Kissen sein. Jill trug ein einfaches gelbes Kleid, und sie hatte ihre Zöpfe gelöst und ihr gelocktes braunes Haar zu einem Knoten im Nacken geschlungen. Sie trug Sandalen, ihre langen, nackten Beine waren sehr braun. Das gelbe Kleid, dachte Charlotte Stuart, paßte prächtig zum Braun des Haars, der Augen und dieser wundervoll reinen Kinderhaut, der auch die Bräune den blanken Babyglanz nicht nehmen konnte. Das arme, ungelenke Füllen hatte während der letzten Tage fieberhaft gearbeitet, denn Philips Abwesenheit hatte ein Vakuum hinterlassen und einen gewaltigen Arbeitsausfall bewirkt.

»Wie macht sich's da unten, mein Liebling?« fragte sie Jill, die sich auf die oberste Stufe der Verandatreppe hatte sinken lassen.

»Gut, Tante Char.« Das Mädchen umspannte ihre braunen Knie mit verschlungenen Fingern und lehnte sich gegen den Endpfosten des Geländers zurück. »Wenigstens scheint's mir so. Hast du gehört, wie wir heute früh die Lautsprecheranlage ausprobiert haben?«

»Gegen sechs kam irgendeine ungehobelte Stimme aus irgendeinem teuflischen Gerät, die so was wie ›Hurra, hurra, der erste Mai ist da, und draußen hebt die Liebe an‹ sagte. Und das noch vor dem ersten Schluck Tee. Himmel, es machte mehr Krach als der Bulle von Bashan.«

»Das war George«, lachte das Mädchen. »Er fühlt sich heute tatendurstig. Er meint, wenn Mr. Ndegwas Beschwörung heute hier klappt, dann würde

alles besser werden. Vielleicht kommt dann auch Philip zurück –« Ihre Stimme und ihre Mundwinkel senkten sich gleichzeitig.

»Er wird wiederkommen, Liebling. Keine Angst. Er ist ein Mann, und er ist ein Dermott und vielleicht ein bißchen verrückt, aber er wird wiederkommen, sobald er entdeckt hat, daß mit diesem Cowboy-und-Indianer-Spielen nichts zu gewinnen ist. Aber er ist ganz in Ordnung für Nahrung und Obdach. Du weißt, George ist auf dem Rückweg von Nairobi dort vorbeigefahren. Er sagt, sie hätten sich in Donald Bruces Haus ganz hübsch eingerichtet.«

»Ich weiß. George hat's mir erzählt. Aber ich hab' doch recht gehandelt, Tante Charlotte, nicht vor Schreck einfach auf und davon nach London zu gehen wie – wie Brians Valerie und ein paar andere?«

»Natürlich hast du recht getan. Durch Ausreißen wird nichts gelöst und nichts gewonnen. Hier ist dein Heim, und hier bleibst du. Nach heute wird schon alles wieder in Ordnung kommen – wenigstens hier auf Glenburnie. Ndegwa ist ein guter Mann, seine Hautfarbe spielt keine Rolle.«

»Wenn er nicht schwarz wäre, würde man ihn gar nicht für einen Wog halten«, sagte das Mädchen. »Er spricht nicht wie sie. Er ist so natürlich. Er ist – ja, ich würde ihn Bwana nennen, ebenso wie Pip oder George. Er ist mehr einer von uns – gar nicht wie ein Eingeborener.«

»Was sagtest du, Kind?« Die alte Dame wurde durch ihre Beobachtung der Eingeborenen abgelenkt.

»Nichts. Ich muß jetzt los und George helfen. Er ist noch dabei, die Bierfässer zu verschiedenen Stellen zu schaffen, ohne daß die Polizei es merkt. Ist es eigentlich illegal, den Eingeborenen Bier zu geben?«

»Es scheint verschiedene Meinungen in dieser Angelegenheit zu geben. Offenbar ist es durchaus legal, es ihnen zu verkaufen. Ich sehe keinen Grund, warum man ihnen nicht ein paar Kanister voll geben sollte. Im Interesse guter Kameradschaft – und der Politik. Ist genug davon da?«

»Ganze Ozeane. George hat Wachen aufgestellt – unten am Wäldchen, wo sie mit dem Krankenhaus angefangen haben und drüben beim Schulhaus

und am Dreschschuppen, und außerdem ist es über die ganze Siedlung verteilt.«

»Und das Vieh?«

»Die armen Dinger sind an verschiedenen Stellen nicht weit vom Bier zusammengetrieben. Nell und ich hatten den ganzen Morgen mit den Stieren zu tun. Darum hab' ich mich auch in das hier umgezogen.« Sie zupfte an ihrem Kleid. »Ich roch wie nichts Menschliches mehr – nur Pferd und Kuh und Schweiß. Wir haben fünfzig für die erste Schlachtung gezeichnet. Ich finde, sie sind nicht gerade erste Wahl, Tantchen.«

»Sollen sie auch nicht«, knurrte die alte Dame. »Ein hungriger Kikuyu kümmert sich weder um Stammbaum noch um Aussehen. Er schneidet sich eine Keule ab und verspeist sie, während das Vieh noch strampelt. Die Schlachtereier macht mir wirklich Sorgen. Ich hoffe, Ndegwa und seine Leute haben die Sache fest in der Hand. Alles, was wir heute hier tun, ist ein bißchen ungesetzlich. Niemand soll Pangas oder Simis mitbringen, und ich weiß nicht, ob die Ngombe den richtigen Veterinär-Stempel tragen. Aber Ndegwa sagt, nach den eigentlichen Reden sei jeder mehr oder weniger sich selbst überlassen, und es habe dann nichts mehr mit einer erlaubten Versammlung oder dergleichen zu tun. In jedem Fall scheint Nairobi sein Spiel mitzuspielen.«

»Es muß dich ein Vermögen kosten.«

»Es kostet überhaupt nichts. Wenn wir nicht ein paar Leute zur Arbeit zurückkriegeln, ist die Farm ohnehin zum Teufel. Ich halte diese paar tausend Shillings an Viehwert für eine viel gesündere Investition als Kunstdünger.«

Es war eine recht ereignisreiche Woche gewesen, grübelte die alte Dame, während sie beobachtete, wie die Sonne aus den geschorenen, eingefetteten Schädeln der Kikuyu-Frauen Funken schlug und das rote Ocker-Make-up der Massai-Gruppen zu warmem Glühen brachte. Ndegwa war wirklich ein sagenhafter Mann. Allein die Organisation dieser Angelegenheit war so verblüffend wie ein gelöstes logistisches Problem. Wo kamen alle diese Leute nur her? Die Felder schwärzten sich allmählich von ihnen.

Sie war sich noch immer nicht ganz sicher, was Ndegwa vorhatte. Er schien recht zuversichtlich. Gewiß war seine Organisation im Reservat stark genug, um alle diese Leute am Schlafittchen herbeizuschaffen. Sicher vertraute ihm die Regierung. Es war die erste Genehmigung für eine solche Veranstaltung, die seit den Morden vor fast zwei Wochen erteilt worden war. Die Regierung spielte also auch – wie sie selbst spielte, wie Ndegwa spielte, und wie sie alle mit dem Leben des armen, in eine Zelle gesperrten, sich aufreibenden Brian spielten. Ein Schauer überlief sie, wenn sie an ihren Neffen dachte. Er hatte sich immer an Mauern wundgerieben – sogar der Zwang längeren Stadtlebens hatte ihn unruhig gemacht. Wie mußte ihm in einem Gefängnis zumute sein ... Aber diese Art von Gedanken führte zu nichts.

Wenn Gott will, dachte Charlotte Stuart, können wir den Hals meines armen, verirrtten Brian retten. Sie sah auf ihre Uhr. Es war besser, jetzt von der Veranda zu verschwinden und ihre Erscheinung für den Star-Aufmarsch ein wenig aufzufrischen. Es wäre verkehrt, wenn sich die versammelten Watu bei ihrem Anblick langweilten. Sie warf einen letzten Blick den Abhang hinunter. Wenn die Redner nur auf den Stufen blieben, würden sie schon mehr als hoch genug über den Gesichtern der Menge stehen. Komisch, wenn man nicht mehr viel auf seinen Beinen herumkam, vergaß man leicht, wie steil es von dem kleinen See zum Haus hinauf ging.

93

Der dienstälteste Polizei-Superintendent kletterte aus seinem Landrover, um die Beine zu strecken. Er war ein stämmiger Mann mit dickwangigem, glattrasiertem Gesicht. Er trug drei Reihen Ordensbänder aus zwei Kriegen auf seinem gestärkten Khaki-Uniformrock. Sein Name war O'Flaherty. Er beobachtete das Gedränge der Eingeborenen, die sich ameisengleich über die welligen grünen Felder Glenburnies verbreiteten, über die neu

abgesteckten Straßen wanderten, aus den überladenen Bussen und Lastwagen quollen. Er klemmte sich den Renommierstock unter den Arm, zündete sich seine Pfeife an und paffte, während er unter buschigen Pfeffer- und Salz-Augenbrauen den Provinz-Kommissar anstarrte.

»Wisst ihr Burschen denn wirklich, was ihr euch mit diesem Rummel aufgeladen habt?« fragte er. »Sieht mir ganz so aus, als kämen fünftausend dieser Brüder zusammen. Und mehr Massai, als mir lieb ist. War' mir nicht angenehm, das mit meinen paar Leuten aussortieren zu müssen. Noch dazu, weil wir niemand umlegen dürfen.«

»Könnt's wirklich nicht sagen«, erwiderte der PC. »Weiß bloß, daß es den Segen Nairobis hat. Deswegen geht's mir trotzdem an den Kragen, wenn's irgendwas gibt. Es bleibt meine Provinz.«

»Na, ich hab' meine Leute so gut verteilt, wie's ging. Wir haben reichlich Tränengas und die Knüppel. Aber mir gefällt's nicht ein bißchen. Man kann den Haufen nicht nach Waffen durchkämmen. Alle diese Frauen könnten Pangas unter den Shukas tragen.«

»Wir werden sehen, was wir sehen werden«, sagte der Bwana PC. »Inzwischen sollten wir mal rüberstrolchen, Charlotte Stuart einen Besuch abstatten und das brave alte Mädchen um ein paar Tropfen Gin schädigen.«

»Ganz meine Meinung«, erwiderte Chief Superintendent O'Flaherty. »Verhinderung von Unruhen scheint sich als immer durstigere Angelegenheit zu entpuppen, je älter ich werde.«

94

Stephen Ndegwa saß im Vordersitz des großen Mercedes, seine Tochter Nduta zwischen sich und dem Fahrer. Die achtjährige Nduta trug ihre Schuluniform aus grüner Matrosenbluse und Rock. Der kleine zehnjährige Junge saß hinten, zwischen seiner Mutter Wanjiro und Mumbi, der älteren

Frau seines Vaters. Er trug Khakihemd und Shorts. Beide Kinder waren barfuss.

Es waren gutaussehende Kinder, dachte Stephen Ndegwa stolz – beide kräftig und anscheinend recht intelligent. Sie lebten in einiger Ehrfurcht vor ihrem Vater, was ganz natürlich war. Schließlich kannten sie ihn kaum. Er mußte darauf sehen, daß er in Zukunft mehr von ihnen hatte. Er *würde* in Zukunft mehr von ihnen haben, denn ihm schwante deutlich, daß er sein Hauptquartier außerhalb der Stadt auf Glenburnie Farm aufschlagen würde. Er würde Charlotte Stuart um etwas Land bitten und seine Frauen und Kinder dort ansiedeln, wie er es halb im Spaß gesagt hatte. Es war noch Zeit genug für die eigene große Tee- oder Kaffeeplantage, wenn er im Land erst aufgeräumt haben würde. Seine Ansichten hatten sich in den letzten paar Tagen erheblich geändert. Fortschritt war Fortschritt, und im Augenblick hieß der Fortschritt Glenburnie Farm. Fortschritt konnte sogar ein Ding namens Brian Dermott sein.

Er würde Brian Dermott gleich aus seinen Gedanken verbannen, aber vorher mußte er sich noch ein wenig mit ihm beschäftigen. Es bestand kein Zweifel daran, daß der junge Mann nicht bei Verstand gewesen war, als er Kamau erschoss. Es gab alle Arten von Verrücktheiten. Ndegwa konnte mit Erfolg auf Unzurechnungsfähigkeit plädieren – *wenn* er plädierte und sagte, was er wußte. Abgesehen von der Anwendbarkeit des reinen Gesetzes, konnte er Dermott schon dadurch freikriegen, daß er den toten Kamau wegen Mitwirkung an dem Plan zur Ermordung von wenigstens vier Leuten – Kathleen Cranes, des alten Kidogo, des alten Njeroge und des kleinen Jungen – vor Gericht brachte.

Und er brauchte nicht einmal auf Unzurechnungsfähigkeit zu plädieren, mit dem Risiko, daß der arme junge Mann für längere Zeit in Mathari interniert würde. Er konnte ganz leicht und ohne Schaden für sein Gewissen als Anwalt einen Freispruch erzielen: Niemand hatte Dermott die Pistole ziehen sehen; die Zeugen hatten erklärt, daß es so etwas wie eine Handgreiflichkeit gegeben habe; sie hatten gesagt, sie hätten Dermott die Hand auf Kamaus Arm legen sehen. Dem Gesetz zufolge hatte Dermott –

wie jeder andere Bürger – das Recht, einen Mann festzuhalten und zu verhaften, dessen Mitwirkung an einem Mord bekannt war, um ihn an der Wiederholung des Verbrechens zu hindern. Vielleicht hatte er nur versucht, Kamau festzuhalten, und bei dem Handgemenge war die Pistole losgegangen ...

Die Aussage der Hure würde es machen. Sie würde auch Matisia an den Galgen bringen, denn es würde zu einem sofortigen Freispruch für Dermott und einem zweiten Mordprozess kommen, bei dem diesmal Abraham Matisia der Angeklagte wäre. Matisia und alle andern Komplizen, soweit sie noch lebten. Die Komplizen hätten wenig zu bedeuten. Matisia würde sicherlich der Mordanstiftung schuldig befunden werden, und Matisia würde hängen. Kamau war bereits tot, und der Gerechtigkeit wäre Genüge getan. Brian Dermott, obwohl dem Gesetz nach des vorbedachten Mordes schuldig, würde frei ausgehen. Dermott hatte mit seiner sauberen, schnellen Kugel Kamau vor dem Galgen bewahrt.

Ja, die Zeugenaussage der belgischen Nutte würde all das bewirken. Sie würde aber außerdem auch noch andere Dinge bewirken. Sie würde seine KeNAP bruchstückweise gen Himmel jagen und mit ihr den Politiker Stephen Ndegwa. Sie würde das Land zerspalten – würde Kenia reif und nur allzu empfangsbereit dem nächstbesten unerfahrenen, wildäugigen Opportunisten in die Arme treiben. Sie würde weltweit Schlagzeilen ergeben, und die stinkende Korruption der politischen Verhältnisse Kenias würde ins Antlitz der Welt geschmiert werden. Kenia würde leiden, ganz Afrika würde leiden – die Sache des schwarzen Mannes würde überall entsetzlichen Schaden nehmen – und vor allem: er selbst würde für immer von jeder Achtung als Führer und Mensch ausgeschlossen sein.

Aber es käme zu keinem großen, explosiven Prozess, der KeNAP zerstören, Matisia hängen und Ndegwa vernichten würde. In ein paar Tagen würde er die Nutte aus dem Lande schaffen. Ein paar Tage in der Zelle würden ihr nicht schaden, und er wollte sie als potentiellen Zeugen nicht verschwinden lassen, bevor er Matisia ein für allemal losgeworden war. Gott, was für ein schmutziges Geschäft, dachte er. Ich denke wie irgendein

Erpresser, und ein Erpresser bin ich ja auch. Ich werde unserem aufrechten Abraham Matisia sagen, daß wir ihn in aller Höflichkeit vor den Kadi schleppen und aufknüpfen werden – auf das Zeugnis seiner eigenen weißen Geliebten hin –, wenn er nicht weit, weit fortgeht und weit, weit fortbleibt.

So ist es am besten. Das Wichtigste ist, die Matisias auszurotten und ein bißchen Vertrauen unter die Weißen zu säen, damit wir sie nächstes Jahr, wenn wir zur Macht kommen, nicht alle in ihren Betten ermorden werden. Das ist der beste Weg: es braucht keinen Prozess um Kamau als bereits gerichteten Mörder zu geben. Wir werden Matisia nicht hängen und mich und die Partei nicht in die Luft jagen. Es wird keine Operation Anvil gegen KeNAP und Ndegwa und sonst wen im politischen Geschäft geben. Selbst die Nutte wird glücklich sein, weil ein ruhiges Wort mit Government House ihr eine so schmucke Garnitur Lebewohl-Papiere besorgen wird, wie sie das liebe Mädchen nie erträumt hat. Timbuktu oder Tahiti, Tanger oder Tokio – wir werden dies Stückchen Leckerhonig aus unserm Land und unserm Leben spedieren. Eine seltsame Art, ein Land zu retten, aber es ist die beste, die ich im Augenblick sehe. Matisia und Kamau und ihre großen Schnauzen. Kamau durch seine lange Zunge zu Fall gebracht, Matisia hochgehißt an seinem langen ... Na, schön. Und ich, wie immer aus dem gleichen Holz geschnitzt.

So. Ich hab' mein Gewissen inspiziert und keins vorgefunden, sagte Stephen Ndegwa zu sich. Ich werde Brian Dermotts Hals verpfänden, um die Farm seines lieben alten Tantchens zu retten und mit ihr mich selbst und das Land. Diese Geschichte heute muß gelingen. Sie muß. Sie muß, sonst haben wir nicht die leiseste Hoffnung mehr, hier jemals so was wie dauerhafte Fortschrittlichkeit auf die Beine zu stellen. Sonderbar, daß eine alte Frau und eine Idee plötzlich so bedeutungsvoll und wichtig für ein ganzes Land werden können.

Eine Stimme störte ihn auf. Es war seine jüngere Frau Wanjiro, die sprach.

»Was ist?« fragte er gereizt.

»Ich wußte nicht, daß dieses Land so groß und so voller großer Shambas ist«, sagte sie. »Ich bin noch nie so weit fort gewesen.«

»Gefällt dir das Land?«

»Es ist viel reicher als unseres. Aber es ist ja auch das Land des weißen Mannes.«

»Bald wird es das Land aller Menschen sein«, sagte Ndegwa. »Und für dich und Mumbi und die Kinder und mich wird es sofort unser Land sein. Wie ich's euch sagte. Wir vertauschen unsere Shamba mit der Shamba der Großen Memsaab.«

»Ich weiß nicht, ob es mir gefallen wird«, sagte Mumbi, die ältere Frau. »Vielleicht bin ich zu alt, um mich zu verändern – um unter Fremden zu leben.«

»Du wirst nicht unter Fremden leben«, sagte Ndegwa. »Es sind deine eigenen Leute. Du wirst nur auf besserem Land leben – mit besseren Schulen für die Kinder und weniger Arbeit für alle, und leichter leben. Dir wird's hier gefallen. Es ist auch nicht so heiß wie da, wo wir leben.«

»Was wird mit unsern Ziegen und Schafen geschehen?« fragte Mumbi. »Denen von der alten Shamba?«

»Wir werden sie mitbringen, wenn wir kommen«, erwiderte Ndegwa und nahm sich vor, mit Charlotte Stuart darüber zu sprechen, ob es ratsam sei, eine bestimmte Anzahl von Ziegen pro Familie zuzulassen, wenn das Projekt wieder lief – wenigstens für eine Weile. Er war überzeugt, daß die Verminderung der Ziegen für die älteren Frauen ein immerwährender Anlass zu Aufregung und Verstimmung sein würde, und es waren die älteren Frauen, auf die sie sich fürs erste stützen mußten.

»Erinnert ihr euch, was ihr sagen sollt?« fragte er seine Frauen.

»Es ist nicht schwierig«, antwortete Mumbi. »Ich soll sagen, daß ich deine Frau bin, und soll den Namen meiner Familie nennen und die Namen meiner toten Söhne. Ich soll sagen, daß ich auf dem Land der Memsaab Shalotu auf dieser großen Shamba leben und als deine ältere Frau hart arbeiten werde, um Stolz und Reichtümer für die Familie, den Stamm und das Land zu erwerben. Dann soll ich ›Uhuru na Ndegwa!‹ rufen und mich setzen. Worauf Wanjiro aufstehen und sprechen soll.«

»Ausgezeichnet«, sagte Stephen Ndegwa. »Und was wirst du sagen, Wanjiro?«

»Ich weiß nicht, ob ich mich an alles erinnern kann, weil ich Angst habe. Vergiß nicht, daß du versprochen hast, mir kurz vorher etwas Tembo des weißen Mannes zu geben«, erwiderte Wanjiro. »Zuerst werde ich dasselbe sagen, was Mumbi gesagt hat, nur daß ich deine *jüngere* Frau bin, und dann werde ich meine Hände auf die Schultern meiner Kinder legen und sie beim Namen nennen. Wenn ich mich dran erinnere, werde ich dann sagen, daß ich direkt zu den Frauen spreche. Ich werde sagen, daß wir alle eine Nation sein müssen und einander helfen und in Frieden mit den Frauen der anderen Stämme und Rassen, mit den Weißen und den Wahindi leben müssen. Muß ich die Wahindi auch nennen?« fragte sie kläglich ihren Mann.

»Ja«, antwortete Stephen Ndegwa. »Du mußt die Wahindi einbeziehen.«

»Gut. Dann werde ich sagen, daß wir in Freundschaft mit allen Rassen und allen Stämmen leben und hart arbeiten müssen. Daß wir nicht denken dürfen, wir würden alle reich sein und in Autos fahren und brauchten nicht zu arbeiten, sobald Uhuru kommt. Ich werde sagen, daß wir die Gewalt vergessen müssen und unsere Männer nicht zu Gewalttätigkeiten aufstacheln dürfen, weil die Tage der Gewalt für die Männer vorüber sind und die Männer nun ebenso hart wie die Frauen für die gemeinsame Sache arbeiten müssen.«

»Bravo!« sagte Ndegwa auf Englisch. »Wenn das den Damen keine Schauer über den Rücken jagt!«

»Die Männer werden diesen letzten Teil nicht mögen, und die Frauen werden ihn nicht glauben«, sagte Wanjiro.

»Sie werden's glauben, wenn ich euch helfe, unsere Hütte auf einer der kleinen Shambas zu bauen«, sagte ihr Mann. »Weiter. Was noch?«

»Ich werde den jungen Frauen sagen, sie sollten die weißen Waanawake nicht zu sehr nachahmen – sie brauchten keine Handtaschen und hochhackigen Schuhe zutragen und nicht immerfort nach Nairobi und den anderen Städten zu laufen. Ich werde den jungen Frauen und allen Kindern sagen, daß sie in die Schulen gehen und fleißig studieren müssen, um auf

diese Weise zu lernen, all das zu tun, was der Mzungu tut -aber ich werde sagen, daß es nur eine Art gibt, die Dinge zu bekommen, die der Mzungu hat hart zu lernen und hart zu arbeiten und nicht neidisch zu sein. Und ich werde sagen, daß eines Tages, wenn jeder gebildet und tüchtig ist, jeder in Kenia in Gottes Augen gleich sein wird, Schwarz und Weiß, Mann und Frau, Massai und Kikuyu, Nandi und Kamba, Inder und Araber, und wir alle werden reich und glücklich und vom Großen Gott Ngai gesegnet sein, wo immer er auch thronen mag und von wo immer Er Seinen Segen sendet. Dann werde ich ›Uhuru na Ndegwa!‹ rufen und mich setzen.«

»Sehr fein«, sagte Ndegwa. »Wenn du fertig bist, werde ich dir einen sehr großen Drink vom Schnaps des weißen Mannes geben. Und was tun die Kinder, wenn ihre Mütter und ich mit unseren Reden fertig sind? Nduta? Migwe?«

»Wir sagen ganz laut ›Uhuru na Baba!‹«

»Prächtig«, lachte Ndegwa. »Freiheit und Papa! Eine großartige Kombination. Wir sind jetzt fast da. Wir werden gleich zum großen Haus gehen, und ihr werdet zum ersten Mal das große Haus eines Bwanas von innen sehen. Eines Tages werden wir genau so ein Haus für uns haben. Es wird euch sehr gefallen.«

»Ist es wie das Haus eines Königs?« fragte ihn die kleine Nduta.

»Es ist größer und besser als das Haus eines Königs«, antwortete ihr Vater ernst. »Und das Beste daran ist, daß du nicht als König oder Königin geboren zu sein brauchst, um in einem solchen Haus zu leben – nicht, wenn du hart arbeitest. Du kannst dein Haus genauso fein herrichten, wenn du nur bereit bist, hart dafür zu arbeiten. Da ist es – ihr könnt es auf dem Hügel drüben sehen.«

»Schau, die vielen Leute«, sagte der kleine Migwe. »Ich hab' niemals so viele Leute gesehen. Wollen sie dich alle reden hören?«

»Stimmt«, sagte Ndegwa. »Sie wollen mich und deine Mutter reden hören und sehen, was für feine Kinder wir haben. Deshalb müßt ihr ganz still auf der Veranda der Großen Memsaab sitzen und nicht rumrutschen, während

die Leute in das kleine, runde Horn sprechen, das die Stimme wie Donner über das Land rollen läßt.«

»Oh!« sagte das kleine Mädchen. »Du meinst ein Mikrophon! Ich hab' sie in Nyeri gehört, als sie aus den Polizeiwagen sprachen.«

»Entschuldigt mich«, murmelte Ndegwa auf Englisch und danach auf Kikuyu. »Wir sind da. Denk dran, Nduta, einen kleinen Knicks zu machen, wie ich's dir gezeigt habe, wenn du die alte weiße Dame begrüßt. Und Migwe wird jedem die Hand reichen. Habt keine Angst. Es sind gute, freundliche Leute. Kurz bevor wir mit den Reden anfangen, werd' ich jemand bitten, euch ein Coca Cola zu bringen.«

Der Wagen hielt vor den Stufen. Ndegwa stieg aus und ging nach hinten zum Kofferraum, dem er ein großes, in Papier eingeschlagenes Paket entnahm. George Locke kam die Stufen herunter, um ihn zu begrüßen, und die Männer schüttelten sich die Hände.

»Meine Familie, Doktor«, sagte Ndegwa. »Der Rangordnung nach: Mumbi, Wanjiro. Die Kinder sind Migwe und Nduta. Was tun wir mit ihnen, bevor es losgeht?«

»Charlotte sagt, sie könnten im Wohnzimmer mit den Leopardenfellen spielen und sich die Trophäen ansehen«, sagte Locke. »Vielleicht wär's besser, den Wagen wegzuschicken. Er ist ein bißchen zu auffallend für unsere Bühneneffekte.«

»Ich dachte auch schon dran«, sagte Ndegwa.

»Fahr den Wagen hinters Haus und warte, bis ich dich rufe, Kipro«, sagte er zu dem Fahrer. »Du kannst schlafen, wenn du willst. Versuch, nicht zu dösen, wenn du dich auf die Hupe lehnst.« Er wandte sich zu George Locke zurück und wies mit dem Daumen auf den Chauffeur. »Des schwarzen Mannes Bürde«, sagte er. »Wenn Uhuru kommt, werd' ich mich erheben und ihn wie einen Hund niederschlagen.« Er grinste. »Ich könnt' jetzt ein bißchen Zurückgezogenheit brauchen«, sagte er. »Ich hab' meine Bühnenrequisiten mit. Ich muß mich eine Kleinigkeit herrichten.«

Er trieb seine Familie mit scheuchenden Armbewegungen vor sich her die Stufen hinauf. Oben reichte er Jill Dermott die Hand und sagte auf

Kisuaheli: »Würden Sie sich um meine Familie kümmern, Memsaab? Das ist Mumbi, das Wanjiro, das Nduta und das Migwe. Memsaabu Jilli«, sagte er. »Sie wird nach euch sehen.«

»Vermutlich könnte Sie jetzt ein Gin nicht reizen?« sagte George Locke, als sie in der Kühle des riesigen Wohn- und Speisezimmers standen. »Die Watu kommen noch immer. Wie, in Gottes Namen, haben Sie diesen Aufzug nur zustandegebracht?«

Ndegwa sah durch die breite Tür auf den Hof hinaus. Er wimmelte jetzt von Leuten – die Menge schob sich näher und näher an den Vorhof heran. So viele wie nur möglich hatten sich an den Rändern des kleinen Teichs festgesetzt, und nur ein etwa hundert Schritte langes Oval aus grünem Rasen und Blumen war völlig frei von Menschen. Eine Reihe haltender Busse hob sich auf einem Hügelkamm wie eine Kamelkarawane gegen den Horizont ab, und von dort her wälzte sich eine dichte, zähe Masse Menschheit langsam heran wie ein Zug Safari-Ameisen.

»Ich war über meine kühnsten Wünsche hinaus erfolgreich«, sagte Ndegwa langsam. »Ich hoffe nur, daß meinem Partner Mukerjee, dem Transportchef, der Andrang nicht über den Kopf wächst. Ich gestehe, Doktor Locke, daß ich durchsickern ließ, der irdische Vertreter des dahingegangenen Matthew Kamau würde an diesem Tage etwas ähnliches wie die Zehn Gebote vom Berge verkünden. Falls ich jemals einen anderen Namen brauche, können Sie mich Moise Ndegwa, den Moses von Ol Kalou, nennen. Sagten Sie was von Gin?«

95

Jill Dermott und Charlotte Stuart saßen im Wohnzimmer und versuchten, sich mit Mumbi und Wanjiro zu unterhalten, die sich mit gekreuzten Beinen auf dem Fußboden vor dem Kamin niedergelassen hatten. Beide Kikuyu-Frauen tranken Bier, und die Kinder saugten Coca Cola durch Strohhalme.

Die jüngere Frau, Wanjiro, war barfuss, trug aber ein einfaches, giftig-rosanes Baumwollkleid, das mehr oder weniger in der Art von Jill Dermotts gelbem geschneidert war. Ihre Kupferdraht-Ringe schnitten in ihre nackten Beine und Vorderarme, und ein schwerer, gewundener Strang blauer und roter Glasperlen lag um ihren Hals. Gewöhnliche Ohrringe aus falschen Steinen, wie sie weiße Frauen trugen, verdeckten die zugenähten Ringnarben in ihren Ohren, ihr Haar war schmucklos, auf ihren Wangen nur eine Spur von Rouge und eine zarte Andeutung von Farbe auf ihren Lippen.

Mumbi, die ältere Frau, erstrahlte in vollem Glanz. Eine Kappe aus blauen, weißen und roten, zu komplizierten Mustern geordneten Perlen bedeckte völlig ihren rasierten Schädel. Große, vierzöllige Reifen aus aufgezogenen Perlen hingen in den dünn durchbohrten Ohrspitzen, und die riesig geweiteten Löcher in den Läppchen enthielten Schalen aus Kupfer, mit Perlen verziert. Zwei lange, perlenbesetzte Lederstreifen hingen darunter bis auf die Schultern. Um ihren Hals lagen nebeneinander zehn bis zwanzig Stränge vielfarbiger Perlen verschiedener Formen und Größen, das Ganze von der Dicke des Unterarms eines kräftigen Mannes. In längeren Schlingen bis über die halb verhüllte Brust hinunter lagen Schnüre von Kaurimuscheln und schwerem Gehänge, die von breiten, am dicken Halsschmuck befestigten Silberspangen herabhingen. Ihre rote Shuka war über der rechten Schulter verknotet, und eine Schärpe größerer Kauris folgte dem Fall des Gewandes über den halbnackten Oberkörper. Kupferdraht-Spiralen ringelten sich vom Handgelenk bis zur Achselhöhle um ihre Arme, und ihre Finger waren mit schweren Metallringen beladen, in die gleichfalls Perlen und glänzende Glasstückchen eingelassen waren. Unter dem schrägen Saum der kurzen Shuka waren ihre nackten Beine über den langen, engen Kupferdraht-Spiralen angeschwollen. Sie hatte sich nach Art der reichen Ältestenfrauen von vor sechzig Jahren gekleidet, als aller Reichtum, der nicht auf eigenen Beinen laufen konnte, noch auf dem Rücken der Ersten Frau getragen wurde. Wenn sie sich bewegte, rasselte sie wie eine Sammlung von Tamburinen.

Die Frauen hatten anfangs sehr schüchtern gewirkt, lockerten jedoch ihr seelisches Korsett ein wenig, als das Gespräch sich den Ernten und Kindern zuwandte. Charlotte Stuart sprach in fehlerhaftem Kikuyu mit der älteren Frau, und Jill schwatzte mit Wanjiro in Hochland-Kisuheli. Die Kinder strichen langsam durch den Raum, hier und da eine Vase oder Verzierung berührend und die Leopardenfelle streichelnd, die über die Lehnen der Sessel und über die Diwane drapiert lagen.

Eine Tür öffnete sich, und Jill Dermott blickte auf.

»Allmächtiger!« hauchte sie. »Schaut euch Mr. Ndegwa an!«

Stephen Ndegwa hatte die letzte halbe Stunde gut genutzt. Er hatte sich nach alter Art als Ältester der Alten hergerichtet und wirkte womöglich noch umwerfend prächtiger als seine Frau.

Eine mächtige Krone, ebenso groß oder noch größer als die Bärenmützen der Gardisten, aus schwarzweißem, seidig-langem Colobusaffenfell thronte auf seinem Kopf. Lange, wehende Straußenfedern umrahmten sein Gesicht. Schnüre vielfarbiger Perlen umspannten seine Stirn, und ein eng anliegender Metallreif ließ ein Amulett zwischen seine Augen fallen. Von der Oberlippe abwärts war sein Gesicht mit rotem Ocker bemalt, und blaue Farbstriche zeigten sich zwischen den Perlenkränzen auf seiner Stirn. Seine Backen leuchteten von weißem Kalk, durch einen zackigen Blitzstrahl von Weiß quer über die Nasenwurzel miteinander verbunden.

Bis zur Hüfte war er nackt, abgesehen von dem über eine Schulter geworfenen Affenfellmantel, aber Hals und Brust waren fast völlig mit Perlen, dünnen eisernen Ketten und einem Medizinbeutel bedeckt, der von seinem Halsschmuck herabhing. Seine Perlen waren teils Perlmutterknöpfe, teils fein geschnitztes Elfenbein, und eins der Halsbänder bestand völlig aus Metallscheiben von Shillinggröße, durchbohrt und dicht aneinandergereiht wie gestapelte Münzen. Kaurischärpen fielen schräg über seine Brust, und ein breites Band, das wie ein dicht verzahnter Kettenpanzer aussah, überkreuzte die Kauris von der anderen Schulter. Schwere Armbänder aus eng gewundenem Draht pressten Bizeps, Handgelenke und die Knöchel seiner stämmigen, nackten Beine zusammen. Er trug ein langes Simi wie

einen Zierdegen in einer Scheide aus perlenbesetztem rotem Leder, die an einem perlenüberladenen Gürtel hing. Unter dem Gürtel war eine Art Tunika aus Leopardenfell, dessen Schwanz zwischen seinen Beinen herabfiel, als ob er ihm persönlich gehörte. Erst unter dem Leopardenfell, wie ein Kilt getragen, befand sich die übliche Amerikano-Shuka aus rotem Stoff. Eisenschellen waren unter den Knien an seinen Beinen befestigt, und seine linke Hand hielt einen langen Speer mit einem Büschel schwarzer Straußenfedern über der Spitze als Zeichen des Friedens. In der Rechten trug er einen langen, polierten, von einem geschnitzten Elefanten gekrönten Amtsstab.

»Großer Gott!« hauchte Jill wieder. »Das ist ja kaum zu glauben.«

»Ich glaub's selber nicht«, sagte Ndegwa, unter dem Gewicht seines Zierrats näher watschelnd, von rasselnden Geräuschen begleitet. »Außer dem Küchenherd hab' ich alles an mich gehängt, und selbst von dem könnte ein Teil dabei sein.« Er drehte sich langsam um. »Sieht's scheußlich aus, Miß Jill – Mrs. Dermott?«

»Ganz und gar nicht«, sagte Jill. »Ich find's wundervoll. Und ich ahne schon. Sie haben die richtige Rede, die zu dieser prächtigen Aufmachung paßt.«

»Ich hab' sie. Und damit Sie mich nicht für unanständig halten, wenn ich allmählich aus meinem Aufputz steige – ich trage ein Paar vorschriftsmäßige Armeeshorts unter der Shuka. Das Ablegen des Schmucks gehört zur Vorstellung.«

George Locke kam mit dem Polizei-Superintendent und dem Bwana PC herein.

»Seht, seht«, sagte der Superintendent, »Sie machen's nicht billig, Ndegwa. Wozu soll das alles, und was ist mit dem Speer?«

»Ich gebe zu, der Speer verletzt Ihre Anordnung über das Waffentragen bei politischen Veranstaltungen, Super«, sagte Ndegwa, während er sich erhob, um ihnen die Hände zu schütteln. »Aber er ist nur ein Requisit. Ihn beiseite stellen, gehört zum Hokuspokus. Locke, steht der Spaten griffbereit beim Mikrophon?«

»Ja. Er lehnt am Geländerpfosten links von Ihnen. Auch das Mikrophon hängt gleich neben dem Pfosten von der Decke. Hab's eben ausprobiert – scheuchte die Besucher vor Schreck aus ihren Shukas. Funktioniert großartig. Der Bwana PC hier war unten am Teich und sagt, es käme sehr laut und absolut klar unten an.«

»Brauchen Sie mich offiziell bei dieser Sache, Ndegwa? Seine Exzellenz war sich nicht ganz klar über Ihre Pläne, als er mich anrief.« fragte der Bwana PC, während er ein Glas Gin von George Locke entgegennahm.

»Ich denke, lieber nicht, Sir«, sagte Ndegwa. »Ich denke, je weniger Serikali, um so besser. Wir machen heute in guter alter Zeit und in guter neuer Zeit, mit spezieller Betonung auf erdiger Erde und ehrlicher Arbeit. Je weniger Regierung und Politik und je mehr Gott und harte Arbeit, desto besser, möchte ich sagen.«

»Auf wieviel Leute schätzen Sie sie jetzt, Superintendent?« wandte sich Ndegwa an den Polizisten.

»Über fünf-, vielleicht sechstausend. Das Land ist schwarz von ihnen. Soweit scheint alles friedlich und ordentlich. Vorsichtshalber hab' ich meine Leute an den strategischen Punkten aufgestellt, aber es sieht so aus, als hätten wir nichts zu befürchten. Wenn Sie Ihren Haufen nicht zu geräuschvoll aufhetzen«, fügte er bissig hinzu. »Bekanntlich ist das schon passiert, wenn Ihr früherer Kollege anfang, in die Harfensaiten zu greifen.«

»Ich denk' nicht dran, jemand aufzuhetzen«, lächelte Ndegwa. »Uhuru na Kazi – Freiheit und harte Arbeit – halten einander wirksam unter Kontrolle. Schön«, sagte er und sah sich nach den anderen im Raume um. »Ich denke, wir bringen die Schau jetzt auf den Weg, wie die Yankees sagen.« Er leerte sein Glas. »Sie gehen zuerst, Memsaab, und setzen sich auf Ihren Stuhl, Bühnenmitte. Die andern wissen, welche Stühle für sie vorgesehen sind. Sobald alles sitzt, roll' ich durch die Tür und feuere die erste Salve.«

Charlotte Stuart ging durch die Tür, leicht an ihrem Stock hinkend, in ihrem üblichen Twinset und dem hafergrützefarbenen Tweedrock. Hinter ihr kamen die Kikuyu-Frauen mit den beiden Kindern, dann Nell und George und schließlich Jill Dermott.

Die grelle Sonne traf sie wie eine Faust ins Gesicht, sie sekundenlang blendend, als sie ihrem Garten zugewandt stand, aber sie hörte ein langes, staunendes »aaaaah«, das wie ein plötzlich durch den Weizen fahrender Wind klang, während sie über den Hof blinzelte und sich mit einer Hand an der Stuhllehne hielt. Dann gewöhnten sich ihre Augen an das blendende Licht, und sie sah hinunter und über ein Meer schwarzer Gesichter. Die Gesichter glänzten, wie sonnenbeschienenes Wasser glänzt, und unter den Köpfen ein Meer weißer Hemden und orangener, blauer und grüner Shukas, bewegt wie die bewegte See. Ein unbewußtes Schwingen durchfuhr die Menge – dicht gedrängt bis zum Teich hinunter und seitwärts und dahinter, das Grün der Rasenflächen verdeckend, das Leuchten der Blumen verdunkelnd, das Buschwerk erstickend.

Zum ersten Mal in ihrem Leben spürte Charlotte Stuart, daß sie wirklich das Land sah, in dem sie lebte. Das Meer von Schwarz hatte die Dämme durchbrochen und verschlang all die kümmerlichen Verpflanzungen englischer Kultur, die der weiße Mann aus seiner zahmeren Heimat mitgebracht hatte.

Sie trat langsam vor ihren Stuhl und setzte sich, automatisch ihr lahmes Bein auf das Kissen bettend, das jemand ebenso automatisch vor den Stuhl geschoben hatte. Sie lehnte ihren Stock in seine Parade-Ruhestellung gegen den Stuhl und hob ihren Kopf, um mit stolz vorgeschobenem Kinn gerade über die Menge zu blicken.

»Jambo, Watu«, sagte sie, ohne sich bewußt zu werden, daß sie es sagte, und völlig vergessend, daß das Mikrophon wenige Fuß von ihrem Mund entfernt baumelte. Sie war ebenso wenig auf den Rückhall wie auf das

brausende »Jambo, Memsaab« vorbereitet, das aus fünftausend oder mehr Kehlen zu ihr zurückscholl. Es klang wie Donner in den Bergen, rollend, schwindend, sich von neuem erhebend. »Jambo, Memsaab«, sagte die Menge aus langer Gewohnheit, und hinter der Wohnzimmertür lächelte Stephen Ndegwa, reckte die Schultern und bereitete sich darauf vor, im alten, prächtigen Staatsschmuck seines Volkes in den funkelnden Sonnenschein hinauszutreten, um zu seinem Stamm zu sprechen – von der privaten Veranda eines Angehörigen des weißen Mannes aus, der einstmal das Land den Seinen entrissen hatte, die ihn nun hören würden. Charlotte Stuart hörte seine Armbänder klirren, als er beide Arme hob.

»Uhuru!« hörte sie ihn mit seiner tiefen Stimme sagen, und wieder vernahm sie den Rückhall, während dieses eine ausgereifte Wort über die Menge rollte. Man konnte das Wort fast körperlich sehen.

»Uhuru!« kam es in machtvолlem Klang von der Menge zurück. »Uhuru!« Charlotte Stuart hörte wieder die Armreifen klirren, als Ndegwa die Arme senkte, und die Menge schwieg. Das Krächzen einer Krähe auf einem entfernten Feld klang erschreckend laut mit der leichten Brise herüber. Wolken hatten sich plötzlich weiß und wollig am Himmel aufgetürmt.

Stephen Ndegwa hatte sich nun dem Mount Kenya zugewandt und bat um Ngais Segen für Sein Auserwähltes Volk und all die andern, die sich gleichfalls versammelt hatten. Er bat Gott schlicht um die Geschenke des Regens und der Fruchtbarkeit, auf daß die Ernten und Herden fett würden und die Frauen gesunde Kinder trügen, um Seinen Namen zu ehren. Er bat Gott, ihre gegenwärtigen Sünden zu vergeben und ihren Feinden zu verzeihen und all die Todsünden der Vergangenheit fortzuwaschen. Seine Stimme erhob sich musikalisch, aber sie war moduliert und gedämpft. Die schwingende Bewegung der Menge vollzog sich langsam, kaum wahrnehmbar, denn Ndegwas Stimme hatte sich noch nicht zu rhythmischer Erregung gesteigert. Nun begann er seine Ansprache.

»Ich komme, um zu euch zu sprechen im Namen Gikuyus, des ersten Mannes, und Mumbis, der ersten Frau, und im Namen der elf Töchter, denen Gott Ehemänner gab, nachdem Gikuyu lange unter dem Mugumo-

Feigenbaum gebetet hatte, der auf Kerinyagga blickt. Ich spreche zu euch im Namen all der Stämme, die diesen heiligen Ehen entsprangen – ich spreche mit einer Zunge für Agachiku, Mwesaga, Eithaga, Mandoti, Mathathi, Chiera, Ndemi, Iregi, Maina, Mwangi und Muriungu! Ich spreche zu euch im Namen der Könige, die unsere Brüder, die Wakamba, zeugten, und im Namen des Gottes, der auf dem Kilima Njaro sitzt, um über unsere Brüder, die Massai, zu wachen. Ich spreche zu euch im Namen unserer Vorfahren, im Namen der Geister, die uns bei Nacht beschützen und uns bei Tage leiten! Ich spreche im Namen eines Gottes für ein Volk!«

Die tief und voll tönende Aneinanderreihung der Stammesnamen hatte die Menge erregt. Das Schwingen wurde stärker, und ein langes, bebendes *Eeeeeehhh* kam von ihren Lippen.

»Ich spreche zu euch im Namen all unserer heroischen Toten!« sagte Ndegwa. »Und ich komme zu euch gekleidet wie unsere Vorfahren, auf daß ihr euch deutlicher an den Ruhm unserer Vergangenheit erinnert!« Sein Körper schwang vom Kopf bis zu den Zehen, und Charlotte Stuart hörte das Rasseln seiner eisernen Schellen. Der Körper der Menge folgte seinem Beispiel. Der Kopf der Menge schwankte jetzt wie der Kopf einer züngelnden Schlange.

»Die Vergangenheit war ruhmvoll, und es ist gut, sich immer zu erinnern, daß wir ein mächtiges Volk gewesen sind, und daß Gott uns alles gab, was wir auf dieser Seite Des Berges sehen können!« Das Schwingen der Menge nahm zu, und wieder schwoll ein tief brausendes Murmeln der Zustimmung an.

»Aber wir dürfen nicht immer in der Vergangenheit leben! Die Zukunft ist vor uns! Heute ist gestern, bevor es noch dämmt! Es gibt unter uns keinen Mann, keine Frau, kein Kind, niemand, der nicht den Ndege – den eisernen Vogel – über unseren Köpfen dahinfliegen und zwischen unseren Shambas auf unserem Weideland landen sah! Das Radio bringt Stimmen von weither zu den entlegensten Dukas im Norden! Sie sind hierher gebracht worden von dem roten Fremden, der zu meines Vaters Zeit zu uns kam! Er lebt

unter uns – ich spreche in diesem Augenblick von seinem Haus –, und er will unser Freund sein und uns helfen, wenn wir's ihm nur gestatten!«

»Die Zeit der Speere ist vorbei! Die Zeit des Kampfes ist vorüber! Die Zeit der Krankheit, des Hungers und des Krieges ist vergangen! Die Zeit für Arbeit und Brüderlichkeit ist jetzt angebrochen! Ich spreche getreulich die Worte Kamaus bin Muthenge, den Gott an Seine Seite rief! Kamaii ließ mich zurück, um sein Gebot zu erfüllen, während er zur Rechten Seines Vaters hoch auf dem Kerinyagga sitzt. Er kam zu mir im Traum mit einer Botschaft für alle!« Wieder hob Stephen Ndegwa seine Hände. »Uhuru na Kamau!«

Ein mächtiger Schrei schwoll an und brach aus den Kehlen der Versammelten, und der Körper der Menge geriet in schwingende Bewegung.

»Uhuru na Kamau!« kam es donnernd aus dem einen Munde der Menge.

Stephen Ndegwa ließ seine Arme fallen, und seine Stimme senkte sich zu freundlich-vertraulichem Ton.

»Gottes Tun ist für den Menschen voller Geheimnis, aber es ist klar, daß Er Seinem Volk ein Zeichen des Missfallens sandte, als er Seinen Erwählten Sohn zu sich rief. Ngai ist zornig auf uns gewesen und hat uns Seinen Sohn zum Zeichen Seines Missfallens entrissen! Wen der Herr liebt, den züchtigt er, und wer wird am Tun unseres Herrn zweifeln?«

»Ich spreche heute mit dem Munde Kamaus bin Muthenge zu euch, den die weißen Väter nach einem tapferen Njama des weißen Christus Matthew nannten! Die Worte Matthew Kamaus, die zu mir kamen, als ich unter dem Mugumo betete, sind diese: Ich bin bei euch – jetzt und für alle Zeit!« Ein Schauer überlief Charlotte Stuart, weil Stephen Ndegwas Stimme nicht mehr die seine war, sondern eine genaue Nachahmung der seines toten Partners. (Sie wußte ja nicht, daß Ndegwa stundenlang Tonbändern von Matthew Kamaus Reden gelauscht hatte, und daß die Sätze, die er nun sprach, Routinesätze Kamaus aus den Schlußapothosen früherer Reden waren.)

»Ich bin jetzt und immer bei euch, wie ich es in der Vergangenheit gewesen bin, wie ich es in Zukunft sein werde beim heiligen Kampf für unsere Rechte in unserem Land. Mein Herz wird vor Freude klingen, wenn ich weiß, daß ihr meine Worte beachtet und euch an das heilige Werk macht, unserem geliebten Kenia Eintracht zu bringen! Ich flehe euch an, euch zu vereinigen, die Vergangenheit zu vergessen, eure kleinlichen Streitigkeiten zu begraben, eure persönlichen Meinungsverschiedenheiten, Gelüste und Begierden ruhen zu lassen – euch zu vereinigen in einem Bestreben, wie ein Mann, wie Brüder, mit allen, die Kenia lieben, gleich welchen Stammes, welcher Farbe! Nur durch Eintracht wird unser Land leben! Nur durch Arbeit, Liebe und Eintracht werdet ihr die Früchte Uhurus kosten! Der Mensch allein ist nichts – vereint baut er sein Land und lebt für immer im Herzen Gottes!«

»Ich werde mein afrikanisches Volk nie verlassen! Der beste Hirte ist der, der niemals seine Herden verläßt! Ihr habt in der Vergangenheit gelitten! Ihr wurdet vertrieben – ihr seid in die Irre gegangen! Ihr habt euch vom Hirten abgewendet! Ich werde euch nie verlassen, obgleich ihr euch abgewendet habt und in die Irre gegangen seid, so daß Löwen in eurer Vereinsamung über euch herfielen! Es gibt keinen Weg zu Uhuru außer Eintracht! Eintracht kann nur durch Arbeit entstehen! Kein Mensch kann euer Feind sein, wenn er mit euch an einer gemeinsamen Sache arbeiten will! Vereinigt euch, und ihr werdet triumphieren! Teilt euch, und die Hyänen werden eure Knochen benagen! Die Vergangenheit ist tot! Ich befehle euch, die Vergangenheit zu begraben, wie das Schaf mit dem in seinen Bauch eingenähten Fluch begraben wird, auf daß die heiligen Wasser der Sagana den Fluch fortwaschen können! Laßt die tote Vergangenheit der Vergangenheit! Begrabt die Vergangenheit durch harte Arbeit und haltet wie Brüder in Eintracht zusammen, und ich werde euch in tausend Monden niemals verlassen!«

Ndegwas Stimme war mit jedem Satz ein wenig lauter geworden. Es war schon früher eine recht gute Rede gewesen, als Jomo Kenyatta sie zum ersten Mal gehalten hatte, bevor Matthew Kamau sie plagiierte. Nun

beendete Ndegwa den letzten Satz in vollkehligem Brüllen, sprang mit rasselnden Schellen hoch und dröhnte, bis die Lautsprecheranlage zu scheppern begann:

»Uhuru na Kazi! Eintracht und Vertrauen! Freiheit und Arbeit!«

Das Gebrüll des menschlichen Tieres, das sich vor ihm dehnte, war ohrenbetäubend, und die Körper wogten, während sie ihm schreiend antworteten: »Uhuru na Kazi! Freiheit und Arbeit!«

»Kenya moja!« brüllte Ndegwa. »Ein Kenia!«

»Ein Kenia!« dröhnte die Menge zurück. »Kenya moja!«

Nun spreizte Stephen Ndegwa die Arme, hob die flachen Handflächen über die Köpfe der Menge und sprach in segnendem Ton:

»Ich bringe euch die Worte Kamaus bin Muthenge, Matthew Kamaus, wie mir in einer Vision befohlen wurde«, sagte er mit tiefer, eintöniger Stimme. »Kamau blickt vom Himmel herab, zu sehen, ob wir sein Gebot befolgen. Und ich werde der erste sein, der auf dem neuen Wege vorangeht.« Er wies auf ›Den Berg‹, um den sich Wolken gesammelt hatten. Kleine schwarze Wolken bedrängten die weißen. Sie würden größer werden. Mit einigem Glück würde es sogar ein Gewitter geben.

Er riß seinen Kopfputz herunter und warf ihn zu Boden, trat auf das seidige Affenfell und die Straußenfedern, aus denen die riesige Kappe bestand.

»Kopfputz bedeutet Krieg!« sagte er. »Ich trete ihn in den Staub, wie wir das Chamäleon zertreten, das uns verführt und verrät!«

Er riß die Perlen von seinem Hals und streute sie mit vollen Händen unter die Menge.

»Geschmeide bedeutet selbstsüchtigen Reichtum und Eitelkeit!« rief er. »Ich werfe es von mir und teile es mit dem Volk!«

Er streifte seine Amulette und den Medizinbeutel ab und schleuderte sie in die Luft.

»Die Werkzeuge der Zauberer werfe ich von mir, auf daß sie in den Nebeln verschwinden mögen!« schrie er. »Die Zeit böser Hexerei ist vorüber!«

Er zog das lange, glitzernde Prunksimi aus seiner Scheide, schwang es vor der Menge und stieß es dann mit aller Kraft neben sich in die Stufe. Das Schwert drang tief in das weiche Holz und blieb zitternd stecken, und aller Augen wandten sich ihm zu, um es zittern zu sehen.

»Die Zeit für dummen Aberglauben und törichte Angst ist vorbei!« rief er. »Ich hebe jeden Fluch auf, der auf diese Shamba gelegt worden sein mag! Ich befehle dem Fluch zu verschwinden und keine Erinnerung in den Herzen der Watu zurückzulassen!«

Er warf den Affenfellmantel ab und riß sich das Hüfttuch vom Leibe. Er nahm das Tuch und rieb kräftig die Farbe von seinem Gesicht.

»Ich wasche die Farbe der Vergangenheit ab, als Menschen anders als ihre Brüder erscheinen wollten und ihre Gesichter für den Krieg bemalten! Ich komme jetzt zu euch mit *einem* Gesicht – ich komme mit *einer* Zunge und *einem* Gesicht und *einem* Glauben, im Namen Ngais!«

Wieder brüllte die Menge, und die Frauen begannen ihr vibrierendes Trillern mit schrill bebenden Kehlen.

Ndegwa war nun bis auf ein Paar Khakishorts und seine Kriegsschellen nackt. Er bückte sich, löste rasch die Schellen und warf sie seinem Sohn Migwe zu.

»Ich gebe meine Kriegsschellen den Kindern zum Spielen, damit sie nicht weinen, wenn ihre Eltern sich um die Ernte kümmern! Krieg sei das Spiel der Kinder! Krieg ist nicht für Männer!«

Schwer gebaut, mit nackter Brust, stand er in seinen Shorts, das kurze Haar angegraut, das Gesicht fast völlig von der Bemalung befreit. Er hob den Speer über seinen Kopf und brüllte:

»Ich brauche den Speer nicht mehr. Ich zerbreche ihn und werfe ihn fort, für immer!«

Er bückte sich, zerbrach den Speer über einem Knie und warf ihn beiseite. Er packte den Spaten und schwang ihn über sich.

»Das ist die Waffe von heute! Das ist das Werkzeug der Zeit! Uhuru na Kazi! Freiheit und Arbeit!«

Er nahm den Spaten in die linke Hand und schwenkte langsam den polierten Amtsstab mit dem geschnitzten Elefantenkopf auf dem Knauf.

»Seht den Stab – seht den Elefanten in seiner Weisheit! Ich halte hier den Amtsstab – das Zeichen der Gerechtigkeit. Er wird so weise wie der Elefant sein, so stark wie Gottes Arm, und alle Menschen werden vor seinem Rechtsspruch gleich sein! Ich gebe euch Arbeit und Gerechtigkeit, Eintracht und Glauben, Freiheit und Frieden und vor allem die Liebe unseres Herrgotts! Uhuru!«

»Uhuru!« brüllte die Menge zurück, und eine laute Stimme nahm den Schrei auf: »Uhuru! Uhuru na Ndegwa! Ndegwa na Uhuru! Uhuru na Ndegwa!« Und die Menge fiel in tosendem Dröhnen ein: »Uhuru na Ndegwa! Ndegwa na Uhuru!«

Stephen Ndegwa lächelte in sich hinein, als er Spaten und Amtsstab beiseite legte und sich Charlotte Stuart zuwandte. Er hatte seine Claqueure gut in der Menge platziert.

»Bravo«, murmelte Charlotte Stuart.

»Ausgezeichnet gespielt«, sagte George Locke. »Ich denke, wir haben den Tag gewonnen.« Er sah von neuem über die hüpfende, brodelnde Menge. »Aber das Wetter gefällt mir nicht. Es steckt Regen in diesen Wolken.«

»Das denke ich auch«, sagte Ndegwa. »Sie kommen als nächste, Mrs. Stuart, und nach ihnen meine Frauen. Wir wollen dem Regen zuvorkommen. Mir wär's nicht lieb, wenn wir eines Gewitters wegen die Versammlung abbrechen müssten. Jedenfalls nicht vor dem richtigen Augenblick.«

Stephen Ndegwa reichte eben Charlotte Stuart die Hand, als eine Reihe von Explosionen die Luft zerriss. Eine Stimme erscholl durch einen anderen Lautsprecher, und die Stimme klang hart und klar. Sie sprach auf Kisuaheli:

»Uwongo! Ndegwa lügt!« brüllte die Stimme. »Huyu vyombo vya Mzungu. Er ist ein Werkzeug des weißen Mannes! Er bezahlte den weißen Mann, der Kamau tötete, um Kamaus Platz in euren Herzen stehlen zu können. Er wird das Land stehlen und dem weißen Mann geben! Ndegwa ist ein Mörder! Muuwaji! Er tötete Kamau mit weißen Händen, er steht im

Sold des weißen Mannes! Ndegwa ist ein Mörder und Dieb! Er wird eure Felder stehlen und euch in Sklaverei verkaufen!«

Die Kisuaheli-Stimme brach ab, und dieselben Worte wurden aus anderer Richtung in Kikuyu wiederholt.

»Ich bin die wahre Stimme Kamaus!« kreischte eine neue, Kikuyu sprechende Stimme. »Ich sage euch, Ndegwa lügt. Er bezahlte den Engländer, der mich tötete! Das Land, auf dem ihr steht, ist verflucht, und wenn ihr bleibt, wird Mehltau auf eure Ernten fallen, und eure Kühe werden ihre Kälber verlieren, und eure Frauen werden unfruchtbar sein, und Hyänen werden eure Kinder fressen. Ich bin die wahre Stimme Kamaus! Folgt mir, oder mein Vater wird euch von seinem Thron auf ›Dem Berg‹ herab vernichten!«

Neue Explosionen erschütterten die Luft. Einige der zusammengedrängten Leute begannen zu schieben, zu stoßen und blind um sich zu schlagen, als ihr Versuch, sich herauszuwinden, an dem dichten Gedränge scheiterte.

Dann ertönte die Stimme von neuem, nun in Massai:

»Massai! Die Kikuyu wollen euch versklaven! Die Kikuyu wollen nur euer Land und euer Vieh! Die Kikuyu werden euch als Sklaven verkaufen und euer Land und Vieh stehlen! Traut Ndegwa nicht! Er ist ein Kikuyu! Er spricht mit zwei Zungen und trägt auch den Mantel des weißen Mannes! Er tötete seinen Freund und wird euch vernichten!«

Dann, schnell, in Kikamba:

»Tötet die Massai! Sie wollen nur mehr Land für ihr Vieh und werden mehr Vieh heranschaffen, das auf eurem Land grasen soll! Hört nicht auf Ndegwa! Er steht im Solde der Weißen! Er wird das Massailand für sich nehmen und die Massai zum Siedeln auf euer Land schicken! Tod für Ndegwa! Tod den Massai!«

Eine weitere Kette verstreuter Explosionen folgte, dann brachen die Furien los. Weniger als eine halbe Minute war verstrichen, während die Menge zuerst wie betäubt, dann verwirrt ausgeharrt hatte und schließlich erschreckt und vergeblich zu entkommen versuchte. Die Wolken türmten

sich dichter und höher, eine schob sich jäh vor die Sonne, und der Tag verlor seinen Glanz.

Wieder sprach die Kisuaheli-Stimme: »Ueni Ndegwa! Tötet Ndegwa! Tötet die alte weiße Hexe! Vunjeni Shamba! Zerstört die Farm! Thaku iko! Der Fluch ist hier! Tötet den Mzungu, oder der Fluch wird euch alle töten! Ich bin die wahre Stimme Kamaus! Nieder mit dem weißen Mann –« Die Stimme erstarb in undeutlichem Geblubber, da die Polizei den Sprecher in einem hinter einer Hecke verborgenen Lastwagen entdeckt hatte, der zur fahrbaren Sendestation umgewandelt war.

Die Explosionen, von der erschreckenden lauten Art, wie sie Feuerwerkskörper, Donnerschläge und riesige Kanonenschwärmer erzeugen, ließen einen Hauch dünnen, bitteren Geruchs in der reingewaschenen Luft zurück. Die Explosionen hatten auch den Superintendent der Polizei und den Provinzkommissar aus der dunklen Höhle des Wohnzimmers ans Tageslicht gebracht. Sie standen gespannt auf der Veranda, im Augenblick nicht weniger verwirrt als alle andern.

Ndegwa stand wie am Boden festgewurzelt da, während die Stimmen aus dem versteckten Sendewagen dröhnten, und Charlotte Stuart hatte mit offenem Mund auf die mehrsprachigen Hetzreden gelauscht, die über ihren Rasen hallten. Jill, Nell und George waren entsetzt von ihren Stühlen aufgesprungen; die beiden Kinder hatten sich an die Beine ihrer Mutter geklammert – von allen schien Mumbi, die ältere Frau, am ruhigsten.

Stephen Ndegwa, seines fetten Bauchs wegen ächzend, fand sich plötzlich bei dem Versuch, das Simi aus seinem festen Halt im Holz der Stufe zu ziehen. Er grunzte, sich mühend, und als die Klinge des Schwertes freikam, purzelte er um ein Haar auf seine feiste Kehrseite. Dann langte er nach dem baumelnden Mikrophon und begann hineinzubrüllen. Alles, was ihm zu sagen einfiel, war: »Amani. Amani! Haltet Frieden! Kämpft nicht!«

Der Polizist löste den Verschluss seines Halfters und lockerte die Pistole in ihrem Futteral. Dann entwand er Ndegwa das Mikrophon und bellte seinen Männern Befehle zu. Der Provinzkommissar brachte eine flache .32-Kaliber Automatic zum Vorschein, die er neuerdings in seiner Brusttasche

bei sich zu führen pflegte. Jill Dermott lief ins Haus und griff sich eine Flinte vom Ständer neben dem Bücherregal; Charlotte Stuart nahm nur ihren Stock auf. George Locke stand da und starrte; seine Frau trat näher zu ihm heran. Alles vollzog sich in weniger als zwanzig Sekunden. Dann fiel mitten in einem Befehl des Polizeibeamten das Mikrophon aus. Es gab nur noch einen geisterhaften Jammerton von sich, bis der Superintendent es durch Schütteln zum Nachgeben zwang.

Flatternde Transparente erschienen überraschend über der Menge. Ndegwa chini! NIEDER MIT NDEGWA! war in Rot auf ein Bettlaken gekliert. Ndegwa Muuwaji! MÖRDER NDEGWA zierte ein anderes. Ndegwa Vyombo vya Mzungu! NDEGWA WERKZEUG DES WEISSEN MANNES ein drittes. Schließlich Ndegwa ameuu Kamau! NDEGWA TÖTETE KAMAU!

Vereinzelte Schreie in Kikuyu und Kisuheli verbanden sich zu dröhnendem, kreischendem Chor.

»Tötet Ndegwa! Tötet die Weißen! Steckt das Haus an! Tötet die Massai! Tötet die Wakamba!« schoß es von fast geometrisch genau verteilten Gruppen der Menge wie böartige Giftpilze aus dem reich mit Dung genährten Durcheinander hoch. Dann in Massai: »Tötet die Kikuyu! Tötet die Rinderdiebe!« Und in Kikamba: »Tötet die Massai! Holt euch euer Weideland wieder!« Dann in Kipsigi, Luo, Kavirondo, Meru und Embu: »Tötet den Mzungu! Tötet die Massai! Tötet die Wakamba! *Tötet! Tötet!* Ueni, ueni!«

Die Hand des Polizeichefs lag auf dem Kolben seiner Pistole. Ndegwa, dem der fette Bauch über die Armeeshorts hing, umklammerte sein Simi. Jill Dermott hielt ihr Gewehr, und George Locke tastete törcht nach der Pfeife in seiner Tasche. Charlotte Stuart packte ihren derben Stock wie einen Knüttel. Nell Dermott trat noch dichter zu ihrem Mann, und die Kinder umfingen Wanjiros Beine mit festerem Griff. Mumbis alte Finger glitten über ihren Schmuck, und der Bwana PC sah auf seine Automatic und verbarg sie hinter seinem Rücken, wie ein Kind ein Spielzeug versteckt. Es gab keinen Platz, wohin die Leute auf der Veranda hätten ausweichen

können. Ein dichtes, turbulentes Meer von Fleisch umbrandete sie, die Oberfläche aus schwarzen Gesichtern vom Sturm der Erregung aufgewühlt. Rote, aufgerissene Münder zeigten weiße Zahngrabsteine und heulten in grässlicher Kakophonie. Und noch war der Mob eine Masse – Tiere eines anderen Zeitalters, eingebettet in das Felsgestein ihrer eigenen Unbeweglichkeit als Individuen. Der Mob hüpfte und brüllte wie ein Mann, und die Leute auf der Veranda beobachteten den wogenden, rollenden schwarzen Ozean.

Weitere Donnerschläge explodierten, wieder stiegen Schreie auf, und nun begann sich der Mob in zusammengehörige Gruppen zu zerspalten. Eine Frau stürzte, wurde getreten und jammerte. Eine Hand packte einen Ärmel – der Ärmel zerriss. Nägel kratzten über ein Gesicht – der Kratzer fühlte das Blut und die Haut und stieß ein Geheul aus, sein Opfer spürte die aufgerissene Haut und das rinnende Blut und heulte zurück. Ein Mann stieß dem Nebenmann den Schädel ins Gesicht. Der Nebenmann riß mit blutender Nase ein verstecktes Messer heraus und stieß es in das nächstbeste weiche Fleisch neben sich. Eine Frau zog ein Rungu aus ihrer Shuka und schlug einer anderen damit über den Kopf. Ein Kind purzelte aus seinem Nest im Umhang der Mutter, fiel zu Boden, ging verloren und wurde zertrampelt. Sein dünnes Greinen wurde von dem schwieligen Fuß erstickt, der seinen winzigen Kopf zerstampfte.

Fäuste draschen. Pangas kamen wie durch ein Wunder ans Licht. Schwarze Hände griffen nach den Steinen am Rande der Auffahrt. Weitere Knüppel tauchten aus weiteren Shukas auf. Gewöhnliche Taschenmesser und zweischneidige Simis sprangen blitzend in Tätigkeit. Das Geschrei »Tötet die Kikuyu! Tötet die Massai! Tötet die Weißen! Tötet die Wakamba!« verstärkte sich durch die spontanen Schreie und das Zorngebrüll einzelner, die um sich schlugen, um sich voneinander zu lösen. Die Explosionen der Donnerschläge unterbrachen das Grunzen der kämpfenden Männer, das Jammern der getretenen Kinder, das Kreischen der kratzenden, beißenden, tretenden Frauen.

Jetzt begann der geheimnisvolle Chemismus des geführten Mobs seine eigene spezielle Polarisierung zu entwickeln, in der die gesteuerte Aktion sich gegen das allgemeine Pandämonium durchsetzte. Die Hysterie des inspirierten Wahnsinns wurde in Kanäle geleitet.

Die Massai trennten sich von den Kikuyu wie die Wakamba. Die Massai waren nicht unvorbereitet erschienen. Sie hatten ihre langen Speere unter Balken, hinter Steinen und in den Binsen rund um den kleinen Teich versteckt. Wie Jagdgeparden schnellten sie auf ihren langen geschmeidigen Beinen davon, mit flatternden Mänteln, die ihre Nacktheit enthüllten, um ihre Speere zu holen. Sie fanden sie und bildeten rasch eine Phalanx. Nicht umsonst waren sie von den Laiboni gedrillt worden – nicht umsonst waren sie Morani, Veteranen sechzig Meilen weiter Kampfmärsche und eiserner Disziplin seit einem Dutzend Jahren. Sie bildeten die Schlachtordnung, die sie gegen angreifende Löwen anwandten – oder, in den alten Tagen, gegen die Kikuyu. Sobald sie ihre Speere zur Hand hatten, begannen die Massai, schreiend in die Luft zu springen. Ihre flachfüßigen, steifbeinigen Sprünge hoben sie drei Fuß vom Boden, während die ältesten Morani auf ihren aus Habicht-Röhrenknochen gefertigten Pfeifen bliesen und die Männer in Kampflinie ordneten. Ihnen fehlten Schilde – aber gegen die verhassten Kikuyu waren keine Schilde nötig. Der älteste Moran blies dreimal auf seiner Pfeife aus dem Hüftknochen des Adlers, und die Massai drangen mit gesenkten Speeren in das wimmelnde Pack.

Auch die Wakamba hatten sich abgesondert – und nun tauchten Wurfkeulen, Rungus und andere Arten von Knüppeln auf, dazu die langen, schweren Pangas, Buschmesser und kurze, dolchartige Simis. Die Wakamba hatten Glück an diesem von Gott gesandten Tag: sowohl Massai wie Kikuyu boten sich zum Töten an. Jemand schaffte die Tanztrommeln heran, und ein paar Tänzer hüpfen und sprangen, während die Trommler einen Kriegsrythmus auf ihren großen Trommeln schlugen. Die Wakamba liebten den Nahkampf – in dieser Hinsicht ähnelten sie den Gurkhas mit ihren Kukris. Kriegsschreie auf den Lippen, stürzten sie sich, kurz, stämmig und wild, mitten ins Herz der aufgewühlten Menge.

An die hundert Mann Eingeborenenpolizei und zwanzig weiße Offiziere waren zur Überwachung von Stephen Ndegwas politischer Versammlung abkommandiert worden. Polizeichef O'Flaherty, der schon in Indien, Burma, Malaya und hier in Afrika Pöbelhaufen auseinandergetrieben hatte, hatte sie entsprechend oft geübter Gewohnheit verteilt. Zur klassischen Teile-und-Herrsche-Technik der Mob-Kontroll-Polizei gehörte es, Fahrzeuge zu verwenden, wie die Kosaken Pferde verwandten, und Knüppel zu benutzen, um etwaige Schädel zu knacken. Aber diese Taktik war für städtische Straßen und Sackgassen besser geeignet als für die weit sich wellenden Felder einer Kenia-Farm. Tränengas war gleichfalls nützlich, speziell auf Stadtplätzen und in engen Gassen, wo so viele Pöbelkrawalle ihren Anfang nahmen. Tränengas war aber von minderem Nutzen in freier Landluft, wenn die frische Mittagsbrise es den Benutzern wieder ins Gesicht blies. Und O'Flahertys Polizei trug keine Tommy Guns. Maschinengewehre waren von Nairobi verboten worden, als allzu aufdringlich störende Beigabe zu einem Treffen guten Willens.

Polizisten – besonders eingeborene Polizisten – bluteten verschwenderisch, wenn man sie stach, und fluchten, wenn man sie gegen ihre Schienbeine trat. O'Flahertys Leute unternahmen eine Knüppelattacke ins Zentrum des kreischenden, prügelnden, tretenden, beißenden, fluchenden, jammernden, ellbogenstoßenden, knüppelschwenkenden, pangaschwingenden, speerspießenden, simistechenden, kopframmenden Durcheinanders – und wurden prompt verprügelt, gebissen, getreten, verflucht, mit Ellbogen gestoßen, geschlagen, gepangat, mit Speeren gespießt, mit Simis bearbeitet, mit Köpfen gerammt, was einer Truppe höchst unpassend schien, die zu achtundneunzig Prozent aus professioneller Wakamba-Gendarmerie mit unermesslicher Verachtung für alles und jeden bestand, das oder der sich der Würde ihres erwählten Polizeiberufs entgegenstellte.

Es gibt ein Sprichwort in Kenia, daß man wohl die Wakamba vom Machakos amputieren könne, nicht aber den Machakos von den Wakamba. Polizist oder nicht, die Zähne der Wakamba waren noch immer im Geiste

spitz zugefeilt, und ihre Großväter hatten noch Menschenfleisch gekostet. Die Wakamba-Askari machten sich prompt auf eigene Rechnung ans Geschäft, denn gab es nicht genug Massai zu verprügeln und Kikuyu niederzuschlagen?

Entschlossen, einen rasend gewordenen Mkamba-Polizisten niederzuschießen, in dessen verdrehten Augen sich schon das Weiße über der Iris zeigte, änderte einer der weißen Polizeioffiziere seine Meinung und schlug dem Mann mit der flachen Seite der Webley übers Gesicht. Mit dem Blut kehrte Vernunft in das Gesicht des Mannes zurück. Er stand stramm und salutierte zackig. »Tut mir leid, Sah«, sagte er und entblößte sein blutiges, zahnluckiges Gebiss in einem Grinsen, bevor er mit einem neuen Schrei ins Getümmel zurückstürzte.

In der Rekapitulation geschahen mehrere Dinge.

Ein verrückter Mullah, zweifellos durch das heimische Bangi und ein paar aufmunternde Shillings angefeuert, führte einen Angriff halbwegs die Stufen des großen Hauses von Glenburnie hinauf. Ihm folgte eine steinschleudernde Horde Fremder, die »Tötet den Mzungu!« brüllten, während sie ihre Steine warfen.

Einer der Steine traf Charlotte Stuart an der Schläfe, öffnete eine klaffende Wunde und schlug sie bewusstlos.

Ein zweiter traf Wanjiro, Stephen Ndegwas europäisch gekleidete Frau, ebenfalls an der Schläfe, öffnete eine ähnliche Wunde und warf sie ohnmächtig in eine sich ausbreitende, flache Blutlache.

Der wahnsinnige Mullah, der den Angriff führte, schwang zudem eine große Panga, während er die Stufen in großen Sprüngen heraufsetzte. Das Vorhandensein der Panga veranlaßte O'Flaherty, seine Pistole zu ziehen und den verrückten Mullah zweimal durch die Brust zu schießen, als er eben die letzten Stufen zur Veranda erklomm. Der rasende Mullah fiel rückwärts in die Arme der ihm Folgenden, von denen die meisten das Rot, Grün und Schwarz Uhurus trugen.

Die Gefolgschaft stieß den sterbenden verrückten Mullah zur Seite und schickte sich eben zu einem neuen Sturm auf die Stufen an, als Jill Dermott

versehentlich die beiden Läufe ihres Gewehrs abfeuerte und die weiteren Angreifer, endgültig entmutigte, obgleich ein besonders hartnäckiger Geselle weit genug gekommen war, um durch einen streifenden Schlag ins Gesicht von Ndegwas Simi blutig geritzt zu werden.

Nach Befriedigung ihrer vorübergehend entflammten ursprünglichen Blutgier gruppierten sich die Wakamba-Polizisten von neuem und machten sich stetig ans Werk, um die Aufrührer mit ihren Knüppeln in kontrollierbare Segmente zu teilen. Die ersten, die sich fügten, waren die Massai, die ihr halbes Hundert Speere mit dem Blut von wenigstens hundert Fremden gründlich beschmiert hatten und nun jedes weitere Interesse verloren hatten. Auch ihre eigenen Stammesleute hatten die Wakamba-Askari von den andern geschieden, und die Kikuyu schienen plötzlich des Hauens, Tretens und Einander-Beißens überdrüssig.

Aber ein paar Gruppen von Männern kämpften noch immer, und ein paar Frauen kratzten, traten und bissen desgleichen. Der Polizeichef, der anfangs seine Leute durch den Lautsprecher dirigiert hatte, konnte jetzt zu ihnen stoßen, da die Menge auseinanderplitterte und die Polizei die letzten Streiter methodisch zur Einstellung der Feindseligkeiten zwang.

Stephen Ndegwa hatte die Menge vergeblich durchs Mikrophon angefleht, auf ihn zu hören und die anderen Aufforderungen nicht zu beachten, aber die Menge machte keine Anstalten, sich von neuem zu etwas ähnlichem wie einem Publikum zu formieren.

Die Wolkenansammlung hatte sich verdichtet und war schwärzer geworden, und vom Mount Kenya drang tiefes Donnernrollen herüber. Plötzlich zerriss ein Blitz den Himmel, dem ein gewaltiger Donnerschlag folgte. Regen prasselte gleich Speeren herunter, und der ganze Himmel, der so säuberlich blau gewesen war, dräute schwarz, während der einst so lichte Tag in zwielichtiger Düsternis versank. Der Regen nahm noch zu – wieder und wieder wurde der Himmel von Blitzen gespalten und vom Donner auseinandergesprengt. Ngai auf seinem Sitz auf ›Dem Berge‹ schien in der Tat sehr zornig zu sein.

Charlotte Stuart öffnete ihre Augen und erblickte George Locke, der ihre Schläfenwunde reinigte. Man hatte sie und Wanjiro ins Haus geschafft und auf Diwane gebettet. Keine von beiden hatte eine Gehirnerschütterung erlitten, stellte George Locke fest, aber für beide wäre es besser, noch ein Weilchen ruhig liegen zu bleiben. Die Wunden würden ein paar Stiche brauchen, was Schmerzen mit sich brächte. Die Kinder hockten großäugig und erschrocken bei Mumbi in einer Ecke auf dem Fußboden. Charlotte Stuart schloß ihre Augen in der entschiedenen Bemühung, ihr Bewußtsein gegen die Übelkeit erregende Erkenntnis der Niederlage abzuschließen.

Stephen Ndegwa stand mit dem Bwana PC im Hof und blickte über die Reste des Kampfes. Es hatte wenigstens ein Dutzend Tote gegeben – möglicherweise würden noch einige sterben. Ein paar von den Verletzten hatten sich aufgesetzt – blutend oder mit schwellenden Beulen an den Köpfen. Wenigstens hundert waren verwundet, die Mehrzahl nicht ernstlich, aber die Massai-Speere, Kikuyu-Pangas und Wakamba-Keulen hatten sehr viel Blut gefordert. Die Anwesenheit der Polizei und der plötzliche Ausbruch des Gewitters hatten zusammengewirkt, um ein Massaker großen Ausmaßes zu verhindern.

Der Mann, der die Steinigung angeführt hatte, lag tot hingestreckt am Fuß der Stufen. Andere tote Männer lagen wie Wäschebündel im Hof herum, dessen Blumen und Strauchwerk zerdrückt und während des Aufruhrs niedergetreten worden waren. Die Veranda des großen Hauses, dessen Scheiben der Steinhagel zerbrochen hatte, war von Glasscherben übersät.

Die Massai-Ältesten hatten ihre jüngeren Heißsporne ins Schlepptau genommen und trieben sie jetzt den Bussen zur Heimfahrt zu. Das Massai-Make-up war im Regen zerronnen – ihr Schmuck war trübselig beschmutzt. Sie sahen fast töricht aus, wie sie in ihren kurzen roten Togen storchbeinig durch das kleine Tal neben dem Teich wanderten und auf der anderen Seite wieder hinauf zum Hügel, wo die Lastwagen standen.

Die Kikuyu und Wakamba, meist in schäbigen Stadtanzügen steckend, wirkten weniger zerknittert als die Massai, aber ebenso töricht, während sie sich in durchnässten, zerlumpten Gruppen davonmachten. Einzelne, die in

Bussen und Lastwagen gekommen waren, weigerten sich, zurückzufahren, und machten sich zu Fuß zur Hauptstraße auf den Weg. Nachdem Stephen Ndegwa sich überzeugt hatte, daß seiner Frau kein ernstlicher Schade zugefügt worden war, hatte er sich zu den Bussen begeben und versucht, die Rückfahrt zu organisieren. Die meisten der Sikh-Fahrer waren bei ihren Fahrzeugen geblieben und zur Abfahrt bereit. Aber die nacheinander startenden Busse kehrten halbvoll zu den Städten und Reservaten zurück. Die Menge hatte sich wie aus einem Kornfeld aufgescheuchte Krähen zerstreut.

Die Polizei hatte einige der Unruhestifter festgenommen und bereitete nun den Transport der Verletzten zu den Eingeborenenhospitälern vor. Sie hatten einen der Männer erwischt, die von den Lautsprecherwagen aus Ndegwas Worten widersprochen hatten. Aber er war seinen Wächtern entkommen, als die große Schlacht begann, und von der Menge aufgeschluckt worden. Die Wagen selbst würden sich als Eigentum eines Leihdienstes erweisen, und die grob, aber wirksam zusammengebastelten Sendeapparaturen waren vermutlich von irgendwelchen eingeborenen oder indischen Elektrikern installiert worden.

O'Flaherty betrachtete verdrossen die Toten auf dem Rasen – betrachtete gleichgültig die Verwundeten, die entweder davonhumpelten oder weggeschafft wurden.

»Wir werden die überlebenden wegen Friedensstörung belangen«, sagte er. »Mit Anklage wegen Mordes ist nichts zu machen. Bei solchen Geschichten weiß man nie genau, wer wen sticht. Eine ganz hübsche Schweinerei, Ndegwa. Ganz gerissen – mit diesen Feuerwerkskörpern Bomben zu imitieren und Ihnen dann mit diesen anderen Stimmen dazwischenzukommen. Danken wir Gott für das Gewitter. Wär's nicht gekommen, hätten meine Leute noch immer damit zu tun, diese Sache zu stoppen.«

Stephen Ndegwa hob die Schultern.

»Offensichtlich sind die Mächte des Bösen noch immer am Werk. Ein wahrer Jammer. Macht meinen schönen Plan, Kamaus Geist zu bannen *und*

Mrs. Stuarts Farmprojekt wieder auf die Beine zu bringen, völlig zunichte. Es wird natürlich in allen Zeitungen stehen, und die *Baraza* wird auf Kisuaheli vor Freude verrückt werden. Und Radio Kairo selbstredend auch. Ich werde irgendwas Drastisches tun müssen, um die Unruhestifter auszurotten. Es wird ein Riesenschritt sein müssen, dessen bin ich sicher.«

»Ich wünsche Ihnen Glück«, sagte der Polizeimann. »Kommen Sie, Nigel, schaffen wir die Toten und Halbtoten vom Gelände. Ich kann mir nicht vorstellen, daß Sie bald wieder Genehmigungen für irgendwelche Reden bekommen werden, Ndegwa. Und bestimmt wird sich kein Schwanz in Zukunft mehr hier halten lassen. Viel Glück für Ihren Riesenschritt. Guten Tag.«

»Guten Tag«, sagte Stephen Ndegwa und ging mit gesenktem Kopf zurück ins Haus. Juma war auf der Veranda damit beschäftigt, die Glasscherben mit einem Besen zusammenzukehren. Ein anderer Boy wischte das Blut von den Stufen und vom Fußboden der Veranda.

Philip Dermott unterhielt sich im Wohnzimmer mit George und Nell Locke und seiner Frau Jill, als Ndegwa eintrat.

Er sah Ndegwa mit einem Ausdruck kühler Abneigung entgegen.

»Scheint, als ob sie ihr kleines Picknick ein bißchen aufgemöbelt hätten, Ndegwa«, sagte er. »Ich hatte so eine Ahnung, sie würden's. Ein paar von den Jungs und ich schlichen uns hintenrum rein, als die Sache in bestem Schwung und Sie mitten in Ihrem Striptease waren. Wir dachten, ein bißchen Extraartillerie könnte gebraucht werden, wenn Ihre Schäflein allzu üppig würden. Wenn's Ihnen ein Trost ist – niemand wär' näher ran gekommen als bis zu den Stufen. 'Meine Jungs hatten Maschinenpistolen. Sie glauben nicht an Knüppelabwehr.«

»Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit«, sagte Ndegwa. »Es war sehr rücksichtsvoll von Ihnen, sich um uns Sorgen zu machen.«

»Ich war weniger um Sie als um meine Frau und meine Familie besorgt«, sagte Philip Dermott heiter. »Aber Ihr Tag ist noch nicht zu Ende. Ein paar von den Jungs möchten mit ihnen reden – drüben auf Don Bruces Farm. Es

ist eine durchaus gut gemeinte Methode, Sie über etwas anderes in Kenntnis zu setzen, womit Sie es zu tun bekommen werden.«

Ndegwa sah zu George Locke hinüber, der seinen Blick gesenkt hielt.

»Was soll das heißen?« fragte er scharf. »Wer sind ›die Jungs‹, und wer sagt, daß ich was mit ihnen zu tun haben will?«

Philip Dermott lachte hart auf und schlug auf seine im Halfter steckende Pistole.

»Die Jungs«, erwiderte er, »sind fast alles Freunde von mir – Farmer und dergleichen. Sie können sie auch Patrioten nennen. Eine Art Miliz. Und *sie* sagen, daß Sie was mit ihnen zu tun haben werden. *Das* –« , er schlug wieder auf die Pistole, »– sagt, daß Sie was mit ihnen zu tun haben werden. Und wenn Sie's noch genauer wissen wollen, *ich* sage, daß sie eine ganze Menge mit uns zu tun haben werden.«

Ndegwa sah den jungen Mann gleichmütig an.

»Ihr Ton gefällt mir nicht, und Ihre Drohungen kümmern mich nicht. Es gibt noch so etwas wie Gesetz und Ordnung in Kenia.«

Philip Dermott lachte erneut. Er strich mit der Hand über sein igeliges, kurz geschnittenes Haar.

»Wie das, was ich eben im Hof meiner Tante gesehen habe? Ist das Ihr Gesetz und Ordnung in Kenia? Hören Sie zu, Ndegwa. Ob sie gehen oder sich tragen lassen wollen, ist mir einerlei. Wir tun Ihnen wirklich einen Gefallen. Wir wollen Ihnen nur unsere Position klarmachen, so daß Sie sich danach richten können. Kommen Sie also mit, oder sollen wir kommen und Sie bei dunkler Nacht einkassieren?«

Stephen Ndegwa wandte sich an George Locke.

»Ich kann vermutlich ebensogut diesen jungen Mann begleiten. Wie geht's meiner Frau?«

»Sie sollte noch einen Tag oder so Ruhe haben. Wir haben sie in ein Gästezimmer gelegt.«

»Könnten Sie auch meine andere Frau und die Kinder für ein paar Tage unterbringen? Irgendeins der Häuser in der Arbeitersiedlung wäre recht, wenn sich jemand darum kümmert, daß sie was zu essen bekommen.«

»Ich werde dafür sorgen, Mr. Ndegwa«, sagte Jill Dermott und warf ihrem Mann einen Blick zu, als hätte sie ihn nie zuvor gesehen. »Werden Sie heute abend hierher zurückkommen, wenn Sie mit – mit *ihm* fertig sind?« Sie wies mit einer Kopfbewegung auf Philip Dermott.

»Nein. Ich glaube nicht. Ich habe Verschiedenes in Nairobi zu tun – andere Dinge.« Sein Blick glitt zu Philip Dermott hinüber. »Das heißt natürlich, wenn mir gestattet wird, in die Stadt zurückzukehren.«

»Klar. Diesmal liegt's durchaus in unserer Absicht, Sie nach Nairobi zurückzuschicken. Erst nächstesmal – falls es nötig werden sollte – wäre die Möglichkeit Ihrer Rückkehr zweifelhaft. Kommen Sie. Sind Sie soweit?«

»Ich bin soweit. Sagen Sie Mrs. Stuart, wie leid es mir tut, daß alles so schlecht ausgegangen ist, Locke. Vielleicht finden wir einen anderen Weg. Aber im Augenblick sieht alles recht trübe aus. Ich fürchte, das Glenburnie-Projekt ist erledigt und die Farm dazu, wenn Sie nicht Arbeitskräfte von anderen Stämmen heranschaffen können.«

Er ging zur Ecke hinüber und sprach schnell auf Kikuyu zu seiner Frau und den Kindern.

»Ich muß für eine Weile mit diesem Mann fort, und danach muß ich nach Nairobi. Ihr bleibt hier. Man wird gut für euch sorgen. Der Doktor und diese guten weißen Frauen werden euch geben, was ihr braucht, und werden auch nach Wanjiro sehen. Lebt wohl.«

Er drehte sich zu Philip Dermott um.

»Lassen Sie mir bitte fünf Minuten, um mich anständig anzuziehen.« Und er verschwand, eine untersetzte, fettbäuchige, doch seltsam würdevolle Gestalt in Armeeshorts und mit Resten der Farbe, mit der er sich beschmiert hatte, noch im Gesicht.

Stephen Ndegwa betrachtete den jungen Mann, der neben ihm im Rücksitz des großen weißen Mercedes saß. Er sah ein Gesicht, das in seiner

Weichheit früher vermutlich fast mädchenhaft hätte genannt werden können und das nun mit seiner strengen, langen Nase und den harten Muskelwülsten der Kiefer kalt und starr wie Granit schien. Er trug die Kleidung der Farmer – Buschjacke, Shorts, hohe, kalbslederne Wüstenschuhe und dicke Wollsocken. Zur größeren Bequemlichkeit hatte er den Halfterriemen des langen Revolvers gelockert, der jetzt auf der Innenseite eines seiner Schenkel lag. Dieser junge Dermott war sehr groß und ziemlich mager, aber er hatte etwas von rohem, ungegerbtem Fell an sich. Er sagte nichts, rauchte nur und starrte aus dem Fenster.

Stephen Ndegwa spürte kein Verlangen zu reden. Sein Herz war von der Bitternis der Enttäuschung über das Shauri auf der Farm erfüllt – von dem Debakel, das hinter ihm lag. Es gab für ihn keinen Zweifel, wer den Aufruhr angestiftet hatte. Diese Sache heute stank durch und durch nach Matisia.

Matisia. Noch heute morgen hatte er gedacht, wenn er Matisia mit dem drohte, was die Hure ihm erzählt hatte, würde Matisia verschwinden. Jetzt war er nicht mehr so sicher, daß Matisia verschwinden würde. Bei diesem Shauri heute hatte er eine sehr starke und feste Hand gezeigt. Er war unmissverständlich ins offene Feld hinausgetreten, um den Kampf gegen Ndegwa aufzunehmen. Vielleicht genügte es nicht, Matisia nur wegzuschicken. Vielleicht – Ndegwa schob den Gedanken beiseite. Er hatte die Verschwörungen satt, die nur immer zu Unruhen und so oft zu Blutvergießen führten. Ein Dutzend Tote oder mehr lasteten seit diesem Mittag auf seinem Gewissen. Es durfte nicht so weitergehen – aber der Aufruhr in Glenburnie hatte deutlich gezeigt, daß der Weg zur Führung Kenias nicht mehr der Weg der Vernunft und Mäßigung war, wenn solche Möglichkeit überhaupt je bestanden hatte. Matisia und andere gleich ihm hatten die Vernunft vernichtet, wie Macbeth den Schlaf gemordet hatte.

Und nun dieses Geschäft mit dem kurzgeschorenen jungen Briganten an seiner Seite.

»Hapa. Sasa. Kushoto.« Der junge Desperado hatte dem Fahrer Kipro auf die Schulter getippt und wies ihn nun in einen Seitenweg. Sie näherten sich

einem Tor, das aus vielen verschiedenen Stammesspeeren bestand. Das Schild besagte einfach: *Campt ya Wazungu*.

Als der Fahrer ausstieg, um das Tor zu öffnen, sagte Philip Dermott lakonisch: »Sie finden dauernd alles mögliche Zeugs auf diesem Tor. Hunde, Schafe – neulich einen fetten schwarzen Gentleman mit durchschnittener Kehle. Hieß Kungo. Arbeitete früher hier. Wirklich ein ganz handliches Tor für solche Dinge.«

Sie fuhren einen ausgefahrenen, vom Regen zerwaschenen Weg entlang, an dessen Rändern langes Unkraut wuchs, an Feldern vorbei, deren Ähren ausgewachsen waren. Die Zäune waren an mehreren Stellen zerbrochen, und hier und da waren eingeborene Schafe zu sehen, die zusammen mit Ziegen weideten. Die Farm bot einen Anblick allgemeinen Verfalls und trübseliger Verödung; sie wirkte ungeliebt, wie es mit unbearbeitetem Land so schnell der Fall ist.

»Pflegte ein hübsches Schaukästchen zu sein, wie Glenburnie ein großer Schaukasten war«, bemerkte Philip Dermott halbwegs liebenswürdig. »Aber es passierten so viele Dinge, die sie kaputtmachten, daß der arme Don Bruce sie aufgeben mußte. Vermutlich haben Sie was darüber gehört – möglicherweise haben Sie's sogar organisiert.«

»Und Bruce ist also zurückgekommen? Was bringt ihn ins Feuer zurück, nachdem er Kenia hinter sich hatte?«

»Er wird's Ihnen selber erzählen. Er hatte das Gefühl, daß es niederträchtig und feige war, sich vor seiner Verantwortung zu drücken und sich in England zu verkriechen. Er gehört zur dritten Kenia-Generation. Er bildet sich ein, genauso viel Recht hier zu haben wie irgendein anderer. Natürlich wollte er das Leben seiner Frau und der Kinder nicht aufs Spiel setzen. Aber sobald sie einmal in Sicherheit waren, bekam sein Gewissen die Oberhand, und jetzt ist er zurück. Ich muß Sie warnen, daß er in scheußlicher Stimmung ist. Sie werden die meisten der Jungs in reichlich rauer Gemütsverfassung finden. Die Art, wie die Dinge in Kenia laufen, gefällt ihnen seit einiger Zeit nicht mehr.«

Es schien keine Antwort darauf zu geben, und Stephen Ndegwa schwieg deshalb, bis sie im Hof ankamen. Das mit Unkraut verfilzte Gras war kniehoch gewachsen und verbarg fast völlig die weißgetünchten Steine, die die halbkreisförmige Auffahrt abgegrenzt hatten. Blumenbeete waren entweder in Samen geschossen oder in unkontrollierter Verschwendung stürmisch weitergewuchert. Nicht weniger als ein Dutzend Landrover waren im Schatten der Bäume geparkt. Hunde liefen an langen, zwischen den Bäumen befestigten Gleitleinen hin und her. Meistens Doggen oder Doggenkreuzungen. Ein paar Dobermann-Pinscher waren darunter. Sofort begannen sie, wütend zu bellen. Einige von ihnen waren riesig, stellte Ndegwa fest – dieser große, geifernde schwarze Bursche mußte an hundertfünfzig Pfund wiegen.

»Spürhunde, Bluthunde«, sagte Philip lakonisch. »Don Bruce hatte früher Hunde auf Spurensuchen trainiert. Diese Biester haben von Vielrassigkeit noch nichts gehört. Sie mögen keine Schwarzen. Sie haben's so gelernt. Gehen Sie ein bißchen dichter an den nächsten ran, und Sie werden merken, was ich meine.«

»Danke. Ich bin dicht genug«, sagte Ndegwa, als die geifernde Dogge auf ihn zustürzte, soweit die Leine es zuließ, aufgerichtet auf den Hinterläufen, die wirbelnden Vorderläufe in der Luft, mit schlitzigen Augen und über die Zwei-Zoll-Fänge zurückgezogenen Lefzen. Ndegwa überlief ein Schauer.

»Kommen Sie rein«, sagte Philip Dermott. »Es ist beinahe Cocktailstunde. Einige der Jungs sind dafür bekannt gewesen, daß sie zu den gesetzlich erlaubten Tageszeiten tranken statt schossen. Wir werden bestimmt was zu trinken kriegen.«

Sie stiegen zur Veranda hinauf, und Ndegwa bemerkte, daß die Fenster erst kürzlich durch Gitter gesichert worden waren.

»Kommt mir sonderbar vor, in *diesem* Haus Fenstergitter und verschlossene Türen vorzufinden«, sagte Philip Dermott. »Selbst während des Aufstands war dies Haus nie verriegelt. Es gab hier einen zahmen Hexenmeister mit einem mächtigen Zauber, der den Platz frei von Schaden hielt. Irgend jemand brachte den Hexenmeister um und den Zauber mit ihm.

Danach hatten sie hier nichts als Kummer. Zuletzt, als sie Bruces Aufseher entführten, weil sie einen Hauptgang für das reizende Mahl bei einer Eidzeremonie brauchten. Die Leiche wurde nie gefunden, oder wissen Sie's anders?«

Ein riesiger, ziemlich rothaariger Mann mit braunen Augen und einer lächerlich kleinen Nase in einem breiten, sommersprossigen Gesicht öffnete die Tür. Er sah Ndegwa ungerührt entgegen.

»Kommen Sie rein«, sagte er. »Ihr habt also die Schweinerei in Glenburnie gut überstanden. Wie ist Tante Charlottes Kopf mit dem Stein fertig geworden?«

»Sie wird's machen«, sagte Philip Dermott. »Ihr Schwiegerneffe umschwebt sie mit feuchten Tüchern und dergleichen. Das ist Ndegwa, Don.«

»Kommt ins Haus«, sagte Bruce. Sein Blick auf Ndegwa war ohne Ausdruck. »Was wir Ihnen zu zeigen haben, wird nicht viel Zeit in Anspruch nehmen. Nur das Führungskomitee ist hier, und ich bin ermächtigt, für die Gruppe zu reden.«

Es war fast völlig dunkel im Raum, da es kein elektrisches Licht zu geben schien. Nur ein kleines Feuer flackerte kümmerlich im Kamin.

Stephen Ndegwas Augen brauchten einen Moment, um sich an die Düsternis zu gewöhnen, dann begann er die Gesichter der Männer zu unterscheiden. Sie saßen in Stühlen und auf dem Fußboden, lehnten am Kamin oder an den Wänden. Der Raum roch nach Männern – nach Tabak, Holzfeuer und Alkohol, nach Fett und Gewehröl und alter, durchschwitzter Kleidung.

»Zünd mal einer ein paar Lampen an«, sagte Don Bruce. »Hier drin ist es so schwarz wie die Sünde. Ich möchte, daß unser Gast unsern Anblick genießt, und danach, daß einer ihm das Waffenlager, die Benzinreserve und die Radiobude zeigt. Möchten Sie einen Drink, Ndegwa?«

»Nein, danke«, sagte Stephen Ndegwa. »Ich möchte lieber mit dem vorankommen, was Sie im Sinn haben. Fangen Sie an und lassen Sie mich meinen eigenen Angelegenheiten nachgehen.«

»Sie sehen sich von einer klassischen Kollektion der Art Männer umgeben«, sagte Don Bruce, »die man als so was wie raue Helden anzusehen pflegte, bis es Mode wurde, über sie die Nase zu rümpfen. Sie werden Kolonisten genannt – dreckige, stinkende, die Schwarzen misshandelnde, landausplündernde Kolonisten, die in dieser neuen Welt Macmillans, Macleods und der Vereinten Nationen jedermann anspuckt. Die meisten von uns haben Familie – und die meisten von uns haben im letzten großen Krieg mitgekämpft. Wir sind Farmer, Anwälte, Polizisten, Ladenbesitzer, Wildhüter, Ärzte und Ingenieure. Aber die meisten sind Farmer. Wir sind am Land interessiert – an *unserm* Land. Wir sind an unserm Land interessiert, weil wir's geschaffen haben und weil wir's behalten wollen.«

»Gut, ich weiß, worauf Sie hinaus wollen«, sagte Ndegwa. Er konnte die Gesichter nun deutlich sehen – es waren die Gesichter, die man an der Bar im *Norfolk* oder im *Stanley* sah, die Gesichter, die man über einem Drink im *Thorn Tree* mit hübschen Frauen lachen sehen konnte, die gleichen Gesichter, denen man in den Dukas im Oberland und in den kleineren Kneipen begegnete. Es waren meistens irische und schottische Gesichter, hier und da untermischt mit dem dunkleren Gesicht eines Italieners oder Griechen. Nicht alle waren sie jung – manche waren in den Fünfzigern. Zu ihnen gehörten harte, tief eingekerbte Züge, vorspringende Backenknochen und beulige Stirnen, starke Kinnladen, unregelmäßige Nasen und abstehende Ohren. Es war die Art von Gesichtern, die zu Händen wie denen Donald Bruces paßte – großen, viereckigen, rissigen, sommersprossigen Händen mit borkigen Knöcheln. Es war die Art Hände, die zu Pflügen, Maschinenersatzteilen und immer zu Gewehren paßte. Es waren Hände, die Flugzeuge, Traktoren und Landrover steuerten. Es waren Hände, die ein Gefühl für Pferde, Frauen, Kinder und Hunde besaßen. Es waren Keniahände, dachte Ndegwa, und die Gesichter waren zweifellos Keniagesichter, wie die Kord- und Khakihosen und Stiefel zweifellos Keniakleidung waren.

»Es freut mich, daß Sie's begreifen.« Don Bruce stand spreizbeinig mit dem Rücken zum Feuer. »Ich nehme an, Sie wissen, daß Ihre Leute mich von meinem Land vertrieben hatten. Ich gebe offen zu, daß es ein Fehler von mir war, mich vertreiben zu lassen, wie es ein Fehler Charlotte Stuarts war anzunehmen, sie könne mit Leuten Ihrer Art zusammenarbeiten. Tja, Ndegwa, mit dem Vertreiben und Auskneifen ist es vorbei. Wir möchten, daß Sie das zur Kenntnis nehmen.«

Donald Bruce fuhr mit seiner großen Hand über das struppige rote Haar und feuchtete seine blassen, sommersprossenfleckigen Lippen. Fast verwirrt sprach er weiter.

»Ich kann mir wirklich nicht erklären, was über die Keniaweißen kam, Ndegwa. Vielleicht lasen wir zuviel – vielleicht wurde uns zuviel gepredigt. Jedenfalls verwandelten wir uns plötzlich aus Männern in eine Nation von Winselern, Drückebergern und Friedensaposteln. Ich versteh's wirklich nicht. Aber all das ist jetzt vorbei – und ein bißchen vom alten gesunden Menschenverstand ist wieder eingekehrt.«

Er wies mit dem Finger auf Ndegwa.

»Wir werden euch Leute töten, Ndegwa. Wir haben's schon früher gemacht. Jetzt aber werden wir massiv. Für jeden von uns, den ihr umbringt, werden wir tausend von euch umbringen. Wir werden eure Frauen und Kinder töten und eure Felder in Brand stecken. Wir werden eure Häuser verbrennen und eure Ziegen und Rinder schlachten. Wir werden euch mit Hunden jagen, aufhängen und verhungern lassen. Wir werden euch in Sklaventrupps zur Arbeit treiben und euch umlegen, wenn ihr euch beschwert. Und wir werden oben anfangen, Ndegwa, mit Ihnen, Gichuru, Mboya und all den andern. Sie werden als erster über die Klinge springen.«

Donald Bruce wandte sich ab und trat zu einem Tisch, um sich ein Glas zu füllen.

»In einem Satz, Ndegwa«, sagte Donald Bruce, »wir haben vor, Kenia wieder auf die Beine zu bringen. Wenn es weiter in diesem Land nach euch politischen Clowns ginge, hätten wir hier in spätestens einem Jahr wieder blutige Barbarei und Stammesfehden, oder ihr würdet es den Kommunisten

ausliefern oder verkaufen, und sie würden euch schlimmer behandeln, als wir's je taten. Wir sind entschlossen, das zu verhindern.«

»Und wie wollen Sie unsere Entwicklung zur Unabhängigkeit verhindern?« Ndegwa war wütend, es gelang ihm jedoch, seine Stimme verbindlich zu halten. »England hat uns gewisse Dinge versprochen – garantiert. In ein paar Monaten sind Wahlen. Wir verfügen dann über eine gesicherte Majorität. Wir werden ein afrikanisches Kabinett, damit sofort einen afrikanischen Premierminister und in kürzester Zeit Uhuru haben. Verzeihung, Mr. Bruce, aber ich sehe nicht recht, wie Sie es verhindern können, daß Kenia frei wird.«

»Es ist ganz einfach«, erwiderte Bruce. »Einfach, wenn Sie in Begriffen toter Leute denken. Uhuru nützt toten Leuten nichts. Die Russen und Chinesen fahren seit Jahren gut damit. Außerdem werden wir unsere Unabhängigkeit von England fordern. Wir wollen keine verdamnte Kolonie mehr sein. Wir wollen Kenia hochbringen, wie die Belgier den Kongo und die Deutschen Tanganjika hochgebracht haben.«

»Das klingt sehr ehrgeizig«, sagte Ndegwa und zündete sich eine Zigarette an. Es befriedigte ihn ein wenig, daß seine Finger nicht zitterten. »Ich denke nur, daß Sie gegen die Welt anrennen. Die Welt wird nicht zulassen, daß Sie Ihre Absicht ausführen.«

»Sind Sie dessen so sicher? Sind Sie wirklich so sicher? Die Welt läßt Castro in Kuba tun, was er will. Möglicherweise hat die Welt das unfähige, lärmende Gezänk von euch dressierten Affen so satt, daß sie ein bißchen Ordnung begrüßen wird! Vergessen Sie nicht, daß der Bruder Ihres Opfers Crane einer der oberen Zehntausend in den USA ist. Ndegwa ...«

»Ich glaube, ich habe jetzt genug leere Drohungen gehört«, sagte Stephen Ndegwa. »Es wäre mir lieb, nach Hause fahren zu können. Es sei denn, Sie hätten mir etwas Konkretes zu sagen. Etwas weniger Jugendliches.«

»Ich habe dies zu sagen: An dem Tag, an dem Brian Dermott gehängt wird, werden wir Sie und Ihre Kumpane hängen! Wenn nötig, hängen wir auch den Gouverneur! Und wir werden mit der systematischen Ausrottung

Ihres Volkes beginnen, was zu mehr Blutvergießen führen wird, als Lumumba je gegen die Balubas zustandebrachte!«

Donald Bruce trat dichter an Ndegwa heran.

»Ich habe dies zu sagen, jugendlich oder nicht: Für jeden Unfall, für jede Einschüchterung, für jedes Verbrechen Schwarzer gegen Weiße schlagen wir von nun an schwerer zurück, als wir's zu Beginn des Mau Mau-Aufstandes taten. Wir werden euch umbringen, wie die Portugiesen in Angola umbringen – dorfweise!

Ich habe dies zu sagen, Ndegwa: Wenn Ihre Majorität, die Macleod euch dieses Frühjahr in die Hand spielte, nächstes Jahr automatisch zustande kommt – wenn ihr mit eurer klaren Mehrheit im Gesetzgebenden Rat daran denken solltet, *unser* Land zu enteignen, werden wir euch zu Tausenden töten und *euer* Land in weniger als einer Woche vernichten.

Und wenn schließlich die Welt oder England versuchen sollte, uns niederzukuallen, werden wir unsere *und* eure Erde verbrennen und sterben, während wir euch noch töten! Wenn Sie Lust hätten, für ein paar Minuten in mein Büro zu kommen, könnte ich Ihnen ein paar sorgfältig ausgearbeitete Landkarten zeigen: zu vergiftende Quellen, anzusteckende Dörfer, zu verbrennende Felder – zu zerstörender Boden.«

Ndegwa spreizte seine Finger und betrachtete seine Nägel.

»Kann ich irgendwas tun, um dieses – dieses infernalische Gemetzel abzuwenden, das ihr Leute plant?«

»Ja, allerdings. Sie haben heute erlebt, daß es unmöglich ist, der Masse Ihrer Leute mit Predigten beizukommen. Ich kann Ihnen nur vorschlagen, Ihre politischen Genossen zusammenzutrommeln und ihnen zu erzählen, daß es in Zukunft keine Einschüchterung, keine geplanten Unruhen, kein großmäuliges Prahlen, was nach Uhuru passieren wird, keine Belästigungen unserer Frauen und kein Gerede, daß ihr das Land des Mzungu nehmen und ihn ins Meer jagen werdet, mehr geben wird.

Und –«, Donald Bruce tippte ihn auf die Brust, »– sehen Sie zu, ob Sie nicht irgendeinen Dreh finden, Brian Dermott nicht zu hängen! Ich sage Ihnen im tiefsten Ernst: Wenn Brian Dermott für die Erschießung Matthew

Kamaus baumelt, dann nur, weil wir das Gefängnis und den Sitz des Gouverneurs und euch Burschen nicht schon vorher in die Luft gejagt haben! Ihr hattet eure Symbole – wir haben jetzt unsere!

Sagen wir ruhig, Ndegwa, daß die Zukunft dieses Landes davon abhängt, ob Brian Dermott Kamaus wegen gehängt wird oder nicht! Ihr Nationalisten habt euch zu lange mit eurem Terrorregime amüsiert. Es wird Zeit, daß euch jemand zeigt, wie ein wirkliches Terrorregime aussieht! Wenn wir genug von euch umlegen, wird unser kostbarer Macleod vielleicht *uns* befreien! Beweisen Sie uns ein bißchen Aufrichtigkeit, indem Sie uns Brian Dermott ausliefern, und wir könnten uns entschließen, friedlich miteinander zu leben und euch euer Uhuru zu lassen!«

Don Bruces Gesicht war bleich, und ihm wurde plötzlich klar, daß er immer lauter geworden war. Er dämpfte mühsam seine Stimme und sagte: »Die Gruppe, die Sie hier sehen, ist typisch für eine Organisation, die sich ausbreitet und ganz Kenia umfassen wird. Es ist eine Truppe ehrlicher, freier Männer, die ihr Land und ihre Familien lieben, jetzt aber an die Mauer getrieben wurden. Ich möchte Sie warnen, Ndegwa. Tun Sie nichts – und lassen Sie Ihre politischen Freunde nichts tun, was uns in Fahrt bringen könnte!«

Er sah zu Philip Dermott hinüber und sagte:

»Ich bin fertig. Zeig Ndegwa unsere Ausrüstung, wenn er sie sehen will. Ich habe ihm nichts mehr zu sagen, noch möchte ich ihn länger sehen.«

»Ich glaube Ihnen die Ausrüstung aufs Wort«, sagte Ndegwa. »Ich würde es vorziehen, nach Hause zu fahren.«

Die wie mit Stacheln versehene Feindseligkeit der hartgesichtigen Männer im Raum ritzte ihn wie Dornen, während er langsam zwischen ihnen hindurchging und auf den Hof trat.

Inmitten gewaltigen Hundelärms stieg er in den Wagen und lehnte sich gegen das weiche Lederpolster zurück.

»Fahr auf dem Rückweg nach Nairobi bei meiner Shamba im Reservat vorbei«, sagte er zum Chauffeur.

In den weichen Sitz gelehnt, dachte er, während der große Wagen den unkrautüberwucherten, ausgefahrenen Lehmweg entlangholperte, daß es wirklich verrückt sei, bei seiner kleinen Farm vorbeizufahren. Verrückt, weil er so gewiß, wie er Ndegwa hieß, die Shamba niedergebrannt und von den Ziegen und Schafen keine Spur vorfinden würde. Ob Donald Bruce oder Abraham Matisias Männer seine Farm niedergebrannt hatten, spielte keine Rolle. Auf die eine oder andere Art würde seine Farm in Flammen aufgehen und seine Erde verbrannt werden.

97

Stephen Ndegwa saß grübelnd im Wohnzimmer seines Stadthauses. Die Dämmerung war schon vorbei, und der muffige Raum lag im Dunkel, aber ihm war nicht danach, das Licht anzuknipsen. Es war ihm lieber, nicht die schäbige Leere des Raums zu sehen. Die schwarzgewordenen Stengel verfaulender Blumen zu riechen, war schlimm genug. Der Boy hatte es unterlassen, die Blumen wegzuworfen, als er ihn rausschmiss, und er selbst war in der letzten Zeit zu beschäftigt gewesen, um sich mit unwichtigen Dingen im Haushalt abgeben zu können.

Großer Gott, wie still es war! Iris war erst zehn Tage oder so fort, und doch schien's eine Ewigkeit. Sicher war ihr affektiertes, gespreiztes Geschwätz oft ärgerlich gewesen, aber es hatte das Haus mit Geräusch erfüllt, und gewöhnlich hatte sie auch ihren Plattenspieler winseln lassen.

Er hob das Glas in seiner Hand, ohne Begeisterung. Er trank Whisky und Soda, und es schmeckte schal und stockig. Der Raum roch nach Zigarettenstummeln und abgestandenem Soda und Verzweiflung. Er hatte die Schuhe abgestreift und seine Füße auf einen anderen Stuhl gelegt, aber die Befreiung seiner Zehen bereitete ihm nicht den gewohnten Genuss. Er zündete sich eine neue Zigarette an und seufzte. Er würde sich in kurzem zu etwas entschließen müssen.

Es war seltsam. Von all den Leuten, die so tragisch in diese ungeheuerliche Schweinerei verstrickt waren, war er sich selbst der größten Sünde bewußt. Der größte Fehler lag bei Stephen Ndegwa. Ich hab' mich wie der nachlässige Vater benommen, der in voller Absicht zusieht, wie seine Kinder herumstreunen, bis eins ertrinkt und das andere das Haus anzündet, dachte er.

Matisia ist ein Vieh, Ungeziefer. Ich hätte ihn zertreten müssen. Kamau war halbverrückt vor Machtgier und verquollener Religiosität. Ich hätte ihm Zügel anlegen müssen. Ich hätte nicht in heuchlerischer Neutralität dabeistehen und zusehen dürfen, wie diese gefährlichen Kinder mit dem Feuer und viel zu nah am Wasser mit Abenteuern spielten. Ich hab' das alles schon früher gedacht und habe es beiseite geschoben.

Und nun hängt alles an mir; die ganze hoffnungslose, traurige Geschichte. Dein Fehler, Ndegwa, sagte er sich. Du wusstest es besser – du wusstest immer, daß einiges geschehen würde, und du hattest nichts dagegen, es geschehen zu lassen. Du bist schlimmer als die andern, weil du selbst mit ein paar ehrlichen, moralischen Grundsätzen angefangen und sie dann alle weggeworfen hast. Auch das hast du schon früher gesagt, Ndegwa.

Gut und schön, Ndegwa, wandte die andere Hälfte seines Ichs ein, aber du kannst nicht behaupten, es sei alles nur deine Schuld, daß eine harmlose amerikanische Frau und ein armes Kind und ein paar Angehörige deiner eigenen Rasse bei dem Zusammenstoß ums Leben kamen, ebenso wenig wie du dich dafür verantwortlich machen kannst, daß Matisia sich mit belgischen Nutten abgibt und weiße Jäger verrückt werden und Matthew Kamau umlegen. Kannst du dich nicht selbst anklagen, Ndegwa? Vermutlich könntest du's wirklich, wenn es fürs Ganze lebenswichtig wäre. Winde dich auf diese Weise aus der Geschichte hinaus, Boy.

Aber die Zeit der Haarspalterei ist vorbei, Boy, und du mußt dich für irgendeinen gangbaren Weg entschließen. Das heute war als Kompromiss sicher ein eklatanter Misserfolg. Du hättest es schaffen können. Du hättest es genau schaffen und dann Freund Matisia mit den Informationen der Nutte aus deinen zukünftigen Plänen rauszwingen können. Du hättest das

Land reibungslos vorangesteuert, hättest ehrlich und offen die Hand ausgestreckt, und nach Beseitigung einiger Hyänen hättest du mit den weißen Siedlern zu einer anständigen Vereinbarung über friedliche und gedeihliche Koexistenz kommen können. Wirklich? Irgendwas anderes – ein anderer Matisia – würde immer auftauchen, um deinen wohlmeinenden Plänen ein Bein zu stellen. Das ist der Jammer bei Kompromissen mit der Moral, Boy. Nenn mich nicht ›Boy‹, Boy. Das Land steht dem Aufruhr, der Ausplünderung und tragischsten Verwirrung weit offen, solange es Matisia und Leute seines Schlages gibt, die keinen anderen Weg zur Macht kennen, als die Tiere mit Hass zu füttern. Es gibt die Gierigen und die Selbstsüchtigen, die diese Macht nur in Begriffen des Hasses gegen den Weißen und der Gier nach seinem Besitz sehen – seinem Land, seinen Wagen und seiner Lebensweise, selbst wenn diese seine Häuser und Frauen bedeutet.

Und, Gott erbarme sich unser, die Mehrzahl unseres Volkes sind einfache Menschen, die geführt werden müssen und die aus Unwissenheit blindlings folgen werden, wenn die Führer nur laut genug schreien und auf Hass und Rivalitäten und alten bösen Gewohnheiten und individueller Habgier herumreiten. Das Böse liegt nur bei den Führern, die lügen und das einfache Volk verführen – das Böse ist nicht in den armen Teufeln, die Speere schleudern und Steine werfen und nach Blut schreien.

Verdammt seien alle Politiker , mich eingeschlossen, dachte Stephen Ndegwa. Wenn wir uns nicht ändern, wird Afrika dauernd in Flammen stehen, um der Intrigen, Verschwörungen und kindischen Rivalitäten einer Handvoll eitler, selbstsüchtiger Männer willen, die sich für die erwählten Führer der blinden Majorität halten.

Schön, dachte er, ich kann die Toten nicht zurückbringen, und ich kann nicht wiedergutmachen, was im Namen Uhurus getan worden ist. Ich kann den Mau Mau-Aufstand nicht ungeschehen machen – ich kann Kamau nicht wieder zum Leben erwecken. Aber vielleicht kann ich noch ein paar Kastanien aus dem Feuer holen. Mit Glück. Ohne Glück kann niemand etwas schaffen. Eine Frau ist mir weggelaufen. Eine zweite ist verletzt.

Meine Shamba ist verbrannt. Aber ich kann vielleicht noch ein paar Dinge tun, die die Spannung ein wenig lösen und den Weg für eine bessere Art Leute ebnen könnten. Eines Tages, eines noch in ferner Zukunft liegenden Tages.

Ich kann diesen armen Irren, Brian Dermott, davor bewahren, daß er zur Propaganda für die englische Besänftigungspolitik den Schwarzen gegenüber hängt. Ich weiß, daß ich Brian Dermott retten kann, denn um Brian Dermott zu retten, brauche ich nur Matisia an den Galgen zu bringen, und das wird sehr einfach sein. Ich hab' mehr als genug, um Matisia an den Galgen zu bringen und damit möglicherweise ein paar von den andern davor zu bewahren, sich allzu stürmisch um Matthew Kamaus Erbe zu bemühen.

Und wenn ich Matisia an den Galgen bringe, kann ich Kamaus Geist bannen. Ich kann Matthew Kamau nur als unfähigen Mordanstifter zeigen, der für sein Verbrechen gegen sein eigenes Volk starb. Ich kann ihn als einen habgierigen, bösen Mann zeigen, der mehr als bereit war, die Seinen zu ermorden, um sie zu bestehlen, und schließlich die Seinen zu versklaven. Ich bin ein sehr guter *Redner*, sagte Ndegwa, um nicht zu sagen, ein guter *Mensch*. Mit der richtigen Art Forum kann ich diesen Aspekt verbreiten, und es gibt kein besseres Forum als einen Gerichtssaal mit einem Aufsehen erregenden Mordprozess und einer knallvollen Pressetribüne. Die Augen der Welt werden auf diesem Prozess ruhen. Es wird ein größerer Prozess werden als der Prozess Francis Powers' in Moskau. Er wird größer sein, weil's bei ihm nicht nur um Ost und West, sondern auch um Schwarz und Weiß und um Recht und Unrecht geht.

Ich kann durch diese eine symbolische Tat wenigstens die massive Vergeltungsaktion der bewaffneten weißen Männer, die ich heute sah, verhindern. Sie werden sich sicher als bewaffnete Macht erheben und einen Strom von Blut und einen Wald von Feuer schaffen, falls Brian Dermott hängt. Sein Tod ist nicht so viele unschuldige Tode aus Rache für diese armselige Angelegenheit wert. Wenn ich ihn retten kann, kann ich vielleicht auch das Land retten, dachte er und fühlte sich ein wenig aufgemuntert.

Die weißen Siedler zufrieden zu stellen, ist wichtig, äußerst wichtig für Kenias Wohlfahrt gerade jetzt, dachte er. Die Truppen in Kahawa, die Eingeborenenpolizei, die weiße Polizei sind in der Lage, jeden Eingeborenenaufruhr niederzuwerfen, der aufflackern könnte, wenn Brian Dermott nicht gehängt wird.

Aber würde England gegen seine eigenen Leute vorgehen, wenn sich die Weißen in Massen erheben? Wird das importierte Militär in Kahawa die Gewehre gegen das eigene Fleisch und Blut richten, in einem fremden Land, das diese weißen Rebellen dem schwarzen Dschungel erst entrissen? Ich weiß es nicht, aber Brian Dermotts Hals als Siegeszeichen der Rache ist das Risiko nicht wert. Die kampfbereiten Siedler haben diese Runde gewonnen, obwohl sie nicht einmal wissen konnten, wie leicht es für mich sein wird, Brian Dermott zu verteidigen. Mit dem, was ich weiß, könnte ich ihn selbst dann frei kriegen, wenn ich *weiß* wäre.

Nein, dachte Ndegwa, ich bin viel zu zynisch. Ich war immer viel zu zynisch. Das ist meine größte Schwäche gewesen, weil Zynismus Trägheit ist, und in meinem Fall hat sich Trägheit als Schwäche und Verlust an moralischer Kraft erwiesen.

Ich werde also Brian Dermott verteidigen und ihm wenigstens physische Freiheit geben, weil ich im Grunde glaube, daß die Rache dem Allmächtigen gehört und daß über Recht und Unrecht nicht von kreischenden Mobs oder wilden jungen Männern mit Gewehren – sondern in angemessenem Ablauf von Gesetz und Gesetzgebung entschieden werden sollte. Der einzige Ort für die Festlegung des Begriffs Gerechtigkeit ist der Gesetzgebende Rat und für ihre Durchsetzung der ordnungsgemäß zusammengestellte Gerichtshof.

In dieser Hinsicht bin ich kein Zyniker. Wenn die ganze Welt einen Schwarzen sich vor Gericht erheben sieht, um einen Weißen zu verteidigen, der den schwarzen Kollegen des schwarzen Verteidigers getötet hat, und das in einem nach Freiheit heulendem schwarzem Land, wird die Welt vielleicht für einen Augenblick innehalten und manche Schlechtigkeit und Gewalttat seines gegenwärtigen Amoklaufs in die Zerstörung neu bewerten.

Vielleicht werden, wenn dieses Zeichen gesetzt ist, die im Grunde anständigen jungen Männer wie Philip Dermott und Donald Bruce wieder an die Arbeit gehen, wird es einer guten Frau wie Charlotte Stuart erlaubt sein, ihren Besitz für alle zu öffnen, ohne von Leuten wie Matthew Kamau und Matisia – und *mir*, immer das *mir* – gehemmt und verfolgt zu werden.

Die Welt wird gewiß auf dieses Schauspiel aufmerksam werden. Zuviel steht hier für die Welt auf dem Spiel, als daß sie es nicht bemerken könnte. Vielleicht ist Brian Dermott auf seine rührende Weise heute der wichtigste Mann der Welt.

Stephen Ndegwa erhob sich aus seinem Stuhl und knipste das Licht an. Er sah sich in dem unordentlichen, muffigen Zimmer um und zuckte die Schultern.

»Man sagt, nur ein guter Mann wisse, wann er geschlagen sei, Ndegwa«, sagte er laut. »Wenn das wahr ist, mußt du wahrlich ein sehr guter Mann sein. Weil eins gewiß ist: Wenn du Matisia an den Galgen bringst und Kamau als gemeinen Gauner und Mörder überführst, wird deine politische Partei himmelhoch explodieren und du womöglich sogar noch höher. Als beliebter und bekannter afrikanischer Politiker würdest du nicht mal zum Müllinspektor, wie meine amerikanischen Freunde, glaub' ich, sagen – gewählt werden können. Immerhin ...«

Er schlurfte müde zum Telefon hinüber und wählte dieselbe Nummer von der Nacht zuvor, als sich die belgische Prostituierte Lise Martelis in diesem Raum befunden hatte. Es schien eine Million Jahre her zu sein. Er wartete, wippte mit der Fußspitze und sagte dann:

»Hallo! Inspektor Barnes, bitte. Hier Ndegwa. Hören Sie, David. Ich möchte, daß Sie einen Mann namens Abraham Matisia auflesen. Richtig. Kamaus Kumpel. Vermutlich meiner auch, wenn Sie schon davon reden. Ich wünsche ihn wegen Mordverdachts eingelocht. Sie haben seine Adresse. Reichlich. Wegen Mittäterschaft in den Fällen Kathleen Crane, Amerikanerin, und dreier Leute, deren volle Namen ich noch nicht habe. Genau. Karioki Soundso, Njeroge Soundso und Kidogo Soundso. Ich weiß,

Sie haben zwei von den Leichen nicht gefunden – aber die Cranes und die andere genügt, um ihn aufzuknüpfen ...«

Das Telefon sumnte.

»Nein, natürlich hab' ich sie nicht vergessen. Packt sie um Himmels willen nicht aus Versehen in dieselbe Zelle. Sie wird in seinem eigenen Prozess gegen ihn auftreten und außerdem als sachkundige Zeugin im Prozess Brian Dermotts. Natürlich. Ich formuliere die von der Frau als Zeugin erhärtete Beschuldigung. Sie ist Ohrenzeugin des Komplotts. In einer Stunde oder so bin ich drüben. Nein. Ich bin *nicht* geheimnisvoll. Sagen wir, ein persönliches Interesse an beiden Fällen. Danke Ihnen!«

Stephen Ndegwa legte den Hörer auf und ging zum Schlafzimmer hinüber. Er kramte in einem oberen Schrankfach und zog eine schwarze Hutschachtel heraus. Er griff in die Hutschachtel und entnahm ihr eine zerknüllte, gelblich-weiße, langlockige Anwaltsperücke.

Er stülpte sich die Perücke auf den Kopf und trat vor den reichlich verzerrt reflektierenden Spiegel. Die Perücke saß schief, und obwohl sie schmutzig und vor Alter vergilbt war, wirkte sie gegen das tiefe Braun des Bulldoggengesichts mit den Augensäcken und speckigen Backen schneelig.

»Herr Vorsitzender, meine Damen und Herren Geschworenen ...«, sagte er spöttisch, riß die Perücke herunter und warf sie aufs Bett. Ob Anwaltsperücke oder Kopfputz eines Kikuyu-Ältesten, immer wirke ich wie ein liederlicher, alter schwarzer Mann, dachte er. Morgen würde er eine neue Perücke kaufen. Es war reichlich lange her, seitdem er jemand verteidigt hatte, aber er erinnerte sich, daß eine frisch gekräuselte Perücke immer zusätzliches Selbstvertrauen vermittelte, wenn man es mit dem feierlichen Mann in der karmesinroten Robe unter dem Einhorn des Staates und den zwölf, in der langen Geschworenenbank zweireihig geordneten, würdig-ernsten Gesichtern zu tun hatte, während das Leben des Klienten in ihrer aller Händen, Herzen und Köpfen schwebte.

Es würde ein sehr arbeitsreicher Tag werden. Unter anderem hatte er die Auflösung der KeNAP als politischer Partei anzukündigen und seine eigene Kandidatur für jedes politische Amt zu widerrufen. Und er mußte Zeit für

ein Plauderstündchen mit seinem neuen Klienten Brian Dermott finden. Brian Dermott mochte sich seines Hasses auf die Afrikaner wegen schwierig zeigen, aber er war sicher, daß er Dermott herauspauken würde. Stephen Ndegwa war sich dessen genauso sicher, wie er überzeugt war, daß er für alle Zeiten als Politiker ausgespielt hatte. Vielleicht würde er zwischen unbedeutenden Diebstahlsfällen auf einem Stück Land Charlotte Stuarts seinen Acker bebauen. Das hieß natürlich, falls er überhaupt noch juristische Aufträge bekäme, wenn das Land schwarz geworden sein würde.

Stephen Ndegwa pfiff eine kleine Melodie vor sich hin, während er die Stufen zu seinem Wagen hinunterging. Die Sterne waren herausgekommen; das Donnerwetter des Mittags hatte die Dinge erheblich geklärt. Sein Kipsigi-Chauffeur schlief wieder, den Kopf aufs Steuerrad gebettet. Ndegwa stieß ihn rau an, und das Kinn des Fahrers rutschte auf den Ring der Hupe, die ein lautes Blöken von sich gab. Der Chauffeur riß die Augen auf.

»Ninataka kwenda kwa Bwana Polisi. Fahr mich zur Polizei«, sagte Stephen. »Und beeil dich.«

»Ndio, Bwana«, sagte der Fahrer, noch halb im Schlaf. »Zum Bwana Polisi?«

»Kwa Bwana Polisi nimekusema. Zum Bwana Polisi, hab' ich gesagt. Und zum letztenmal«, erwiderte Stephen Ndegwa, »nenn mich nicht Bwana! Sitaki wewe kusema Bwana. Mimi si Bwana!« Stephen Ndegwa ließ sich in die weiche Behaglichkeit der Lederpolster sinken und schloß die Augen. Es war ein sehr langer Tag gewesen, dachte er, und heute nacht würde er besser schlafen, als er jemals geschlafen hatte, seitdem er als Junge mit nacktem Hintern auf den Hängen des Ol Kalou herumgestreift war.

Fremdwörter-Verzeichnis

<i>A-a</i>	nein
<i>ADO</i>	Assistant District Officer (stellv. Bezirksamtmann)
<i>Akili</i>	Verstand
<i>Americano</i>	Nessel-, Baumwollstoff
<i>Amani</i>	Friede, Sicherheit
<i>amini</i>	ehrlich, zuverlässig
<i>ana</i>	er, sie, es hat
<i>anataka</i>	er, sie, es will, möchte
<i>angalia</i>	paß auf! Vorsicht!
<i>Askari</i>	Soldat, Polizist, Wächter, Uniformierter, Exekutivbeamter usw.
<i>Baba</i>	Papa, Vater, Greis, der Alte, du Alter
<i>Babu</i>	Großvater, Alter, Aufseher, Vormann
<i>Bafu</i>	Bad, Badewanne, Badezimmer
<i>Bakskishi</i>	Trinkgeld, Geschenk
<i>Banda</i>	Hütte, Fachwerkhaus aus Ruten, Lehm, Sand und Mist
<i>Bangi</i>	wilder Hanf, dessen Samen als Rauschgift geraucht wird
<i>Barabara</i>	künstlich angelegte Straße
<i>Baraka</i>	Segen, Heil
<i>Baraza</i>	Ratsversammlung, Veranda
<i>basi</i>	Gut, gut! Basta! So sei es!
<i>Bibi</i>	Frau, Ehefrau
<i>Biltong</i>	Trockenfleisch (an der Sonne gedörrt)
<i>bin</i>	Sohn des
<i>binti</i>	Tochter des
<i>Borna</i>	Umzäunung, Hecke, Zaun, befestigter Platz, Anlage, Regierungsgebäude, Bezirksamt, auch ›die Regierung‹
<i>Bombom</i>	Handgranate
<i>Braziru</i>	Brassière, Büstenhalter
<i>Bunduki</i>	Gewehr, Büchse, Flinte
<i>Bwana</i>	Herr, Gebieter

<i>Bwana mkubwa</i>	Großer Herr, Anrede des Weißen in leitender Stellung als Chef, Boss, Manager und des älteren Weißen im Gegensatz zu dessen jüngerem Bruder usw.
<i>Bwana mdogo</i>	Kleiner Herr, Anrede des Weißen ohne leitende Stellung und des jüngeren Weißen im Gegensatz zu dessen älterem Bruder
<i>Caftan</i>	arabische Kleidung
<i>Cbai</i>	Tee
<i>Chakula</i>	Essen
<i>chapu-chapu</i>	schnell-schnell, fix-fix
<i>Cheti</i>	Zettel, Brief, Papierblatt
<i>chini</i>	unten, nieder, tief
<i>chocheni</i>	aufstochern, aufstöbern
<i>Choo</i>	Klosett, Abort, Abtritt
<i>Chui</i>	Leopard
<i>chounga</i>	antreiben, aufpassen, weiden
<i>Colon</i>	Siedler, Kolonialpionier
<i>Damu</i>	Blut
<i>Darubini</i>	Fernglas, Feldstecher
<i>Dawa</i>	Medizin, Heilmittel, Zauber
<i>DC</i>	District Commissioner (Distriktkommissar)
<i>DFC</i>	Distinguished Flying Cross (Fliegerorden)
<i>Dhow</i>	Dhau, arabisches Segelboot
<i>Dick-Dick</i>	Gazellenart (wie Buschbock)
<i>Dini</i>	Glaubenslehre
<i>Djelaba</i>	arabisches Bekleidungsstück
<i>Dokitari</i>	Doktor, Arzt
<i>DSC</i>	Distinguished Service Cross (Militärorden, Verdienstkreuz)
<i>Duka</i>	Laden, Bazar, Verkaufsbude
<i>dume</i>	männlich
<i>Dundu</i>	Kürbisflasche
<i>E-e</i>	ja

<i>Fanusi</i>	Lampe, Laterne, Stall-Laterne
<i>Fisi</i>	Hyäne
<i>fuata</i>	folge! verfolge!
<i>Fundi</i>	gelernter Handwerker, Fachmann, Mechaniker
<i>fungua</i>	öffne! schließ auf!
<i>Gari</i>	Wagen
<i>Gariba</i>	Wasserbeutel Wassersack, Wasserflasche, Kürbisflasche
<i>Gechego</i>	Ziegenpferch in der Hütte
<i>Geko</i>	Hauseidechse
<i>GKM</i>	Allgemeine Kenia-Befreiungsbewegung
<i>GM</i>	St. Georgs-Medaille (Orden)
<i>Habari</i>	Nachricht, Botschaft, Erzählung
<i>Haik</i>	arabische Gesichtsbedeckung.
<i>baina</i>	er, sie, es hat nicht
<i>hakuna</i>	kein, ist nicht da
<i>hapa</i>	hier, da
<i>hapana</i>	es gibt nicht, es ist nicht, nein
<i>hata</i>	auch
<i>Hatari</i>	die Gefahr, gefährlich
<i>heia!</i>	auf! los!
<i>hi, hii</i>	dieser (verstümmelt)
<i>hodi?</i>	Darf ich eintreten?
<i>huko</i>	da, dort
<i>huyu</i>	er, sie, der da, diese da
<i>iko</i>	gibt es, es gibt
<i>Jambo</i>	›Guten Tag‹, ›Guten Morgen‹
<i>Jamboree</i>	Freudenfest, Lustbarkeit, Freude
<i>kabisa</i>	ganz, sehr, vollständig
<i>KADU</i>	Kenya Africa Democratic Union
<i>Kahura</i>	Beschneidungstanz, Zeremonie
<i>kali</i>	zornig, wütend, scharf, stark
<i>Kali</i>	die indische Göttin Kali

<i>kama</i>	wenn, sowie
<i>KANAU</i>	Kenya National Africa Union
<i>KANU</i>	Kenya Africa National Union
<i>Kanzu</i>	nachthemdartiges Obergewand
<i>kartbu</i>	komm herein, tritt ein
<i>KAU</i>	Kenya Africa Union
<i>Kazi</i>	Arbeit, Mühe
<i>Kelele</i>	Geschrei, Krach, Aufregung, Lärm
<i>KeNAP</i>	Kenya National Amalgamation Party
<i>Kenia</i>	deutsche Schreibweise für Kenya
<i>Kenya Moja</i>	›Ein Kenia!‹
<i>kesho</i>	morgen
<i>Kiboko</i>	Peitsche aus Nilpferdhaut, Nilpferd
<i>kidogo</i>	klein
<i>Kifaru</i>	Nashorn
<i>Kikoi</i>	Lendentuch
<i>Kilima</i>	Berg
<i>Kipande</i>	Ausweis, Arbeitskarte, Papiere
<i>Kisu</i>	Messer
<i>Kitabu</i>	Buch, Lehrbuch, Koran, Bibel, Liste der anwesenden Arbeiter in Buchform, Diarium, Journal usw.
<i>Kitu</i>	die Sache, etwas
<i>KKM</i>	geheimer Verschwörerbund
<i>Kofia</i>	Mütze, Hut, Fes
<i>Korongo</i>	Flussbett, Geländeeinschnitt, Schlucht
<i>KPR</i>	Kenya Police Reserve
<i>Kudu</i>	Kudu, große Antilope
<i>kufa</i>	sterben, eingehen (verstümmelt)
<i>kufahamu</i>	verstehen, begreifen, erkennen
<i>kuisha</i>	aus, vorbei, erledigt (verstümmelt)
<i>Kukri</i>	Gurkhadolch
<i>Kuku</i>	Huhn, Henne

<i>kula</i>	essen, genießen
<i>kutala</i>	schlafen
<i>Kuma</i>	weibliche Scheide
<i>kumi</i>	zehn
<i>kumi na mbili</i>	zehn und zwei (= 12) = 6 Uhr morgens oder 18 Uhr abends
<i>kunywa</i>	trinken
<i>kusema</i>	sagen, nennen, angeben, sprechen
<i>kusboto</i>	eigentlich
<i>kwa</i>	für, zu, an
<i>kwa heri</i>	›Auf ein Gutes!‹ Lebewohl, Adieu
<i>kweli</i>	gewiß, ja, wahrlich, natürlich
<i>kwenda</i>	gehen, fahren
<i>labdva</i>	vielleicht, möglich, eventuell
<i>lakini</i>	aber
<i>Legco</i>	Legislative Council (Gesetzgebender Rat)
<i>leo</i>	heute
<i>lete</i>	bring, hole
<i>lini</i>	wann
<i>Loiban</i>	Obermediziner
<i>Madudu</i>	Insekten, Käfer, Maden
<i>madume</i>	männliche (Tiere, Rinder usw.)
<i>Mafuta</i>	Fett, Lampenöl, Schmieröl, Öl, Talg
<i>Manyatta</i>	Haus
<i>Mapumbo</i>	Hoden
<i>maridadi</i>	vornehm, luxuriös, aufgeputzt, schick
<i>Mashauri</i>	Verhandlungen, Beratungen, Sachlage der Dinge, Angelegenheiten
<i>Matata</i>	Verdross, Schwierigkeiten, Unglück
<i>Mathanjuki</i>	Stammesaufnahme-Zeremonie
<i>Mawe</i>	Steine, Felsbrocken
<i>mbaya</i>	böser, schlechter, gemeiner (Kerl, Gedanke, Schritt usw.)

<i>Mchawi</i>	Zauberer, Mediziner
<i>Memsaab</i>	Dame, entsprechend Bwana (verstümmelt: Memsahib)
<i>mimi</i>	ich, mir, mich
<i>mingi</i>	viel, viele
<i>Mji</i>	Dorf, Kleinstadt, Siedlung
<i>Mlango</i>	Tür, Tor, Eingang
<i>Moran</i>	Massaikrieger
<i>Mpaka</i>	Grenze, bis
<i>Mpenzi</i>	Freundin, Geliebte, Schätzchen
<i>Mpishi</i>	Koch, Köchin
<i>Mshenzi</i>	im Busch wild lebender Neger, Buschneger, ungehobelter Wilder, unzivilisierter Schwarzer (Schimpfwort)
<i>Mswaki</i>	Busch, aus dessen faserigen Ruten Zahnbürsten gemacht werden, auch Zahnbürste
<i>Mtoto</i>	Junges, Tier oder Mensch, klein
<i>Mugumo</i>	Feigenbaum auf mächtigen Luftwurzeln, der dem Gott Ngai geweiht war und unter dem Gottesdienste stattfanden
<i>Mundumugu</i>	Mediziner, Zauberer
<i>Mungu</i>	Gott
<i>Musth</i>	bestimmte Sorte Tiergift
<i>Muuwaji</i>	Mörder
<i>Mwanamke</i>	weiblich, Frau
<i>Mzee</i>	alter Mann, ›Alter‹ (respektvolle Anrede)
<i>Mzungu</i>	der Weiße, Europäer
<i>mzuri</i>	gut, schön, tüchtig
<i>na</i>	und
<i>ndani</i>	in, hinein
<i>Ndege</i>	Vogel, Flugzeug
<i>ndio</i>	ja, so ist es
<i>Ndovu</i>	Elefant
<i>Nga</i>	Der allmächtige Gott
<i>NGD</i>	Northern Frontier District (Nördlicher Grenzdistrikt)

<i>ngine</i>	noch einmal, noch einen, mehr
<i>ngoja</i>	warte, warte mal
<i>Ngoma</i>	Trommel, Tanzvergnügen, festliche Veranstaltung
<i>Ngombe</i>	Rind, Rinder
<i>Nguvu</i>	Kraft, Stärke
<i>ni</i>	ich (bin), ich (habe) (verstümmelt)
<i>ninataka</i>	ich will, ich möchte
<i>nini?</i>	was? was ist los?
<i>Njama</i>	Krieger, tapferer, aufrechter Mann, Held
<i>njema</i>	gut, sehr schön
<i>njooni</i>	kommt
<i>Nugu</i>	Affe, du Affe
<i>Nyama</i>	Wild, Fleisch
<i>Nyani</i>	Affe
<i>Nyumba</i>	Haus, gut gebaute Hütte
<i>nyumbani</i>	zu Hause, im Hause, ins Haus
<i>pale</i>	dort
<i>Panga</i>	Kurzschwert, Buschmesser, Machete
<i>PC</i>	Provincial Commissioner
<i>piga</i>	schlage, schieße, trommle usw.
<i>piga mbio</i>	mach schnell
<i>Podo</i>	abgekürzt von Podokarpus (Baum)
<i>polepole</i>	langsam, geruhig
<i>Pombe</i>	alkoholisches Eingeborenengetränk, aus Zuckerrohr, Honig usw. gegoren
<i>Posho</i>	Essen, Verpflegung (Maismehl)
<i>Puggree</i>	an Hüten getragene Trophäen der Kleintierjagd, Krallen, Federn, Schlangenhautbänder, Fellstreifen
<i>Pukka Sabib</i>	eleganter Herr und Gebieter
<i>Pyrethrum</i>	Pyrethrum, eine Art Zwergmarguerite, deren Blüten ihres Giftstoffes wegen geerntet werden. Zusammen mit

Derriswurzel-Extrakt ergeben sie die giftigen Wirkstoffe in
den Insektenvertilgungsmitteln (Flit usw.)

<i>Rungu</i>	Totschläger, Ebenholzknüppel
<i>Saa</i>	Uhr, Uhrzeit
<i>Sabuni</i>	Seife, Seifenstrauch
<i>Safari</i>	Reise, Jagdausflug
<i>sana</i>	sehr, viel, mächtig
<i>Sanduku</i>	Kiste, Koffer, Gepäck
<i>Sansibari</i>	englische Schreibweise für Zanzibari: gelber, auf der Insel Sansibar eingefärbter Baumwollstoff
<i>Sari</i>	indisches Frauengewand
<i>sasa</i>	jetzt, nun, sofort, bald
<i>sawa-satva</i>	ebenfalls, gleich
<i>Serikali, Serkali</i>	Regierung, Behörde, Verwaltung
<i>Shamba</i>	Acker, Feld, Pflanzung, Plantage, Farm, Bauernhof, landwirtschaftlicher Betrieb
<i>Shauri</i>	Sache, Geschäft, Verhandlung, Versammlung, Unterredung, Problem, Thema usw.
<i>Shauri gani</i>	Was ist los? Was hast du? Wie geht es dir?
<i>Shauri ya Mungu</i>	Sache Gottes, höhere Gewalt, Zufall im guten und bösen Sinne, Verhängnis, Gnade, Gotteslohn
<i>Shilingi</i>	englische Schillinge zu 100 Cents
<i>Shuka</i>	Frauenlendentuch
<i>Shule</i>	Schule. In Tanganjika aus dem Deutschen ins Kisuaheli übergegangen
<i>si</i>	ich, sie, er nicht, nicht
<i>Sigara</i>	Zigarre, auch Zigarett
<i>Sigareti</i>	Zigarett
<i>sijui</i>	ich weiß nicht
<i>simama</i>	verweilen, bleiben, rasten, stehenbleiben
<i>Simi</i>	kurzes, zweischneidiges Stoßschwert
<i>sipendi</i>	ich mag nicht, habe nicht gern

<i>sitaki</i>	ich will nicht, ich verbiete etwas
<i>siwezi</i>	ich kann nicht, ich bin nicht in der Lage, ich bin krank, schwach usw.
<i>Sjambok</i>	Nilpferdpeitsche
<i>sobaj</i>	das ›Jambo‹ der Massai: ›Guten Tag‹
<i>Stengah</i>	indischer Männeranzug
<i>suria</i>	schnellstens, höchst eilig
<i>Taka-Taka</i>	Unrat, Abfälle, Gerümpel, Plunder
<i>Tarboosh</i>	Tarbusch, Fes, Kopfbedeckung
<i>tayari</i>	fertig, bereit
<i>tengeneza</i>	machen, reparieren, fertigen
<i>Thabu</i>	Fluch, auch Krankheit, Fehler, Versager, Reparatur
<i>Thingira</i>	Kikuyu. Männerhütte, die keine Frau betreten darf
<i>tia</i>	gießen, hineintun, hineinlegen
<i>TigwoiNawega</i>	Abschiedsworte: Lebewohl, ade usw.
<i>toa</i>	herausnehmen, abziehen, subtrahieren, bezahlen, Visier zurückstellen
<i>tu</i>	nur
<i>Tufanye</i>	Laßt uns machen
<i>Tumbaku</i>	Tabak
<i>Tumbo</i>	Bauch
<i>tupa</i>	wirf
<i>Upande wa kushoto</i>	linke Seite, links
<i>upesi</i>	schnell, eilig
<i>Uwongo</i>	Lüge, Unwahrheit, Schwindel
<i>vibaya</i>	schlecht, böse, gemein
<i>vilevile</i>	auch, ebenfalls
<i>Vyombo</i>	Werkzeug
<i>Waanawake</i>	Frauen, Weiber
<i>wako</i>	dein, deine
<i>Wallah</i>	Wärter, Aufseher, Oberaufseher
<i>wapi</i>	wo

<i>Watoto</i>	Kinder, die Kleinen
<i>Watu</i>	Männer, Leute
<i>Wazimu</i>	Verrücktheit
<i>ana wazimu</i>	er ist verrückt
<i>Wazungu</i>	Weißer, Europäer
<i>weka</i>	lege, stelle, setze
<i>wewe</i>	du, du bist
<i>Wog</i>	worthy oriental gentleman (ehrenwerter orientalischer Herr)
<i>ya</i>	von, des
<i>Yalla!</i>	O Gott! Du meine Güte! Meine Herren!
<i>yangu</i>	mein, meine

Die *Tagestunden* rechnen die Afrikaner folgendermaßen: Der Tag hat 12 Stunden und beginnt um 0 Uhr, d.h. morgens um 6.00 Uhr, und endet um 18.00 Uhr. Dann beginnt die Nachtzeit mit wieder 12 Stunden. Die Stunde Null morgens um 6.00 Uhr ist daher die Stunde 12 der Nachtzeitrechnung.

Die *Schusswaffen-Kaliber* werden folgendermaßen gerechnet:

- a) *Flinten* (Gewehre mit Schrotläufen): Gießt man aus einem Pfund Blei gleichgroße Kugeln, und zwar nur 12 Stück, so paßt jede in die recht große Gewehrlaufbohrung Kaliber 12. Gießt man aber aus der gleichen Menge 16 Kugeln, so ist der Lauf für diesen Durchmesser kleiner und hat das Kaliber 16, usw.

Kaliber 22 ist Kleinkaliber.

- b) *Büchsen* (Gewehre mit Kugellauf): Während der Deutsche das Kaliber nach Millimeter bezeichnet (7,65 mm, 8 mm, 9,3 mm und 12,5 mm bei der Elefantenbüchse), rechnen die Engländer und Amerikaner nach Bruchteilen von Zoll. Ein Zoll hat 25,4 mm. Kaliber .45 ist daher knapp ein halber Zoll und entspricht unserem 12 mm .38 ist etwa 10 mm und .32 etwa 8 mm.